HANDBOUND
AT THE

Die neue Rundschau

XXVIII^ter Jahrgang der freien Bühne

1917

Band 1

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1717
Bd.1
Pt 1-3

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Martin Buber, Rabbi Susja 392
Theodor Däubler, Apenninische Nacht 826
Richard Dehmel, Litauische Volkslieder 106
Alfred Döblin, Der Feldzeugmeister Cratz 513
Otto Flake, Der Tausch 77
Gustave Flaubert, Tagebuch der Reise nach Karthago . . . 475
Hermann Hesse, Der schwere Weg 542
Paul Kornfeld, Die Begegnung 355
Robert Michel, Briefe eines Landsturmleutnants an Frauen . . 367
Robert Müller, Frauen 682
Eduard Reinacher, Erinnerungsbuch an mein Pferd 643
Emil Alphons Rheinhardt, Gedichte 251
Jakob Schaffner, Ich bin bei euch 784
Hermann Stehr, Der Heiligenhof 21, 161, 304, 446, 588, 737
Leo Tolstoj, Tagebuch 52, 192, 624, 796
Robert Walser, Tobold 212

Aufsätze:

Oskar Bie, Physiognomien der Kunstliteratur 762
Edmund Fischer, Demokratie 577

Moritz Heimann, Politische Voraussetzungen etcetera . . . 721
Paul Lensch, Die Internationale 289
B. L. Freiherr von Mackay, Vordereuropa 663
Thomas Mann, Einkehr 341
Franz Oppenheimer, Nationale Autonomie 145
Wilhelm Schrameier, Chinas Befreiungskampf gegen das Opium 526
Ferdinand Tönnies, Die Zukunft des Völkerrechts 1
Ernst Troeltsch, Über einige Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Zivilisation 230
Franz Werfel, Die christliche Sendung 92
Leopold von Wiese, Das Überpersönliche 433

Rundschau:

Martin Beradt, Die Erschütterung des Rechtsgefühls . . . 695
Oskar Bie, Gulbranssoniana 130
Oskar Bie, Wohin will unsere Malerei 565
Artur Bonus, Die Erziehung zum Volk 547
Alfred Döblin, Bemerkungen zum Roman 410
Kasimir Edschmid, Puppen 421
Otto Flake, Nordische Literatur 558
Fr. W. Foerster, H. St. Chamberlain als Interpret der westlichen Zivilisation 685
Werner von Heidenstam, Karl der Zwölfte und das Tragische . 114
Moritz Heimann, Ibsen — immer wieder 119
Junius, Politische Chronik: Die starken Männer 133
Junius, Politische Chronik 277, 424, 568, 706, 856
Alfred Kerr, Bühnenwinter 838
Max Krell, Metaphysische Figuren 270
Eugen Lerch, Leibnizens Modernität 264
Julius Levin, Italienische Streichinstrumente 413
Samuel Saenger, Bemerkungen zu einigen hilfreichen Büchern 398

Georg Simmel, Das Goethebuch 254
Ferdinand Tönnies, Kommende Dinge? 829
Adolf Weißmann, Hans Richter und die Dirigenten 125
Adolf Weißmann, Organisierte Musik 554
Adolf Weißmann, Berliner Konzertwinter 850
Alfred Wolfenstein, Zu Oskar Loerkes Gedichten 703

Anmerkungen:

B., Die Teufel zu Mecheln 863
Felix Braun, Der Maler von Meran 429
Julius Elias, Klinger-Ausklang 287
Otto Flake, Mehr Büchner 142
Otto Flake, Paul Wiegler 431
Hermann Gottschalk, Vom Schaltwerk der Gedanken 284
Moritz Heimann, Ein Roman 286
Walter v. Hollander, Expressionismus des Schauspielers 575
Eugen Lerch, Conrad Ferdinand 715
Oskar Loerke, Phantasus 862
W. v. Moellendorf, Werner Siemens 428
E. Pernerstorfer, Deutsche Kulturgesinnung 141
Otto Pniower, Gottfried Kellers Briefe 717
Albrecht Schaeffer, Tantalos 573
E. Waldmann, Mitteilung 288

Die Zukunft des Völkerrechts

von Ferdinand Tönnies

Das Völkerrecht ist eine Idee, die von alters her mit Ehrfurcht angeschaut wird. Mehr als das Recht im allgemeinen, ist es mit religiöser Heiligkeit ausgestattet worden und über die ethische Würde hinaus, die sonst dem Rechte der erhabene Sinn der Gerechtigkeit verleiht, genießt es eine besondere ethische Würde durch seine Verbindung mit dem Gedanken der Humanität. Gerade weil es kein erzwingbares Recht ist, will es um so mehr in seinem Werte erkannt und freiwillig, um des guten Gewissens willen, befolgt werden, es will ein Ausdruck und ein Gradmesser der Gesittung sein. Auch die Kriege — so glaubte man vor wenigen Jahren noch — wenn sie gleich auf lange hin nicht vermeidbar sein mögen, werden heute, aus Achtung vor dem Gesetz, im Geiste der Humanität geführt. Auch die äußere Festlegung (Kodifizierung) des Völkerrechts sollte mehr und mehr dahin abzielen.

Als eine ungeheure Erschütterung der Gemüter wirkt es daher, die zu den übrigen Erschütterungen des Krieges hinzukommt, wenn offen verkündet wird: „das Völkerrecht liegt zertrümmert am Boden, es wird von den Großmächten ohne Rücksicht und Vorsicht mit Füßen getreten".

Es lag nahe, dieser Aussage und Klage gegenüber zu sagen: „ein Recht wird nicht darum zu nichte, weil seine Satzungen übertreten werden"; wie stünde es sonst um das Strafgesetz, das fortwährend übertreten wird? Von anderer Seite wird darauf hingewiesen, daß der größte Erfolg eines Rechtslebens erreicht sei, wenn die Befolgung gewisser Sätze nicht mehr als dessen Bestandteil empfunden werde, sondern nur noch unbewußt geübt werde, und dieser Erfolg liege zum Beispiel darin, daß wir die feindlichen Gefangenen, trotz der Knappheit an besseren Lebensmitteln, dem Völkerrecht gemäß ernähren; überhaupt dürfe man nicht übersehen, daß viele völkerrechtliche Bestimmungen eingehalten werden, wenn auch die Verletzung anderer viel stärkere Aufmerksamkeit auf sich ziehe; daß auch diese in einigen schreienden Fällen verletzten in der Regel beobachtet werden: so die Rettung schiffbrüchiger Feinde, die Achtung des roten Kreuzes

(Jastrow im „Archiv für Sozialwissenschaft" 43. Band 1. Heft, S. 49ff.)*. Sicherlich dürfen die hier bedeuteten Tatsachen der Gesamterwägung nicht fremd bleiben; übrigens aber kann man doch mit Grund sagen, daß, sehr im Unterschiede vom Strafrecht, das Völkerrecht nur dadurch seine Geltung aufrecht erhält, daß es beobachtet wird — Gesetze, die der Staat gegeben hat, stellt der Staat selber (gleichsam) wieder her oder kann doch mit Aussicht auf Erfolg jedesmal versuchen, sie wiederherzustellen, wenn sie übertreten („verletzt") wurden; sie bleiben in der Tat in Kraft, denn diese Kraft hängt nicht von dem guten Willen der Parteien ab, sondern von der überlegenen Gesamtmacht; weil aber diese zwischen den Völkern fehlt, so ist das Völkerrecht auf den guten Willen derer angewiesen, die es binden will. Ich finde in der Tat, daß es näher läge, das positive Völkerrecht, wie es in Europa und darüber hinaus anerkannt ist, mit dem positiven Staatsrecht irgendeines Landes zu vergleichen; alsbald wird man bemerken, daß auch um die dauerhafte Geltung der Verfassungen es recht übel bestellt ist; wenn wir die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und der Jahrzehnte vor ihm und nach ihm daraufhin ansehen, so erkennen wir, daß sie von Umwälzungen und Umstürzen erfüllt ist, um von den Staatsstreichen, Bundsprengungen, Palastrevolutionen zu schweigen, und daß diesen ungesetzlichen Bewegungen gegenüber nur selten das geltende Staatsrecht sich zu behaupten vermocht hat. In Wahrheit mutet die biedermännische Miene, mit der ein Staatsvertrag aus dem Jahre 1839, obgleich schon mehrere Mächte, die ihn geschlossen, im Kriege miteinander sich befanden, als ein Heiligtum hingestellt wurde, die ungeheure Empörung, womit der deutsche Reichskanzler beschuldigt wurde, diesen Vertrag als ein Stück Papier bezeichnet zu haben, geradeswegs lächerlich an, angesichts der Tatsache, daß eben dieselben Leute, die sich so gebärden, politische Revolutionen und Eidbrüche nicht nur oft verherrlicht, sondern zum Teil selber geführt und begangen haben. Durch Eide werden die Staatsverträge nicht besiegelt. Warum ist geltendes Völkerrecht heiliger als geltendes Staatsrecht? diese Frage scheinen bisher die „guten Revolutionäre", die in England am Ruder sind, sich niemals vorgelegt zu haben. Tatsächlich beruhen fast alle gegenwärtigen Staatsrechte und Staatsverfassungen auf Revolution. Die britische Staatskunst hat freilich — immer beflissen, den Schein zu wahren — seit 1660 an den äußeren Formen des Rechts nichts verändert; aber ein offenbarer Rechtsbruch war es, daß die Aristokratie im Bunde mit der Kirche 1688 den König absetzte; ein verhüllter Rechtsbruch, daß die sogenannte Demokratie — eine antikirch-

* Vergleiche schon früher Niemeyer, „Deutsche Revue" November 1914 und Lammasch daselbst Februar 1915, der auf die Schrift des früheren niederländischen Ministers Beaufort „De Oorlog en het volkenrecht" hinweist.

liche Aristokratie — 1911 das Haus der Lords zur Selbstverstümmelung zwang. Aus Revolution sind die Vereinigten Staaten von Amerika, aus Revolutionen, die einander ablösten, ist die gegenwärtige französische Republik hervorgegangen. Revolution hatte die Niederlande von Spanien getrennt, Revolution trennte wieder das sogenannte Belgien, das kein Nationalitätsprinzip für sich geltend machen konnte, von den Niederlanden. Durch Bürgerkriege ist das Heilige Römische Reich zerrüttet und seiner Auflösung entgegengeführt worden; ein Bürgerkrieg sprengte den deutschen Bund und legte den Grund zum neuen Reiche. Bewaffnete Empörung, wenn sie auch nicht siegreich blieb, gab doch das Signal zur Trennung der Elb-Herzogtümer vom Königreich Dänemark. Eine Revolution hat das Königreich Griechenland vom osmanischen Reich, das Königreich Norwegen vom Königreich Schweden losgerissen; auf Rebellion und Königsmord beruht die Republik Portugal. In Spanien lösten Revolutionen und Staatsstreiche bis vor einigen Jahrzehnten einander ab; Rußland hieß ehemals mit gutem Grunde eine Despotie, gemildert durch Meuchelmord, im zwanzigsten Jahrhundert folgten Revolution und Gegenrevolution in Gestalt von Staatsstreichen aufeinander, um das gegenwärtige Gebilde eines scheinbaren Verfassungstaates hervorzubringen. Die Umwälzungen in der Türkei und in Serbien genügt es andeutend zu erwähnen.

Sicherlich hat sich das Staatsrecht in neueren Zeiten dem Völkerrecht an Haltbarkeit nicht überlegen erwiesen. Diese Erwägung hat zwar auf die Schrift „Totes und lebendes Völkerrecht" von Professor Paul Eltzbacher keinen Einfluß gehabt, sie liegt aber deren Gedankengang nicht eben fern.

I

Das Völkerrecht ist tot. Es lebe das Völkerrecht" — so kann man diesen Gedankengang in einen Brennpunkt sammeln. Einen Gedankengang von nicht geringer Kraft. Richtig wird hervorgehoben, die Bedeutung des Rechtes bestehe viel weniger darin, daß Rechtsverletzungen ausgeglichen, als darin, daß solchen vorgebeugt werde; darin bewähre auch das Völkerrecht, obgleich der staatlichen Zwangmittel entbehrend, sich als wirkliches Recht. Wie alles andere, so kann auch das Völkerrecht auf die beiden Arten entstehen: als geschriebenes und ungeschriebenes Recht; und zwar das ungeschriebene entweder durch Gewohnheit oder durch Revolution. An die Parallele des Staatsrechts zu erinnern war hier unerläßlich. So heißt es dann: Verfassungserlasse von Revolutionen ausgehend erhalten ihre Kraft durch neues revolutionär entstandenes ungeschriebenes Recht, weil nur dies den neuen Machthabern die Befugnis zu solchen Erlassen geben kann. Auf die neue Rechtsüberzeugung kommt es an. Auch im Völkerrecht kann der Übergang zu einer solchen plötzlich geschehen, auf Grund weniger

schnell aufeinander folgender Handlungen wird man feststellen können, daß eine neue Rechtsüberzeugung sich gebildet hat, eine neue Rechtsbildung in Kraft getreten ist. —

Trotz alles Völkerrechts haben sich die Kriege immer mehr verschärft. Der Krieg ist seit den französischen Massenaufgeboten immer mehr zu einer Sache der Völker geworden. Seine Schwere und Wucht wurde in den großen Staaten gesteigert durch Wachstum der Bevölkerungen, der Volksvermögen, ganz besonders aber durch das der Technik und den ganzen modernen Geist, der immer zielbewußter von den neu zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln Gebrauch macht. Das Tempo des Krieges ist stark beschleunigt worden, die Vernichtungsmittel wurden immer wirksamer. Mehr und mehr werden die Kriege zu Vernichtungskriegen. Und das Völkerrecht? es hat beiseite gestanden. Immer hat es der Kriegführung aus Gründen der Menschlichkeit nur solche Einschränkungen auferlegt, als ohne erhebliche Gefährdung des Kriegsziels möglich waren. Es hat die Verschärfung der Kriege nicht zu hindern vermocht. Es hat sich daran genügen lassen, zu fordern, daß dem Gegner keine Leiden zugefügt werden dürfen, die entweder der Erreichung des Kriegszieles überhaupt nicht dienen, oder im Verhältnis zu ihrem Nutzen übermäßig groß sind. Aus diesem Satze haben die Haager Vereinbarungen eine Anzahl von Folgerungen gezogen. Seit Jahrhunderten war aber der wichtigste Satz des Kriegsrechtes, daß der Krieg nicht zwischen den Völkern, sondern nur zwischen den Heeren und Flotten geführt wird. Indessen auch dieser Satz war immer durch die Ansprüche des Kriegszieles begrenzt; den zu dessen Erreichung unerläßlichen Leiden ist die bürgerliche Bevölkerung immer unterworfen worden, zumal im Seekriege, da hier die Angriffe auf das Privateigentum äußerst wirksame Kriegsmittel darstellen. Ferner aber mußte das Völkerrecht der Kriegführung folgen. Auch völkerrechtlich also mußte der Krieg der Waffen ein Völkerkrieg werden. Die englischen See- und Handelskriege, sodann die französischen Revolutions- und daraus hervorgehenden napoleonischen Kriege mit der Kontinentalsperre, haben den großen Umschwung des Völkerrechts angebahnt, im gegenwärtigen Weltkrieg hat er sich vollzogen. Durch Verletzungen des bisher gültigen Völkerrechts ist dieser Umschwung eingetreten; durch ursprüngliche und durch Maßregeln der Vergeltung. Viele Verletzungen sind ohne Bedeutung für die Rechtsentwicklung, das Recht bleibt unverändert trotz ihrer. In andern treten neue Rechtsgedanken zutage. „Wo ein Rechtssatz sich gegenüber Rechtsverletzungen nicht zu behaupten vermochte, da liegt die Vermutung nahe, daß er den Bedürfnissen nicht mehr entsprach. Die Zeit war reif für neues Recht, und die Rechtsverletzungen haben diesem zum Durchbruch verholfen. Das gilt auch für die wichtigsten in diesem Kriege be-

gangenen Völkerrechtsverletzungen" (S. 45). Der neue Charakter des Krieges wird durch Handlungen bezeichnet, deren Zweck ist, die feindliche Volkskraft als die letzte Grundlage des kriegerischen Widerstandes zu brechen. Die Menschenkräfte sucht man dem Feinde zu entziehen, seine wirtschaftliche Kraft durch Vernichtung von Eigentum, durch Nichterfüllung feindlicher Forderungen, durch Absperrung des Verkehrs, auch seines Verkehrs mit Neutralen, zu brechen, endlich auch seine seelischen Kräfte zu lähmen. Der alte Grundsatz des Völkerrechts, daß der Krieg nur gegen die feindliche Waffenmacht, nicht gegen das feindliche Volk geführt werden dürfe, ist zusammengebrochen, und dieser Zusammenbruch ist revolutionär erfolgt. Der neue Grundsatz ist unwiderruflich an seine Stelle getreten, daß der Krieg, soweit das Kriegsziel dies fordert, auch gegen die bürgerliche Bevölkerung des feindlichen Staates gerichtet werden darf. Aus der Einschränkung durch das Kriegsziel ergeben sich aber drei Grundsätze, die auch in der neuen Kriegführung zutage treten: 1. die bürgerliche Bevölkerung ist nur passiv am Kampfe beteiligt, jede Führung der Waffen zu Angriff oder Verteidigung ist ihr untersagt, 2. die feindliche Waffenmacht darf auch in ihren kleinsten Teilen, die Bevölkerung nur als Ganzes bekämpft werden, 3. nur zur Erreichung des Kriegszieles dürfen der feindlichen Waffenmacht, vollends also der bürgerlichen Bevölkerung Leiden zugefügt werden. Ihr gegenüber muß von mehreren zur Erreichung des Kriegszieles geeigneten Mitteln das mildeste gewählt werden. Nach diesen drei Grundsätzen muß beurteilt werden, welche Kampfmittel gegenüber der bürgerlichen Bevölkerung heute zulässig, welche immer noch unzulässig sind. Viele Eingriffe in die persönlichen Rechte, ins Wirtschaftsleben des Feindes, wie auch die Versuche, seine Seele zu erschüttern, sind heute erlaubt infolge der geschehenen Revolution des Völkerrechts. Fraglich, wie weit solche Maßregeln etwa durch Rechte der Neutralen eingeschränkt werden. In letzter Linie beruht das Völkerrecht auf dem Willen der großen Staaten; in einer Zeit, da für die meisten großen Staaten die Unantastbarkeit der Neutralen nur eine lästige Fessel ist, muß sich die völkerrechtliche Stellung der Neutralen notwendig verschlechtern. Dies gilt namentlich für den Seekrieg. — Was bedeutet die Umwälzung des Völkerrechtes für uns im gegenwärtigen Kriege? sie gibt uns die Freiheit zu eigenem kraftvollen Handeln, während das alte Völkerrecht nur eine Grundlage zu Klagen und Anklagen bot, deren Wirkungslosigkeit wir nachgerade erkannt haben sollten. — Soweit Eltzbacher.

2

Ich vermisse in der kleinen Schrift, wie auch sonst insgemein, die Erkenntnis, daß es sich überall beim „Kriegsrecht" um eine besondere und sonderbare Art von Völkerrecht handelt. In allen älteren Systemen wurde die Unterscheidung von natürlichem (allgemeinem, philosophischem) und positivem

(geltendem, willkürlich gesetztem) Völkerrecht betont und festgehalten. Diese Unterscheidung ist allerdings unentbehrlich. Das natürliche Völkerrecht läßt sich, unter Voraussetzung voneinander unabhängiger Staaten, auf wenige Sätze zurückführen. Der Hauptsatz ist, daß Friede zwischen den Staaten sein soll: daraus lassen sich eine Reihe von Nebensätzen ableiten, die auf Erhaltung und Sicherung des Friedens abzielen, darunter der Grundsatz, daß Verträge gehalten werden müssen. Alles Recht ist Recht durch einen Willen, der es behauptet, und dieser Wille ist seiner Natur nach Gesamtwille. Ein vollkommener Gesamtwille ist konzentriert in einem Willen — so im reinen Einheitsstaate —, ein unvollkommener besteht durch die dauernde Übereinstimmung mehrerer. Solange aber nicht ein Reich vorhanden ist (ein „Überstaat"), zu dem mehrere Staaten als Untertanen sich verhalten, so lange behauptet nur ein unvollkommener Gesamtwille das Völkerrecht. Dieser ist gegeben durch das Dasein eines Systems voneinander unabhängiger Staaten, die einander, das ist die gegenseitig ihre Regierungen anerkennen und die ein Völkerrecht als für sich geltend anerkennen und durch den Friedenszustand und dessen Folgerungen (diplomatische Beziehungen usw.) betätigen. Durch das natürliche Völkerrecht ist mithin Krieg ausgeschlossen als seine Aufhebung: Krieg und natürliches Völkerrecht verneinen einander. Wie der Bürgerkrieg zwischen Parteien, so stellt der Staatenkrieg — an den man allein beim Worte Krieg zu denken pflegt — zwischen Staaten den Naturstand wieder her. Der Staat ist die vollkommene, ein Staatensystem — als Gesellschaft — die unvollkommene Aufhebung des Naturstandes, der seinem Wesen nach Kriegszustand ist. Zwischen beiden stehen völkerrechtlich Bündnisse, Staatenbünde, Bundesstaaten, als mögliche und wirkliche Gebilde zum Behufe von engerem und vollkommenerem Gesamtwillen. Der tatsächliche („positive") unvollkommene Gesamtwille eines Staatensystems, das also für dies Staatensystem geltendes Völkerrecht bewirkt und behauptet, zeigt und bewährt seine Unvollkommenheit als Gesamtwille eben dadurch, daß er den Frieden — die wesentliche Forderung alles Rechtes — nicht zu erhalten vermag, sondern den Krieg zulassen muß, mithin vom natürlichen Völkerrecht weit abweicht; als verbundener Wille bewährt er sich, trotz seiner Unvollkommenheit, dadurch, daß er den Krieg zu regeln versucht, auch im Kriege, und trotz des Krieges sich erhalten will. Daß er es will in bezug auf die dem System angehörigen, aber am Kriege nicht beteiligten Staaten versteht sich von selbst; er will es aber auch für die kriegführenden Staaten selber. Da nun zwischen diesen das völkerrechtliche Band, das sie verknüpfte, zerrissen ist, so besteht der Gesamtwille in seiner bisherigen Ganzheit nicht fort. Er besteht aber fort zwischen den nicht im Kriegszustande befindlichen Staaten, sowohl unter sich, als insofern sie nach wie vor mit jedem

der Kriegführenden verbunden sind. Sie, die neutralen Staaten, stellen den Torso des Staatensystems dar, der an und für sich schon unvollkommene Wille dieses Systems besteht als ihr Wille nur in abgeschwächter Gestalt fort. Sie denken naturgemäß zuerst an sich; jeder an seine Rechte, an die Pflichten der anderen, und folglich alle zusammen an die „Rechte und Pflichten der Neutralen" als einen höchst wichtigen Bestandteil des positiven Völkerrechts. Eben darum haben sie ein starkes Interesse daran, die Handlungen der Kriegsparteien einzuschränken und gegen deren völkerrechtliche Übergriffe zu protestieren, wenn sie nicht sich dagegen wehren können oder wollen. Wie der Krieg sonst geführt wird, geht sie unmittelbar wenig an, es ist in erster Linie Sache der Kriegführenden selber, die aufgehört haben, in einem rechtlichen Verhältnis zueinander zu stehen. Die Regeln für die Kriegführung, die mit einem häßlichen Wort sogenannte Kriegsmanier, fallen aus dem Rahmen des Rechtes heraus; denn Krieg ist seinem Wesen nach Un-Recht. Das natürliche Völkerrecht bezieht sich nur insofern darauf, als es den Frieden wiederherstellen will, aber an diesem Willen haben eben die Kriegführenden keinen Teil, so lange als sie nicht in Friedensverhandlungen eingetreten sind. Gleichwohl gelten die Kriegsregeln als ein Teil des positiven Völkerrechts und werden es bleiben. Denn das positive Völkerrecht betrachtet Krieg als eine unter Umständen gerechte und immer als eine normale Weise der Austragungen von Streitigkeiten, daher als eine Art, sein Recht zu verfolgen; es beruht auf der Fiktion, daß das Staatensystem als Träger des objektiven Völkerrechts trotz des Krieges fortbestehe und gleichsam das Gericht darstelle, das nach dem Ausgange des Zweikampfes — ob dieser als Gottesurteil vorgestellt werde oder nicht — den Streit entscheide, daher auch den ordnungsmäßigen Verlauf des Kampfes überwache. Naturgemäß unterwirft sich aber eine kriegführende Macht — ein jeder Kämpfer — ungern irgendwelchen beschränkenden Regeln. Der Kämpfer braucht Freiheit — um so mehr, je mehr seine Selbsterhaltung auf dem Spiele steht und je mehr der Angriff das notwendige Mittel der Abwehr darstellt. Die notwendigen Mittel aber hält er sich schlechthin für berechtigt anzuwenden, und ob ein Mittel notwendig sei oder nicht, das muß er selber beurteilen und entscheiden. Wenn er dennoch sich scheut, gewisse feindselige Handlungen zu begehen und sogar sich derer enthält, so können diese Scheu und Enthaltung entspringen 1. aus sittlichen Bedenken: diese werden im Kriege nur geringen Spielraum haben. Der einzelne Mensch mag aus sittlichen Gründen sein Leben preisgeben, mag sich aufopfern; wer für das Leben und Wohl anderer verantwortlich ist, wird schwerlich solchen Bedenken nachgeben, wenn er erwägt, daß deren Erhaltung seine höchste sittliche Pflicht ist. Allerdings aber wird, je weniger persönliche Leidenschaft mitspricht, um so mehr die

sittliche Empfindung sich sträuben gegen Kriegshandlungen, die nicht diesem obersten Zwecke, also auch nicht der Abwehr, Schädigung, Vernichtung des Feindes dienen. Die Frage wird nun sich erheben, ob es solche Kriegshandlungen gebe. Im allgemeinen ist viel wahrscheinlicher, daß jene Scheu und Enthaltung 2. entspringen aus Furcht vor dem Urteil Neutraler und den Folgen solchen Urteiles, also aus einer Abwägung von Nutzen und Gefahr, also der endlichen Gesamtwirkung. Eben darum wird in der Regel als die Ursache erscheinen, und ist wirklich die allgemeinste Ursache jener Scheu und Enthaltung 3. die des wohlverstandenen Interesses daran, gleichen oder ähnlichen Handlungen von seiten des Feindes vorzubeugen. Die Erkenntnis solchen Interesses ist elementar. Unmittelbare Erfahrung lehrt und fördert sie überall. „Wie du mir, so ich dir". Die gleiche Erfahrung und Erwägung liegt manchen sittlichen Gefühlen und Gedanken zugrunde. Wenn diese mit dem wohlverstandenen Interesse zusammenfallen oder auch nur zusammentreffen, so verstärken sie einander gegenseitig. Dies gilt allgemein für die verschiedenen Arten der Beweggründe. Immer aber werden am liebsten die sittlichen Beweggründe von denen hervorgekehrt, die eine Handlungsweise rechtfertigen wollen, die egoistischen von denen, die sie anklagen. Jedoch im Kampfe und Kriege schämt man sich des rücksichtslosesten Egoismus nicht, ja erklärt ihn für sittlich geboten, wenn und weil es — was wahr oder unwahr sein mag — um eine große Sache, die Verteidigung des Vaterlandes, die Zivilisation, die Freiheit und das Recht gehe; und als Recht gilt auch, im Naturzustande, und den natürlichen Leidenschaften gemäß, die Rache für wirkliche oder vermeintliche Unbill, die Vergeltung. Demnach wird sogar die Unterdrückung sittlicher Gefühle ein sittliches Verdienst im Kriege; und nur ein stärkeres Interesse kann das Interesse, dem Feinde auf jede Weise zu schaden, überwinden. Das stärkere Interesse aber liegt vor, wenn man feindlichen Handlungen, die besonders unangenehm empfunden würden, dadurch vorbeugen kann, daß man selber sich der entsprechenden und gleichen enthält, oder — was dieselbe Bedeutung hat — wenn man solche Handlungen, die für den Feind besonders lästig sind, einstellt, um ihn zu veranlassen, seinerseits die entsprechenden einzustellen oder nicht zu beginnen. Ebenso können gegenseitige Erleichterungen und Milderungen bewilligt und gewährt werden. Wie hier wirkliche und besondere Verabredungen stattzufinden pflegen, so hat dies ganze Kriegsrecht einen verabredeten — konventionellen — Charakter. Daraus versteht sich aber auch, daß manche Stücke davon in der Hitze und Not des Krieges leicht als lästige Fesseln abgestreift werden, daß dies sogar mit bewußtestem Willen geschieht, sobald ein Kriegführender im gegebenen Fall die Erwiderung seiner Übergriffe — Repressalien, Vergeltungen — nicht zu fürchten braucht oder für hinlänglich unwahrschein-

lich hält, weil er weiß oder zu wissen meint, daß der Feind dazu nicht imstande ist. Natürlich kann auch die gleiche Zuversicht die Entstehung hemmender Kriegsregeln überhaupt verhindern oder doch bewirken, daß sie in einem ungewissen, mehrdeutigen, schwankenden Zustande verharren. Tatsächlich gewahren wir, daß nur insoweit ein fester Bestand von Regeln der Kriegführung teils sich aus alter Zeit erhalten, teils — und ohne Zweifel auch unter dem Einfluß gewisser humaner Gedanken — sich herausgebildet hat, als der gegenseitige und gemeinsame Vorteil offenbar dem Nutzen überlegen ist, den auch die überlegene Partei aus ihrer Verletzung ziehen könnte. Es begreift sich demnach, daß so manche Regeln der Kriegführung, sei es daß sie eine Zeitlang obwaltenden Umständen gemäß sich gebildet und erhalten hatten, ja zum festen Brauch geworden waren, sei es, daß die Gelehrten des Völkerrechts sie ausgesonnen hatten, wie dünnes Glas unter den starken Fäusten des Krieges zerbrechen, wenn sie nicht gar absichtlich zu Boden geworfen und mit Füßen getreten werden. Das wußten auch die alten Völkerrechtslehrer genau. Man lese bei Vattel, der in den Spuren Christian Wolffs geht, also das Zeitalter der Aufklärung in sich darstellt, was er über das Recht, ein feindliches Land zu plündern und zu verwüsten, sagt (Heft 3, Kapitel 9, § 172): er stellt die allgemeine Regel auf: „Jedes Übel, das man dem Feinde ohne Not zufügt, jede Feindseligkeit, die nicht den Sinn hat, zum Siege und zur Erreichung des Kriegsziels zu führen, ist eine Frechheit (licence), die das natürliche Gesetz (gemeint ist hier, wie so oft, die Sittlichkeit) verdammt". „Aber" — fügt er verständig hinzu — „diese Frechheit bleibt notwendigerweise ungestraft und geduldet unter den Nationen. Wie will man mit Genauigkeit in den einzelnen Fällen bestimmen, bis wohin es notwendig war, die Feindseligkeiten zu tragen, um zu einem glücklichen Kriegsende zu gelangen? Und selbst wenn man es scharf abgrenzen könnte, die Nationen erkennen keinen gemeinsamen Richter an; jede urteilt allein über das, was sie zu tun habe, um ihre Pflichten zu erfüllen. Gebet unablässigen Anklagen der Übergriffe bei den Feindseligkeiten Raum, ihr werdet nichts ausrichten, als daß ihr den Jammer vermehrt und die Geister mehr und mehr in Wallung bringt; neue Verletzungen werden unaufhörlich neu entstehen, und man wird die Waffen nicht niederlegen, bis daß eine der Parteien vernichtet ist." Man kann sich daher nur an gewisse allgemeine Regeln halten, die eine sichere und allgemeine Anwendung zulassen. So geschehe es auch im positiven Völkerrecht (le Droit des Gens Volontaire), das jede Feindseligkeit verurteile, die ihrem Wesen nach und unabhängig von den Umständen, nichts leistet für den Erfolg unserer Waffen, unsere Kräfte nicht vermehrt und den Feind nicht schwächt. „Dagegen gestattet oder duldet es jeden Akt, der an sich selber und seinem Wesen nach, geeignet ist für den Zweck

des Krieges, ohne sich mit der Erwägung aufzuhalten, ob diese und jene Feindseligkeit weniger notwendig, unnütz oder überflüssig sei, im gegebenen Falle, es sei denn, daß die Ausnahme, die in eben dem Falle zu machen war, von äußerster Offenkundigkeit ist (ne fût de la dernière évidence); denn da, wo die Offenkundigkeit herrscht, gibt es die Freiheit der Urteile nicht mehr." Er gibt dann Beispiele und erklärt, die absichtliche Zerstörung öffentlicher Denkmäler und dergleichen sei stets unnütz für den echten Kriegszweck. Auch Zerstörung von Städten, Verwüstung des platten Landes usw. seien nicht minder hassenswert und abscheulich, bei allen Gelegenheiten, wo man offenbarer Weise ohne Not oder ohne starke Gründe dazu schreite.*

3

Hat also Herr Eltzbacher Grund für seine Behauptung, es habe sich auf revolutionäre Weise eine neue Rechtsüberzeugung und also ein neues Völkerrecht gebildet, nachdem das alte untergegangen sei? Ich meine, nicht. Die Verschärfung der Kriege ist Tatsache. Man hat sich oft damit getröstet, daß sie von um so kürzerer Dauer seien. Auch dies hat sich als Täuschung erwiesen. Was ist außerdem verändert? seit den Revolutionskriegen wesentlich nur die Machtmittel: die Größe der Heere und die Technik ihrer Ausrüstung. Krieg ist immer mehr aus der Technik des Handwerks in die Technik der Maschinenarbeit übergeführt worden. Die Vergrößerung und Verschärfung des Krieges ist nichts als Ausdruck und Folge dieser Wandlung. Die Ausbildung der Kriegsregeln hat damit nicht Schritt gehalten. Sie konnte es nicht, weil die Erfahrung fehlte. Die „Manier" hinkt immer hinter den Neuerungen her. Als die Postkarten zuerst in Übung kamen, hat man oft bei Gelegenheiten Gebrauch von ihnen gemacht, bei denen es heute für unmanierlich gilt, eine solche abzusenden. Die Vergnügungsfahrten der Automobile sind noch schlechthin ohne Manier. Bei diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, handelt es sich um Vorgänge des sozialen Lebens der Individuen. Einen wie viel schwereren Stand haben die Regeln des Verhaltens im organisierten Streitleben mächtiger Staaten! Wie sollten sie sich bewähren gegenüber neuen Streitbedingungen, neuen Machtmitteln? So ist es auch nicht die Feste des Völkerrechts, sondern nur ein schwaches Außenwerk dieser Feste, was in Trümmern liegt. Und aus den Ruinen wäre flugs ein neues Völkerrecht erstanden? Wo ist es? Solange als die deutsche Taktik

* Erst neulich hat ein hervorragender Jurist, Dr. Theodor Thomsen (vormals Senatspräsident am Hanseatischen Oberlandesgericht) die Gültigkeit eines Kriegsvölkerrechts „in dem sonst wissenschaftlich und praktisch angenommenen Sinne von dem, was Recht ist" geleugnet. („Einige Kapitel zur auswärtigen Politik", Berlin, Curtius.)

die ausschließliche Herrschaft über Kampfmittel wie Luftschiffe und leistungsfähige Tauchboote besitzt, wird sie sich wohl hüten, beschränkende Regeln für den Gebrauch dieser Machtmittel anzuerkennen, außer sofern es sich um einfache Folgerungen aus anderen von ihr anerkannten Regeln handelt oder als sie im voraus besonderen Regeln zugestimmt hat; immer aber wird sie sich vorbehalten, Gleiches — nämlich Verletzung anerkannter Regeln — mit Gleichem zu vergelten, und im Notfalle auch ohne solche Veranlassung frei den Weg gehen, den die Selbsterhaltung vorschreibt. Nur soweit Gleichheit der Machtmittel, wirklich oder möglich, vorhanden, hat es einen Sinn, nämlich den Sinn des wohlverstandenen Interesses, in dem Gebrauch sich zu beschränken; es sei denn, daß es aus sittlichen Gründen geschehe, wofür der Spielraum immer so gegeben ist, wie Vattel und andere Völkerrechtsweise ihn beschrieben haben; auch der Herold des angeblich neugeborenen Völkerrechts kann es nur wiederholen: unnötige Härten gegen die bürgerliche Bevölkerung müssen vermieden werden. Es ist ein Gebot der Humanität, mithin ein sittliches Gebot und zwar ein solches der „positiven Moralität", die von sittlichen Lehren und ihren Geboten unterschieden werden muß. Daß es als ein Stück positiven Völkerrechts behandelt wird, ist nicht folgerichtig gedacht; denn gleich allem Sittlichen kann es nicht Gegenstand richterlicher Entscheidung werden, was in bezug auf Befolgung oder Übertretung solcher Regeln des Verhaltens wenigstens denkbar ist, die eine greifbare Wirkung auf fremde Rechtsansprüche haben, das heißt (zumeist) solche verletzen; zumal wenn es sich um „dingliche Rechte" handelt. Das Recht auf humane Behandlung, zumal von seiten eines Feindes, dem man das Recht zugestehen muß, zu tun, was er im Sinne dieses Vernichtungswillens für notwendig hält, läßt sich nicht so darstellen und verfechten. Aber auch die positive Moralität ist eine soziale Macht: getragen von der öffentlichen Meinung, daher freilich auch mit deren ganzer Oberflächlichkeit und Unwissenheit behaftet, unterstützt sie mächtig das individuelle Gewissen, ja erweist sich in der Regel stärker als dieses. Im Kriege stehen die öffentlichen Meinungen der verschiedenen Länder einander kontradiktorisch gegenüber, auch die der Neutralen sind schlechterdings parteiisch und beruhen zum Beispiel im gegenwärtigen Getöse der Waffen und Reden auf entstellten Nachrichten, auf planmäßiger Verleumdung usw., wie weidlich bekannt; überdies deutet das parteiische Vorurteil dieselben Geschehnisse an der einen Stelle als Greuel, die anderswo, obschon viel weniger gerechtfertigt und viel schlimmer geartet, als wohlverdiente Strafe aufgefaßt werden. Das alles sind sicherlich keine neuen Erscheinungen, wie grell sie auch im hellen Lichte der Gegenwart ins Bewußtsein fallen mögen, vergröbert noch durch die ungeheuren Dimensionen, die auch Lüge und Preßpiratentum in unserer Zeit

gewonnen haben. Die wirklich geübte Humanität wird durch den gesamten Stand der Gesittung, daher in einigem Maße auch der intellektuellen Bildung, wesentlich mitbedingt sein. In wüstem, sinn- und zwecklosem Morden, in der Mißhandlung Gefangener, finden allzuviele Glieder eines Volkes, wie die Russen sind, sinnliche Genugtuung, zumal wenn scheinbar hochgebildete Nationen, wie Engländer und Franzosen, dazu Beifall klatschen. Wahrhaft gesittete Menschen werden auch die notwendigen Kriegshandlungen nur mit Selbstüberwindung, ja oft nur mit innigstem Widerwillen begehen. Und doch weist die moderne Gesittung, stolz wie sie ist — oder wenigstens war — auf ihre Vorzüge gegenüber früheren Jahrhunderten, die ungeheure Verschärfung der Kriege auf, die, nach Eltzbacher (Seite 57), „aus dem ritterlichen Spiel weniger ein grauenvolles Geschäft der Völker" gemacht habe! Und anderswo (Seite 18): die Kriegführung Friedrichs des Großen komme uns heute vor wie ein Idyll. „Man kämpfte auf einem engen Raum, Winterquartiere bildeten lange Pausen, die Schlachten waren kurz und wenig zahlreich, die Verluste gering. Der Krieg beschränkte sich im wesentlichen auf die Heere, das Land litt wenig." Daneben freilich, einige Seiten vorher (Seite 14): „Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde der Krieg mit sinnloser Roheit und Grausamkeit geführt". Indessen (Seite 19): „die zwecklosen Greuel früherer Zeiten haben [zwar] nachgelassen, aber dies wird hundertmal aufgewogen durch die Schrecklichkeit alles dessen, was man heute mit kaltem Blute verübt und auf sich nimmt, weil es der Erreichung des Kriegszieles dient". Ob der Multiplikator 100 das Verhältnis der Gewichte richtig angibt, wird man billig bezweifeln dürfen, wenn man an die etwa im Dreißigjährigen Kriege für immer vom Erdboden vertilgten Dörfer oder an die zweifache Verwüstung der Rheinpfalz durch den braven Mélac denkt. Und waren diese Greuel immer zwecklos? Die Franzosen behaupteten, es sei notwendig gewesen, ihre Grenzen zu schützen, und bei den Plünderungen handelte es sich zumeist darum, daß die Soldaten Hunger und Durst stillten, auch handelte es sich oft um Entschädigung für vorenthaltenen Sold; meint doch noch kein Geringerer als Spinoza, im Kriege sollten die Offiziere und Unteroffiziere keine anderen Einkünfte erwarten als die dem Feinde abzunehmende Beute (Tract. polit. c. VI, 31). Und das Idyll? wir wollen den Ausdruck nicht pressen, er ist vergleichsweise gemeint; wenn es aber heißt „das Land litt wenig" — im Siebenjährigen Kriege — so meine ich, dies Wenig sei schon recht viel gewesen, und mit dem Kriege waren die Leiden nicht zu Ende: die entlassenen Soldaten waren eine furchtbare Landplage. Wahr ist es, daß jener methodische Manöverkrieg, der mit unzuverlässigen Werbetruppen und mit dem Magazinsystem der Verpflegung geführt wurde, eine gewisse Veredelung des Krieges bedeutete, der gegen-

über die Revolution mit ihren Volks- und Massenheeren, die heute den Gipfel ihrer Entwicklung erreicht haben, einen Rückfall in die Barbarei darstellt; sagt doch auch Clausewitz von jener Zeit: „Der Krieg wurde nicht bloß seinen Mitteln, sondern auch seinem Ziele nach immer mehr auf das Heer selbst beschränkt .... Ganz Europa freute sich dieser Richtung und hielt sie für eine notwendige Folge des fortschreitenden Geistes. Obgleich hierin ein Irrtum lag .... so hatte allerdings diese Veränderung eine wohltätige Wirkung für die Völker: nur ist nicht zu verkennen, daß sie den Krieg noch mehr zu einem bloßen Geschäft der Regierung machte und dem Interesse des Volkes noch mehr entfremdete." Der moderne Staat nimmt mehr und mehr den Charakter der ummauerten antiken oder mittelalterlichen Stadt an: innerhalb der patria Parteihader und Kampf; aber nach außen hin alle für einen, einer für alle; denn man weiß sich als Staatsbürger, weiß daher, daß die Burg alles in sich birgt, was zum erhöhten Leben gehört; man weiß sich als Glied eines organischen Körpers, der als ganzer Empfindungen und Gefühle hat, der einen gemeinsamen Willen als seine Seele hat. Es sind damit Voraussetzungen gegeben, deren Folgen sich auf Jahrtausende erstrecken werden; wenn auch die Kultur des heutigen Europa verschüttet wird — und die glühende Lava fällt ja in Massen auf sie herab — ganz wird sie nicht zugrunde gehen, von ihrem Können und Wissen wird das Stärkste und Gesündeste sich erhalten und bis in die fernsten Aonen sich fortpflanzen.

4

„Auf dem Willen der großen Staaten beruht in letzter Linie das Völkerrecht, ohne ihn kann sich keine völkerrechtliche Einrichtung halten" (Eltzbacher S. 70). Richtig, aber Größe ist etwas Relatives, und die Gegenseitigkeit ist das Entscheidende. Hobbes sagte: die Menschen sind von Natur gleich, weil jeder den andern töten kann. So ist unter den Mächten keine so gering, daß sie nicht als alliierte geschätzt würde und nicht als kriegführende imstande wäre, Übergriffe mit Übergriffen zu beantworten. So führt auch die stärkste Macht ihr wohlverstandenes Interesse dazu, in gewissen Beziehungen die schwächste zu schonen, weil auch die schwächste schonungslos gegen sie verfahren kann und weil sie dies eben vermeiden will. Fällt die Gefahr der Vergeltung, der Repressalien weg, so macht sich die natürliche kriegerische Willkür schrankenlos und rücksichtslos geltend. Klassisches Beispiel: England zur See! Gewiß: es erkennt auch Grundsätze der Kriegführung an, soweit als die Verletzung solcher von feindlicher Seite leicht geschehen kann und nur dadurch abgewandt werden kann, daß auch die Großmacht zur See sie beobachtet. Aber darüber hinaus? Eine Schrift über „England als Seeräuberstaat", (von Ernst Schultze.

Enke, Stuttgart), die mit der Leidenschaft des Krieges geschrieben ist, aber lauter Tatsachen darstellt, trägt als Motto den Ausspruch eines hervorragenden englischen Staatsmannes aus dem Jahre 1857, mit den Worten: „Wir bestehen auf dem Vollzug des Völkerrechts, wenn es uns nützlich ist; im andern Falle setzen wir uns über seine Regeln schrankenlos hinweg." Der gegenwärtige Krieg wirkt wie ein einziger Kommentar zu diesem Spruche. Eltzbacher weiß natürlich wohl, daß im Seekrieg die bürgerliche Bevölkerung der kriegführenden Länder besonderer Härte ausgesetzt ist; daß alle Bestrebungen, dem Privateigentum zur See den gleichen völkerrechtlichen Schutz zu verschaffen wiezu Lande, fruchtlos gewesen sind — es sollte heißen: wie zu Lande wenigstens die Theorie es fordert und der Grundsatz Anerkennung genießt. Er fährt fort: „Das ist kein Zufall und auch nicht die Folge des völkerrechtsfeindlichen Eigennutzes einzelner Staaten", sondern es beruhe darauf, daß die Wegnahme des Privateigentums zu Lande kein wirksames Kriegsmittel sei, wohl aber zur See. Ich würde die stärkste Ursache darin finden, daß es bisher auf dem europäischen Kontinent nur vorübergehend eine herrschende Großmacht gegeben hat: Frankreich unter dem großen König und unter dem großen Kaiser, beide fragten nicht nach Völkerrecht, aber wider sie — nachdem ihre Macht geschwunden war — konnte Europa wenigstens versuchen, ein solches festzusetzen; zur See dagegen ist die Ober- und Alleinherrschaft Großbritanniens seit zweieinhalb Jahrhunderten wohl angefochten und zeitweilig beschnitten worden, aber nur um desto mächtiger und, mit Lord Derby zu sprechen, schamloser gegen die anderen Nationen sich zu erheben. Immer hat es in England denkende und gebildete Männer gegeben, die sich allerdings dieses angemaßten Vorzuges schämten und auf diesem wie auf anderen Gebieten ihr Vaterland aus dem Beharren in Lebensformen der Barbarei herauszuziehen wünschten. Brougham, John Stuart Mill, Cobden, Sir Henry Maine, Lord Salisbury waren Männer ganz verschiedener politischer Richtungen, aber alle haben diese Gesetzlosigkeit in starken Äußerungen gebrandmarkt oder wenigstens das Verlangen nach ihrer Abschaffung als berechtigt anerkannt. Zu ihnen gesellte sich noch kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, der „den ungezügelten Egoismus und die Habgier des englischen Volkes" — wieder mit Lord Derby zu reden — zu einer bisher unerreichten Höhe rasch sich entwickeln ließ, ein Kenner des Gegenstandes, wiederum ein Peer des Reiches, der Earl of Loreburn in seinem knappen und inhaltreichen Büchlein „Capture at sea" (1913).* Wir finden darin bestätigt, was die Natur der Sache vermuten läßt. „Großbritannien ist von je ein entschlossener Gegner einiger notwendiger

* Die Schrift ist in Deutschland bekannt geworden durch die von Professor Niemeyer herausgegebene Übersetzung unter dem Titel „Privateigentum im Seekrieg". Duncker & Humblot, 1914.

und wesentlicher Reformen (im Völkerrecht) gewesen" (S. 16), und „Großbritannien ist fortwährend die Macht gewesen, die vornehmlich das Recht der Wegnahme friedlicher Schiffe aufrecht erhalten hat, und in der Tat wäre es wahrscheinlich längst abgeschafft worden, wenn sie nicht darauf beharrt hätte" (S. 20). Und am Schlusse, nachdem er gezeigt haben will, daß das Seerecht „wie es verstanden und voraussichtlich angewandt werden wird von kontinentalen Mächten" — sein Hauptargument ist, daß es für England selbst gefährlich werden könne — Großhandel und Schiffahrt in eine sehr bedenkliche Lage bringe: „Verschiedene Fragen werden auf Grund dieser Nachweisung sich geltend machen. Wenn dem so ist, warum haben wir in unserem Lande wenigstens manchen der Reformen, die angeregt worden sind, Widerstand geleistet? warum sind sie von anderen Nationen befürwortet worden? Und welche Aussicht haben wir, bei unsern Nachbarn durchzusetzen, Veränderungen anzunehmen, die uns von schweren Gefahren erlösen würden?" (S. 153). Er beantwortet diese Fragen dahin: die britischen Regierungen seien immer stark beeinflußt gewesen durch die in der Kriegsmarine geltenden Meinungen. Die Kaufleute haben sich schweigend verhalten und die öffentliche Meinung sei in England immer träge in der Annahme von Reformen. England sei nicht ganz so gescheit und nicht ganz so gewissenlos, wie man im Auslande vielfach glaube, wenn man die englischen Regierungen des Machiavellismus zeihe. Aber es sei Grund für Besorgnisse vorhanden, die man hege, wenn man zum Beispiel meine, eine Abschaffung des Kaperrechts würde illusorisch gemacht werden (durch England) vermöge einer desto weiteren Auslegung der Begriffe von Blockade und Bannwaren. Eine wirkliche Reform sei nur möglich, wenn sie aufs Ganze gehe, und England werde zu seinen Gunsten nur etwas erreichen, wenn es in wesentlichen Stücken nachgebe, die den anderen Nationen erwünscht seien. Als die größte Seemacht habe England die Pflicht voranzugehen, und durch vorausgehende Abreden mit den nächstbeteiligten Mächten die nächste Haager Konferenz (die Schrift ist von 1913) vorzubereiten. Das Prinzip, daß Leben und Eigentum von Privatpersonen, ob sie einem kriegführenden oder einem neutralen Staate angehören, auch im Seekriege unantastbar sein müssen, außer wenn gebietende militärische Notwendigkeit vorliege, müsse mit gutem Willen (fairly) angewandt werden. Wenn es sich im Landkriege durchgesetzt habe, warum nicht im Seekriege? Und doch sei die Wirkung, den Feind wirtschaftlich zu verderben, im Landkriege viel vollkommener erreichbar als im Seekriege, der nur eine geringe Chance darbiete, Leute auszuhungern, höchstens könne man hoffen, sie auf schmale Kost zu setzen. Es könne natürlich nicht die Meinung sein, Personen oder Schiffe unangetastet zu lassen, die irgendwie an den Feindseligkeiten teilnehmen, wäre es auch nur mittelbar;

auch Blockadebruch und Führen von Bannware würden nach wie vor dem Angriff ausgesetzt bleiben, wenn anders man das dafür geltende Recht aufrecht erhalten wolle. Loreburn verwahrt sich ausdrücklich, er wolle die Reform nicht vertreten aus Gründen „des Christentums und der Humanität"; daß dies die Gründe seien, werde von den Gegnern, zuweilen mit Hohn, behauptet. Er achte zwar alle, die diesen Standpunkt einnehmen, aber sein eigener Standpunkt sei, daß die Veränderung im Interesse Großbritanniens, und ebenso auch anderer Nationen, notwendig sei, aus dem Gesichtspunkte der Wirtschaft und der nationalen Sicherheit. Ob die Nachweisung gelungen ist, daß auch England in seinem eigenen Interesse das Recht des Seeraubes im Seekriege aufzugeben Grund hätte? Der bisherige Verlauf des Krieges dürfte die Nachkommen der Wikinger noch nicht darüber belehrt haben. Sie gehen in diesem Kriege weit darüber hinaus, was bis dahin selbst in den rücksichtslosesten und ruchlosesten ihrer Handelskriege als zulässig gegolten hat und wenigstens grundsätzlich von ihnen anerkannt war. Sie verfahren mit unbedingter Willkür und unumschränkter Tyrannei. Die Hochseefischerei der Neutralen greifen sie an, führen die Fischerboote in ihre Häfen, rauben die Beute oder lassen sie verderben, weil sie möglicherweise durch Verkauf Eigentum des Feindes werden und dessen Frauen, Kindern und Greisen zur Nahrung dienen kann! Hier sind Selbsttäuschungen nicht mehr möglich. Kein Völkerrecht, keine Haager Konferenzen werden diesen Übermut, diese schlechtsinnige Frechheit und Schamlosigkeit einer Macht, die für Zivilisation, Freiheit und Recht anderer, kleiner Staaten zu kämpfen die Allzuvielen und Allzutörichten glauben zu machen weiß, jemals bändigen, sondern allein Zwang und Not, allein eine aus Zwang und Not geborene Selbsterkenntnis der Grenzen ihrer Kraft.

5

Müssen wir also an der Zukunft, an den Fortschritten des Völkerrechts verzweifeln? Ist das Werk vom Haag nur beschriebenes Papier, nichts als „schöne Literatur" oder gar leeres unnützes Gerede? Dies dürfte keine notwendige Folgerung sein. Freilich, wie fern ein verbessertes Kriegsrecht, insbesondere Seekriegsrecht sich durchsetzen wird, das bleibt wesentlich bedingt durch den endlichen Ausgang der Weltkatastrophe, in der wir mitten inne stehen; ob dieser endliche Ausgang durch den Friedensschluß, wie bald oder wie spät er nun eintreten möge, gegeben sein wird, muß man bezweifeln. Aber im Leben der Staaten bedeuten Jahrzehnte keine lange Zeit. Allmählich treten doch Wandlungen ein, neue Generationen wachsen heran, neue Generationen haben neue Gedanken und neue Gefühle, wenigstens wird das Verhältnis zwischen verschiedenen Richtungen

und Spannungen des Geistes ein neues. Es läßt sich nicht verkennen: die immer wieder verdrängten, immer neu auflebenden Bewegungskräfte unseres Zeitalters gehen in der Richtung, daß Vernunft und Wissenschaft immer tieferen Einfluß üben auf alle Gebiete des Lebens; dies wird nicht dadurch aufgehoben, daß erkannt wird, dies sei in weitem Umfange zum Schaden der überlieferten künstlerischen und sittlichen Kultur geschehen; Vernunft und Wissenschaft haben ihr Wesen darin, sich selber unablässig zu kritisieren, sich immer neue Aufgaben zu stellen, wieder gut zu machen, was sie Übles angerichtet zu haben selber erkennen. Nun ist ferner offenbar, daß die wissenschaftliche Erkenntnis, so stark sie auch allen feindseligen, kriegerischen Willenskräften zur Förderung gereicht, wenn sie ihnen dienstbar wird, ihrer Eigenbewegung nach diesen entgegengerichtet ist, daß sie das sinnlose Walten roher Leidenschaften verneint und auf Ordnung, auf Harmonie, auf Frieden abzielt. Nach wie vor wird man dieser Marschrichtung Blöcke in den Weg legen. Man wird darauf hinweisen, daß mitten in diese friedensseligen Gedanken und weltbürgerlichen Verbrüderungsideen der Krieg gefallen ist, den man den schwersten Krieg der Weltgeschichte nennt. Man wird geltend machen, daß aus Streit und Krieg immer das Schöne und Gute hervorgegangen sei, daß Soldatentum und Schlachten eine Rettung der Männlichkeit bedeuten gegen die verweichlichenden Tendenzen des „grünen Weideglückes der Herde". Wer den ausgesprochenen Gedanken durch Betrachtungen dieser Art, die sich leicht vermannigfachen lassen, zu widerlegen meint, hat ihn nicht verstanden. Die ganze Apologie des Krieges möge richtig sein — und sie enthält allerdings gewichtige Wahrheiten —, so wird man doch, je mehr ein wissenschaftliches Denken Einfluß gewinnt in der Kulturwelt, diejenigen um so heftiger als ruchlose Frevler brandmarken, die etwa aus solchen — ihrer Ansicht nach menschenfreundlichen — Gründen zum Kriege reizen und den Krieg bewußt zu fördern suchen, wenngleich es sicherlich noch schlechtere Beweggründe dafür gibt. Gewiß ein tiefer Satz: „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur will Zwietracht." Aber der Mensch, eben weil und insofern als er Mensch, das heißt ein denkendes Wesen ist, will allerdings Frieden und Eintracht, er wird seine Wege suchen, möge die Natur die ihren gehen und ihm entgegenwirken. Auch dies ist ein Kampf: der Kampf der menschlichen Vernunft gegen die Natur, auch gegen die menschliche Natur — vielleicht ist der Instinkt weiser als die Vernunft, die Vernunft wird aber sich selber immer für weiser halten, und die Menschen werden lieber in Häusern wohnen, wie romantisch auch ihnen das Schlafen im Walde vorkommen möge; sie werden fortfahren, zu bauen und zu arbeiten, ob sie gleich vermuten mögen, daß ein wildes Jagd- und Prärieleben bei weitem dem des Bewohners der Großstadt vorzuziehen sei. —

Sicherlich haben die europäischen Nationen reiche Gelegenheiten gehabt, während der vergangenen zwei Jahre die guten Wirkungen, die ein Krieg bewirken kann, kennen zu lernen; es wäre müßig, sie hier in Erinnerung zu bringen. Und doch darf man mit großer Gewißheit voraussagen: die bleibende psychologische Wirkung dieses Krieges wird eine Abneigung, ja ein Haß gegen den „Beweger des Menschengeschicks" sein, von einer Tiefe und Stärke, wie niemals zuvor. Das Werk vom Haag, sofern es den Krieg zu regeln und zu humanisieren unternahm, mag vergeblich und verloren sein; sofern es aber dem Kriege vorbeugen, ihn verhüten, das Streben nach Krieg vertilgen wollte, wird es wieder aufgenommen, wird es fortgesetzt werden, wird es lebendigere Erfolge haben, als es haben konnte, da es noch kaum begonnen war.* Daraus folgt nicht, daß wir das tausendjährige Reich zu erwarten hätten. Daß dieser Krieg der „letzte" gewesen sein wird, ist leider sehr unwahrscheinlich. Aber je stärker die Tendenzen zum Kriege, um so stärker werden die Gegentendenzen sich erheben; je größer die Gefahr, desto mehr wird man ihr zu begegnen, sie abzuwehren beflissen sein. Innerhalb Westeuropas wird es, soweit man jetzt urteilen kann, nur insoweit gelingen, als die Arbeiterklasse und die außerhalb ihrer wirkenden Freunde einer sozialistischen Gestaltung und Fortbildung der Gesellschaft zunehmenden Anteil an den Regierungen gewinnen, oder als Regierungen, die relativ unabhängig von den Parteien zu wirken vermögen, diese Ideen in sich aufsaugen und ihren bewußten Vertretern freien Spielraum gewähren werden. Diese Entwicklung kann sich nicht ohne heftige innere Kämpfe vollziehen. Vielleicht wird die Festigkeit, die das staatliche Band innerhalb der Nationen durch den gegenwärtigen Krieg gewonnen hat, in Verbindung mit dem wachsenden Abscheu gegen alle Kriege, davor bewahren, daß solche Kämpfe in Bürgerkriege ausarten, wie die Vergangenheit deren so viele gesehen hat. Gewiß ist, daß der herrschende und — besonders von England aus — wie ein wildes Tier rasende und alle Länder der Erde hungrig absuchende Kapitalismus die tiefste Ursache dieses Weltbrandes ist; so wird die Überwindung des Kapitalismus, ja schon die entschiedene Dämpfung seines Geistes Voraussetzung künftigen Weltfriedens sein. Dies bedeutet nicht, daß der ehrlichen Arbeit des Kaufmanns und Unternehmers gewehrt werden soll, wenn sie im Sinne und wesentlich zum Besten der einheimischen Volks- und Staatswirtschaft geschieht; diese wird nach wie vor Schutz und Förderung verdienen, wenn einmal der Grundsatz feststeht, daß nicht die Bereicherung irgendwelcher einzelner, sondern das leibliche und seelische Wohl der Ge-

* Vgl. die scharfsinnige Erörterung über den „Staatenverband der Haager Konferenz" von Walter Schücking. („Das Werk vom Haag." Duncker & Humblot.)

samtheit der Zweck, daß also die nationale Arbeit eine nationale Angelegenheit ist, die in ihren Grundzügen geordnet und geregelt werden muß. Daß dies nachbleiben wird vom „Kriegssozialismus" unserer Tage oder vom „geschlossenen Handelsstaat", den wir nicht einer Theorie zuliebe eingeführt haben, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Auch in Zukunft wird die Frage der Verteilung im Vordergrund des volkswirtschaftlichen Denkens und Handelns stehen. Es gehört in der Tat zu den Angelegenheiten der Verteidigung des Vaterlandes, daß die deutsche Familie eine menschenwürdige Heimstätte habe, daß die deutsche Jugend, ausreichend ernährt, an Leib und Seele gebildet werde, und wenn die Erfahrungen des Krieges gelehrt haben, daß übertriebene Vorstellungen von körperlicher und moralischer Entartung, Verweichlichung und Verderbnis im Umlaufe waren, so werden sie doch zugleich ermahnen, daß wir noch mehr als bisher uns bemühen müssen, das Volk, aber auch, und in mancher Hinsicht ganz besonders, die führenden Schichten des Volkes vor Verwahrlosung zu schützen. Zur sittlichen Erziehung gehört auch die Pflege des Friedensgeistes und das Streben, die sittlich wertvollen Kräfte, die das kriegerische Wesen entfaltet, durch andere Mittel zu erhalten und zu pflegen, durch Mittel der Gesittung und Veredlung.

6

Der Sozialismus ist der Friede — wenn dieser Satz gilt, so darf man sagen, daß das ganze westliche, nordische und mittlere Europa, weil es der sozialistischen Organisation und der politischen Macht des Proletariats sich nicht entziehen kann, einer friedlichen Zukunft entgegengeht. Aber der Satz gilt nicht, wenn man den Sozialismus mit den Personen verwechselt, die ihn mehr oder minder laut im Munde führen, und weil die meisten von diesen auch den Weltfrieden und den allzu natürlichen Abscheu gegen Krieg im Munde führen. Daraus folgt sehr wenig. Der Geist des Krieges ist auch bei seinen Gegnern leicht entzündet, und ihr eigenes Land, das Land ihres Volkes in der Stunde der Gefahr nicht im Stiche zu lassen, haben unsere deutschen vielgeschmähten Sozialdemokraten in edler Eintracht als eine von selbst verständliche Pflicht verkündet. Andrerseits gibt es — in anderen Ländern weit mehr als im deutschen Reiche — anarchistische und autoritäre Sozialisten, die den Klassenkampf zum Klassenkrieg zu treiben als den notwendigen Durchgang zur Gesellschaft der Zukunft betrachten und den Glauben an die Heilkraft blutigen Aufruhrs nicht aufgeben mögen. Der Sozialismus ist der Friede? Aber es gibt Sozialismus von sehr verschiedener Art: Regulierung von oben — Staatssozialismus; Organisation von unten — gesellschaftlicher oder lieber genossenschaftlicher Sozialismus. Beide Arten sehen wir in mächtigem Fort-

schreiten. Was haben sie miteinander gemein im Unterschiede von dem sonst überwältigenden Kapitalismus unserer Zeit? Sie haben gemein, daß sie die Arbeit ordnen für den Volksbedarf, daß sie, ohne den internationalen Austausch aufheben zu wollen — was allerdings sinnlos wäre, es ist auch Fichtes Meinung nicht gewesen —, ihn der Gesamtproduktion dienstbar machen, daß sie in erster Linie die Herstellung des Gebrauchswertes bewußt ins Auge fassen, das heißt das gesunde Bedürfnis einer geschlossenen Gesellschaft, der Nation oder kleinerer Kreise, bestimmend sein lassen, anstatt für den beliebigen Käufer, und in der Absicht, solche Käufer irgendwo auf dem Erdenrund zu erjagen, den alleinreichmachenden Tauschwert, die Ware, in immer neuen Massen, immer neuer Mannigfalt zu fabrizieren, um in Gestalt von Grundrenten, Zinsen, Dividenden und Handelsgewinn unermeßliche Vorräte arbeitlosen Einkommens zu erzielen. Wir wissen wohl die gewaltigen Leistungen der Erfindungen, der Bauten des Verkehrs und der Vermittlung zu würdigen, die Handel und Kapital selbst geleistet oder angeregt haben; und die historische Aufgabe, die ihnen obliegt, ist noch weit von ihrer Vollendung. Aber nun bricht sichtbarlich der andere Gedanke sich neben jenen Leistungen seine Bahn: der Gedanke des Zusammenwirkens nach gemeinsamen Plänen, der organischen Aneignung und Verwertung des Bodens und der Arbeitsgeräte durch eine Volksgemeinschaft. Dieser Gedanke ist notwendig als ein Antidot, als Heilmittel gegen das, was ein streng antisozialistischer Nationalökonom und konservativer Politiker wie Wilhelm Roscher die plutokratisch-proletarische Volkskrankheit genannt hat. Das Heilmittel „Vereinigung" ist bekanntlich in weitestem Umfange schon innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zur Anwendung gelangt: Interessengemeinschaften, Konventionen, Kombinationen, Fusionen, Kartelle, Truste und Generalkartelle, alle jene Tendenzen der Volkswirtschaft, die jedoch Herr Sinzheimer (in Schmollers „Jahrbuch" 1908) treffend als scheinbare Friedensboten kennzeichnet, die nicht verhindert, sondern vielmehr mitbewirkt haben, daß der Tauschkampf der Gegenwart gegenüber dem Tauschkampf früherer Zeit durch größere Heftigkeit sich auszeichnet — heute kommt der ungeheure Wirtschaftskrieg im Kriege und über den Krieg hinaus dazu —, sie weisen in die Richtung, worin allein der Wirtschaftsfriede, und in seinem Gefolge der Völkerfriede, wirklich gesucht werden muß, nämlich die Aufhebung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit. Unvollkommen, wie sie durchführbar sein mag, wird sie allein zur Beruhigung der heutigen Menschheit und in einigem Maße dazu führen können, daß die Staaten einander in Ruhe lassen und einander zu dulden lernen, wie die religiösen Bekenntnisse und Lehrmeinungen einander zu dulden gelernt haben.

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

Das westfälische Münsterland wirft gegen den Rhein hin eine Woge niedriger Hügel auf. Es sieht aus, als hätte sich vor undenklich langen Zeiten aus der weiten Fruchtebene eine unübersehbare Herde riesenhafter Rinder aufgemacht, um zur Tränke an den Fluß zu wandern. Aber unterwegs, so nahe am Ziel, noch ehe die ersten in die Wasser des Rheins niedersteigen konnten, wurde die Schar von der Weltallsmüdigkeit überfallen. Sie legten sich nieder, eigentlich nur, um ein wenig auszuruhen. Allein ihr Schlaf ging unmerklich in die große Erdenruhe über, die nur einmal im Jahre ein- und ausatmet, im Frühjahr und Herbst. Die Köpfe der Urweltskühe sanken in den Boden, ihre weitausladenden Hörner vermorschten, und nur ihre unförmigen Leiber ragen noch als Hügel aus dem ebenen Lande. Ihr Fleisch ist zu Erde geworden, ihre Gerippe versteinerten. Nur Gras wuchs auf ihnen, kleine Wälder trieben ihr Wurzelwerk in sie, und endlich kamen die Menschen und siedelten sich auf ihnen an. Es ist die Gegend zwischen Emmerich und Wesel. Die Leute, die dort wohnen, gehören zwar zur Rheinprovinz; aber sie müssen doch noch dem westfälischen Volksstamm zugerechnet werden. Ihre Siedlungen sind schon zu geschlossenen Ortschaften zusammengerückt, doch stehen noch genug einsame Höfe auf den langgestreckten Höhen und in den weiten flachen Mulden.

Nicht weiter als drei gute Fahrtstunden vom Rhein standen zwei stattliche Bauernburgen, jede auf einer Kuppe gelegen, einander in einer Entfernung gegenüber, daß man von dem Hoftor aus bei klarem, sichtigem Wetter die Beschaffenheit der Kleidung und die Haarfarbe der Leute des anderen Anwesens erkennen konnte. Den Ton einer kräftigen, männlichen Stimme hörte man nur als einen ungefähren Laut, während auch nicht allzu lauter weiblicher Gesang in stiller Luft noch deutlich wahrzunehmen war. Aber es klang ja selten um die breiten massigen Schobendächer. Wie mit dem angehaltenen Atem des Mißtrauens und verheimlichter Scheelsucht lagen die Höfe einander gegenüber und hüteten peinlich die Grenze der Feldfluren, obwohl drunten in dem Tälchen, wo sie sich hätten berühren können, der Weg lief, der aus dem Dorf zum Rheine hinausführte und sie schied. Darum war es unmöglich, daß ein Grenzstein nächtlicher Zeit sich in den fremden Acker verirren konnte. Kröpfige Weiden und da und dort eine Eiche, regellos zu beiden Seiten des schmalen Straßenbandes, hüteten außerdem die Gemarkungen der beiden Besitztümer. Es war nicht eigentlich Feindseligkeit, durch die die beiden Höfe

seit Menschengedenken geschieden waren. Nein, und doch machte jeder aus dem Sintlinger Hofe, dem nach Norden gegen Emmerich zu gelegenen, einen weiten Bogen um den Hügel herum, auf dem seit Jahrhunderten das Bauerngeschlecht der Brindeisener hauste, wenn er wegen eines Handels an dem anderen Gehöft vorbei mußte. Diese gegenseitige Scheu wie vor etwas gefährlich Unedlem schien nicht nur den Familien im Blute zu liegen. Sie war in die Grundfesten der Wände eingemauert, floß aus dem Euter der Kühe, wurde bewußtlos alle Frühjahre mit dem Samen in die Furchen der Felder gestreut, und kaum, daß das neue Gesinde die zweite Bäcke Brot hatte verzehren helfen, wurde es innerlich von diesem Strome blinder Zwietracht auseinandergerissen.

Die beiden Familien waren getrennt wie gewisse Tiergattungen, die nie beieinander leben können, oder wie Pflanzenarten, die an den gegenseitigen Ausdünstungen zugrunde gehen.

Nun und es gab auch keinen größeren Gegensatz als einen Brindeisener und einen Sintlinger.

Der erstere lang, eher etwas überwüchsig, schleppte in einem knorrig-knochigen Leibe langsam seine drohende Schweigsamkeit umher, die von fast weißem Blondhaar unter einem Langschädel immer kühl gehalten und von stahlblauen Trotzaugen behütet wurde.

Die Sintlinger mußten in frühester Zeit durch eine Ausheirat einen solch kräftigen wallonischen Stoß erhalten haben, daß sie aussahen, als seien sie über den Rhein her aus Brabant eingewandert. Eher unter Mittelmaß, klein und zäh wie ein Wurfholz, scharf wie ein Messer, immer lärmend wie eine rollende Trommel, tobten diese braunen unheiligen Menschen nicht nur in den Furchen ihrer Acker, sondern in der ganzen Gegend umher, unbekümmert um die Verletzungen, durch die allein sie den Nächsten nahe traten, gleichgültig aber auch gegen die fast verächtliche Scheu, mit denen man ihnen allenthalben begegnete.

Die Gegnerschaft der beiden Familien war im weitesten Umkreise sprichwörtlich geworden und verführte jedes Glied der entzweiten Geschlechter dazu, die Abneigungen gegen alle Gepflogenheiten des anderen Hofes wie ein ehrwürdiges Vermächtnis sich von Kindheit an einzuprägen. Und doch vermied man es peinlich, durch Händel die Kluft zu verwischen, durch die man getrennt war.

Höchstens duldete man es mit verächtlichem Lächeln, wenn die Kuhhirten beim herbstlichen Weidegang sich Schmähreime zusangen oder mit den Peitschen aneinander gerieten.

Jedes hatte eine andere Sonne, eine andere Luft, einen anderen Gott.

Selbst das Aufblühen und Verwelken der Generationen gehorchte an jedem Orte einem anderen Rhythmus. Die Hochzeitslieder auf dem einen

klangen in das Schweigen der ergrauten Ehe auf dem anderen Hofe; während die eine Bäuerin das erste Taufbett schüttete, schnitt die andere ihr Sterbehemd zu. Nie blühten die Männer zur selben Zeit, nie tanzte die Jugend auf den beiden Höfen zugleich den flatternden Hoffnungen entgegen. Wenn auf dem Brindeisenerhügel das Leben an vollen Tischen saß und sang, stieg der Tod vom Kirchhof her zum Sintlingerhause hinauf, setzte sich auf die Schwelle und schnitt sich sein Pfeiflein zurecht. So ist es wohl möglich, daß neben der Verschiedenheit der Rasse die Fremdheit der Lebensalter den Grund für die Fremdheit der Familien bildete.

In der ganzen Umgegend führten auch der Sintlinger- und der Brindeisenerhof den Namen die Fremdhöfe, und es wurde sogar behauptet, daß sich der Rauch der Feuereſſen fliehe, und wenn sich die Tiere der Getrennten zufällig vermischten, entstehe unweigerlich eine Mißgeburt.

Nicht das Säuseln der Weiden und Eichen, die im Tale ihre Felder schieden, vermochte ihren Träumen das Ahnen friedlicher Anwandlungen zu bringen; vergeblich wogten die Fruchtweiten in derselben Sonne über die Hügel; umsonst rief die Kirchenglocke des Dorfes aus dem Baumversteck herauf. Auch das rührte keinen, wenn an ganz versunkenen Abenden in der Richtung nach dem Rheine hin jenes große, erdrückende Schweigen in der Höhe anhob, das über jedem gewaltigen Strome lautlos am Himmel mitgeht und das betrachtsamen Gemütern den Gedanken an die Ewigkeit nahe bringen kann. Höchstens, daß vielleicht ein junger Bursche von drüben, ein Eisgrauer von hüben, der auf der Bank unter den Hoftorlinden eine solch geheimnisvolle Einkehr erlitt, unter schwerem Atemzuge aufstand, einen Augenblick flutend geworden, gegen die Erde sann und dann den Kopf schüttelte. „Ja, wir können ihnen doch nicht nachlaufen," murmelte er dann, „sie weichen uns ja überall aus. Da ist halt schon seit jeher nichts zu machen." Damit ging er schlafen. Und die Höfe konnten nicht zusammenkommen, weil das Tal zwischen ihnen lag, und die Menschen blieben getrennt, weil eine Kluft zwischen sie gerissen war, die sie weder begriffen noch verschuldeten. Über das Verschulden waren allerdings viele Bewohner des Dorfes Hemsterhus, zu dem die beiden Bauernburgen gehörten, anderer Meinung. Die Fremdhöfe waren die entlegensten aber bedeutendsten Anwesen der kleinen Gemeinde, deren Kern aus einer geringen Anzahl bescheidener Dächer unter Baumkronen bestand und, wenn man so sagen will, weiter ins Land hineinlag. Deswegen lieferte das Geschick der beiden reichen Familien den hauptsächlichsten Stoff zu den Geschichten, die durch die winterlichen Kunkelabende liefen.

Man erzählte sich, auf dem Sintlingerhofe habe einst ein wolfswilder Bauer, der tolle Jakob, gesessen, ein Ausbund, dem Recht und Gesetz nicht mehr als der Schmutz an seinen Stiefeln gegolten hätte. Als es

einst wochenlang regnete und das Korn auf den Halmen zu faulen anfing, ergrimmte er so, daß er hinaus an einen Kreuzweg ging und unter Lästerungen den Kruzifixus mit Steinen bombardierte. Die brennenden Jungfrauen roch er auf Meilenweite, und weil zu der Zeit auf dem Brindeisenerhofe eine Bäuerin aus- und einwirtschaftete, der die Tugend auch nicht allzu fest auf den Leib geschneidert war, lauerte er ihr in Abwesenheit ihres Mannes eines Abends auf und vergewaltigte sie. Beim Nachhausekommen hörte der Brindeisener von dem Vorfall, riß seinem Weibe in der folgenden Nacht das Hemd vom Leibe, band sie nackt auf einen Stier und jagte das Tier mit Peitschenhieben in die Finsternis hinaus. Als aber nach der Ernte die Scheuern bis unter den First vollgestopft waren, schickte er seinen Knecht und ließ in einer Sturmnacht den Hof seines Nachbars an den vier Ecken anzünden, daß alles bis auf die Grundmauern niederbrannte. Keine Klaue und kein Schwanz, kein Quirl und kein Knopf konnte gerettet werden. Dem tollen Jakob aber fraß diese wilde Vergeltung jede Schandtat aus dem Leibe. Ehe der Morgen kam, war er ein anderer geworden, ließ die Brandstelle von dem Hemsterhuser Pfarrer einsegnen und ging dann an die Neuaufrichtung seines eingeäscherten Hofes. Auf das Dach des Wohnhauses ließ er ein kleines Türmchen mit einer Glocke setzen. Solange der Übeltäter lebte, läutete er getreulich mit dem Glöckchen alle Tageszeiten und ist auch bei der dünnen Stimme in den Lüften eines ehrlichen Todes gestorben. Im Laufe der Zeit verirrten sich die Sintlinger aber wieder in die alte Wildheit. Der Glockenstrick zerfiel, die Stiege zum Türmchen stürzte ein, und der Zugang wurde mit Brettern vernagelt. Von nun an war das Glöckchen sich selbst überlassen, und es ging die Sage, daß es jedesmal zu tönen anfange, wenn dem Hofe ein Unglück bevorstehe.

So erzählte das Volk. Aber es ist nicht gewiß, daß sich diese Ereignisse und vor allem so, wie sie als Geschichte von Mund zu Mund getragen wurden, abgespielt haben. Es kann sehr wohl möglich sein, daß die Leute sie erfunden haben, um sich die unausrottbare Fremdheit der beiden Bauerngeschlechter zu erklären.

Doch die Hemsterhuser gingen noch weiter. Manch einer wollte in hellen Nächten, ja sogar mitten im lichten Tage etwas wie ein kleines Kind erblickt haben, das nackt, taumelnd, aber wirbelnd schnell um den Sintlingerhof getrieben wurde und in der Gegend nach dem Rheine zu verschwand, als werde es in die Luft geblasen.

Aber diese Art von Hellsichtigen entstammte nicht dem besonnenen Teile der Bewohner, sondern jener Gilde von Menschen, die von Natur aus auf irgendeine Weise im Geiste zu kurz gekommen sind.

Zuletzt gingen diese Gesichte in einem Menschen um, den als kleines

Kind der Hemsterhuser Stellmacher eines Morgens auf seiner Haustürschwelle gefunden hatte. Der kinderlose, alte Mann nahm sich des armen Wurmes an, dessen sich wohl landfahrende Leute auf diese Art entledigt hatten, gab ihm den Namen Josef Niemand und setzte mit seinem betagten Weibe alles daran, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen. Aber all ihre Mühe war umsonst. Je älter der arme Niemand wurde, desto tiefer wuchs er in tausend absonderliche Grillen und Seltsamkeiten hinein. So behauptete er das Wachsen der Finger- und Zehennägel als Sausen in seinem Körper zu spüren, lief allen Vögeln nach, um ihren Gesang zu belauschen, weil er vorgab, sie zu verstehen; redete zu den Bäumen wie zu Menschen, horchte oft Nächte lang auf die Sprache des Windes und betrachtete die Wandelgestalten der Wolken, als seien es tiefsinnige Bilder. Obwohl alle über derartige Propheten lachten, war es doch unleugbar, daß das Volk fest daran glaubte, ein Kind aus dem Sintlingerhofe werde einst die getrennten Familien zusammenbringen, aber dabei selber den Tod finden.

Erstes Kapitel

Den Hemsterhuser Alb, so wurde Josef Niemand von allen genannt, hatte sein außerweltliches Gaukeln an dem Totenbette der Pflegeeltern spurlos vorbei bis gegen das dreißigste Jahr getragen. Längst war das kleine Haus des Stellmachers, in dem er sein scheues Leben geführt hatte, vermorscht und zusammengebrochen, und Niemand streifte als Vagabund umher, ohne doch weiter als nach Brederode und Querhoven zu kommen. Aus uneingestandener Furcht duldeten ihn die Bauern zur Nacht in einem Winkel des Stalles und am Tage in einer Ecke der Gesindestube.

In dieser Zeit kam Andreas Sintlinger mit kaum zwanzig Jahren in den Besitz des Hofes. Seinen Großvater hatte das Glöckchen unversehens früh abgerufen. Er war während der Ernte auf dem Felde zusammengebrochen, als er sich eben in Wut auf einen widersetzlichen Knecht hatte stürzen wollen, und seinen Vater hatte die Trunkenheit auf nächtlicher Heimfahrt in einen tiefen Ziegeleitümpel gehetzt, wo er ertrank.

Andreas trat die Herrschaft auf dem Sintlingerhofe ganz im Sinne seiner Ahnen an. Am ersten Tage seiner Bauernschaft versammelte er das Gesinde und ließ die lange Feuerleiter über das hohe Schobendach hinauflegen. Dann ergriff er eine Stange, stieg bis an das Türmchen und stieß lachend die Glocke an, daß sie bestürzt und blechern über die Hügel hinschrie. Nun habe sie ihr Sprüchlein gemeckert, meinte er übermütig, und werde ihn wohl jetzt verschonen. Darauf setzte er sich mit seinen Leuten in die große Stube, ließ Gericht um Gericht auftragen und zechte und sang bis tief in die Nacht hinein.

Der tolle Jakob Sintlinger schien in ihm wieder in den Hof gezogen zu sein. Wo einem Mädchen das Schürzenband locker saß, fand er sich als erster in der Dämmerung ein. Kein Schabernack gelang ohne ihn, jedem Spott lieh er seinen Witz. Auf den Festen war er der Anführer der Ausschreitungen, er stiftete mit größtem Geschick Zerwürfnisse und ersäufte dann hohnlächelnd die übereilten Feindschaften in Strömen von Wein. Aber seine Tollheiten waren durch einen Zug der Ritterlichkeit verschönt, und was an anderen als Gemeinheit wirkte, erhielt durch sein Wesen das Aussehen leichtsinniger Verwegenheit. Nie verbrüderte er sich mit Trotteln, und wenn er von einem Zechgelage im Kreise handwerksmäßiger Saufbrüder aufstand, kam es vor, daß er ihnen den Rest seines letzten Glases ins Gesicht goß und lachend davonging. Trotz dieser unaufhörlichen Explosionen, mit denen er geladen war, vernachlässigte er seine Wirtschaft nicht im mindesten. Sein kleiner Körper besaß die Unzerstörbarkeit einer stählernen Maschine. Offenbar brauchte er die Zügellosigkeit so notwendig wie andere Menschen die Ruhe, um sich von seiner Arbeit zu erholen. Kam er gegen Morgen nach Hause, so erhob er sich nach drei Stunden Schlaf so frisch, als habe er einen ganzen Tag lang geschnarcht. Kaum konnten die Furchen hinterher, wenn er pflügte; das Korn sank schon vom Pfiff seiner Sense, und einmal, als ein in der ganzen Gegend berühmter Mäher bei einem Wettschneiden schon nach einer Stunde zwei Mannslängen hinter Andreas zurückblieb, wäre es um den kleinen Teufel bei einem Haar geschehen gewesen; denn plötzlich stürzte sich der riesenhafte Kerl, dem es ebenso sehr um den verwetteten Taler, als um den verlorenen Ruhm und den reichlichen Spott zu tun war, wie von Sinnen hinterrücks auf den Sintlinger, und wäre der im letzten Augenblick nicht auf die Seite geflogen wie ein geschlagener Ball, so hätte ihn des andern Sense ohne Besehen dem Totengräber vor die Tür geschoben. Die Zuschauer packten den Wütenden, und als er sich ausgeschäumt hatte, steckte ihm Andreas eine Wurst in die rechte Hosentasche und sagte, es sei ein gutes Kalbfleisch drin, die andere in die linke und versicherte, sie sei von einem ausgewachsenen Schöps, drückte ihm zwei Taler in die Hand und gestand, daß es bei der Wette nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, weil er, der Sintlinger, des anderen Sense verhohlen mit Gimpelfett eingerieben habe. Solche liebenswürdige Streiche pflanzte er immer wieder neben den Bocksbart ärgerlicher Ausschweifungen, und die Bauernschaft der Umgegend wußte nie recht, wie sie sich zu dem Tollkopf stellen sollte: sie schwollen vor Entrüstung, strömten vor Entzücken über und schüttelten sich vor Lachen aus. Insbesondere die Mädchen sahen in einem Gefühl, das aus Grauen, Bedauern und Verlangen gemischt war, aus den Fenstern, wenn der verwegene Wildfang auf seinem Gefährt durch

ein Dorf raste. Aber er saß geborgen hinter seinen Pferdeschwänzen und hielt offenbar mehr von Schürzen und Scherzen als von Herzen. Bis er einst durch Brederode kam, einen Ort, etwa zweiundeinehalbe Wegestunde von Hemsterhus. Dort sah er an einem Frühlingsmorgen die schöne Johanna Klim, die Tochter des Vorstehers von Brederode, auf der Wiese neben dem Wege beim Bleichen der Leinwand. Sie ging neben der grauweißen, langen Bahn hin und überbrauste aus einer Gießkanne das Gewebe, an dem sie in den Winterabenden hatte spinnen helfen. Der mailiche Sonnenwind fuhr dann und wann gegen den tausendfältig zerteilten Wasserstrahl und stäubte ihn in silbrig schimmernden Tropfen um das blonde, zierliche Mädchen, daß sie mehr einer himmlischen Erscheinung im verklärten Licht als einem Menschen glich. Kaum hatte das Andreas Sintlinger einmal gesehen, da riß er die Pferde zurück und wartete mit angehaltenem Atem, bis das Schimmern wieder um die Jungfrau sprühte. Dann stieg er wie im Traume vom Wagen, band die Pferde an einen Baum und saß und starrte entzückt auf das Wunder, das unversehens in seinem Leben aufgegangen war. Als das Mädchen das rätselhafte Betragen des tollen Menschen gewahrte, entsank ihrer Hand vor Schrecken die Kanne, denn es konnte doch immer sein, daß er, noch taumelig von durchzechter Nacht, am Graben sitze und auf einen Schabernack sinne, den er ihr antun könne. Aber sie faßte sich doch in dem Gedanken, daß sie niemals gegen den jungen Bauer, auch im geheimen nicht, etwas Böses gesprochen habe, ergriff die Kanne, überschaute scheinbar ruhig ihre Arbeit und schritt den Rain hin furchtlos auf ihn zu, um über den Weg in den väterlichen Hof zu kommen. Als sie sich ihm näherte, pflückte er eilig einige Blumen, erhob sich und ging ihr entgegen. Schon in einiger Entfernung sah sie, daß das Feuer in seinen tiefbraunen, großen Augen und das rote Lodern über das ganze Gesicht hin von einer anderen Art Trunkenheit herrühre und bedauerte doppelt ihre Vermessenheit. Schon standen sie Blick in Blick einander gegenüber. Sie sah, wie der Mann, von einem inneren Sturm geschüttelt, am ganzen Körper bebte, die Blümchen bittend ihr hinreichte, und hörte ihn unverständliche Worte durcheinander stammeln. In höchster Verwirrung wollte das Mädchen an ihm vorbeischlüpfen. Da zuckte eine jähe Wildheit durch den Sintlinger, daß er augenblicks gleich einem Eisenpfahl, in die Erde gerammt, dastand. Mit leidenschaftlicher Entschiedenheit bat er sie um die Erlaubnis, ihr die Blumen an die Brust stecken zu dürfen. Wenn sie sich dem widersetze, so könne er sie ja nicht zwingen. Aber er werde dann geradewegs im Karriere mit seinem Gespann in den Steinbruch jagen, der hinter Brederode hart neben der Straße in den Hügel getrieben sei. Wenn Andreas auch nicht blaß bis in die Zähne geworden wäre, sie wußte bestimmt, daß er in seiner

Verwegenheit Wort gehalten hätte, und duldete, worum er sie bat. Am ganzen Leibe zitternd, in halber Ohnmacht fühlte sie noch, wie er ihre Hand mit heißen Küssen bedeckte. Dann war der Weg frei, und der Sintlinger fuhr auf einmal, aller Geschäfte ledig, in jubelndem Galopp nach Hemsterhus zurück.

Als er außer Sehweite war, nestelte wohl Johanna die Blümchen wieder los und verbarg sie in einem Holzstoß. Am Abend aber holte das Mädchen sie verstohlen hervor und legte sie unter ihr Kopfkissen, weil sie meinte, daß es unedel sei, ein Versprechen nicht zu halten. Denn sie war eine jener seltenen, göttlich gütigen Seelen, die von den Spielen auf der himmlischen Wiese hinter des Herrgotts Rücken in das irdische Leben geschlüpft sind und darum frei auch von jenem Makel im Lichte gehen, den nach der Meinung vieler Christen jeder Mensch als Lehnsnachfolger in der Schuld und Sünde seiner Ahnen zu tragen hat. Solche Menschen werden von der Rücksicht auf die Not anderer geführt und wissen um ihre Güte durch nichts als die Erschütterungen über die Leiden der Nächsten. Dies und die Tatsache, daß die Liebe in der Sehnsucht nach Erfüllungen besteht, die unserem Wesen versagt sind, band das stillste, reinste Mädchen so fest an Andreas Smtlinger, der nur aus fesselosem Brausen zusammengebraut schien, daß der alte Klim in Brederode nach dem ersten Schrecken über das Schicksal seines geliebten, einzigen Kindes begann, die Weisheit seines eigenen langen Lebens aufzutrennen und um- und umzuwenden, damit er heraus bekäme, wo der Fehler stecke, für den er also gestraft würde. Indes er bei diesem Geschäft in allerlei innere Nöte geriet und seiner Tochter voll Kummer ins Gewissen redete, erreichte er doch weiter nichts, als die Ratlosigkeit über die unbegreifliche Fügung bei ihr zu vermehren, daß sie sich unlöslich an einen Menschen gefesselt fühlte, der noch vor Tagen als ein bunter, wilder Schrecken an ihrem Leben vorübergezogen war. Geheime Zusammenkünfte, vor denen sie schluchzend bebte und die sie dann doch selig betäubt gewährte, banden sie immer fester an den unterirdischen Sturm ihrer verbotenen Liebe, zumal Andreas plötzlich der zarteste, hingebendste Mann geworden war und sie immer tiefer in den Taumel einer Verklärung hineinriß, der über ihn gekommen war. Endlich erlahmte der Widerstand des alten Klim, und kaum ein Jahr, nachdem er Johanna bei der Bleiche auf der Wiese gesehen hatte, führte sie Sintlinger als Weib auf seinen Hof nach Hemsterhus. Das Lodern war aus seinem Blick geschwunden, in seinem Gesicht zuckte es nicht mehr von Unbändigkeiten. Wie friedvolle, glückliche Kinder saßen die Neuvermählten unter der Hochzeitsgesellschaft, die aus dem Staunen nicht herauskam, daß so schnell aus einem zügellosen Burschen ein solch gemessen freundlicher Mann geworden war. Denn auch die Mißtrauischen bemerkten keine übertriebene

Süßlichkeit an Andreas, wodurch sich am leichtesten die nur unterdrückte Wildheit verrät. Ja, er hatte sogar auf Bitten Johannas in den Brindeisenerhof eine Einladung ergehen lassen, um nach dem Wunsche seiner Liebsten die Hand zur Überbrückung der Kluft zu bieten, die die beiden Familien trennte, und war auch nicht aufgebraust, als die Gäste aus dem anderen Fremdhofe ausblieben. Denn die erwachsene Tochter lag dort in einer gefährlichen Krankheit, und Anton Brindeisener hatte nicht nur ein ansehnliches Hochzeitsangebinde, sondern auch eine Entschuldigung gesandt, aus deren Worten man den guten Willen zur Beilegung der unnatürlichen Feindseligkeit herauslesen konnte. Auf Betreiben der Braut packte man von den besten Gerichten einen Henkelkorb voll, legte auch eine Flasche Wein dazu und schickte es zu Brindeisener hinüber, damit er mit den Seinen auf diese Weise an der Hochzeit teilnehme. Andreas Sintlinger willigte in guter Laune in alles ein, und als man ihm nach einiger Zeit meldete, sein Nachbar stehe auf dem anderen Hügel vor dem Hoftor und halte ein Glas in den Händen, goß er sich lachend auch sein eigenes voll, eilte hinaus, schrie einen Trinkgruß hinüber und leerte in einem Zuge seinen Becher, während auch der andere Bauer mit seinem Wein fröhlich Bescheid tat. Ein Teil der Hochzeitsgesellschaft war dem Bräutigam gefolgt und begleitete die Zeremonie des Verbrüderungstrunkes mit lautem, frohem Beifall. Eben trat auch die Abendsonne aus dem Gewölk und goß über das schöne, bunte Bild ihr rötliches Licht, als bekräftige der Himmel selber die gute Absicht der lang Getrennten.

Wohl fiel in der ersten Nacht, die Johanna unter dem Dach der Sintlinger schlief, ein toller Sturm über den Hof her, daß die Linden am Tor alle Gewalt zusammennehmen mußten, ihm nicht zu erliegen, aber der Hellseher aus Hemsterhus, der wieder einmal die nächtliche Jagd des Kindes um das Gehöft bemerkt haben wollte, der scheue, tölpische Alleshorcher, schlich vergeblich um die Mauern und lauschte in den Lärm des Windes. Das Glöckchen hing lautlos in dem Turme und schlief.

Der Sintlinger geriet mit den Monden immer tiefer in den lichten Zauber, den Johanna auf seinen Hof gebracht hatte. Noch wie am ersten Tage, da er sie auf der Wiese zu Brederode gesehen hatte, war ihre Gestalt von einem Schimmer umgeben. Die Stuben glänzten von verborgenen Verheißungen; seine Besitzung erschien ihm wie ein neues Anwesen, die ganze Gegend verwandelt, seine Schrankenlosigkeit hatte sich auf sein Inneres geschlagen. Er erwartete Außergewöhnliches, das er nicht begriff, und Wunderbares, dem er nur durch leidenschaftliches Ahnen nahe kam. Hörte er seine Frau in der Nacht neben sich atmen, so ging dies Senken und Heben bald durch das ganze Haus, es wurde zum Wogen, mit dem die Finsternis draußen über der Welt ruhte, ja es war ihm, als werde er

davon selbst, auf und nieder, an irgendeinen geheimnisvollen Ort getragen, und am anderen Morgen wachte er mit dem Erstaunen auf, sich nur in seinem Zimmer zu finden. An den Abenden, da er mit Johanna vor dem Hoftor auf dem Bänklein unter den Linden saß und auf die stillen und reinen Geschichten aus ihrer Kindheit lauschte, sah er Märchen um sich spielen, die als kostbare Unerreichbarkeiten vorbeizogen.

Das Wunderlichste widerfuhr ihm aber eines Morgens. Er mähte eine Wiese, die sich am Ende seiner Wirtschaft neben dem Walde hinzog, der über einen Hügel herab, durch eine sanfte Senke und noch ein gutes Stück die andere Anhöhe hinaufrauschte. Die Vögel sangen so laut, daß ihr Lied das leise Brausen der Wipfel übertönte; der Lerchenjubel lag wie eine tönende Wolke über den Feldern, und Andreas gab sich so stürmisch dem Takt hin, in dem er seine Sense durch das betaute Gras zog, daß ihm war, als schaukelte es ihn über die Erde. Plötzlich verstummten die Vögel, der Wald stand läubleinstill; irgendwas riß ihm die Sense zurück; er schrak aus dem Taumel auf und starrte in ein Schweigen, das wie entsetzt den Atem anhielt. Im nächsten Augenblick wußte er, seine Frau sei gestorben. Dies denken, die Sense von sich schleudern und in wahnsinniger Angst quer durch die Felder rennen, war eins. Als er in die Stube stürmte und seine Frau still und fröhlich am Butterfaß hantieren sah, faßte er sie um den Leib, schwenkte sie durch die Luft und jubelte und lachte, daß die anwesende Magd vor Verlegenheit sich hinausdrückte.

Doch wie es solche Überschwenglichkeit treibt, sie hat die Schuhe, in denen sie wie von Sinnen trabt, von der Enttäuschung gekauft, und Andreas Sintlinger hatte kaum seine Johanna neben ihr Butterfaß gestellt, stand die Welt, die er bei dem Gedanken an ihren Verlust eben in kläglichem Zusammenbruch gesehen hatte, gemächlich wie immer, drehte sich durch die Sonne, ließ die Flüsse laufen, als sei das, worum er in diesem Aufruhr der Angst gezittert, dies Sonnenscheinwesen, seine Johanna, nicht mehr als die Fliege, die ihm über die Hand lief, und es kam ihm vor, er wäre eben wie einer gewesen, der auf der Spitze einer aufgeblasenen Papiertüte getanzt hätte, in der Meinung, es sei ein Sarg. Eine Weile saß er auf der Bank, die an der Wand entlang lief, schaute bestürzt, mißtrauisch, voll schmerzlichsten Staunens auf seine Frau und wurde immer blasser in seinem Gesicht, je tiefer er in diese Ernüchterungen versank. Aber eh ihm die Seele von solchen Wirbelwassern bis an den Rand der Augen voll laufen konnte, sprang er jäh auf, schüttelte sich lachend und ging mit einem schrillen Pfiff auf den Lippen über die Schwelle.

Von nun an kam es öfter vor, daß der Schleier vor des Andreas Augen zerriß. Seine wundersamen Erwartungen, die ihm bisher als das Sicherste und Natürlichste erschienen waren, kamen ihm erst zweifelhaft,

dann gewagt vor und sanken endlich wie ferne belichtete Wölkchen immer mehr ins Erblassen, immer tiefer, bis sie ganz unter dem Horizont seiner Seele verschwunden waren. Doch dauerte dieses geheime Abwelken einer unsichtbaren, herrlichen Ernte mehr als ein Jahr, und Johanna fühlte es bald wie einen fliegenden Frost bei wärmster Sonne, bald wie ein Verfinstern mitten im Licht und sah es auch oft wie eine kalkige Helle durch schlaflose Nächte ziehen.

Als er im Herbst von einem Markt, nicht wie es seine Gewohnheit geworden war, um den Abend zurückkehrte, sondern den folgenden und nächsten Tag ausblieb und auch am dritten Morgen sein Bett noch leer stand, wußte die Frau, daß die wilden Wirbel des Sintlingerschen Blutes wieder über ihrem Andreas zusammengeschlagen waren. Als sie acht Tage darauf in der Morgenfrühe des Sonntags ein wüstes Männersingen vom Dorfe her immer näher rücken hörte, trat sie vor das Hoftor und sah den Weg hin, der zwischen Weiden und Eichen sich von Hemsterhus im Grunde an den Sintlingerhof heranwand. Das Bild, das sich ihr im nächsten Augenblick bot, war kein tröstliches. Der Bretterwagen voll schreiender Rülpser, die bei jedem Stoß durcheinander taumelten, und ihr Andreas auf dem Sitz vorn, ohne Kopfbedeckung, mit wehenden Haaren und ruhelos kreisender Peitsche. Er fuhr wie ein Satan. An der Stelle, wo der Zufahrtsweg zum Hofe von der Straße der geköpften Weiden und der Eichen abbog, kippte der Wagen, und die Säufer klunkerten und kleckten plump und ungefüge über die Bretter in den Graben. Den letzten, der sich noch halb oben erhalten hatte, schob der junge Bauer schnell zu den andern und peitschte dann seine Pferde hohnlachend den Hügel herauf, daß sie mit fliegenden Flanken und schäumend vor ihr hielten. Der Sintlinger lachte noch immer, warf Peitsche und Leine weg, fiel seinem Weibe in die Arme, riß sich los, lief durchs Tor, über den Hof quer ins Haus, daß Johanna ihm nicht zu folgen vermochte, und stand erst im Schlafzimmer still. Dort traf sie ihn am letzten, gellen Gelächter würgend. Er schüttelte sich vor Vergnügen und schrie fortwährend: „Wundervoll! Wundervoll!" Aber sein Gesicht war fahl und Tränen liefen ihm über die Wangen. Dann sank er auf sein Lager, und Johanna streichelte seine klebrige Schläfe, besänftigte mit ihren kühlen Händen die Stirn und wischte die Schleimblasen mit einem Tuche fort, die das stürmische, wunde Röcheln seines Atems ihm vor den Mund trieb.

Sie entkleidete ihn dann während des Schlafes so behutsam, daß er nicht erwachte, sondern nur einigemal mit taumelnden Händen um sich langte, wie bittend und dankend gegen die sanfte Güte, die er durch den Dunst der Trunkenheit um sich fühlte. Dann legte sie ihm seine Arbeitstracht auf den Stuhl neben das Bett, damit er beim Aufwachen den

Rückfall in seine Wüstheit nicht als Wirklichkeit, sondern als einen bösen Traum empfinde und an dem Zutrauen keinen Schaden leide, den Weg durch reine Tage fortzuwandeln. Doch alle Vorsicht der lieben Seele half nichts. Nach lichten, sicheren Wochen verschwand er wieder unvermutet in dem Abgrund, den er in sich mit herumtrug und in den Nächten, die Johanna einsam und grübelnd in ihrem Bett lag, sah sie den Widerschein des Feuers aus dem Ofen in allerhand fratzenhaften Gesichtern an der Wand entlang huschen, rang gar oft weinend gegen tiefe Mutlosigkeit und erlag doch nicht selten dem Gedanken, daß der Sturm, der in ihrer Hochzeitsnacht die Hoflinden zum Brechen gepeinigt hatte, nicht ohne Bedeutung gewesen sei. Trotzdem lief das alles gleich schwarzem Gewölk durch ihre Seele und es kam ihr gar nicht die Versuchung zu einem bitteren Wort oder einem scheelen Blick, wenn ihr Mann lallend und schwimmenden Auges in die Stube stolperte. Höchstens bebten ihre Hände unmerklich, wenn sie ihm Stock und Mütze abnahm und an den Rechen neben den langen Uhrkasten hing. „Immer noch kein gutes Wetter, Andreas?" fragte sie dann lächelnd und strich dem Vertriebenen die Haare aus dem Gesicht, daß ihn die mitleidsvolle Liebkosung wie ein Schlag erschreckte und in irgendeinen Winkel trieb, wo ihn sein Weib, wenn er den Rausch ausgeschlafen hatte, in schmerzvollem, stummem Brüten traf, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf zwischen den heraufgestoßenen Achseln zur Erde hängend. Dann saß sie schweigend eine Weile neben ihm und sann, wie dem Gebeugten zu helfen sei. Aber ob sie sich auch anstrengte, etwas recht Erquickendes und Starkes zu seinem Wohle zu finden, ihrer einfachen Kinderseele fiel immer das Gleiche ein: Sie löste seine zusammengekrampften Hände, hob sein Gesicht zu sich herauf, küßte ihm die Stirn und sagte: „Sei nur nicht verzweifelt, Andreas! Einmal gelingt dirs doch." Darauf schob sie ihren Arm unter den seinen und führte den bestürzt Lächelnden wieder in das weiße Licht ihres Lebens.

Und doch, immer kamen neue Nächte, in denen sie allein unter den Linden vor dem Hoftor sitzen mußte, während ihr Mann draußen auf seinem Taumelkahn in Strudeln fuhr, die sie durch nichts anderes kannte, als durch das Schwarze, das in ihr aufging, wenn sie daran dachte. Oft waren nur Sternennächte. Der Mond lag zerschlagen in einem Winkel hinter der Welt oder hing verfinstert am Himmel. Nichts hatte einen Schatten. Die schwarzen Schemen der Dinge, diese verzerrte Wiederholung ihres Wesens, durch die sie unserm Auge und unserer Seele erst begreiflich werden, waren aufgelöst in gleichförmige Dunkelheit, in der sie wie losgerissen schwankten, als würde alles Leben ziellos umhergewirbelt. Sie hörte den leise wehenden furchtsamen Schlaf der Weiden drunten am Grenzwege, die Rinder, die mit den Ketten rasselten und dann und wann

einen brünstigen dumpfen Laut ausstießen, die Stundenschläge der Turmuhr im Dorfe, die leise in der Luft verklangen, alles das jagte sie manchmal von ihrem Sitz auf und trieb sie ein Stück vom Hofe ins Feld, daß nichts um sie war als die Nacht und über ihr die Sterne, die auch seit Ewigkeit bebten, zuckten und fieberten in rotem, grünem und leichenblassem Scheine. „Warum das alles? Warum?" fragte die junge Frau dann, ging zurück auf ihr Bänklein, sann lange ringend und warf sich zuletzt wohl an den Stamm der Linde, ihn wie eine Ertrinkende umklammernd, weil ihre Güte wund war, aber doch nicht anklagen konnte. In solchen Nächten fürchtete sie das eine mit rätselhafter Angst, daß zu allem noch das Glöckchen im Turme anfangen könne zu tönen, und sie flüchtete in ihr Bett und zog die Decke um die Ohren, damit sie nichts höre. Aber einmal blieb ihr auch das nicht erspart. Spät in einsamer Nacht fuhr sie aus der Flucht ihres Schlafens ins Erwachen. Anfangs sah sie nichts. Als sie aber eine Weile ihre Augen dringend ins Dunkel neben ihrem Bette geschickt hatte, stand ihr Mann vor ihr. Um seine Gestalt floß es wie Schwelen, wie Lichtdunst, der aus faulendem Holz spielt. Das hat er von dem Schein der Sterne, dachte Johanna noch traumverwirrt und fühlte einen kochenden Strom von ihm in sie übergehen. In einem Taumel, der aus Angst und Glück, aus Furcht und barmherziger Güte gemischt war, zog sie ihn mit bebendem Arme zu sich herein, und die beiden schmolzen in solch heißen, dunklen Wogen in einander, wie noch keine gewesen, von denen sie je getragen worden waren. In diesem Augenblicke berührte sie jene geheimnisvolle Hand, auf deren Wink ein neues Leben in die Leiber der Frauen sinkt, und als sie dann lag, wurden die Wirbel, von denen sie durchs Augenlose geführt worden war, immer, immer schwächer und klangen am Ende hoch und leise wie kleine Glockentöne in grenzenlosem Raume. Als Johanna das hörte, meinte sie, die Klänge rührten aus dem Türmchen auf dem Dach, sprang von ihrem Lager ans Fenster, brach die Hände nach unten und starrte durch stumme Tränen lange auf die Finsternis draußen, in die mählich am fernsten Horizont der Tag wie mit dem Licht erloschener Augen tauchte. Die Kühle klärte endlich ihre fliegenden Gedanken. Sie raffte sich zusammen und lauschte gespannt auf das hohe Pinken, das ihr soeben noch geklungen hatte; aber sie hörte nur die Linden leise dem Morgen entgegen rauschen. Sonst nichts, und was über sie hingegangen, erschien ihr wie der undeutliche, warme Taumel eines Traumes. Beschämt über ihr abergläubisches Erschrecken suchte sie wieder ihr Lager auf und lächelte auch, daß alles nur Täuschung gewesen sei. Der tiefe Morgenschlaf löschte es vollends aus, und beim Erwachen lagen die Vorgänge der Nacht nur noch als wollustvolle Erschöpfung in der jungen Bäuerin.

Seitdem diese Verwandlung mit ihr vorgegangen war, verloren sich die Verdunklungen des Kummers ganz aus Johanna. Ihre blauen Augen bekamen einen vertieften Glanz und gingen mit aufgelöstem Blick immer in unendliche Fernen, ohne jeden Harm, voll seligen Erwachens. Der Schimmer, der wohl in manchen finstern Wochen erloschen schien, blühte voller um sie. Ihre Güte war sonst von fast unmerklicher Zartheit gewesen. Jetzt rückte diese vorherrschende Seite ihres Wesens immer weiter in mütterliche Sommersonne hinein. Und Andreas wurde bei dem Anblick seiner verwandelten Frau oft von Scheu und Zagen erfaßt, von einem fernen Glänzen überlichtet, wie in den Zeiten seiner ersten Liebe. Dann sprang er nicht wie sonst mitten im Aufladen vom Fuder, ließ nicht den Pflug auf der halben Furche stehen, um jäh auf seine Taumelbahn hinauszueilen. Er stahl sich heimlich wie ein Dieb in den Lärm bodenloser Wege. Er ging gleichsam nur noch auf den Zehen durch den Sumpf. Eine heimliche Furcht, von der er nie sprach, die er sich nie eingestand, hinderte ihn auch, wie sonst in voller Trunkenheit sein Haus wieder zu betreten, und wenn es nicht anders ging, schlief er in einem verborgenen Gehölz oder an einem abseitigen Hange erst seinen Rausch aus und begrüßte dann freundlich und aufgeräumt seine Frau, als kehre er von einem glücklich beendeten Geschäft zurück. Johanna aber gab ihm nie von der leisen Betrübnis zu schmecken, die dies Schleichen seiner Gier ihr verursachte. Sie zog ihn immer in den Schimmer ihrer Erwartung herein, indem sie bis in die späte Nacht wie in einem Heiligenschreine saß, schier endlos nähte und leise Lieder ihrer Kindheit sang.

An einem Frühlingsabende, schon in tieferem Dämmern, als sich der letzte Lichtfunke von dem Turmknopf der Hemsterhuser Kirche matt ins Dunkeln sinken ließ, standen in der Wohnstube des Brindeisenerhofes die alte Bäuerin, ihre erwachsene Tochter, jene, die am Sintlingerschen Hochzeitstage hatte mit schwerer Krankheit ringen müssen, und der kleine Peter, ein vierjähriger Knabe, der sehr späte Nachzügler der Brindeisenerschen Ehe, am Fenster und sahen schweigend zu, wie der Abend aus den Tälern langsam an den Hügeln heraufkroch. Die Weiden und Eichen standen schon wie vergessene Heufuder grau und unförmig am Grenzwege drunten. Die Straße schwelte blaß und schien in dem ungewissen Lichte wie ein graues Band zu schwanken. Der Sintlingerhof lag bald auch im Dämmern. Eben wollte die Bäuerin diese kurze Ruhe- und Einkehrpause beenden und legte streichelnd ihre große Hand, schon halb zum Gehen gewendet, dem kleinen Peter auf den weißblonden Kopf, da flammte in dem anderen Fremdhofe drüben ein Licht auf, erlosch, kaum entzündet, zuckte wieder auf und verging abermals. „Das ist mir ein sauberer Anzünder,"

sagte Frau Brindeisener lächelnd. „Wenn schon die Streichhölzer versudelt sein müssen, so kann man sie doch gleich wegwerfen. Da erspart man sich die Mühe und es bleibt desto besser finster." Aber endlich flammte das Licht sicher, doch nicht, um ruhig an einer Stelle zu stehen. Es begann zu jagen. Bald flackte es an dem einen Fenster auf, bald am anderen, tauchte jetzt tiefer in die Stube hinein, lief an der ganzen Fensterreihe hin und schien sich dann wie im Kreise zu drehen. „Die Sintlingerschen sind schon komische Leute," sagte die Tochter, denn sie meinte, es tanze jemand mit dem Lichte durch die Stube. Die Mutter aber erwiderte nichts mehr, sondern öffnete das Fenster und beugte sich lauschend hinaus. „Seid mal ganz stille," sagte sie hastig. Man hörte einen Wagen eilig rasseln, das Klappern von Pferdehufen. Dann flog das Hoftor krachend auf und ein Gefährt stürzte sich wie wahnsinnig den steilen Hügel hinunter, stob im Karriere die Straße nach Hemsterhus und verschwand als brausender Schatten. Die Bäuerin kam zögernd, in seltsamer Steifheit wieder zum Fenster herein, nickte bekümmert, setzte sich dann auf einen Stuhl, als seien ihr die Knie weich geworden, und sagte nach kurzem, starrendem Sinnen mit einer dunklen Stimme mehr wie zu sich: „Da ist was nicht richtig drüben! — Na ja. — Freilich. —" Und als sie wieder hinausblickte, wirbelte etwas wie ein rotes Kleid den Sintlinger-Hügel herunter, sprang quer über die Straße und keuchte mitten über die Felder auf den Brindeisenerhof zu. „Es ist ein Weibsbild von drüben," sagte die Bäuerin und erhob sich. An der Stubentür traf sie mit der Magd zusammen, die, atemlos und vielfach von Weinen geschüttelt, meldete, daß ihre Frau die schwere Stunde habe. Der Sintlinger sei von Sinnen gekommen, zitternd an der Wand hingeschlagen und wie gehetzt aus dem Hofe über alle Berge geflohen und die Frau bäte, ihr in der Not beizustehen. Die Frau Brindeisener schlug ohne Zögern und wortlos ein Tuch um den Kopf und folgte der eilig Davongehenden.

Gegen Morgen wagte sich der von Mitleiden und Liebe davongetriebene Andreas nach Hause. Vorsichtig führte er das Pferd den Hügel herauf; möglichst geräuschlos öffnete und schloß er das Tor. Doch beherrschte ihn immer noch eine derartige Aufregung, daß er es nicht wagte, den herbeigeeilten alten Knecht nach dem Ergehen seiner Frau zu fragen. Er nahm ihm nur die Laterne aus der Hand und leuchtete über sein Gesicht. Da erkannte er aus dem schalkhaften, etwas spöttischen Schmunzeln des Dienstboten den glücklichen Ausgang der Gefahr, warf vor Freuden die Laterne aufs Pflaster, daß das Licht unter den klirrenden Glasscherben erlosch und schlich behutsam dem Hause zu. Das Dunkel des Flures und der Wohnstube wogte von dem Sturm seines Gemütes um ihn, und jubelnd sagte er fortwährend zu sich: „Ein Sintlinger!" So kam er ins Schlaf-

zimmer, das vom Licht der verhangenen Lampe wie von erschöpftem Zittern erfüllt war. Die Hebamme erhob sich von ihrem Stuhl im Dunkeln, wo sie geschlafen hatte, und bedeutete ihn durch hastige Gebärden, sich ruhig zu verhalten, da die junge Mutter im Schlaf liege. Denn sie erklärte sich die unsichere Haltung des Bauern und seine großen, leuchtenden Augen in dem blassen Gesicht falsch, trat geräuschlos auf ihn zu und tuschelte ihm ins Ohr, daß alles glücklich, wenn auch nicht leicht überwunden sei. Mit einem Mädchen schere es sich eben wie mit einem Knaben. Die Hauptsache wäre, daß alles richtig sei und sie gratuliere ihm zur ersten Vaterschaft. Nun verstand er, warum der alte Zenker, der Knecht, so spöttisch gelächelt hatte. Eine leise Enttäuschung kam in ihm auf. Er nickte der Hebamme stumm zu und hängte seine Mütze an eine Stuhllehne. Dann stand er in schmerzlicher Unentschlossenheit da und wußte nicht, ob er hinausgehen oder dableiben solle. Es fiel ihm ein, daß er die ganze Nacht herumkutschiert sei, hügelauf, hügelab, durch Dörfer, an Wäldern vorbei, lange öde Chausseen hin, in steinigen Hohlwegen und das alles wegen eines Mädchens. Aber durch die Schatten seiner Bitternis sah er das wehe, bleiche Gesicht seines schönen Weibes, hörte ihr schmerzvolles Wimmern und wurde von barmherziger Liebe überwältigt. Er trat an ihr Bett und betrachtete die eingefallenen Züge der Erschöpften; aber auf das Wesen, das neben ihr lag, vermochte er keinen Blick zu werfen. Doch Johanna schlief nicht. Unter den Lidern hervor betrachtete sie ihren Mann, war wohl glücklich, daß nicht der Dunst von Wirtsstuben um ihn liege, sog den Duft der Wälder und Felder, den er mit hereingebracht hatte, sehnsüchtig ein und wurde doch bis ins Herz hinein von seiner einseitigen Zärtlichkeit erschüttert, die ihre gesteigerte hilflose Empfindsamkeit wie einen Vorwurf empfand. Still und groß quollen Tränen durch ihre Wimpern und rollten die Wangen hinab. Dann streckte sie ihm ihre Hand hin und sagte bittend: „Andreas, sei nicht böse auf unser Kind, ich kann nicht dafür." Da schmolz sein unbeständiges, schrankenloses Herz ganz in Weichheit. Ohne Rücksicht auf die Hebamme kniete er neben das Bett, küßte seiner Frau immer wieder die blutleeren Lippen, versicherte sie seiner Freude und war bemüht, durch Liebkosungen ihren Verdacht zu zerstreuen. Er ließ sich auch das Kind reichen und drückte einen zaghaften Kuß auf die Stirn des unwirklich kleinen, rotfleckigen Wesens. Doch als er droben in der Stube, wo man ihm das Lager aufgeschlagen hatte, allein war, brachte er es nicht über sich, Licht anzuzünden, sich zu entkleiden und ins Bett zu legen. Er rückte sich einen Stuhl ans Fenster und starrte unverwandt in die Finsternis, ohne doch in dem Wirbel seiner widerstreitenden Seele einen Ankergrund zu finden. Tief am Morgen fand ihn die Magd, die ihn wecken sollte, am Fensterbrett zusammengesunken in festem Schlaf.

Dabei blieb es denn auch Monate lang, es mag sein, vielleicht bis gegen das Jahr hin. Andreas bewegte sich Hand in Hand, in zärtlicher Liebe mit seiner Frau durch die Tage und trug, ohne es zu verleugnen, aber auch ohne es hervorzukehren, geheim jene Friedlosigkeit in sich, die jede enttäuschende Erfüllung unserer Seele als Erbteil zurückläßt, auch wenn wir sie überwunden haben. Er war zu klug, zu wenig in seiner Tiefe von der dumpfen Enge des bäuerlichen Wesens befangen, als daß er für immer die gekränkte Eitelkeit, die Vaterschaft eines Mädchens und nicht die eines Knaben erhalten zu haben, als den Grund der Beklommenheit und Unruhe eindeutig in sich geduldet hätte. Und doch kam er zu seinem Kinde, dem nach dem Willen der Mutter der Name Helene gegeben worden war, in kein anderes Verhältnis als das erzwungener, unbeholfener Spielerei, belangloser Zärtlichkeit und oberflächlicher Liebkosungen. Er befand sich wohl in der Lage eines Menschen, der in den Stürmen eines wilden, langen Winters sich nach der vollen Erlösung seiner gebundenen Kräfte sehnt und dann durch einen dürftigen Frühling um die besten Hoffnungen betrogen wird. Seine Tollheit, die ihn abermals in der Ehe überfallen hatte, fühlte er immer deutlicher nur als die Ungeduld eines Mannes, der an eine Mauer schlägt, daß sie ein breites Tor zu unbegreiflichen Seligkeiten auftue. Nun hatte es sich erschlossen, und nichts als dies zarte, blonde Kind war ihm geschenkt worden, das in einer Welt schwebte, in die zu dringen es sich nicht der Mühe lohnte. Vielleicht litt er neben dieser Maßlosigkeit seines Wesens nur an der Unfähigkeit zum stillen Glück väterlicher Gefühle. Aber es ist ja vergeblich, eine Menschenseele bis auf den letzten Tropfen ausschöpfen zu wollen. Genug, das Vertrauen in die Berechtigung seiner bisherigen Lebensführung wurde so erschüttert, daß ihn auch seine Ausschweifungen langweilten, daß sein Übermut zur leeren Gewohnheit und seine bunten Späße zur Grimasse wurden. So trieb er sich mißmutig, verdunkelt durch die Gassen seines alten Lebens. Nein, auch einsam, ganz einsam; als Gefährten nur ein hohes, unbegreifliches Verlangen. Ja einsam, denn die Liebe ist ein zu unpersönliches, ein Allgefühl, als daß es über die Stürme der Umarmungen hinaus, bis in die Sanddünen unseres alltäglichen Lebens, die Seele der Welteinsamkeit entreißen könnte. Kaum brennt das Feuer unseres Auges wieder schwächer, so ist das Wesen, dem unsere Liebe gilt, schon wieder in die Fremdheit ihres eigenen Lebens entrückt, uns unerreichbar. Und wenn Andreas seine Frau immer draußen gesehen hatte, gleichsam über die letzten Berge seiner Welt wandernd, jetzt, seitdem sie mit dem Kinde auf dem Arm durch jene stillen Verklärungen ging, war

sie ihm ferner als sonst. Da halfen die ungeteilten Gemeinsamkeiten ihrer Arbeit und Sorge nichts, alle Zärtlichkeiten waren vergebens. Wenn er seine Arme öffnete und sie frei gab, entglitt sie ihm nach den Gesetzen eines unergründlichen Zaubers, uns einen neben uns Gehenden durch seine Gegenwart zu entziehen. Hörte er, über den Hof schreiend, Johanna mit der Kleinen kosend reden, so klang ihm die Stimme wie aus einem anderen Leben. Sah er an Abenden von der Bank aus, wo er ruhend saß, sie, das Kind im Arm wiegend, vor sich durch die Stube gehen, so hätte er die Hand heben mögen, um weiße Schleier aus der Luft zu streichen, durch die sie gleicherweise verhüllt und verschönt wurde. Dabei bemerkte er, daß sein Weib oft bis ins Schmerzen von ihrem Mutterglück erfaßt wurde. Dann mußte sie das Gesicht des Mädchens, das sie bohrend, nein, beschwörend lange betrachtet hatte, endlich mit der Hand bedecken und aufschluchzend hinausgehen, als übersteige es Menschenkraft, so viel Lieblichkeit lange zu betrachten. Ja, manchmal schien es ihm gar, sein Weib entzöge ihm sein Kind. Dann schlich er sich zur Wiege, wenn Johanna das Melken im Stall beaufsichtigte oder sonst wo beschäftigt war, schickte das Kindermädchen unter irgendeinem Vorwand auch hinaus und versenkte sich in den Anblick des Kindes, um wenigstens etwas von den Wundern zu ergründen, die seine Frau so bis in die Seele ergriffen. Aber das kleine Wesen lag still und weiß in den Kissen, die Wänglein rötlich überhaucht, die Stirn von seidigen Löckchen umspielt, und richtete mit einem seligen Horchen im Gesicht ihre Augen regungslos und weit offen über sich. Kaum ein Zucken ging durch ihre Lider, wenn er an die Wiege trat oder sich rührte. Nichts von der Leidenschaft eines Blickes zuckte in dem Blau ihrer Sterne, über denen ein bernsteingelber Schimmer wie der Widerschein unsichtbarer, goldblühender Büsche lag. Tief, klar und einsam waren diese Augen, bis auf den letzten Grund hell, wie das Wasser ruhiger Teiche in der Heide, die nichts sind als Spiegel des Lichtes. Sobald er aber zu dem Kinde sprach, schrak es von dem Klang seiner Stimme wie unter einem Schmerz zusammen, schlug mit den Händchen, als wehre es ihn ab, und begann zu schreien. Dann schlich er davon und war bei seiner einsamen Arbeit bemüht, sich diese seltenen, seltsamen Augen seines Kindes vorzustellen, aber es gelang ihm nichts anderes, als zu einem Gefühl ferner, rätselhafter Ergriffenheit zu kommen.

An einem Abend trat er in den Hausflur und hörte Johannas Stimme wieder zu dem Kinde reden. Geräuschlos drückte er die Tür auf und trat in die Stube, die leer war, und das letzte Licht des Tages lag schräg und grau darin. Seine Frau stand versunken über die Wiege gebeugt, sie fuhr immer nahe über dem Gesicht Lenchens mit der Hand durch die Luft, als necke sie das Kind mit dem Hauch der Bewegung, und rief

jedesmal seinen Namen, aber nicht kosend, nicht in seliger Hingenommenheit, nein, mit einer dringend schmerzvoll-ratlosen Stimme, wie man jemand lockt, der auf unerreichbar-fernen Hügeln wandert. Und rätselhafte Ergriffenheit, ja sogar etwas wie Furcht kamen über Andreas, daß er beklommen fragte: „Was machst du denn, Johanna?" Da schrak sein Weib herum, und er sah, daß ihr Gesicht von Tränen überströmt war. Aber sie faßte sich schnell, fuhr mit der Schürze über die Augen und antwortete hochaufatmend, wie aus der Verschollenheit ihres Glücks auftauchend: „Ach, Andreas, ich spiel mit dem Kinde. Es ist zu schön, zu schön!" Dann ergriff sie seine Hand und zog ihn aus der Stube zum Hofe hinaus. Dort stand sie und sprach von dem Himmel, den abendlichen Hügeln, die um sie lagen, von Hemsterhus und ihrer Heimat. Sie redete schnell, überstürzt und frierend, und er fühlte, wie sie am ganzen Leibe bebte.

Irgend etwas Geheimes, das ihn und das Kind betraf, bedrängte ihre Seele; aber Andreas hatte sich in den Jahren der Gemeinschaft mit seinem Weibe schon so viel von der linden Art ihres Wesens erworben, daß er nach einigem vergeblichen Drängen, den Grund ihrer großen Erregung zu erfahren, abließ, den rechten Arm um ihre Schultern schlang und sie auf dem Umweg hinter den Scheuern durch den Blumengarten in die Stube zurückführte. Johanna dankte ihm für die ritterliche Zurückhaltung durch stilles, warmes Anschmiegen, und ihre Worte bekamen wieder den ruhigen Unterton. Doch an der Tür, hinter der das Kind lag, löste sie sich aus seinem Umfangen in einer Weise, die ihn bat, nicht mit einzutreten. So, als ob sie vertröstend zu ihm spräche: Laß es gut sein, drückte sie ihm die Hand und glitt in die Stube, und der Sintlinger trat zurück und streifte lange in den Ställen, durch Schuppen und über Dachböden umher. Sein Denken tappte während dessen leidenschaftlich in dem Halbdunkel, das auch um sein Inneres lag, und strengte sich an, die Geheimnisse zu begreifen, durch die Frauen von der Mutterschaft verwandelt werden. Und doch mußte er immer wieder stehen bleiben, aus diesen allgemeinen Erwägungen wie von erdichteten Ausflüchten zu sich zurückspringen und fragen: „Warum nimmt sie mich nicht mit zu ihrem Kinde? Warum? Bin ich nicht sein Vater, wenn es auch ein Mädchen ist?" Zuletzt sagte er das auf dem Schüttboden zu sich. Er stand neben dem großen Kornhaufen und rührte sinnend mit der Spitze seines Stiefels darin. Dann ging er, hob die Fenster der Dachluken und band sie fest, damit der Wind über die Körner streiche; denn es herrschte eine warme, muffige Stickluft. Als er mit dieser Arbeit zu Ende gekommen war, trat er vor dem Hinuntergehen noch einmal an jene Luke, von der aus man den breiten Strom der Hügel bis weit über Hemsterhus hinaus übersehen konnte. Aber die immer niedriger gehenden Bodenwellen lagen schon

so tief in den Abendschatten, daß sie wie schwarzgraue, undeutlich geschiedene Wolken aussahen, die regungslos auf der Erde lagen. Am Himmel stand stumm und zerflossen, wie ihr Spiegelbild, dasselbe Gewölk. Dazwischen hing dichte, aschfarbene Dämmerung bis an den Rand des Horizonts hin, wo die Finsternis der Höhe und der Tiefe zusammenstießen. Dort, aber so weit, daß es aussah, als sei das schon jenseits der Welt, bebte die letzte Tageshelle, ein winziger mattblauer Fleck, wie mit dem Daumen in die Dunkelheit gebohrt, klar, doch verschleiert, voll blassen Lichtes, das doch nicht zu erreichen war. „Wie die Augen meines Kindes", dachte der junge Bauer selbstvergessen und erschrak dabei so seltsam, als sei er an allem, an der doppelten Finsternis und dem machtlosen, stumpfen Fünkchen Licht darin schuld. Da er aufsah, war auch das erloschen und die Dunkelheit hatte sich in Nacht verwandelt.

Seit diesem Abend wagte er nicht mehr, sich allein an die Wiege seines Kindes zu schleichen, und fing das Kleine zu weinen an, nicht so reißend wie es die Art der Kinder ist, nein mit fast melodischem Schweben des silbernen Stimmchens, mehr ein Singen des Leides, denn ein Weinen, und die Händchen des Mädchens taumelten um das Köpfchen, so wurde das Gesicht Andreas' immer einen Ton blasser, und endlich mußte er hinausgehen. Wie oft auch fühlte Johanna in dieser Zeit mitten in der Nacht seine Hand über ihr Gesicht tasten, und wenn sie ihn fragte, was es gäbe, drehte er sich unter einem erleichternden Atemzuge wieder auf seine Traumseite und antwortete: „Ach, da ist es ja gut." Oder sie hörte ihn aus dem Schlaf wie stürzend durchs Finstere fortspringen, die Schlösser aller Türen und die Wirbel der Fenster untersuchen und dann unter ärgerlichem Murmeln über Störungen wieder unter die Decke kriechen. Beim Dreschen ließ er die Pferde oft so antreiben, daß die Maschine heulend das Getreide in sich hineinfraß und das Schüttelwerk wie rasender Trommelwirbel ging. Er aber lehnte an der Tennwand und verschlang den Lärm der wie vom Fieber geschüttelten Maschine bleichen Gesichts mit dem Glanz einer förmlichen Gier im Auge.

Man sagt, dieser Zustand des Sintlingers habe an drei Wochen gedauert, und die Leute einsamer Dörfer beobachten gut. Nach dem Besuch der Hemsterhuser Schenke hörte das eigentümliche Gehaben des jungen Bauern auf, und jenes rätselhafte Leben begann auf dem Sintlingerhofe, die das Bauerngut und seine Besitzer zu so hohem Rufe brachte.

In dieser entscheidenden Nacht war Andreas von halbem Verzagen und lockender Gegenwehr wieder einmal heimlich den Flügel hinunter fortgeführt worden und saß in dem einzigen Gasthause des Dorfes unter lustiger Kumpanei. Erst sprangen fröhliche Neckereien in der Runde, man vergnügte sich über die Tölpel der Umgegend, erzählte Schwänke

und löste den Riegel von mancher verborgenen Torheit, und der Sintlinger gebärdete sich ausgelassener als sonst. Das Schelmenwerk seiner witzigen Einfälle, treffenden Bosheiten und komischen Anekdoten stand nicht still, und neben ihm taten sich besonders zwei in sprühenden Nutzlosigkeiten hervor. Der dicke Müller von Querhoven, mehr ein Faß denn ein Mann, mit einem unförmlichen Kopf und einem Fuder brandroter Haare darauf und der Fürstlich Arenbergsche Förster, eine richtige endlos lange Lärmstange. Und nach Stunden geriet die ganze Gesellschaft in das laute, leere Gedalber der Trunkenheit. Aber je unbesonnener die andern ihre Stirnen immer tiefer in die Glut des Rausches neigten, desto ferner wurde Andreas, desto kühler, bleicher und schweigsamer. Der Wirt sagt, ein Glas Schnaps sei schuld gewesen. Ein Hemsterhuser Kleinbauer, ein geduldeter Mitläufer, hatte, um sich bei den Gewaltigen der Zechgenossenschaft in Gunst zu setzen, eine Runde Wacholderbranntwein auffahren lassen, jenen wasserklaren Schnaps, der so stark ist, daß er im halben Schlund schon zu brennender Luft wird. Des Bieres überdrüssig, begrüßten alle den Einfall mit lautem Hallo, und der lange Förster erhob sich, um dem Getränk eine spaßhafte Grabrede zu halten. Während aber die anderen, die Hand am Glase, alle scherzhaften Einfalle des Trinkredners schon im voraus mit Gelächter belohnten und ungeduldig auf das Kommende paßten, die Spende hinter ihre Zunge zu beerdigen, stierte der Sintlinger mit wachsendem Schaudern auf den kleinen, blanken Spiegel des Branntweins, der, von dem Lichtdunst der Decklampe gelb überlaufen, in dem Glase lag und unter den Erschütterungen des Tisches fortwährend zitterte. Die Augen des jungen Bauern waren wie abwesend; er saß stumm und rührte sich nicht. Auch als die anderen am Schluß der Aussprache aufsprangen und unter Getöse den Schnaps in den Schlund kippten, saß der Sintlinger regungslos mit vorgeneigtem Kopfe, und da man endlich spöttisch auf ihn eindrang, erhob er sich geräuschlos und sah die Runde, einen um den andern, wortlos mit einem solchen Ausdruck leidvollen Staunens im bleichen Gesichte an, daß alle vor Bedrücktheit verstummten. Die Zunächststehenden erhoben sich auf seinen Wink wie unter einem Bann. Andreas neigte grüßend den Kopf und ging schweigend hinaus. Zu Hause traf er sein Weib noch wach. Beim Scheine einer kleinen Lampe kniete sie, die Arme über das Bettchen geworfen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, an der Wiege. Als er leise eintrat, hob sie erschöpft den Kopf und musterte ihren Mann auf eine dringende, schmerzvolle Art. Der hängte seine Mütze an den Rechen und umfaßte mit einem langen Blick sein Weib. Und während er so stand und hinsah, wurde Johanna, die Wiege mit dem Kinde und die ganze Ecke der Stube in verklärtes Licht getaucht. Dort hinein ging er wie auf

einer Brücke, die hoch über finstere Luft gespannt ist. Als er bei der Wiege angekommen war, erhob sich die Bäuerin, nahm das Mädchen aus der Wiege und legte es ihm in die Arme, und Andreas redete mit einer so weichen Stimme zu dem Kinde, daß es seine blicklosen Augen öffnete und das erstemal lächelnd nach seinem Gesicht langte.

„Woher weißt du, daß unser Kind blind ist?" fragte Johanna plötzlich und senkte dabei die Augen. Der Sintlinger fuhr ihr streichelnd über den Scheitel und schloß sie erschüttert in die Arme. Wenn sich Johanna die, ob auch wunderlich ergreifende, aber kurze Art überlegte, mit der ihr Mann die Erkenntnis des Geschicks seines Kindes aufgenommen hatte, erschrak sie in ihre stille, feine Seele hinein. Denn sie, die ihn in den Launen seines veränderlichen Willens so gut übersah und dem Kindhaften seines Wesens durch engelgleiche Güte so gerecht wurde, wußte doch nichts von den Überraschungen und Übertreibungen, durch die er sich überhaupt am Leben erhalten konnte. In der sicheren Luft bäuerlicher Tage erlitt er Peinen wie ein Erstickender. Er glich einem Wanderer, der nur dadurch glaubt vorwärts kommen zu können, daß er fortwährend in Abgründe springt. Sein lasterhaftes Toben, sein berserkerhafter Fleiß, die Verzückungen seiner jähen Liebe, alles waren solche Abgründe gewesen, in die er sich in der Meinung gestürzt hatte, auf einem Gipfel, hoch und fern in einem Leben wieder aufzutauchen, das von den gewohnten Fernen seiner Vergangenheit nicht eine Spur mehr enthielt. Und immer erwachte er doch aus seinem Taumel zu dem gewohnten, trägen Gang seiner Beschäftigung, die er mit dem verbissenen Zorn seines Herzens trieb, bis ihn wieder die graue Luft fast erwürgte. Das Leben seines Kindes aber, um das er Monate ratlos verborgene Kreise gezogen hatte, angewidert von der Ödigkeit seines Lasters, überwältigt von der ewiggleichen Süße seiner Ehe, skeptisch und ungläubig blinzelnd, von Ahnungen ins Dunkel verlockt, von unbegreiflicher Ergriffenheit bedrückt, durch das seltsame Gebaren seiner Frau immer aufs neue angestachelt, all dieses marternde Zwielicht, durch das er tappend gegangen war, hatte sein Wesen in eine solche unterirdische Spannung versetzt, daß die geheimnisvoll blitzartige Erkenntnis von dem grausen Wunder, in das sein Kind hineingeboren war, wie ein Sprengschuß wirkte. Durch Finsternisse hatte es ihn augenblicklich in hohem Bogen in die unbegreifliche Helle geschleudert, die von den blicklosen Augen seines Kindes ausging. Als er wieder auf die Erde fiel, fand er sich nicht mehr in seinem gewohnten Leben, sondern wie auf einem unbekannten Eiland mitten im Ozean. Daher war auch plötzlich alles an ihm verändert; selbst die Stimme, mit der er sein Kind in diesem neuen Zustande anredete, war singend und weich gewesen, nichts von dem zerhackten Galopp war in ihr. Deswegen auch hatte er sich so schnell zur Ruhe begeben.

Gleichsam stehend, vornüber, trunken von entsetztem Staunen, war er in den Schlaf wie in einen tiefen, dunklen Strom gefallen, und Johanna hörte ihn während der Nacht einigemal zitternd ächzen und sprudelnd stöhnen wie ein Schiffbrüchiger, der gegen das Meer kämpft, und rüttelte mitleidig an ihm; aber er lag trotzdem wie ein Holz.

Am zeitigen Morgen, noch ehe sein Weib erwachte, klang das dünne, schwebende Stimmchen Helenas auf, zart wie der Laut des ersten Frühvogels. Da sprang Andreas mit einem vorsichtigen Satze so aus dem Bette, als habe er die ganze Nacht hindurch nur auf diesen Ruf gelauert, eilte an das kleine Bett und beugte sich mit so stürmischer Hingabe darüber, daß ein Erschrecken über das Gesicht des Kindes lief. Seine Händchen fuhren auseinander und die Augen schlossen sich. Sowie der Sintlinger aber wieder kosend und weich seine Stimme über die Wangen der Kleinen streicheln ließ, öffneten sich die Lider. Die Augen blühten in stiller Klarheit auf und standen regungslos wie horchende Spiegel. Es war ein leuchtendes Sehen in ihnen, ein umgekehrter Blick, so als breite sich die Welt nicht draußen vor ihnen aus, als zöge alles durch die Tiefen ihres Innern vorüber. Und wenn er redete, erwachte nicht das Sehfeuer in ihnen, ein glückhaftes Zucken des Verstehens, keine von den wandelbaren Lichtwolken kam und schwand durch das Firmament der Iris. Auf dem Grunde erwachte ein Leuchten von einer so seligen Schönheit, als ergieße sich in ihre Gründe der Schimmer, der nach dem Glauben der Frommen von den Toren Gottes ausgeht. Nein, dieses sein Kind war nicht blind es war auf eine andere, geheimnisvollere Art sehend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauen mit Hilfe der Dinge in die Welt; in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel durch die Formen der Wesen ahnen. Je länger sich Andreas in sie versenkte, desto mehr wurde er von ihnen gefesselt. Sie entrückten ihn in eine andere Welt, und endlich ertrug er es nicht mehr, in sie zu schauen. Es geschah ihm, was er an Johanna nicht begriffen hatte; er mußte die Hand über sie decken. Dann litt es ihn nicht mehr in der Stube und im Hofe. Geräuschlos, mit fliegenden Händen kleidete er sich an und rettete sich weit ins Feld hinaus. Als nach dem Erwachen sein Weib das Lager neben sich leer und schon fast ausgekühlt fand, glaubte sie nicht anders, Andreas sei von dem Unglück des Kindes vor Anbruch des Tages aus dem Bett gerissen und zum Haus hinaus auf eine neue Wanderung von Schenke zu Schenke getrieben worden. So rückte der Tag bis hinter den Mittag. Da entschloß sie sich endlich, den alten Knecht ins Mitwissen zu ziehen. Der tröstete sie mit einem spöttischen Lächeln und meinte, es sei nicht schlimm, er habe den Bauer in der ersten Frühe den Hügel in der Richtung nach dem Walde hinuntergehen und vom Dachfenster

aus, wo er gestanden und sich angezogen habe, im Felde verschwinden sehen. Vielleicht, wie er grinsend hinzufügte, sei wieder das Treiben über ihn gekommen, und da würde weiter nichts Schlimmes heraushängen. Seine Treue und sein natürlicher Takt hinderten den Menschen, nach dem Grunde des Wirbels zu fragen, der über seinen Herrn gekommen war. Er schlug seine Mütze spaßend aufs Knie, daß eine dicke Wolke Staub herausplatzte, und machte sich ohne Umstände auf die Suche. Er war an den fünf Gebreiten, die sich von der Brindeisnerschen Grenze quer hinzogen, vorübergegangen und hatte die letzte Bodenwelle, die hohe Kippe, erreicht, von der aus er die große, muldige Wiese übersehen konnte, die sich am Walde hinzog, nur vom Hemsterhuser Wege durchschnürt, da bemerkte er einen Mann in dem herbstkurzen Grase, nicht allzuweit von der Lisiere des Waldes. Er lag hingestreckt und sah, den Oberkörper auf die Ellenbogen gestützt, unverwandt und regungslos in den blaßblauen Himmel hinauf, an dem in unendlicher Höhe fortwährend einige weiße Wölkchen träumend zergingen und wieder entstanden. Vorsichtig, immer den Mann im Auge behaltend, stieg er den sanften Abhang auf den Hemsterhuser Weg hinunter, der hier die Höhe erklomm und durch den Wald dem Rheine zuzog. „Heda!" schrie er endlich dem Unbekannten zu und winkte freundlich mit seiner Mütze. Der Ruf traf den Liegenden wie ein Stoß, rollte ihn zusammen und warf ihn dann in ein paar flüchtigen Sätzen durch das Buschwerk in den Wald, aus dem er nicht wieder zum Vorschein kam. Der Knecht streifte wohl eine Stunde unter den Stämmen umher, spähte fleißig aus und rief, wenn er irgendwo ein verdächtiges Geräusch hörte, den Namen des Bauers. Doch als er auf dem Rückwege wieder den Hemsterhuser Weg überschritten hatte und auf der hohen Kippe sich umdrehte, sah er den Unbekannten in derselben Stellung im Grase liegen und versunken gegen den Himmel starren, als habe er sich nicht vom Flecke gerührt, sondern unsichtbar gemacht, in diesem närrischen Treiben fortwährend verharrt. Nun kam es ihm vor, als sei der seltsame Mann wirklich niemand als der Sintlinger; aber eine unerklärliche Scheu, fast ein ehrfürchtiger Schauer hielt ihn ab, noch einmal mit lautem Rufen gegen ihn loszufahren. Zu Hause angekommen, verschwieg er auch der Bäuerin gegenüber das Erlebnis, sprach nur von seinem zwecklosen Umherstreifen und trödelte sich mit Gemurmel, das den Ton von Trost und Entschuldigung hatte, von Johanna weg zu seiner Arbeit. Das arme Weib beendete nun kummervoll den Tag und gab sich redliche Mühe, wieder einmal mit der Unabänderlichkeit ihres Geschicks fertig zu werden, ohne das Bild ihres Andreas durch Vorwürfe oder Klagen zu verfehren. Doch als sie endlich im Bett lag, glaubte sie in hoher Ferne schwach und dumpf die mitleidslosen Stöße eines Webstuhls zu vernehmen. Mit jedem

dieser brummenden, zerflossenen Laute schien die Finsternis um sie schwärzer und dichter zu werden. In ihrer Beklemmung tastete sie nach der Wiege, schwang sie vorsichtig und begann ganz leise und hoch ein Schlummerlied zu singen, dabei dachte sie fortwährend: Mein Kind ist blind, mein Kind ist blind und konnte ihre Tränen nicht mehr erhalten. Der letzte Ton des Liedes schwankte noch zwischen ihren bebenden Lippen wie der Stiel einer Blume, die sie im Begriff stand, fallen zu lassen, da hörte sie ihren Mann heimkehren. Wenn es ihr Herz nicht erlauscht hätte, ihr Ohr würde es nicht erraten haben. So achtsam wurde die Tür bewegt, so gleichmäßig, fast schonend strichen lange Schritte durch den Flur. Nun trat er in die Wohnstube und ging leise bis in deren Mitte. Dort blieb er stehen. Sie hörte ihn laut und stürmisch ein paarmal atmen, wie es jemand vor einem bedeutsamen Vorhaben befällt. Obwohl Johanna nun wußte, daß er nicht trunken sei, ging ihr Herz plötzlich wie ein fallendes Blatt vor der tieferen Sorge, den Mann regiere die wache Wut. Und wirklich. Schon ging die Tür lautlos, stand lauernd still, und in der Öffnung, die als finstere Schlucht sich aus der Nacht heranschob, sah sie langsam das blasse Gesicht ihres Mannes auftauchen und zitternd, wie vor dem Aufspringen, eine Weile stillhalten. Sie kam entsetzt in die Höhe und mußte ihren erschlaffenden Körper mit versteiften Armen stützen. Da — wie, wußte sie nicht, lag der Sintlinger an ihrer Brust, schnürte seine Arme wie Seile um sie und atmete erstickt und kochend heiß an ihrem Halse hin. Er sprach stoßend und endlos, aber sie verstand nichts als den seligen Wirbel, von dem sie durch seine Worte aus ihrem Verzagen emporgerissen und fortgetragen wurde. Auf einmal löste er die Arme, bettete sein Weib behutsam aufs Lager, entkleidete sich schweigend und legte sich nieder. Obwohl Johanna nicht nach ihm hinsah, spürte sie doch, daß er auf dem Rücken lag und mit weiten Augen in die Nacht starrte. Nach langem sagte er erschüttert und fast unhörbar: „Ich habe kein Kind; ich habe einen Engel." Dann drehte er sich um und schlief ein.

Drittes Kapitel

Von nun an betrugen sich die beiden Menschen nicht anders, als seien sie von einem tiefen Strom ergriffen und weit von ihrem alten Leben in ein neues Dasein getragen worden. Besonders der Sintlinger ging wie von schwerem Segen durchglänzt dahin. Er hütete das Geheimnis, von dem sein Kind eingesponnen war, als sorge er, daß der Zauber ihres Lebens von dem Wissen und den Worten der Menschen gestört werden könne. Die Umgebung erfuhr nichts von dem Zustande der kleinen Helene als die große Milde, die nach dieser Fügung sich des Sintlingers bemächtigte, den heiteren Ernst seines Fleißes und die fast scheue Zärtlich-

keit, mit der er seine Frau umgab. Allerhand Gerüchte brauten durch das Dorf, die, bald in Bosheit, bald in Schadenfreude, an dem Grunde herumtasteten, durch den sein Leben aus den alten Brauseangeln gehoben worden war. Man redete von einem blutigen Streit, in den er von der Trunkenheit gerissen worden: von einem Vergehen an einem zarten Mädchen; einem wucherischen Geschäft, dessen verderbliche Folgen er hart vor der Gefängnistür unter einem Sack voll Gold begraben habe, und wollte gar von ehelichem Streit und einem nächtlichen Entweichen der entsetzten Bäuerin wissen. Der Sintlinger ließ diese schmutzigen Wolken des Argwohns ruhig um seinen Hof spielen, ging sicher und voll freundlicher Würde seinem Geschäft nach und gab sich ungestört dem Zuge seines neuen Wesens hin. Alte, gebrechliche Leute, Kinder, die zu schwere Lasten trugen, lud er von der Straße auf seinen Wagen und fuhr sie wohl gar, oft genug noch auf Umwegen, bis vor die Türen ihrer Häuser. Kein Bittender, und mochten es notorische Trinker oder professionelle Sonnenbrüder sein, ging unbeschenkt vom Hofe, kein Unglücklicher blieb ohne Hilfe. Und schoß der Sintlinger auch in der Art seines Wohltuns oft übers Ziel, so wurde er doch nur von seinem leidenschaftlichen Wesen fortgerissen, das eben alle Handlungen so leicht ins Maßlose trieb. Doch haftete ihm keine Spur krankhafter Empfindsamkeit, ungesunder Schwärmerei oder pietistischer Frömmelei an. Offenbar lenkte ihn nichts als die Ergriffenheit eines Menschen, der mit seiner Güte Ernst macht. Sein Weib aber brauchte sich gar nicht zu ändern. Sie ging leise wie immer auf fernen, lichten Wegen durchs Leben, wohl manchmal mit einer leichten Wolke um die Stirn, doch gelassen und tüchtig, besonnen und sanft. Und kehrte ihr Mann von einem Geschäft seiner Nächstenliebe gar zu jagend heim, daß ihm sein Feuer das Gesicht mit fast hektisch roten Flecken von innen her betupfte, dann strich sie ihm die Haare über die Stirn hinauf, wie in den Tagen der Entgleisungen durch den Rausch, als sagte sie wie damals: Laß nur gut sein, Andreas, es gelingt dir schon noch, und lächelte ermunternd und glättend seinen Überschwang wieder ins sichere Geleis. In jener Zeit war es auch, daß irgendwer die Sintlingersche Bauernburg auf dem Hügel den Heiligenhof nannte. Mag dieser Name immerhin ursprünglich einer scheelen Seele von der Spottlust eingegeben und deswegen im Anfang allein dem Mund der Leute schmackhaft geworden sein, gemach bedienten sich seiner auch Ernste und Bedachtsame, vor allem als man erfuhr, warum sich das Leben des Hofes in solch ernste Schönheit gewendet hatte. Denn seit das blinde Mädchen auf die Füße gekommen war, konnten der Bauer und die Bäuerin ihren Zustand nicht mehr verheimlichen. Nun nahm es jeder wahr, daß das arme Kind, in tiefe Nacht gesperrt, umhertappte. Das Herz der ganzen Gegend erschrak bei dieser Nachricht, und alle Eltern

nahmen die Gesundheit ihrer Kinder nicht mehr achtlos als Notwendigkeit hin, sondern kamen sich unverdient beschenkt vor. Nur Nichtswürdige besaßen den bösen Mut, in dem Schicksal des Kindes die Strafe für die vielen Verirrungen des Geschlechts und das tolle Treiben Andreas Sintlingers zu sehen. Die meisten waren von der seltenen Kraft ergriffen, mit der die beiden das Unglück ertrugen und weise für ihr Leben ausnützten. Es ergab sich von selbst, daß unter den vielen Bewegten genug Tätige sich fanden, die gedrungen wurden, nach dem Heiligenhofe ungebeten Rat und Hilfe zu tragen. Und wie es die Art des Volkes, vor allem der Landleute ist, verfielen sie nicht auf den naheliegenden Gedanken, den Sintlingerschen Eheleuten zur Kunst eines Arztes zu raten, sondern bestürmten sie mit dem Angebot von allerhand verborgenen Heilweisen. Da sollte das weiße Häutchen, das unter der harten Schale der Habichtseier sitzt, dem Mädchen sicher den Blick ins Licht öffnen, weil dieser Vogel der einzige ist, der, ohne zu erblinden, sein ganzes Leben so nahe der Sonne verweilen kann. Kluge Frauen rückten mit siebenerlei Kräutern an, sprachen uralte Gebete über das Kind, beschworen es unter seltsamen Gesten und verbannten das Übel in den abnehmenden Mond, den Wirbelwind oder das fließende Wasser, damit es sich nicht mehr zurückfinde. Anfangs tat die ehrliche Anteilnahme so vieler würdiger Menschen dem Vater und der Mutter in der Seele wohl. Sie genossen mit heimlichem Stolz das Erstaunen der Fremden über das engelheitere Gesicht Helenes, über das Rätsel der klaren und doch gebundenen Augen und das glockenhelle Stimmchen des Kindes, das von weiterher als aus den Fernen der Brust zu tönen schien. Von ihrem verschwiegenen Glauben an eine mystisch hohe Berufung durch das Wunder, das an ihrem Kinde geschehen war, sagten sie nichts. Mit gebührendem Dank nahmen sie alle Mittel entgegen und stellten dann heimlich die Mixturen ungebraucht beiseite. Als aber der Schwarm der Eckensteher des Mitleids über die Schwelle strömte, verbargen sie das Kind und fertigten die leeren Zungenschläger immer kürzer ab. In jene Zeit fiel der Besuch des alten Klim aus Brederode. Den gebrechlichen Mann hatte der tiefe Kummer über das abermalige, große Unglück seiner vielgeprüften Tochter von dem Krankenlager getrieben. In Betten gepackt, fuhr er durch den rauhen Vorfrühlingstag auf den Heiligenhof. Da überzeugte er sich denn, daß das Gerücht von der Blindheit seines Enkelkindes leider grause Wahrheit sei. Zugleich spürte er aus den Worten und mehr noch an dem veränderten Wesen seines Schwiegersohnes ein ihm völlig unbegreifliches Genügen in dem Geschick. Trotz aller behutsamen, von weither kreisenden Fragen brachte er aus Andreas nichts als eine Reihe fatalistischer Floskeln heraus, unter denen dieser den wahren Grund seiner Hingabe an die schwere Fügung verbarg. In Wahr-

heit fürchtete der Sintlinger instinktiv, den Zauber zu zerbrechen, durch den er aus den dunklen Strudeln seines Blutes in eine hohe, außergewöhnliche Welt gehoben worden war. Darum schwieg er beharrlich in allerhand ausweichenden Worten, und als der Greis, wie von einem grellen Blitz in seine fast todesklare Seele getroffen, endlich mit der Frage auf ihn eindrang, ob denn das Leben des unschuldigen Kindes etwa nur der Besen sein solle, mit dem er seine Stuben rein halte, wurde der Sintlinger blaß bis in die Zähne und verließ bebend die Stube. Johanna verstummte auch und sah durch ratlose Tränen ihren Vater an, der über so viel unchristliche Verirrung außer sich geriet, vor allem auch, weil er wahrnahm, daß auch seine Tochter ergeben an dieser Untat teil hatte. „Ich will heim," sagte er zum Schluß mit abgeschlagenem Atem, richtete sich mühsam an seinem Stock auf, sah noch einmal entsetzt umher und verließ, jede Unterstützung ablehnend, das Haus. Doch der Zorn des Greises und seine Frage, die wie ein Stoß gegen seine Brust gefahren war, stürzten den Sintlinger nicht tiefer in unentwirrbare Zweifel und Unruhe. Nicht lange nach dem Weggange des Alten trat er in die Stube, nahm seiner Frau das Kind vom Arme, schwang es im Licht des Fensters hoch über sich und sah ihm von unten lange ins Gesicht. Unter einem herzhaften Kuß stellte er Helene dann auf die Diele und blickte ihr nach, wie sie mit zierlich-schwebenden Schrittchen an der Hand Johannas dahinging.

An einem Abende kam er mit einem Fuder Grünfutter vom Felde heim und hörte über den Hof hin die Mägde davon sprechen, daß der Hemsterhuser Narr dagewesen sei. Er habe sich in die Stube zu dem schlafenden Kinde geschlichen, ein rotes Läppchen aus der Tasche gezogen und es unter Tränen und Verwünschungen über den geschlossenen Augen des Kindes in kleine Fetzen zerrissen. Eine Magd hatte durch das offene Fenster vom Garten her dem Vorgang zugesehen, aber aus Furcht vor dem unheimlichen Menschen nicht einzuschreiten gewagt. Als die Bäuerin in der Stube erschienen sei, habe sie den Glöckchenhorcher in einer Ecke lehnend gefunden, das Gesicht von verzweifeltem Schmerz entstellt, die Augen starr auf das Kind geheftet. Auf ihren Anruf sei es gewesen, als tauche er langsam aus einem Traume auf. Doch kaum habe er die Bäuerin erkannt, so sei sein Weinen und Wehklagen von neuem angegangen. Nur durch gütliches Zureden sei es gelungen, ihn vom Hofe zu bringen und nun sitze er drunten am Grenzwege und höre nicht auf, fortwährend die roten Zeugfetzchen einzugraben und herauszuscharren.

Der Sintlinger warf den Pferden die Leine über den Rücken, ging unter die Hoftorlinden und erspähte sogleich den Glöckchenhorcher. Der Mensch kauerte zusammengeduckt im Graben und wühlte noch immer in der Erde, mehr ein graues Tier, ein riesenhafter Maulwurf. Der Bauer

erblickte genau die Sehnenstränge des langen, dünnen Halses, und in der tiefen Rinne zwischen ihnen floß der Haarschopf bis unter den Rockkragen, vielleicht über den ganzen Rücken hinunter, sann der Bauer, der Kerl ist überhaupt kein Mensch. So fiel den Sintlinger nach all den Aufregungen der letzten Wochen etwas wie ein Grauen an, als wühle der tölpische Alb da drunten an den Grundfesten des Hügels, auf dem sein Hof stand, und ließ er ihn gewähren, so brach eines Tages unversehens alles über seinem Kopfe zusammen und begrub ihn unter den Trümmern. Jäh, ein schreckensheißer Traum, zuckte das in ihm auf. Er mußte die Mütze abnehmen, denn im Augenblick wußte er nicht, was zu machen sei. Endlich überkam ihn die Wut. Er richtete sich auf und schleuderte einen solch gellen Ruf nach ihm, daß der Halbsinnige, wie von einem Geißelhieb getroffen, aufflog und in langen, fahrigen Sätzen nach Hemsterhus davonlief.

In derselben Nacht sprang der Sintlinger plötzlich aus dem Bett, riß ein Pferd aus dem Stalle und galoppierte hinaus in die Finsternis. Wie damals, als das Kind geboren wurde, hörte Johanna die Hufe des Pferdes über den Hügel herunterwirbeln und, schwächer und schwächer, sich in der Ferne verlieren.

Als sie im grauen Morgen erwachte, lag ihr Mann totenblaß in den Kissen. Sein Gesicht war eingefallen, sah zerpflügt aus, trug aber die Züge gesammelten, wenn auch schmerzvollen Ernstes, und sein Atem ging ruhig. Er lag wie ein übermüdeter Kämpfer, und manchmal zuckte es über seine Stirn, als müsse er das Brennen geheimer Wunden verbeißen.

Ein Weib weiß nichts von den grauen Tieren der Luft, mit denen ein Mann ringen muß, wenn er auf dem Wege bleiben will, auf den ihn ein hohes Erwarten gestellt hat. Wonach er in Unrast immer langen muß, das trägt sie als unerworbene Sicherheit in der Seele. Deshalb glaubte auch Johanna, ihr Mann sei von dem Erscheinen und seltsamen Gebaren des Glöckchenhorchers gerade wie sie, nicht anders als ein Kind, erschreckt und von allerhand ahnungsvoller Sorge in die Nacht getrieben worden. Aber sie traf mit diesen Gedanken nur sehr äußerlich die Not, die über Andreas gekommen war und erschrak tiefer als je vorher in ihrem Leben, als er erwachte. Er fuhr jäh auf, sah sich wie fremd in seinem Zimmer um und schaute dann sein Weib lange und düster an. Darauf hub er zu reden an. Ohne Einleitung, mitten aus den Wirbeln, sprach er von dem Unsinn des Lebens, wenn man denken müsse, daß Menschen nichts als Fangbälle seien, die der Zufall bald so, bald so schlage; daß sich alle Mühe nicht lohne, weder im Guten noch im Bösen, daß es besser sei, gleich dem Hemsterhuser Narren umher zu tölpeln, gäbe es etwas wie eine solch bestialische Macht, die es fertig bringt, Eltern dadurch zu strafen, daß sie ein unschuldiges Kind ins Unglück stoße. Das ertrage er nicht einen Tag länger. Hier müsse alles ins reine gebracht

werden. Morgen in der Frühe werde nach Münster zu einem großen Doktor gefahren. Der müsse sagen, ob es sich bei seinem Kinde nur um einen gemeinen Faustschlag ins Gesicht handle. Was dann zu geschehen habe, das wisse er und sei entschlossen, nicht einen Augenblick mit dem zu zögern, was sich einzig darauf gehöre. Sie solle alles vorbereiten. Dann berührte er mit seinen Lippen leicht die bleiche Stirn seines Weibes und sprang von seinem Lager auf.

Alle diese Vorgänge liefen nicht etwa mit dem alten Sintlingerschen Toben durch den Hof; sie ereigneten sich unter gemessenen und ruhigen Formen, daß nicht einmal das Gesinde etwas von dem Sturme merkte, der den Bauern erfaßt hatte.

Wie jeden Morgen trat er auch an diesem Tage um die gleiche Zeit auf den Hof, rückte die Mütze nach hinten und ließ seine aufmerksamen Augen rundum wandern. Er tat es mit absichtlicher Gemächlichkeit. Wenn ihm auch das leise Pfeifen nicht gelingen wollte, das sich sonst von selbst zwischen die Lippen geschoben hatte, machte er doch immerhin den Eindruck eines Mannes, der gewohnt ist, sich vor dem tätigen Zugreifen mit einem Blick auf seinen geordneten Wohlstand anzuregen. Dann rief er den alten Knecht zu sich, der eben mit einer hölzernen Futterschwinge in den Armen gebückt aus dem niedrigen Aftertürchen der Scheune heraustrat. Der ungefüge Dienstmann nickte nur auf den Anruf zum Zeichen des Verständnisses seinem Herrn zu und trug dann in unbeschleunigt langen Schritten seinen Hafer in den Pferdestall. Andreas bewegte sich indessen langsam dem Hoftor zu. Dort fand sich der Knecht zu ihm, und ohne ein Wort schlugen beide den Weg ins Feld ein. Der Sintlinger ging mit zu Boden gekehrtem Gesicht, die Hände auf dem Rücken. In mäßigen Wogen zog das Land vom Hofhügel dem Walde zu, der im Schmucke des jungen Eichenlaubes als rötlich-grüne Wolke bald aus der Erde herauswuchs, bald in sie zurücksank, je nachdem die beiden schweigsamen Männer über eine Erhöhung oder durch eine Senke schritten. Auf der höchsten Bodenwelle, der hohen Kippe, dem Ort, von wo aus man fast das ganze Sintlingersche Gut übersehen konnte, machte Andreas halt und begann dem Knecht Anweisungen über die Arbeiten zu geben, die in der nächsten Zeit notwendig waren. Er sprach ruhig, sogar in einer Art kalter Beiläufigkeit. Selbst als er, nur wie von ungefähr, sich in Erwägungen über den Verlauf der Ernte, ja sogar den Verkauf des erwarteten Getreides verlor, geschah das so ungezwungen, so ganz in spielerischer Vollendung der tatsächlichen Aufträge, daß der ergraute Dienstbote nichts Verwunderliches darin fand, warum sein Herr über diese ferne Zeit sich schon jetzt Sorge mache. „Du mußt wissen," sagte der Sintlinger am Ende, „ich verreise morgen nach dem Münsterschen hinüber. Es kann

eine Woche dauern, auch länger. Frau und Kind gehen mit, und kehre ich nicht am selben Tage wieder mit ihnen zurück, so hat das weiter nichts zu bedeuten. Verstanden! Indessen führst du alles, als ob ich hinter dir stände. Dem übrigen Gesinde, besonders den Weibsbildern, brauchst du davon nichts unter die Nase zu blasen. Die machen aus einem Balg eine Katze und aus einer Katze eine Kuh." Plötzlich schwieg er. Das letzte Wort wurde ihm förmlich aus dem Munde gerissen. Er reichte dem Knechte die Hand hin, in die dieser einschlug, und kehrte sich hastig um, der langen Wiese zu, die im Schmuck ihrer Maiblumen wie ein breiter goldener Strom von dem Walde her durch die geneigte Mulde sich nach dem Grenzwege zu wälzte. Dann schluckte er den Gesamtanblick seines wohlbestellten, fruchtreichen Gutes hastig und leidenschaftlich in seine braunen Augen, die sich davon zum Bersten mit tieferer Finsternis füllten und schritt fast laufend dem Hofe zu, daß der Knecht kaum zu folgen vermochte. Dort begann er sofort einen Rundgang durch alle Gebäude. Das Mittagessen schlang er hastig hinunter. Er warf die Bissen ohne zu kauen in den Schlund, sah an Weib und Kind vorbei und stöberte dann wieder bis in den Abend hinein ruhelos treppauf, treppab durch Böden, Ställe, Schuppen und Scheunen. Vor dem Schlafengehen war er verschwunden. Nach langem Suchen fand ihn Johanna hinter den Ställen in dem kleinen Garten, der nach dem Rheine zu lag. Es war schon Nacht, aber nur halbe Finsternis; denn der Sichelmond schielte eben bleich über die Hügel herein. Als die Bäuerin geräuschlos das Gartentürchen geöffnet und ein paar schwebende Schritte auf dem Weg zur Laube hin getan hatte, die an der Giebelwand des Stallgebäudes stand, mußte sie vor Bestürzung stehen bleiben. Sie hörte da etwas, was sie nicht für möglich gehalten hätte. Die Stimme ihres Mannes tönte in der Laube, ganz leise, ganz versunken, so, wie Menschen aus einem fernen Traum, aus verjährtem Sonnenschein singen. Freilich sprach er die Worte mehr, gedehnt und gedankenvoll wägend:

„Hatt ich nun drei Wünsche,
Drei Wünsche allsoviel,
die sollte ich gehn wünschen:
drei Rosen auf einem Stiel."

Es war die erste von den zwei Strophen eines Liedes, das in jener Gegend sehr junge Leute singen, wenn sie im ersten Verwundern des Lebens und der Liebe stehen. Johanna wurde davon so im Halse gewürgt, daß sie einen unbedacht lauten Schritt tat. Da trat ihr Mann auch schon über die Schwelle der Laube zu ihr heraus und sagte: „Gut, ich komme schon." Ergriff ihre Hand und führte sie ins Haus.

(Fortsetzung folgt)

Leo Tolstoj/ Tagebuch

Die folgenden Auszüge aus den bisher unveröffentlichten Tagebüchern Tolstojs stammen aus den Jahren 1895—1899. Der Übersetzung, die in Rußland hergestellt wurde, haben genaue Kopien der Originalhandschriften Tolstojs zugrunde gelegen; die deutsche Ausgabe wird daher auch alle jene Stellen enthalten, die in der Originalausgabe „aus bekannten Gründen" ausgelassen werden mußten. Ludwig Berndl.

16. Mai 96. Jaßnaja Poljana morgens.

Ich kann meine Darlegung des Glaubens nicht fortsetzen. Sie ist unklar, philosophisch, und was Gutes daran war, verderbe ich. Ich denke, es wird am besten sein, wenn ich wieder ganz von vorne anfange oder wenn ich eine Pause mache und mich inzwischen mit einer Novelle oder mit einem Drama beschäftige.

Hier war ***. Das war ein schweres Examen in der Nächstenliebe. Ich habe es bestanden, aber nur äußerlich, und auch das schlecht. Wenn mich der Examinator nur etwas gründlicher ausgefragt hätte, wäre ich schmachvoll durchgefallen.

Ein sehr guter Aufsatz von Menschikoff: „Fehler der Furcht". Was für eine Freude! Fast kann man nun ruhig sterben. Sonst aber, scheints, ist immer noch etwas zu tun. Tue es, alles andere wird sich zeigen. Taugst du zu dieser Arbeit nicht mehr, so wird man dich abberufen, einen neuen Arbeiter senden und dich zu einer anderen Arbeit stellen. Einerlei, wenn es nur immer aufwärts geht! . . . . .

Hier war Strachoff, F. A. Der andere, N. N., erschien mir im Traum. Ich sprach mit ihm über die Darlegung des Glaubens, und während ich mit ihm sprach, merkte ich, wie unklar das Heilsverlangen an und für sich noch ist, und ich verbesserte dies so:

1. Der Mensch erwacht in einer bestimmten Periode seiner Entwicklung zum Bewußtsein seines Lebens. Er sieht, daß alles rings um ihn her lebt, ohne vom eigenen Leben zu wissen (und er selbst hat vor dem Erwachen seiner Vernunft so gelebt). Jetzt aber, wo er erfahren hat, daß er lebt, ist er der Kraft inne geworden, die der ganzen Welt das Leben gibt, und er stimmt in seinem Bewußtsein mit ihr überein. Aber da er durch sein gesondertes Wesen (durch seinen Leib) begrenzt ist, scheint es ihm, daß der Zweck jener Kraft, die der ganzen Welt das Leben gibt, das Leben seines gesonderten Wesens sei.

(Ich dachte dies klar ausdrücken zu können, aber ich habe mich wieder verwirrt. Es scheint noch nicht reif zu sein.)

Leben ist Heilsverlangen. (Alles, was lebt, strebt zum Wohlsein, was nicht zum Wohlsein strebt, lebt auch nicht.)

Der Mensch, der zum vernünftigen Bewußtsein erwacht ist, weiß das Leben, das ist das Heilsverlangen in sich. Aber da dieses Bewußtsein sich in einem gesonderten Wesen entzündet und da der Mensch zum Bewußtsein, daß das Leben Heilsverlangen ist, erst gelangt, nachdem er von den andern durch sein körperliches Wesen schon geschieden ist, so scheint es ihm in der ersten Zeit des Erwachens zum vernünftigen Bewußtsein, daß das Leben, das ist das Heilsverlangen, dessen er sich bewußt ist, sein eigenes, gesondertes Wesen zum Gegenstande habe; und nun beginnt der Mensch bewußt für das Heil dieses Einzeldaseins, das er ist, tätig zu sein, er will seine Vernunft, die ihm den Sinn des Daseins entdeckt hat, dazu gebrauchen, um für sein gesondertes Wesen das Heil zu erlangen.

Aber je länger der Mensch lebt, desto gewisser wird es ihm, daß dieses Ziel nicht zu erreichen ist; und so geschieht es denn, daß der Mensch, bevor er sich noch seinen Irrtum klargemacht hat, bevor er noch zur Einsicht gekommen ist, daß es ganz unmöglich ist, das Heil für sich, das heißt für sein gesondertes Wesen, zu erlangen, schon durch Erfahrung und Gefühl darauf geführt wird, daß er früher, als er das Heil für sich selbst begehrte, in die Irre ging; und er wird nun natürlicherweise bestrebt sein, sein Leben, das ist sein Heilsverlangen, aus seinem gesonderten Wesen hinauszutragen und auf andere Wesen zu übertragen: auf Kameraden, Freunde, Familie, Gesellschaft.

Dieselbe Vernunft, die er zur Erlangung seines persönlichen Heils gebrauchen will, zeigt ihm, daß dieses Heil nicht zu erlangen ist, daß es im Gegenteil vernichtet wird durch den Kampf einzelner Wesen um dasselbe, vernichtet durch die unabwendbaren, unzähligen Übel des Lebens, die ihm drohen, vernichtet vor allem durch die jedem Einzelleben unvermeidlich anhaftenden Krankheiten, durch Leiden, Alter und Tod. Wie der Mensch sein Heilsverlangen auch auf andere Wesen übertragen möge: er kann doch nicht umhin zu sehen, daß alle diese Einzelwesen geradeso wie er unvermeidlichen Leiden und dem Tode preisgegeben sind und daß sie daher ebenso wie er kein wahres Leben haben können.

Eben diesen Irrtum der Menschen, die zum Bewußtsein des Lebens erwacht sind, zerstreut ja die christliche Lehre, indem sie dem Menschen zeigt, daß, sobald das Bewußtsein des Lebens, das ist das Heilsverlangen, in ihm erwacht ist, sein Wesen, sein „Ich", schon nicht mehr dieses gesonderte, körperliche Wesen, sondern dieses Bewußtsein des Lebens selbst ist, das Heilsverlangen (doch nicht für sich), welches in seinem gesonderten Wesen entstanden ist. Das Bewußtsein des Heilsverlangens ist ein Verlangen nach dem Heilszustande alles Existierenden. Das Verlangen nach dem Heilszustande alles Existierenden aber ist Gott.

Die christliche Lehre lehrt auch, daß in dem Menschen, in welchem das Bewußtsein des Lebens erwacht ist (Jesu Gespräch mit Nikodemus), ein gottähnlicher Sohn Gottes lebt, der vom Vater in die Welt gesandt ward, um in dieser den Willen des Vaters zur Erfüllung zu bringen.

Die christliche Lehre offenbart dem Menschen, in dem das Bewußtsein erwacht ist, daß der Sinn und Zweck des Lebens nicht (wie es ihm früher schien) in der Erlangung des Heils für sich selbst, für seine eigene Person oder für andere (seien es auch noch so viele) einzelne Personen besteht, sondern einzig in der Erfüllung des Willens des Vaters, der den Menschen in die Welt gesandt hat; sie offenbart dem Menschen auch den Willen des Vaters in bezug auf den Sohn. Der Wille des Vaters in bezug auf den Sohn besteht darin, daß in dieser Welt jenes Heilsverlangen, welches das Wesen seines Lebens ausmacht, sich ausbreite und der Mensch durch sein Leben in dieser Welt den anderen Wesen wohltue und ihnen somit diene, wie er sich selber dient . . . (Habe mich verwirrt.)

17. Mai 96. J. P.

Wieder bin ich damit unzufrieden, was ich gestern geschrieben habe und was mir richtig und vollständig geschienen hat. Heute nachts und morgens dachte ich darüber nach. Das Neue, was mir klar geworden, ist:

1. Daß das Heilsverlangen nicht Gott ist, sondern nur eine seiner Offenbarungen, eine der Seiten, von welchen wir Gott sehen. Gott offenbart sich in mir als Heilsverlangen.

2. Daß dieser Gott, der im Menschen eingeschlossen ist, zuerst bestrebt ist, sich dadurch zu befreien, daß er das Wesen, in dem er sich befindet, innerlich weiter, größer macht; dann aber, nachdem er die Unzulänglichkeit der Grenzen dieses Wesens eingesehen hat, sich dadurch zu befreien strebt, daß er aus diesem Wesen heraustritt, um andere Wesen zu umfassen.

3. Daß das geistige Wesen sich im Leben eines Einzelwesens nicht auswirken kann und daß es, sobald es seiner selbst bewußt geworden ist, bestrebt ist, aus demselben herauszutreten.

4. Daß die christliche Lehre dem Menschen offenbart, daß das Wesen seines Lebens nicht sein gesondertes Wesen ist, sondern Gott, der in dieses gesonderte Wesen eingeschlossen ist. Dieser Gott wird vom Menschen erkannt durch die Vernunft und die Liebe . . .

Ich kann nicht mehr schreiben, bin schwach und schläfrig.

5. Daß das Bestreben, das Heil für sich selbst zu erlangen, im Menschen nur so lange wurzeln konnte, solange seine Vernunft noch nicht erwacht war; sobald aber seine Vernunft erwachte, mußte es dem Menschen klar werden, daß dieses Verlangen eitel war, weil das Heil für ein ge-

sondertes und sterbliches Wesen nicht zu verwirklichen ist. Sobald die Vernunft in ihm erwachte, war nur mehr ein Verlangen möglich: das Verlangen nach dem Heile alles Existierenden; und wo dieses Verlangen ist, da ist nicht Kampf, sondern Einigkeit, und nicht Tod, sondern Übergang von Leben zu Leben. Gott ist nicht die Liebe, aber er offenbart sich in Wesen, die vernunftlos leben, als Liebe zu sich selbst und in Wesen, die vernunftvoll leben, als Liebe zu allem Existierenden.

Ich will jetzt die 21 Punkte aus dem Notizbuch herausschreiben:

1. Um an die Unsterblichkeit zu glauben muß man hier ein unsterbliches Leben leben, das heißt leben nicht in sich, sondern in Gott, und nicht für sich, sondern für Gott. Der Mensch steht in diesem Leben gleichsam mit dem einen Fuße auf einem Brett, mit dem andern auf der Erde; und sobald die Vernunft in ihm erwacht ist, sieht er, daß das Brett, auf das er sich eben stellen wollte, über einem Abgrund schwebt, sich biegt, bricht und fällt, und er stellt sich nun mit beiden Füßen auf die Erde. Wie sollte man sich auch nicht fürchten, wenn man auf schwankendem Brett steht, das kracht und hinunterfällt; und wie und was sollte man fürchten, wenn man auf dem steht, wohin alles fällt und von wo man nicht tiefer fallen kann?

2. Ich las etwas über Granoffskij. In unserer Literatur ist es hergebracht zu sagen, daß die Verhältnisse während der Regierung Nikolaus I. derart waren, daß bedeutende Gedanken nicht zum Vorschein kommen konnten. (Granoffskij und andere klagen darüber.) Aber es gab ja damals gar keine wirklichen Gedanken. Es war alles nur Selbstbetrug. Wenn diese Granoffskijs, Bjelinskijs und andere etwas zu sagen gehabt hätten, so hätten sie es gesagt trotz allen Hindernissen. Zum Beispiel Herzen. Er ging ins Ausland; aber was hat er, trotz seinem großen Talent, Neues, Wichtiges gesagt? Alle diese Granoffskijs, Bjelinskijs, Tschernyscheffskijs, Dobroljuboffs, die als große Männer gelten, müssen der Regierung und der Zensur noch dankbar sein, denn ohne diese wären sie obskure Feuilletonisten geblieben.

Vielleicht war auch in ihnen, in Bjelinskij, Granoffskij und anderen Unbekannten etwas Wirkliches; aber sie haben dadurch alles in sich erstickt, daß sie sich einbildeten, sie müßten der Gesellschaft in den Formen des sozialen Lebens, nicht Gott, dienen. Gott aber dient man durch das Bekennen der Wahrheit und durch das Predigen derselben und braucht sich über die Formen des sozialen Lebens keine Sorgen zu machen. Wenn nur der Inhalt da ist: die Formen werden sich immer von selber bilden.

Menschen, die so handeln, das heißt die ihr Streben zur Wahrheit den bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen anpassen, sind einem Geschöpf zu vergleichen, das Flügel zu freiem Flug bekommen hätte, sie aber

benutzte, um sich beim Gehen damit fortzuhelfen. So ein Geschöpf würde sein Ziel nie erreichen, jedes Hindernis würde es aufhalten und seine Flügel verderben. Und später würde dieses Geschöpf klagen, daß man es aufgehalten habe und würde betrübt sagen (wie Granoffskij), daß es wohl weit gekommen wäre, wenn nicht gewisse Hindernisse es aufgehalten hätten.

Eine wirkliche geistige Tätigkeit ist aber so beschaffen, daß sie nicht aufgehalten werden kann; ist sie aber aufgehalten worden, so war sie die rechte nicht.

3. Ein allmählich absterbender (alternder) Mensch empfindet, was ein aufkeimendes Samenkörnchen empfinden müßte, das sein Bewußtsein aus dem Körnchen in den Keim noch nicht übertragen hat. Es fühlt, daß es abstirbt, und weiß sich dort, wo es doch schon sein Leben hat, noch nicht. Ich fange das zu empfinden an.

4. Ich habe notiert: „Die Vernunft ist ein Werkzeug zur Erkenntnis der Wahrheit, — Kontrolle, Kritik." Ich erinnere mich nicht recht, was es war. Doch ich glaube, es war das:

Unter Vernunft begreift man viele geistige Tätigkeiten, und sehr komplizierte, und deshalb zweifelt man oft an der Untrüglichkeit ihrer Urteile. Als Antwort auf diesen Zweifel sage ich, daß es eine ganz zuverlässige Tätigkeit der Vernunft gibt, nämlich die kritische, diejenige, die das, was man mir sagt, kontrolliert. Man sagt mir: Gott sei Eins und zugleich Drei, Gott sei in den Himmel aufgefahren, Brot sei sein Leib usw. Ich unterziehe das der Kontrolle der Vernunft und entscheide untrüglich, daß das, was unvernünftig ist, für mich nicht existiert. Man darf nicht sagen: alles, was ist, ist vernünftig, oder: was vernünftig ist, existiert; wohl aber kann man sagen: was unvernünftig ist, existiert für mich nicht.

5. Sein Tierisches betrachtet der Mensch als sein eigentliches Wesen und sein Geistiges als das Produkt dieses Tiers — wie es einem Menschen, der in einem Kahn dahinfährt, scheint, daß er stillsteht und daß die Ufer mitsamt der ganzen Erde sich fortbewegen.

6. Es gibt eine Güte, die sich der Vorteile, welche die Güte mit sich bringt, bedienen und ihre Nachteile nicht tragen will. Das ist die tierische Güte.

7. Die christliche Wahrheit kann nicht bewiesen werden, sagt man, man muß dran glauben. Das klingt, wie wenn es leichter wäre, sich von der Wahrhaftigkeit des Unsinns zu überzeugen als von der Wahrhaftigkeit der Vernunft. Wozu das Christentum seiner Selbstverständlichkeit berauben? Wozu?

8. Man sagt, die Natur verfahre mit ihren Mitteln ökonomisch, sie erziele mit dem geringsten Aufwand an Kraft das größte Resultat. So auch Gott. Damit das Reich Gottes, der Eintracht, der Menschenliebe,

aufgerichtet und alle Feindschaft vernichtet werde, muß Gott selbst nichts dazutun. Er hat den Menschen Seine Vernunft gegeben, die in den Menschen die Liebe freimacht, und alles, was Er will, wird von dem Menschen vollbracht. Gott wirkt sein Werk durch uns. Die Zeit aber existiert für Gott nicht, oder wenn doch — eine unendliche. Indem Er in den Menschen Vernunft und Liebe legte, hat Er schon alles getan.

Warum tut Er alles durch den Menschen, warum nicht selbst? Die Frage ist dumm; es ist eine Frage, die uns nie in den Sinn gekommen wäre, wenn wir nicht alle durch den absurden Aberglauben, daß Gott die Welt erschaffen habe, verdorben wären.

9. Eines der quälendsten geistigen Leiden ist das Nichtverstandenwerden, wenn man sich hoffnungslos einsam mit seinen Gedanken fühlt. Aber es ist ein Trost: daß Gott versteht, was die Menschen nicht verstehen.

10. Sein Ich aus der körperlichen Sphäre in die geistige übertragen heißt: mit Bewußtsein nur Geistiges wünschen. Mein Körper kann unbewußt zum Körperlichen neigen; bewußt wünsche ich doch nichts Körperliches, wie ich den Fall nicht will und mich doch dem Gravitationsgesetz nicht entziehen kann.

11. Wenn man sein Ich in sein geistiges Wesen verlegte, so würde man gegen das Liebesgebot verstoßen und einen ähnlichen Schmerz empfinden, wie wenn unser körperliches Wohl gestört ist. Er ist ein ebenso unmittelbarer und treuer Mahner. Und ich spüre ihn schon.

12. Sünde: Verstärkung des Lebensbewußtseins im eigenen persönlichen Wesen oder Abschwächung des vernünftigen Bewußtseins, das die Unzulänglichkeit des tierischen Lebens anzeigt. Zum ersteren Behufe wird die Tätigkeit der Vernunft auf Verstärkung des Truges der individuellen Existenz gerichtet: 1. Nahrung, 2. Begierde, 3. Eitelkeit, worin man durch seine Vernunft bestärkt wird. Zum andern Behufe werden Mittel benutzt, die auf Schwächung der Vernunft abzielen: Tabak, Opium, Wein.

13. Verführung: Behauptung, daß man das Liebesgebot, wenn es sich ums eigene Wohl handelt, verletzen darf: 1. Zuerst muß man satt sein, seine Gesundheit wiederherstellen, Bildung erwerben, sich beruhigen, um in der Lage zu sein, den Menschen dienen zu können, und um deswillen darf man das Liebesgebot verletzen; 2. man muß die Familie sicher stellen, erhalten, erziehen, und um deswillen darf man das Liebesgebot verletzen; 3. man muß das Seinige zur Erhaltung des Staates beitragen, muß ihn verteidigen, und um deswillen darf man das Liebesgebot verletzen; 4. man muß sich um das Seelenheil der Mitmenschen kümmern, durch gewaltsames Eintrichtern und entsprechende Erziehung der vermeintlichen Wahrheit zum Siege verhelfen, und um deswillen darf man das Liebesgebot verletzen.

14. Den Aufsatz über die Kunst mit der Erwägung beginnen, daß man für ein Bild, das tausend Arbeitstage gekostet hat, vierzigtausend Arbeitstage gibt, für eine Oper, einen Roman noch mehr. Dann kommen die einen und sagen von diesen Werken, sie seien schön, die andern aber behaupten, sie taugten gar nichts. Ein zuverlässiges Kriterium gibt es nicht. Über das Wasser, über das Essen, über gute Taten gibt es eine solche Meinungsverschiedenheit nicht. Woher kommt das?

15. Was wird die Folge sein, wenn ein Mensch nicht sein persönliches Wesen, sondern Gott als sein Selbst begreift? Einmal, daß ein solcher Mensch, da er das Glück für seine eigene Person bewußtermaßen nicht begehren kann, es anderen nicht oder nicht so gierig entreißen wird; und dann, daß ein solcher Mensch dadurch, daß er sein Selbst als Gott begreift, der allen Wesen wohl will, nun gleichfalls allen Wesen wohl will.

16. Warum klammern sich die Menschen so leidenschaftlich an das Familienprinzip, Zeugung und Erziehung von Kindern? Weil es für einen Menschen, der sein Selbst nicht in Gott übertragen hat, das einzige ist, was seinem Leben einen Sinn zu geben scheint.

17. Dem Menschen erschließt sich der Sinn des Lebens, sobald er in seinem Selbst das göttliche Wesen erkennt, das eingeschlossen ist in eine körperliche Hülle. Der Sinn des Lebens besteht darin, daß dieses göttliche Wesen, indem es sich zu befreien sucht, seine Liebe auf andere Wesen ausdehnt und dadurch die Sache Gottes fördert, das heißt zur Aufrichtung des Gottesreiches auf Erden beiträgt.

18. Durch Gewalt kann eine geistige Bewegung weder gehemmt noch gefördert werden. Gegen den Geist mit Gewalt vorgehen ist wie das Einfangen von Sonnenstrahlen; womit man sie auch zudecken wolle, sie werden doch immer obenauf sein.

19. Es ist eingetragen: „Wähnst du dein Wesen im Holz, das verbrennt, oder im Feuer, das brennt?"

Gemeint ist folgendes: du rüstest Holz zum Brand; aber dann kommt ein Augenblick, wo das Holz dich reut. Ebenso ist es mit dir selbst. Du rüstest dich, und dann reut es dich wieder. Doch das Gleichnis ist nicht gut, weil das Feuer erlischt. Die Vergleichung mit der Nahrung wäre besser: Siehst du dein Leben in der Nahrung oder in dem, was sich nährt? Ob das nicht der Sinn des falsch wiedergegebenen Evangelienwortes ist: Das ist mein Leib? Der Mensch ist Gottes Nahrung, wenn er sich Gott hingibt.

(Unklar, verworren.)

20. Der Hauptzweck der Kunst — wenn es eine Kunst gibt und wenn es in der Kunst Zwecke gibt — ist der, daß sie die Wahrheit über die Seele sage und alle die Geheimnisse offenbare und ausdrücke, die man mit

einfachen Worten nicht sagen kann. Darin besteht auch die Kunst. Die Kunst ist ein Mikroskop, das der Künstler auf die Geheimnisse seiner Seele richtet und das dann den Menschen die ihnen allen gemeinsamen Geheimnisse offenbart.

21. Die Liebe, die in den Menschen eingeschlossen ist und durch die Vernunft frei wird, gibt sich auf zwei Arten kund: 1. durch Ausdehnung ihrer Grenzen, 2. durch die Aufrichtung des Gottesreiches. Das ist der Dampf, der, indem er sich ausdehnt, arbeitet.

22. In letzter Zeit habe ich eine solche Festigkeit und Kraft zu spüren angefangen — nicht meiner, sondern der Sache Gottes, der ich dienen will —, daß es mir seltsam scheint, wie ich so in Aufregung geraten, wie ich Vorwürfe erheben, wie ich über die Leute spotten konnte, die der Sache Gottes feindlich gesinnt sind; sie sind bedauernswert, rührend.

23. Die bewußtlose Welt, wie auch der Mensch in der Periode seiner Kindheit, schaffen das Werk Gottes unbewußt. Ist er zum Bewußtsein erwacht, dann schafft er es bewußt. Bei einem Konflikt dieser zwei Arten des Dienens muß sich der Mensch vor Augen halten, daß das Unbewußte in das Bewußte übergeht und übergehen wird, nicht umgekehrt, und daß man sich darum der Zukunft zuwenden soll, nicht der Vergangenheit. (Dumm.)

24. Der Irrtum eines Menschen, der zum Bewußtsein erwacht ist und der gleichwohl fortfährt zu glauben, sein persönliches Ich sei sein wahres Ich, besteht darin, daß er das Werkzeug für sein Selbst hält. Der Schmerz, den man in seiner gesonderten Existenz erfährt, ist wie der Schmerz, den man in der Hand verspürt, wenn die Schläge auf das Werkzeug fallen, mit dem man arbeitet. Das Werkzeug muß man schonen, schärfen, man muß es aber nicht für sein Selbst halten.

25. Gott selbst ist ökonomisch. Er will alles mit seiner Liebe durchdringen. Er entzündet Liebe in einem einzigen Menschen und versetzt ihn in die Notwendigkeit, alles übrige in Liebe zu entzünden.

26. Nichts hat so sehr Einfluß auf die religiöse Weltanschauung als die Art, wie man die Welt betrachtet, ob man annimmt, sie habe einen Anfang gehabt und werde ein Ende haben, wie man im Altertum annahm, oder ob man annimmt, sie sei ohne Anfang und Ende, wie man jetzt annimmt. Nimmt man die Endlichkeit der Welt an, so kann man dem einzelnen sterblichen Menschen noch irgendeine Bedeutung zuerkennen, in der Unendlichkeit der Welt aber hat das Leben eines solchen Wesens keinen Sinn.

27. (Zur „Konjewskaja" „Auferstehung":) Katjuscha hat bald nach der Auferstehung Augenblicke, wo sie listig und faul lächelt; es ist, wie wenn sie alles vergessen hätte, was sie früher für Wahrheit gehalten hat; es ist einfach lustig, man möchte leben.

28. Wer ein völlig geistiges Leben führt, dem wird das Leben hier so uninteressant und schwer, daß es ihm leicht fällt, daraus zu scheiden.

29. Natascha Strachowa fragt ihren Vater, der etwas aus der Zeit erzählt, wo sie noch nicht geboren war: „Wo war ich denn damals?" Ich hätte geantwortet: „Du hast geschlafen und warst für dieses Leben noch nicht erwacht." Empfängnis, Geburt und Kindheit sind nur Vorbereitungen zum Erwachen, das wir sehen, der Schlafende aber nicht.

30. Der Irrtum, in dem wir uns befinden, wenn wir unser persönliches Ich für unser wahres Selbst halten, ist dem ähnlich, in dem sich ein Wanderer befände, der eine der Etappen für den ganzen Weg hielte, oder wie ein Mensch, der einen Tag für das ganze Leben ansähe.

31. Habe von den Krönungsfeierlichkeiten gelesen und bin entsetzt, wie man die Menschen bewußt betrügt. Besonders das Regalieren.

32. „Gummi". Vergessen. Werde mich erinnern.

Geschrieben bis Mittag; jetzt ist es zwei Uhr; ich gehe zum Mittagbrot.

28. Mai 1896. Jaßn. Polj. 12 Uhr Mittag.

Seit einigen Tagen quäle ich mich mit meiner Arbeit und komme nicht vorwärts. Ich schlafe. Habe sie im Groben zu Ende bringen wollen, aber es geht durchaus nicht. Die üble Laune wird verschlimmert durch die Leere, die armselige, selbstzufriedene, kalte Leere des Lebens, das mich umgibt. Unterdessen war ich in Pirogowo. Der freudigste Eindruck; in meinem Bruder Sergej hat sich ohne Zweifel eine innere Wandlung vollzogen. Er selbst hat das Wesen meines Glaubens (der für ihn offenbar Wahrheit ist) so formuliert: Erhöhung des geistigen Wesens in sich und eben dadurch Unterjochung des tierischen. Er hat ein wundertätiges Bild, und sein unbestimmtes Verhältnis zu diesem hat ihn gequält. Die Mädchen sind sehr gut, leben ernst. Mascha hat von ihnen angezogen.

Schreckliches Ereignis in Moskau — 3000 Menschen umgekommen. Ich weiß nicht warum, aber dieses Ereignis hat auf mich nicht so gewirkt, wie man denken sollte. Immer noch nicht wohl, werde schwächer. In Pirogowo ein Kummetmacher, kluger Mensch. Gestern hier gewesen ein Arbeiter aus Tula, klug, wie es scheint Revolutionär. Heute ein rührender Seminarist.

Sehr, sehr schlecht geht es mit der Arbeit voran. Ziemlich langweilige Briefe, weil sie höfliche Beantwortung verlangen. Gestern ein Brief von dem armen ***, den man bis an die persische Grenze gejagt hat, in der Hoffnung, ihn so umzubringen. Gott stehe ihm bei. Und möge Gott auch mich nicht vergessen. Gib mir Leben, Leben, das heißt daß ich Dir bewußt und freudig diene.

Gedacht in dieser Zeit:

1. Es ist merkwürdig, wie doch so viele Menschen im Bösen ein unlösbares Problem erblicken. Ich habe darin nie ein Problem gesehen. Für mich ist es vollkommen klar, daß das, was wir das Böse nennen, nichts anderes ist als das Gute, dessen Wirkungen wir nur noch nicht sehen.

2. Gedichte von Mallarmé und anderen. Wir, die wir sie nicht verstehen, sagen kühnlich, daß das alles Unsinn ist, eine auf Abwege geratene Poesie. Warum sagen wir das nicht ebenso kühn, wenn wir eine unverständliche und sinnlose Musik hören? Warum sagen wir dann so schüchtern, man müsse sich vorbereiten, um das zu verstehen usw. Das ist Unsinn. Ein Kunstwerk ist nur dann ein Kunstwerk, wenn es verständlich ist. Ich sage nicht, daß es allen verständlich sein muß, aber doch denjenigen, die auf einer gewissen Bildungsstufe stehen, denen, die das Gedicht lesen und kritisieren. Diese Erwägung hat mich zu einem ganz bestimmten Schluß geführt: daß nämlich die Musik früher als andere Künste (Dekadententum in der Poesie und Symbolismus in der Malerei) vom Wege abgekommen und in eine Sackgasse geraten ist. Und der sie auf Abwege brachte, das war der geniale Beethoven. Das Schlimmste aber sind die Autoritäten und die jedes ästhetischen Gefühls baren Leute, die berufsmäßig über Kunst urteilen.

Goethe? Shakespeare? Alles, was von ihnen herrührt, muß gut sein und on se bât les flancs, um auch im Dummen und Mißlungenen Vorzügliches zu erblicken, und so verdirbt man den Geschmack. Aber alle diese großen Talente, diese Goethes, Shakespeares, Beethovens, Michelangelos haben neben sehr schönen Sachen nicht bloß mittelmäßige, sondern auch ganz abscheuliche hervorgebracht. Mittelmäßige Talente bringen Mittelmäßiges hervor, aber nie ganz Schlechtes. Anerkannte Genies hingegen bringen entweder wirklich große Schöpfungen hervor oder ganz Nichtiges. Shakespeare, Goethe, Beethoven, Bach u. a.

3. Angenommen, es liege eine überaus schwierige, verwickelte Sache vor, in der meine Teilnahme verlangt wird. Von welcher Seite man sie auch betrachte: überall unlösbare Schwierigkeiten. So ists nicht gut, so ist es schlimm. Nun braucht man diese Frage aber nur aus dem äußeren Gebiet in das innere, ins eigene Leben zu übertragen, um zu begreifen, daß all das nur für meine innere Vervollkommnung da ist, als ein Examen, ein Maß meiner moralischen Entwicklung, ein Versuch, wie weit ich die Sache Gottes, die Vermehrung der Liebe, fördern kann und will: und alles löst sich einfach, leicht und in erfreulichem Sinn.

4. Einen Fehler (eine Sünde) begehe ich dann, wenn ich die Vernunft, die mir dazu gegeben ist, daß ich mich selbst in der Liebe zu allem Lebenden erkenne, benutze, um das Glück für meine eigene Person zu erlangen.

Solange ein Menſch ohne höhere Erkenntnis gelebt hat, hat er, wenn er das Glück für ſich begehrte und erkämpfte, den Willen Gottes erfüllt, und es war keine Sünde; iſt aber einmal die höhere Erkenntnis eingetreten, ſo iſt dieſelbe Sache eine Sünde.

5. Der Kummetmacher Michajlo ſagte mir, er glaube an ein künftiges Leben nicht, er denke, der Geiſt entweiche aus dem Körper, wenn der Menſch ſtirbt. Ich ſagte ihm: Entweiche du mit dem Geiſt, dann wirſt du nicht ſterben.

29. Mai 1896. Jaßnaja Poljana. Wenn ich lebe.

8. Juni 1896. J. P.

Hauptſache: während dieſer Zeit in der Arbeit vorangekommen und rücke weiter. Schreibe über die Sünden, und die ganze Arbeit iſt klar bis zum Schluß.

Spir ausgeleſen. Vortrefflich.

Wirtſchaftliche Hebung der Menſchheit durch drei Mittel: Henry Georges Aufhebung des Eigentums an Grund und Boden; eine Erbſchaftsſteuer, die das angehäufte Vermögen wenn nicht in der erſten, ſo doch in der zweiten Generation der Geſellſchaft übergibt; und eine ebenſolche Vermögensſteuer bei einem Einkommen von mehr als 1000 Rubel pro Familie und 200 Rubel pro Kopf.

Heute ſind die Tſchertkoffs gekommen.

Vorgeſtern war hier ein Gendarm, ein Spion, welcher mir bekannte, daß er zu mir geſchickt ſei. Es war angenehm und widerlich.

Das Wichtigſte, was ich in dieſer Zeit gedacht habe:

1. Wenn der Menſch tieriſch lebt, weiß er nicht, daß Gott durch ihn lebt. Iſt ſeine Vernunft erwacht, dann weiß er es. Und wenn er es weiß, vereinigt er ſich mit Gott.

2. In ſeinem tieriſchen Leben muß ſich der Menſch durch den Inſtinkt leiten laſſen; die Vernunft, angewendet auf das, was ihr nicht gemäß iſt, verdirbt alles.

3. Ob Luxus nicht Bereitung des Beſſeren iſt, wo das Genügende ſchon da iſt?

Geſtern war nicht der 6., ſondern der 8.

Heute, 9. Juni 1896. J. P.

Nicht viel geſchrieben, und nicht gut. Scheint klarer zu werden. Morgens mit den Arbeitern geſprochen, die um Bücher gekommen ſind. Erinnerte mich des Weibes, das mich bat, an Johann von Kronſtadt zu ſchreiben.

Die Religion des Volkes ſieht ſo aus: Es gibt einen Gott, auch Götter

und Heilige. (Chriſtus, ſagte mir heute ein Bauer, iſt auf die Erde herabgekommen, um die Menſchen zu lehren, wie und zu wem man beten ſolle.) Die Götter und Heiligen tun Wunder, haben Macht über die Leiber, vollbringen Heldentaten und gute Werke. Sache der Menſchen iſt es, zu beten; ſie müſſen wiſſen, wie und zu wem man beten ſoll. Gutes tun können die Menſchen von ſich aus nicht. Sie können nur beten. Das iſt der ganze Glaube.

Habe gebadet und mir iſt nicht wohl.

19. Juni 96. J. P.

Die ganze Zeit her fühle ich mich ſchwach und ſchlafe ſchlecht. Geſtern Poſcha gekommen. Habe Chodinka gut erzählt, aber ſchlecht niedergeſchrieben. Unſer müßiges, luxuriöſes Leben bedrückt mich. *** gekommen. Er iſt fremd. Jung, und verſteht, was er verſteht, nicht ſo wie ich, obgleich er mit mir einig iſt. Habe die Abhandlung am 13. Juni im Entwurf fertig gemacht. Jetzt arbeite ich ſie um, arbeite aber wenig.

. . . . . Habe mit mir zweimal gekämpft und mich bezwungen. Ach, wenn es nur immer ſo wäre.

Unlängſt ging ich abends über den Bannforſt hinaus und weinte vor Freude und Dankbarkeit für das Leben. Bilder aus dem Samarer Leben ſtiegen ſehr lebhaft vor mir auf: die Steppe, der Kampf des Nomadiſch-Patriarchaliſchen mit der Kultur des Ackerbaus. Lockt mich. Die Konjewſkaja iſt nicht in mir geboren, darum geht es ſo ſchwer.

Gedacht:

1. Etwas ſehr Wichtiges über die Kunſt. Was iſt Schönheit? Schön iſt das, was wir lieben. Man liebt nicht, was ſchön iſt, man findet ſchön, was man liebt. Daher iſt die Frage die: warum lieben wir? Wenn wir ſagen, wir lieben etwas ſeiner Schönheit wegen, ſo iſt das ſo, wie wenn man ſagen würde: wir atmen, weil die Luft angenehm iſt. Wir finden aber die Luft angenehm, weil wir atmen müſſen, und ebenſo finden wir die Schönheit angenehm, weil wir lieben müſſen. Wer die geiſtige Schönheit nicht ſieht, ſieht wenigſtens die körperliche — und liebt.

26. Juni 1896. J. P. Morgens.

Die ganze Nacht nicht geſchlafen. Das Herz tut mir weh, unaufhörlich; ich leide immerfort und kann mich Gott nicht ergeben . . . . . Den Stolz und den Hochmut habe ich nicht überwunden, und immerfort tut mir das Herz weh. Einen Troſt weiß ich: ich bin nicht allein, ich bin mit Gott, und darum, wie ſchmerzlich es auch iſt: etwas iſt im Werden. Hilf, Vater!

Geſtern ging ich nach Baburino und traf (ohne daß ich es wollte, ich

wich eher aus) auf den achtzigjährigen Akim hinterm Pflug, die Jeremitschewa, die auf dem Hof keinen Pelz und nur einen Kaftan hat, Marja, deren Mann erfroren ist und die niemand hat, der ihr den Roggen einfahren könnte; das Kind siecht dahin; Trofim und Chaljaffka, Mann und Weib, sterben beide Hungers, ebenso ihre Kinder. Wir aber kritisieren Beethoven. Und ich betete, daß der Herr mich erlöse von diesem Leben. Und wieder bete ich, schreie vor Weh. Ich bin verstrickt, versunken, selbst kann ich nicht, aber ich hasse mich und mein Leben.

30. Juni 1896. Jaßnaja Poljana.

Litt und kämpfte viel und überwand weder das eine noch das andre. Aber es ist besser. Die Annenkowa war hier und sagte sehr gut ..... Man hat mir auch das Tagebuch verdorben. Schreibe angesichts der Möglichkeit, daß es von Lebenden gelesen wird .....

Eben hat man oben vom Evangelium zu sprechen angefangen und *** beweist en ricanant, daß Christus die Kastration empfahl. Ich wurde böse, — es ist beschämend.

Vor etwa zwei Tagen ging ich zu den Abgebrannten, aß nicht zu Mittag, war müde und mir war wohl .... Gestern war ich bei einem Advokaten, der einer armen Frau 100 Rubel abnehmen wollte, zur Verzierung seines Hauses. Dasselbe überall.

Inzwischen war ich in Pirogowo. Bruder Serjoscha ist ganz zu uns gekommen. Frohe Fahrt mit Tanja und Tschertkoff. Habe heute in Demjonka einen sterbenden Bauern versehen.

Mit meinem Werk geht es vorwärts. Will versuchen aufzuschreiben, was ins Büchlein eingetragen ist:

Heute, 19. Juli 96.

Bin in Pirogowo. Kam vorgestern mit Tanja und Tschertkoff. In Serjoscha ist ohne Zweifel eine geistige Umwälzung vor sich gegangen, er erkannte es selbst an, indem er sagte, er fühle sich wie neugeboren. Habe große Freude an ihm.

Zu Hause während dieser Zeit viel Schweres erlebt. Herr, Vater, befreie mich von meinem widerlichen Leibe. Läutere mich, laß deinen Geist nicht zugrunde gehen und ersticken in mir. Ich flehte ihn zweimal an: daß er mich würdigen möge, sein Werkzeug zu sein und daß er mich errette vor dem Tier in mir.

Während dieser Zeit rückte ich in der Darlegung des Glaubens weiter. Es ist nicht das, was es werden sollte und was ich will: es ist einem Mann aus dem Volk und einem Kinde nicht zugänglich: aber es ist doch alles, was ich weiß, zusammenhängend und in der richtigen Ordnung.

Habe in dieser Zeit auch ein Vorwort geschrieben, wie man das Evangelium lesen soll und mir Evangelienstellen angemerkt. Waren Leute da aus England, Amerika, niemand von Bedeutung.

Schreibe ein, was notiert ist:

1. Gestern ging ich über frisch gepflügtes Brachland. Soweit das Auge reicht, nichts als schwarze Erde, kein einziger grüner Grashalm. Und da, am staubigen, grauen Wegrand, ein „Tatar" (Distel). Drei Stauden: eine niedergetreten, die weiße, schmutzbedeckte Blüte hängt hinab; die zweite gebrochen, mit schwarzem Schlamm besudelt, der Stengel geknickt und beschmutzt; die dritte Staude ragt zur Seite, auch diese schwarz vor Staub; aber noch ist Leben in ihr, an der Spitze schimmert es rötlich. Hat mich an Chadschi Murat erinnert. Habe Lust zu schreiben. Verteidigte sein Leben bis zuletzt, er allein im weiten Feld; und wenn er es auch verlor — irgendwie hat er es doch gerettet.

2. Fähig Sprachen zu lernen, Sinn für Mathematik, gute Auffassung, schlagfertig, kann singen, richtig zeichnen, auch schreiben; hat aber weder moralischen noch künstlerischen Sinn und daher nichts Eigenes.

3. Feindesliebe. Ist schwer und gelingt selten . . ., wie alles, was vollkommen gut ist. Aber wie groß ist dafür auch das Glück, wenn man sie in sich erwecken kann. Es ist eine köstliche Wonne in dieser Liebe, sogar in ihrem Vorgenuß. Auch steht diese Wonne im umgekehrten Verhältnis zur Anziehung des Gegenstandes der Liebe. Geistige Wonne der Feindesliebe.

4. Ein Mitmensch zwingt mich zu leiden. Denke ich nur an mich, an meine Leiden, so wird mein Leiden immer größer, und man entsetzt sich bei dem Gedanken, wie weit es damit noch kommen kann. Man muß aber nur an den Mitmenschen denken, der mir Schlimmes antut, und an seine Leiden, um augenblicklich zu gesunden. Bisweilen ist es leicht, wenn man den Quäler schon liebt; ist es aber auch schwer, so ist es darum doch nicht unmöglich.

5. Gestern, auf dem Spaziergang, dachte ich darüber nach, welcher Art die Grenzen sind, die uns — ein Wesen von dem andern — trennen. Ich dachte: ob nicht Raum und Zeit die Bedingungen dieser Teilungen sind, oder vielmehr die Folgen dieser Teilungen. Wenn ich von den andern nicht gesondert wäre, gäbe es für mich weder Raum noch Zeit, wie es diese für Gott nicht gibt. Aber sobald ich nicht Ein und Alles bin, kann ich mich und alle anderen Wesen nur durch den Raum und die Zeit begreifen.

(Ich fühle, daß hier etwas Wahres ist, kann es aber noch nicht klar ausdrücken.)

6. Ein Streit, ob das Verliebtsein etwas Gutes ist. Für mich ist die Entscheidung dieser Frage leicht. Wenn der Mensch ein menschliches,

geistiges Leben lebt, so ist die Geschlechtsliebe und die Ehe für einen solchen Menschen ein Hinabsinken auf eine tiefere Stufe; er wird einen Teil seiner Kräfte dem Weib, der Familie oder auch nur dem Gegenstand seiner Liebe widmen. Wenn er aber auf der Stufe des tierischen Lebens steht, ißt, trinkt, arbeitet, dient, schreibt, spielt, so mag diese Liebe für ihn eine Erhöhung bedeuten wie für die Tiere die Brunst.

7. Beten? Man sagt, das Beten sei nötig, nötig die Rührung, in die man durch das Gebet, die Zeremonien, den Gesang, die Litanei, die Heiligenbilder, gerate. Aber was ist das Gebet? Vereinigung mit Gott, Erkenntnis meines Verhältnisses zu Gott, gehobener Seelenzustand. Kann dieser Seelenzustand durch Einwirkungen auf die äußeren Sinne, durch Einwirkungen, welche die niedrigsten Gefühle wecken und Betäubung hervorrufen, erreicht werden? Ist es denn nicht wahrscheinlicher, daß die Gebetstimmung nur in seltenen Augenblicken und nur wenn man einsam ist, eintreten kann, wie das auch Christus gesagt hat und wie Elias Gott nicht im Sturmesbrausen, sondern im Säuseln des Windes erblickt hat?

8. Gestern habe ich die Romane, Novellen, Gedichte von Fet durchgeblättert. Erinnerte mich, wie wir in Jaßnaja Poljana ununterbrochen auf vier Klavieren Musik machten; und mir wurde völlig klar, daß alles das, diese Romane, diese Gedichte, diese Musik, nicht Kunst ist und nichts davon, was der Mensch braucht, sondern daß das alles bloßer Mutwille von Räubern und Parasiten ist und mit dem Leben nichts zu tun hat — diese Romane und Novellen, in denen die Rede davon ist, wie man sich in häßlicher Weise verliebt, diese Gedichte über denselben Gegenstand oder über das Schmachten vor Langerweile. Dasselbe in der Musik. Das Leben aber, das wirkliche Leben, brodelt von Fragen über Nahrung, Verteilung, Arbeit, Glauben, über die Beziehungen der Menschen zueinander ... Es ist schmachvoll, häßlich. Hilf, Vater! Laß mich durch Aufdeckung dieser Lügen Dir dienen!

9. Ich kehre von den Tschertkoffs zurück am 5. Es ist Abend, und Schönheit, Glück, Segen ruht auf allem. Und in der Menschenwelt? Gier, Bosheit, Neid, Grausamkeit, Wollust, Ausschweifung. Wann wird es unter den Menschen so sein wie in der Natur? Hier ist wohl Kampf; aber ein ehrlicher, einfacher, schöner. Dort ist er niederträchtig. Ich kenne ihn, hasse ihn, weil ich selbst ein Mensch bin.

(Es ist nicht das, was ich sagen wollte.)

10. Wann ich seelisch litt, suchte ich mich in dem Bewußtsein, daß mein Leiden ein Dienen sei, zu beruhigen. Das gelang mir auch, aber nur dann, wenn es wirklich ein Dienen war, das heißt, wenn es mit Willen geschah und ein Etwas mich dazu trieb. Aber was soll man tun, wenn weder das eine noch das andere eintritt? Man muß sich dann in den Willen Gottes

ergeben, sich seines Selbsts entäußern. Tue, wie Du willst, ich bin einverstanden.

(Auch nicht.)

11. Kant, sagt man, hat in den Gedanken der Menschen eine Umwälzung herbeigeführt. Er hat als erster gezeigt, daß das Ding an sich der Erkenntnis nicht zugänglich ist und daß die Quelle, aus der unsere Erkenntnis und alles Leben fließt, geistig ist. Aber hat nicht dasselbe 2000 Jahre vordem schon Christus gesagt, nur in einer den Menschen faßlicheren Form? Man soll Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren, der Geist macht lebendig, der Buchstabe, der Körper, aber ist zu nichts nütze.

12. Bälle, Festlichkeiten, Schauspiele, Prozessionen, Volksbelustigungen usw. sind in den Händen derer, die sie anwenden, ein schreckliches Mittel. Die Wirkungen können schrecklich sein. Wenn irgend etwas der Kontrolle unterliegen sollte, so das.

13. Ich ging meines Weges dahin und dachte, indem ich den Wald, die Erde, das Gras beschaute: was für ein lächerlicher Irrtum, zu glauben, die Welt sei so, wie sie uns erscheint! Wer da meinen kann, die Welt sei so, wie sie uns erscheint, der sagt damit, daß es andere Wesen, als wir sind mit unseren sechs Sinnen, nicht geben könne. Ich blieb stehen und trug das ein. Da kam S. J. herbei. Ich sagte ihm, was ich eben dachte. Er antwortete:

Ja, das ist wahr, die Dinge sind nicht so, wie wir sie sehen, und nichts ist so: wir erkennen nichts als das, was es ist.

Ich sagte: O doch, es gibt wohl etwas, was wir gerade als das erkennen, was es ist.

Was könnte das sein?

Das, was erkennt. Denn das ist gerade das, als was wir es erkennen.

14. Wir wundern uns, daß die Menschen undankbar sind. Man sollte sich aber noch vielmehr darüber wundern, daß sie für Wohltaten, die man ihnen erwiesen hat, dankbar sein können. Wie selten es auch vorkommt: daß Gutes tun das größte Glück ist, wissen alle. Wie sollten also diejenigen, die andern zu diesem Glück verholfen haben, noch obendrein dankbar sein?

15. Frei ist nur Der zu nennen, den niemand und nichts hindern kann, zu tun, was er will. Darum ist man nur in einem frei: in der Liebe.

16. Man wendet sich im Gebet an einen persönlichen Gott, nicht weil Gott ein persönliches Wesen ist (ich weiß sogar bestimmt, daß Er das nicht ist, weil Persönlichkeit Begrenztheit bedeutet, Gott aber unendlich ist), sondern weil das Ich ein persönliches Wesen ist. Durch eine grüne

Glasscheibe sehe ich alles grün und kann die Welt nicht anders als grün sehen, ob ich gleich weiß, daß sie nicht so ist.

17. Der ästhetische Genuß ist ein Genuß niederer Art. Darum hinterläßt selbst der höchste ästhetische Genuß ein Gefühl der Unbefriedigung. Die Unbefriedigung ist sogar um so größer, je größer der ästhetische Genuß war. Man will immer noch und noch etwas. Und so ohne Ende. Vollkommene Befriedigung gibt nur das moralisch Gute. Hier ist ein volles Genügen. Mehr will man nicht, und mehr braucht man nicht.

18. Die Lüge vor andern ist nicht so schlimm und so schädlich wie die Lüge vor sich selbst. Die Lüge vor andern ist oft ein unschuldiges Spiel, eine Befriedigung der Eitelkeit, jedoch die Lüge vor sich selbst ist immer eine Verfälschung der Wahrheit, eine Übertretung der Gebote des Lebens.

19. Es geschah zuweilen, wenn auch selten, daß ich aus echtem Mitleid Gutes tat. Nie erinnerte ich mich dann, was es war und bei welcher Gelegenheit ich es getan. Man weiß nur, daß man in Gott war. (So war es, als ich aus Mitleid Schuhe weggab, die ich selbst gern hatte; ich konnte mich lange nicht besinnen, wo sie hingeraten waren.) So war es in allen den Augenblicken, wo ich in Gott war, ob im Gebet oder in einer Sache des Lebens. Das Gedächtnis ist ein fleischliches Ding; hier aber ist etwas Geistiges.

20. Ein Mensch führt kein fleischliches Leben, wenn er sich nicht für gerecht hält, und kein geistiges, wenn er sich nicht für sündig hält.

21. . . . . .

Ich lege mich schlafen, 1/21 Uhr nachts, 30. Juli.

31. Juli 96. J. P. W. i. l.

Lebe. Es ist fünf Uhr abends. Ich liege und kann nicht einschlafen. Das Herz tut weh. Ich bin abgequält. Höre durch das Fenster, daß man Tennis spielt. Man lacht. S. ist zu den Schenschins gefahren. Allen ist wohl, mir aber ist schwer ums Herz, ich kann mich nicht aufraffen. Ein ähnliches Gefühl, wie ich es empfand, als mich St. Thomas einsperrte und ich hörte, wie draußen alle so fröhlich waren und lachten. Aber ich will nicht. Man muß die Erniedrigung dulden und gut sein. Ich kann es.

Will fortfahren, die Notizen herauszuschreiben:

1. Daß man an die Vernunft nicht glaubt, ist die Quelle alles Übels. Das Mißtrauen, das man in die Vernunft setzt, wird durch den Unterricht im Glaubenstrug hervorgerufen, zu dem wir von Kind auf angehalten werden. Glaube an ein Wunder, und alles Vertrauen, das man in die Vernunft haben kann, hört plötzlich auf.

2. . . . . .

3. Nicht Glück ist es, was uns das Christentum einträgt, sondern

Sicherheit: es stellt uns auf einen festen Boden, von wo man nicht hinabfallen kann.

4. Ich ritt von Tula nach Hause zurück und dachte, daß ich ein Teil von Ihm bin, irgendwie getrennt von andern solchen Teilen; Er aber ist Ein und Alles, der Vater. Und ich fühlte Liebe, wahrhaftige Liebe zu Ihm. Jetzt, in diesem Augenblick, vermag ich dieses Gefühl in mir nicht zu erwecken. Aber es war so beseligend, daß ich mir sagte: da habe ich immer gedacht, ich könne nichts Neues mehr erleben, und nun habe ich doch etwas Neues erlebt und empfunden: ein wundersames, beseligendes Gefühl, ja, ein Gefühl.

5. Was für ein Humbug: das Schöne, das Wahre, das Gute. Schönheit ist eine der Eigenschaften der äußeren Dinge, wie Gesundheit eine Eigenschaft der lebenden Körper ist. Wahrheit ist nicht das Ideal der Wissenschaft. Das Ideal der Wissenschaft ist das Wissen, nicht die Wahrheit. Das Gute aber kann man mit diesen beiden nicht in eine Reihe stellen, weil es der Endzweck des Lebens ist.

(Unklar; aber es war klar und wird wieder klar werden.)

6. Ich erinnere mich des Guten nicht, weil es jenseits des stofflichen Gedächtnisses liegt.

1. August 1896. Jaßnaja Poljana. W. i. l., was zweifelhaft ist. Das Herz tut sehr weh .....

Heute, 14. September 1896. J. P.

Schrecklich, wieviel Zeit vergangen ist: anderthalb Monate. Während dieser Zeit mit Sonja das Kloster besucht .....

Entwurf zu Chadschi Murat; sehr schlecht ausgefallen. An der Darlegung des Glaubens beständig gearbeitet. Tschertkoffs weggefahren ..... Jetzt sind hier alle drei Söhne mit ihren Frauen.

Brief von einem Holländer, der den Militärdienst verweigert hat. Habe zu diesem Brief ein Vorwort geschrieben. Auch einen Brief mit sehr scharfen Urteilen über die Regierung an die Kalmykowa. Die ganzen anderthalb Monate stecken darin. War krank, das gewöhnliche Übel, und auch jetzt ist es mit dem Magen noch nicht besser. Brief von einem Inder Toda und ein herrliches Buch indischer Weisheit: Yoga's Philosophy.

Gedacht in dieser Zeit:

1. Es gibt viele Leute, namentlich Europäer und vor allem Frauenzimmer, die etwas quasi Kluges nicht bloß zu sagen, sondern sogar zu schreiben wissen, wie ja auch die Stummen sprechen. Eigentlich ist ihnen das Denken so wenig eigen, wie den Stummen das Sprechen; aber sowohl die einen wie die andern, die Dummen wie die Stummen, hat man so abgerichtet.

2. Um einen einzelnen Menschen zu lieben muß man verblendet sein. Unverblendet kann man nur Gott lieben und die Menschen bemitleiden, was im Sinne Gottes lieben heißt.

3. Wenn man sich von einem Feind befreien will, muß man ihn liebgewinnen, wie es in der Apostelgeschichte geschrieben steht. Um aber liebzugewinnen muß man sich die Feindesliebe zur Lebensaufgabe machen, muß man dem Feinde aus Liebe Gutes tun, muß man sich in der Liebe zum Feinde beständig vervollkommnen.

4. Zuerst wundert man sich, daß den dummen Leuten so zuversichtliche, so überzeugende Töne eigen sind. Aber so muß es doch sein, sonst würde sie ja niemand anhören.

5. Eingetragen ist: „Dekoration für die Bauern — unser Glück." Erinnere mich nicht mehr, was es bedeutet; aber es war etwas, das mir gefallen hat. Ich glaube, es war das: die Armen, die das Leben sehen, das die Reichen führen, glauben, das sei das Glück. Dieses Glück ist aber so wenig ein Glück, wie Bilder, die einen Baum oder ein Schloß vorstellen, ein Baum oder ein Schloß sind.

6. Wir streben eins zum andern wie die Teilchen eines Körpers. Nur unsere Ungeschliffenheit, unsere Rauheit, unsere Ecken hindern die Vereinigung. Eine Neigung ist da, man braucht sie nicht erst zu erzeugen; man muß sich nur behauen, die Ecken und Kanten an sich wegschaffen.

7. Eins der stärksten Mittel der Hypnose — der äußeren Einwirkung auf den seelischen Zustand des Menschen — ist die Tracht. Das wissen die Leute recht gut. Daher die Mönchstracht in den Klöstern, die Uniform im Heer.

8. Erinnerte mich zweier trefflicher Sujets: der Selbstmord des alten Persianinoff und die Vertauschung eines Findelkindes.

9. Als meine Schwäche mich quälte, suchte ich Mittel der Rettung und fand eines in dem Gedanken, daß es nichts Dauerndes gibt, daß alles fließt, daß sich alles verändert, daß das alles nur einstweilen so ist, daß man nur einstweilen leiden muß, solange wir leben, ich und jene andern. Und eins von uns wird zuerst abtreten. (Dieses „einstweilen" will aber nicht sagen, daß man eben leben soll, wie es gehen mag, sondern daß man nicht verzweifeln, daß man ausharren soll bis ans Ende.)

10. Ich wollte sagen, daß ich dankbar sei, um für mich günstig zu stimmen und um dann die Wahrheit zu sagen. Aber nein, ich denke, das darf man nicht. Man schreibt es den eigenen Verdiensten zu, und die Wahrheit findet noch weniger Gehör. Ein Mensch, der seine Sünden nicht bekennt, ist wie ein hermetisch verschlossenes Gefäß, das nichts aufnimmt. Demütig sein, Reue empfinden bedeutet, den Deckel aufmachen, sich fähig machen zur Vervollkommnung, zum Guten.

11. Barbarei macht Eintracht unter den Menschen unmöglich; aber allzugroße Verfeinerung ohne religiösen Halt tut das auch. Dort ist das Physische das Trennende, hier das Geistige.

12. Der Mensch ist ein Werkzeug Gottes. Früher dachte ich: ein Werkzeug, mit dem der Mensch selbst arbeiten muß. Jetzt aber habe ich begriffen, daß es ein Werkzeug ist, mit dem nicht der Mensch selbst, sondern Gott arbeitet. Die Aufgabe des Menschen besteht nur darin, sich in Ordnung zu halten. Wie ein Beil, das sich immer rein und scharf zu erhalten hätte.

13. Warum sind die Taugenichtse so sehr für den Despotismus? Weil sie unter einer idealen Regierung, die nach Verdiensten belohnt, schlecht wegkämen. Der Despotismus erlaubt alles.

14. Ich treffe oft auf Menschen, die keinen Gott anerkennen als den in uns selbst. Und ich wunderte mich. Gott in mir.

Aber Gott ist ein unendliches Wesen; wie und wozu hat er sich auf einmal in mir eingefunden? Man kann nicht umhin, so zu fragen. Aber sobald man fragt, muß man eine äußere Ursache annehmen. Warum bedürfen die Menschen aber einer Antwort auf diese Frage nicht? Weil die Antwort darauf für sie in der Realität der existierenden Welt liegt — nach Moses wie nach Darwin, einerlei. Darum muß man zum Begriff eines äußeren Gottes begreifen, daß wirklich real nur unsere Sinneseindrücke sind, das heißt wir selbst, unser geistiges Ich.

15. In Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung muß man, um sich zu überwinden, eins tun: man muß die Illusion zerstören, daß ich es bin, der da leidet, wünscht. Man muß das wahre Ich von dem erregten Wasser der Leidenschaften sondern.

15. September 96. J. P. W. i. l.

Heute, 10. Oktober 96. J. P.

Fast einen Monat nicht eingeschrieben, und es ist, wie wenn es gestern gewesen wäre. In dieser Zeit die Darlegung des Glaubens beendet, obgleich sehr schlecht. In dieser Zeit waren Japaner hier, mit einem Brief von Konissi. Sie, die Japaner, stehen dem Christentum ohne Zweifel näher als unsere Kirchenchristen. Habe sie sehr liebgewonnen . . . . .

Will die ganze Darlegung des Glaubens noch einmal von Anfang an schreiben.

Heute die ganze Nacht über den Sinn des Lebens nachgedacht, und ob schon anderes einzutragen wäre, so will ich doch zuerst das einschreiben:

Die ganze Welt ist nichts anderes als ein unendlicher Raum, der angefüllt ist mit unendlich kleinen, farblosen, lautlos sich bewegenden Teilchen der Materie. In Wirklichkeit ist nicht einmal das vorhanden, denn daß es Teilchen der Materie sind, nehme ich doch wahr durch ihre Undurchdringlichkeit, die

Undurchdringlichkeit aber nehme ich durch meinen Tast- und Muskelsinn wahr. Wenn ich nun diesen Sinn nicht hätte, so wüßte ich nichts von der Undurchdringlichkeit und nichts von der Materie. Von der Bewegung habe ich, streng genommen, auch kein Recht zu sprechen, denn wenn ich den Gesichts- und wiederum den Tastsinn nicht hätte, so wüßte ich auch von der Bewegung nichts.

So daß also alles, was ich mit Fug von der äußeren Welt aussagen kann, lediglich das ist, daß etwas ist, etwas mir völlig Unbekanntes, wie es von den Brahmanen, von Kant und Berkeley längst gesagt ist. Es muß irgendeine Ursache geben, irgendein Sandkörnchen, das in der Muschel der Auster einen Reiz ausübt und eine Perle erzeugt (sécrétion, Ausscheidung der Auster) — unsere ganze äußere Welt.

Was ist es denn eigentlich, was da ist? Es ist — mein Ich, mit seinen Vorstellungen von sich, von Sonne, Bäumen, Tieren, Steinen. Aber was ist nun das, was ich mein Ich nenne? Ist es etwas Willkürliches, von mir Abhängiges? Nein, es ist etwas, das von mir unabhängig ist, etwas Vorherbestimmtes. Ich kann nur ich sein und kann keine andere Vorstellung haben als ich habe, die nämlich, daß ich einen kleinen Teil dieser sich bewegenden kleinen Atome in mich einschließe und sie für mein Ich halte, während ich alle andern Atome in der Form von andern Wesen wahrnehme, die mir mehr oder weniger ähnlich sind. Die Welt stelle ich mir vor als ganz erfüllt von eben solchen Wesen wie ich bin oder die mir ähnlich sind. (Habe mich verwirrt, muß aber noch etwas sagen. Will es versuchen, wann ich bei Kräften bin.)

Fahre darin fort, was ich sagen möchte und wovon ich die ganze Nacht träumte.

Die Menschen meinen, daß ihr Leben im Körperlichen liegt, daß aus dem, was sich im Körper vollzieht: Atmung, Ernährung, Blutkreislauf usw. das Leben seinen Ursprung nimmt. Daß, wenn die Ernährung, die Atmung, der Blutkreislauf aufhört, damit auch das Leben aufhört, scheint unzweifelhaft festzustehen. Aber es hört doch nur das Leben des Körpers, das Leben dieses Körpers auf . . .

Und in der Tat, wenn man dafürhält, daß das Leben aus körperlichen Prozessen und nur im Körper seinen Ursprung hat, so muß, sobald die körperlichen Prozesse aufhören, gleichzeitig auch das Leben ein Ende nehmen. Aber das ist eine ganz willkürliche Behauptung. Niemand hat es bewiesen und niemand kann es beweisen, daß das Leben nur im Körper ist und ohne den Körper nicht bestehen kann. Das zu behaupten ist ebenso, wie wenn man von der Sonne, die untergegangen ist, behauptete, sie sei nicht mehr. Man muß vor allem feststellen, was das Leben ist. Ob es das ist, was ich in andern sehe, wie es anfängt und aufhört, oder ob es

das ist, was ich in mir weiß? Wenn es das ist, was ich in mir weiß, so gibt es in Wahrheit nur dies, und es kann nicht aufgehoben werden. Daß aber in den Körpern, die ich vor Augen habe, die Prozesse, die mit dem Leben in mir und allen andern Wesen verbunden sind, ein Ende haben, beweist nur, daß das Leben für meine sinnliche Wahrnehmung irgendwohin entschwindet. Verschwinden, vernichtet werden kann es aber durchaus nicht, da es außerdem nichts in der Welt gibt.

Die Frage kann folglich nur die sein, ob mein Leben aufgehoben werden, ob es vernichtet werden kann? Und die, ob das Zunichtewerden des Körpers des Menschen ein Zeichen des Zunichtewerdens seines Lebens ist? Damit diese Frage beantwortet werden kann, muß man zuerst darüber Gewißheit erlangen, was das Leben ist.

Das Leben ist das Bewußtsein meiner Gesondertheit von anderen Wesen, von der Existenz anderer Wesen und der Grenzen, die mich von diesen trennen. Mein Leben ist nicht mit meinem Körper verbunden. Der Körper kann auch ohne das Bewußtsein seiner Gesondertheit bestehen, wie zum Beispiel beim Schlafenden, beim Idioten, beim Epileptiker.

Es ist wahr, daß es kein Leben ohne Bewußtsein des Körpers geben kann; das kommt aber daher, weil das Leben das Bewußtsein seiner Gesondertheit und seiner Grenzen ist. Das Bewußtsein seiner Gesondertheit und seiner Grenzen kommt in unserem Leben zustande durch Raum und Zeit, kann aber auch auf jede andere Weise zustande kommen, und darum ist das Zunichtewerden des Körpers kein Merkmal von dem Zunichtewerden des Lebens. (Unklar und nicht das Richtige.)

11. Oktober 96. J. P. W. i. l.

Heute, 20. Oktober 96. J. P. Morgens.

Ich möchte drei Sachen aufschreiben:

1. In einem Kunstwerk ist die Hauptsache — die Seele des Autors. Deshalb sind unter den mittelmäßigen Schöpfungen die der Frauen besser, interessanter. Die Frau — sie mag sich verstellen, wie sie will — muß doch alles, was sie auf dem Herzen hat, herausſagen. Und gerade das ist es, worauf es ankommt. Man merkt, was ihr wirklich lieb ist, wenn sie auch so tut, als ob ihr etwas anderes lieb wäre. Wenn ein Autor schreibt, dann legen wir, die Leser, das Ohr an seine Brust, horchen und sagen: „Atmen Sie!" Geräusche, wenn welche vorhanden sind, werden sich zeigen. Und die Frauen können nichts verbergen. Der Mann aber eignet sich die literarischen Handgriffe an und ist dann hinter seiner Manier nicht mehr zu erkennen; man weiß nur, daß er dumm ist. Davon, was in seiner Seele vorgeht, merken wir nichts.

(Nicht gut, boshaft.)

2. Wollte einschreiben, daß ich gestern, nachdem ich die Kerze ausgelöscht hatte, nach den Zündhölzchen tastete und sie nicht fand, und wie mich Bangigkeit ergriff. „Und du also bereitest dich auf den Tod vor? Wirst du denn auch mit Zündhölzchen sterben wollen?" sagte ich mir, sah sogleich im Dunkeln mein wahres Leben und beruhigte mich.

Was bedeutet diese Angst vor der Dunkelheit? Außer der Angst, daß man sich bei irgendeinem Zufall unmöglich zurechtfinden könnte, ist es noch die Angst infolge der Abwesenheit der Illusion unseres Hauptsinnes, des Gesichts, und das ist die Angst vor dem Blick ins eigene Leben, wie es wirklich ist. Ich habe diese Angst jetzt nicht mehr, im Gegenteil: was mich sonst ängstigte, beruhigt mich jetzt, und nur die Gewohnheit der Angst ist noch geblieben. Die meisten Menschen ängstigen sich aber gerade davor, was ihnen einzig Beruhigung geben könnte.

3. Wollte einschreiben, daß, wenn ein Mensch in die Notwendigkeit versetzt ist, zu wählen zwischen einer Sache, die den andern offenbar nützlich wäre, die aber mit dem, was das Gewissen (der Wille Gottes) vorschreibt, nicht übereinstimmt, die Kurzsichtigkeit darin besteht, daß der Mensch zwar das zeitlich nahe Gute sieht, das aus seiner Handlung entspringt, wenn er gegen den Willen Gottes handelt, nicht aber das unendlich größere Gute in einer entfernteren Zeit, das aus der Enthaltung von dieser Handlung und der Erfüllung des Willens Gottes entspringt. Das ist in der Art, wie Kinder tun, die die allgemeine Ordnung des Hauses, die für ihr Gedeihen notwendig ist, um ihres momentanen Vergnügens, um eines Spieles willen, stören. Auch das ist wichtig, daß es in Hinsicht auf ein gottgefälliges Werk, wie auch in Hinsicht auf den Menschen, der es tut, keine Zeit gibt. Der Mensch kann sich unmöglich etwas vorstellen, was nicht in der Zeit ist; daher muß er, um richtig zu urteilen, sich das Göttliche in einer fernen, ja in einer unendlich fernen Zeit vollendet denken. Daß ich dem Mörder verzeihe, anstatt ihn zu töten, daß ich, von niemand gesehen, den Willen Gottes erfülle und sterbe, das wird seine Früchte tragen in — da ich in der Zeit denken muß — unendlich ferner Zeit. Aber es wird seine Früchte tragen. Muß noch das Frühere eintragen:

4. Feinheit und Kraft sind einander in der Kunst fast diametral entgegengesetzt.

5. Ist es möglich, durch bloße Beharrlichkeit ein Kunstwerk zustande zu bringen? Ja, wenn es sich um das handelt, was wir gewöhnlich ein Kunstwerk nennen. Aber ist denn das auch wirkliche Kunst?

6. Die Japaner huben an zu singen, und wir konnten uns des Lachens nicht enthalten. Ebenso würden die Japaner lachen, wenn wir bei ihnen zu singen anfingen, und noch mehr, wenn man ihnen Beethoven vorspielte. Die indischen und griechischen Tempel sind allen verständlich. Allen sind

auch die griechischen Plastiken verständlich. Verständlich ist auch unsere Malerei, das heißt die bessere. Daraus folgt, daß die Werke der Architektur, der Skulptur, der Malerei in ihren vollkommensten Exemplaren kosmopolitisch, gemeinverständlich sind. Bis zu diesem Punkt ist auch die Wortkunst in einigen ihrer Hervorbringungen gelangt, in den Predigten des Buddha, Christi, in der Poesie: in den Legenden von Sâkhya-Muni, von Jakob, von Joseph. Sophokles, Aristophanes in der dramatischen Kunst sind nicht so weit gelangt. Wohl aber Neuere. In der Musik aber ist man ganz und gar zurückgeblieben. Das Ideal jeder Kunst, zu dem sie hinstreben muß, ist die Gemeinverständlichkeit, sie aber, insbesondere die jetzige Musik, strebt zur Verfeinerung.

7. Was ich aber über die Kunst hauptsächlich sagen wollte, ist, daß sie die wundersame Äußerung des menschlichen Geistes, für die man sie jetzt hält, durchaus nicht ist. Zum Ergötzen baut man schöne Häuser, meißelt man Steinfiguren, malt, tanzt, singt man, spielt man auf verschiedenen Instrumenten, ersinnt man Verse, Fabeln, Märchen. Aber das alles dient nur dem Ergötzen und ist keine wichtige Sache, der man mit Bewußtsein seine Kräfte widmen kann.

So verstand es und so versteht es noch heute der Arbeiter, das unverdorbene Volk. Und jeder Mensch, der sich von der Arbeit und vom Leben nicht entfernt hat, muß es so sehen. Man müßte, müßte das stärker aussprechen. Wieviel Böses entsteht daraus, daß die Parasiten der Gesellschaft ihren Vergnügungen eine so immense Bedeutung zuschreiben!

8. Durch uns baut sich die ganze äußere Welt auf, durch unsere Sinne; wir wissen nichts und können von ihr nichts wissen. Alles, was wir durch das Studium der äußeren Welt erfahren können, sind bloß die Beziehungen unserer Sinne aufeinander und die Gesetze dieser Beziehungen. Das ist unstreitig sehr interessant, und aus dem Studium dieser Beziehungen ergeben sich mancherlei neue Kenntnisse, die wir benutzen können und welche die Annehmlichkeiten unseres Lebens vermehren; aber das ist nicht nur nicht alles, nicht nur nicht die ganze Wissenschaft, wie die Leute, die sich mit dem Studium dieser Dinge beschäftigen, gern behaupten, sondern es ist nur ein verschwindend kleiner Teil der ganzen Wissenschaft.

Wissenschaft ist die Kenntnis der Beziehungen unseres geistigen Ichs, desjenigen, das unsere äußeren Sinne beherrscht und benutzt, zu seinen äußeren Sinnen oder zur äußeren Welt, was dasselbe ist. Dieses Verhältnis muß man studieren, denn nur daraus ergibt sich eine Hinbewegung der Menschheit zur Vollkommenheit und zum Heil, und ebenso die Entwicklung jedes einzelnen Menschen. Diese Beziehung bildet den Gegenstand der ganzen Wissenschaft; jetzt aber wird das Studium dieser Beziehung von den Gelehrten unserer Zeit als Ethik bezeichnet und gilt unter der großen Menge der anderen Wissenschaften nur als eine sehr unbedeutende.

Alles ist umgekehrt: die ganze Wissenschaft gilt als ein kleiner Teil, der kleine Teil aber gilt als die ganze Wissenschaft. Daher die Vertierung der Menschen.

Das kommt aber von der auffallenden Unwissenheit der meisten sogenannten Gelehrten. Sie sind naiverweise überzeugt, daß die äußere Welt vollkommen real ist, wie die Bauern überzeugt sind, daß die Sonne und die Sterne sich um die Erde drehen. Wie die Muschiks nicht alles das wissen können, was Galilei, Kopernikus, Newton gelehrt haben, oder, wenn sie davon gehört haben, es nicht glauben, so haben die materialistischen Gelehrten nicht gehört, oder wissen nicht, oder glauben nicht, was die Kritik der reinen Vernunft, was Kartesius, Kant, Berkeley und vor ihnen die Inder und alle Religionen gelehrt haben.

9. Wenn man leidet, muß man sich in sich selbst zurückziehen, kein Zündhölzchen suchen, sondern das Licht auslöschen, das noch brennt und das einen hindert, sein wahres Selbst zu erblicken. Man muß das Stehaufmännchen, das auf dem Kork stand, umdrehen und auf das Blei stellen. Dann wird alles klar, und der größte Teil der Leiden, alle, die nicht physische sind, hören auf.

10. Für den Fall, daß du an einer Leidenschaft krankst, sind hier einige Rezepte dagegen — Palliative: 1. Erinnere dich daran, wie du früher oft dadurch gelitten hast, daß du dich mit deiner Leidenschaft eins fühltest: mit der Wollust, mit der Habgier, mit der Jagdleidenschaft, mit der Eitelkeit, und erinnere dich, wie alles das vorübergegangen ist und wie du das Ich nicht mehr fandest, das damals gelitten hat. So ist es auch jetzt. Nicht du leidest, sondern deine Leidenschaft leidet, mit der du dich aus Irrtum eins fühlst. 2. Erinnere dich, wenn du leidest, daß dein Leiden kein Übel ist, von dem du dich zu befreien wünschen mußt, sondern daß das Leiden die eigentliche Aufgabe des Lebens ist. Sich dieser entziehen hieße den Pflug dort aufheben, wo der Boden hart ist, das heißt gerade dort, wo er gelockert werden soll. 3. Erinnere dich in dem Augenblick, wo du leidest, daß, wenn Haß in dir ist, das Leiden seine Wurzeln in dir selber hat. Vertausche den Haß gegen Liebe, und das Leiden wird aufhören. 4. Das kann man, man kann diese Liebe zum Feind, die ja allein die wahre ist, in sich erwecken. Ja, man muß sie in sich erwecken eingedenk dessen, daß nur darin das Leben ist. Welche Erlösung, wenn es gelingt! 5. Hauptsächlich aber drehe das Stehaufmännchen um, finde dein wahres Selbst, jenes, das zu sehen ist nur ohne Zündhölzchen. Aller böser Wille verschwindet dann von selbst. Dieses Ich versteht sich nicht darauf, jemand böse zu sein, es hat niemand, dem es böse sein könnte, es kann gar nicht böse sein, es kann nur Mitleid empfinden, indem es liebt.

(Wird fortgesetzt.)

Der Tausch

Erzählung von Otto Flake

Sofort als der Krieg ausbrach, wurde Robert eingezogen. Ob er Deutscher, Österreicher, Franzose, Engländer war, geht aus diesem Familiennamen nicht hervor, tragen wir es also nicht hinein. Es genügt zu sagen, daß er achtundzwanzig Jahre alt und Lektor der Philosophie an einer der hundert europäischen Universitäten war. Der Leser braucht darum nicht zu fürchten (vielleicht bedauert er es auch), in eine Paul Heysesche Novelle eingeführt zu werden. Erstens beschäftigte sich Robert nun einmal wirklich mit Philosophie; zweitens ist diese Erzählung und, mehr noch, das Schicksal, das er sich freiwillig schuf, durch jene Eigenschaft bedingt; und drittens besaß er nichts von einem Heyseschen Privatdozenten. Er hatte die Dozentur gewählt, weil sie ein Weg zu dem war, woran ihm lag: durch Geist, Macht, Wirkung, Einfluß auf Geister zu gewinnen. Auch Schopenhauer war einmal Privatdozent gewesen.

In seiner Wohnung hing ein Bildnis des Danzigers aus den späteren Frankfurter Jahren, und er trat oft vor ihn, um ihn anzusehen. Was er vor den grimmigen Zügen des wilden Weißkopfs empfand, war Selbstbewußtsein — eine in ihrer Energie fast spöttische Entschlossenheit, sich nicht weniger mutig, fest gefügt und unabhängig zu erweisen. Wie jener hatte er die anderen Philosophen gelesen und studiert, um in der Erkenntnis bestärkt zu werden, daß jeder die Welt von Grund aus mit eigenen Kräften neu aufbauen müsse; wie Schopenhauer war er wohlhabend; wie er überzeugt, daß er alt werden und Jahre genug vor sich haben werde, sich seinem Zeitalter aufzudrängen. Aber in einem Punkt unterschied er sich von ihm — er stand im Begriff, sich eine Frau zu nehmen.

Er scheute davor zurück, und doch zog es ihn an. Er hielt einen verheirateten Denker für einen lächerlichen Begriff, denn wer dachte, war nicht ein Mann des milden und geduldigen Nachfühlens, sondern der aktiven Energie, der radikalen Kühnheit, die das Ganze übersieht und sich nicht an einen Teil hängt. Eine Frau war nur ein Teil, trotzdem verlobte er sich. Einmal weil er Dora nicht anders bekam, denn sie war aus noch hochmütigerer Familie als er; vor allem aber, weil ihn sein Selbsturteil davor warnte, sich in seinem Alter als vollkommenen Weisen zu konstituieren. Er war auf seine Art demütig und unpersönlich, er wollte sich von Erleben und Schicksal andrer nicht ausschließen, darum bat er um Doras stolze, kluge Hand, begierig zu erfahren, was aus diesem begabten, ziemlich heißblütigen Mädchen von Welt werde, wenn er ihr Lehrmeister gewesen sei.

Während er nun in einem Soldatenlager ausgebildet wurde, begann er ihr Briefe zu schreiben, die in dieser Zeit der politischen Erregung wohl kaum ein Gegenstück hatten, Briefe einer diktatorischen Verführung. Er verlangte von ihr, daß sie den letzten Urlaub, den er wie jeder zu erwarten hatte, bevor er ins Feld rückte, heimlich mit ihm zubringen solle, und er spielte mit so offenen Karten, daß er sich nicht darauf berief, daß er vielleicht sterben werde und sie einmal wenigstens besessen haben wolle; sondern er gebrauchte diese Argumente, indem er sie ganz der Sentimentalität entkleidete und der härtenden Luft seines Willens aussetzte. Er suchte Dora durch Kühnheit zu verführen und erkannte dann, daß auch das ein Appell an ein Gefühl war. Aber da dieses Gefühl eine Beschwingung war, die er von sich zu ihr aussandte, war er damit zufrieden, denn es entsprach seiner Auffassung von Benutzung und Umwandlung menschlicher Begierden. Wenn sein Plan gelang, war es ein Sieg reiner und klarer Ideen, eine erste Bestätigung seiner Lehre.

Es gelang, Dora meldete sich nach seiner Anweisung zu einem Kursus für Krankenpflege in der Hauptstadt und fuhr fünf Tage früher, als nötig gewesen wäre. Diese fünf Tage gehörten zu der Woche Urlaub, der ihm bewilligt wurde. Die zwei ersten Tage brachte er damit zu, eine abgeschlossene Unterkunft zu suchen. Am zweiten fand er in der Gegend des Schweizer Platzes, im vierten Stock, gegenüber einer sonnenbeschienenen leeren Baufläche, eine Wohnung, die so sehr seinem Geschmack entsprach, daß er ohne Zögern auf die Bedingung des Besitzers einging, sie mit der Einrichtung für ein Jahr zu mieten. In einer Buchhandlung bestellte er, am Ladentisch in Katalogen blätternd, eine kleine Bibliothek und vergrößerte sie noch während der Tage, die er mit Dora zubrachte, indem er seine Spaziergänge mit ihr unterbrach und aussuchte, was ihm und ihr gefiel.

Den ersten Tag bestimmte er voll Selbstzucht dazu, sie an sich zu gewöhnen und ihre Verwirrtheit zu beruhigen; am zweiten führte er die Entscheidung herbei; der dritte war ein Tag der Rückschläge, die er durch die Berührung mit der so erregten und brausenden Großstadt überwand; der vierte brachte die große Hingerissenheit, den Taumel, die Entzündung; der fünfte Drohung des Abschieds, Gefühl des vollzogenen Schicksals und letztes Ausschöpfen; am sechsten fuhr er ins Lager zurück und Dora in die Pension, in der sie angemeldet war.

Aber während der ganzen Zeit hatte er es eingerichtet, daß sie im unklaren blieb, in welcher Straße seine Wohnung gelegen war. Immer hatte er Autos benutzt, und ihre völlige Unkenntnis der Stadt war ihm zu Hilfe gekommen. Der Grund, weswegen er das tat, war ihm selbst nicht genau bewußt; es mochte sein, daß er auch vor ihr ein Geheimnis über sein

Leben werfen wollte. Im Feld gab er dann seiner Bank Anweisung, jedes Vierteljahr die Miete an den Besitzer zu schicken. —

Die ersten Wochen hatte er, wenn er an die Heimat zurückdachte, das Gefühl einer ungeheuren Distanz, weniger des Raumes, denn dazu wußte er zu genau, daß sein Standort nur eine halbe Tagereise von der Grenze entfernt war, als der Zeit. In der Zeit vollzog sich die Aufhebung des Realen, und er konnte sich zehnmal sagen, daß er erst zwanzig Tage draußen lag — in seiner Vorstellung war es eine Ewigkeit, und er zog daraus den Schluß, daß Zeit schöpferischer als Raum ist. Er gab ihr die Stellung eines Gottes, und das war sein mystisches Gefühl in einer Welt von Menschen, deren vielen Erregungen er kühl und nicht mehr als aufmerksam gegenüberstand.

In die Zeit eingesponnen zu sein erschien ihm so tief, daß er jede Störung, die von außen kam, zurückwies. Es gab im wesentlichen zwei solcher Störungen, den Briefverkehr mit der Heimat und, nach Monaten, das Angebot des ersten Urlaubs. Man schickte ihm Briefe und verlangte sie von ihm. Er las sie mit Unlust und beantwortete sie selten. Seine Eltern erfuhren durch das Regiment, daß er noch lebte, und der Vorgesetzte im Büro stellte ihn zur Rede. Der Gedanke, aus den Höhlen, in denen er lag, nach Hause zu fahren und an das, was vergangen war und noch lange nicht wiederkehrte, den Frieden, erinnert zu werden, kam ihm wie eine Ungeheuerlichkeit vor. Und da er für alle Dinge nur ein Maß hatte, die Logik — Tapferkeit und Ausharren waren für ihn nur Logik — so mißachtete er Menschen, die es fertig brachten, sich im Krieg wie in einem Zustand des Alltags einzurichten, heute zu töten, morgen einen Besuch in ihren verödeten Kontoren zu machen und einen Ausgleich zwischen Not und bürgerlichem Interesse zu schaffen. Ihr ewiger, unausrottbarer, subalterner Trieb, Wurzel auf Trümmern zu schlagen, Trümmer hinwegzuräumen, sich durchzubringen, triumphierte. Was er war, wollte er ganz sein. Er wollte ohne Unterbrechung im Kriege verharren, auch wenn er ein Jahr dauerte, und eines Tages, wenn Friede kam, zu seinem alten Leben wie zu einer zauberhaften, neulockenden Jugend zurückkehren; den Abschlag eines Urlaubs verschmähte er.

Damals wurden viele Gefallene ausgegraben, um in die Heimat gebracht zu werden. Pfarrer, von Standesherren geschickt, Väter, Unternehmer kamen und überführten Leichen, die nicht immer die richtigen waren, in die Heimat. Er hatte keinen Sinn dafür, daß man an einem anderen Ort begraben sein solle als da, wo man das Leben verloren hatte. Der Tote war nur ein Vorwand für die Überlebenden, gefühlvoll zu sein.

Seinen Eltern gegenüber war das Schweigen leicht durchzuführen, er hatte sich schon längst von ihnen freigemacht; seine Mutter wandte ihr

ganzes Gefühl seinem Bruder zu, der von sanfterer und liebebedürftigerer Art war. Aber Dora machte ihm zu schaffen. Ihre ersten Briefe waren voll überströmender Zärtlichkeit, die nächsten beschworen ihn, an ihre Einsamkeit zu denken; dann kamen Aufschreie ihres Stolzes und einer Enttäuschung, die sie zerbrach und matt machte. Er sagte sich, daß er zu weit ging, aber sooft er an sie schrieb, wurden es kurze Sätze, die nicht den schmalen Raum des Feldbriefformulares ausfüllten. Sich einsetzen im Augenblick, wenn der Augenblick da war, sich einzusetzen und gegenwärtig zu sein; in Zwischenzeiten überwintern, den Perioden und dem Wechsel des Lebens freiwillig untertan werden, das stieg stärker und herrischer, starrer und befehlender mit jedem Tag empor. Es war Gesetz; daß ein Gesetz sein muß, dem man sich unterstellt, wurde Erkenntnis und lehrhafter Sinn. Ich bin Dein Schicksal gewesen, wie Du sagst: trage es aus, bis Du es ganz erfüllt hast, bis Du stärker als es geworden bist — das wäre das einzige Herzliche und Persönliche gewesen, das er ihr hätte schreiben können. Aber sie würde es als maßlos unherzlich und unpersönlich empfunden haben. Als er es gleichwohl schrieb, durchfuhr ihn blendend der Gedanke: wozu es ihr sagen? Wir sind da, um die Gesetze selbst zu finden.

Seinen Kameraden fiel auf, daß er keinen Wert darauf legte, Briefe zu erhalten. Einer unter ihnen, ein halber Südamerikaner, hieß wie er Robert. Der Unteroffizier machte sich das Vergnügen, jedesmal zu fragen, ob er seine Briefe diesem Namensvetter ausliefern solle. Die Soldaten lachten, er mußte denken, wie leicht es im Kriege wäre, sich überhaupt für einen anderen auszugeben.

Die Monate vergingen, es wurde Frühjahr. Lange hatte er von Dora nichts mehr gehört, da erhielt er einen Brief ihres Schwagers, des Obersten. Im Namen der Familie wurde ihm mitgeteilt, daß Dora, durch ein falsches Symptom erschreckt, eine Beichte abgelegt hatte und daß man beschlossen habe, ihm Gelegenheit zu geben, eine unverantwortliche Handlungsweise durch die sofortige Trauung gutzumachen. Ein Urlaub werde ihm verschafft werden, er möge sich bereithalten. Obwohl er sich den größten Teil der Schuld zuschreiben mußte, daß Dora nicht zuerst bei ihm Hilfe gesucht hatte, blieb doch ein Rest, den er ihr nicht verzieh, und er lehnte es ab, sich dem Spruch eines Familienrates zu beugen und eine bürgerliche Ehe unter Umständen zu schließen, die ihn seiner Freiwilligkeit beraubten. Einer Form sich anbequemen, ja; eine moralische Forderung anerkennen, nein. Nun handelt es sich nicht mehr um Lässigkeit, sondern um Bekennen und Überzeugung. So wenig es denkbar war, daß er zögerte, weil Dora seine Geliebte gewesen war, so undenkbar war es, daß er einen Anspruch zugab.

Ein paar Tage darauf wurde ihm mitgeteilt, daß ein Urlaub für ihn beantragt und bewilligt worden sei, und man beneidete ihn, weil man behauptete, der Feind bereite einen Angriff mit schwerer Artillerie vor. In dem Augenblick, als er wieder in seinen Graben hinabstieg, wurde von drüben eine Lage Granaten herübergeschickt. Das setzte ein wie ein Sturzregen, und wie bei einem Sturzregen senkte sich eine undurchdringliche Wand, das Sperrfeuer, hinter ihn und alle, die mit ihm waren. Als er seine Besinnung sammelte, erblickte er einen geköpften Soldaten neben sich. Er glaubte sich zu erinnern, daß es sein Namensvetter gewesen war; um sich zu überzeugen nahm er ihm das Soldbuch aus der Tasche und las: Joseph Robert, geboren zu Buenos Aires, Stand: Handlungsgehilfe. Er steckte dem Toten sein eigenes Soldbuch zu und vertauschte dann noch die Erkennungsmarken; zweimal mußte er den blutüberströmten Rumpf berühren.

Er blickte um sich. Auf der einen Seite schützte ihn eine Biegung des Grabens, auf der anderen war alles verschüttet — niemand sah ihn und niemand hinderte ihn auch, den Tausch rückgängig zu machen. Er dachte seine unerwartete Handlung durch, ohne vom Brüllen der Kanonen irgend etwas zu hören. Vielleicht war der Gedanke an Doras Familie der erste Anlaß gewesen, sich seines Namens zu entäußern: also war er feig und bequem und nur wert, wieder aufgegeben zu werden. Aber nicht mehr der Lektor Robert, sondern der Kaufmann Robert zu sein, dieser Wechsel enthüllte in dem Augenblick, in dem er ihn vollzogen hatte, eine Symbolik, die ihm die Augen über seine innerste Natur öffnete.

Mit der rasenden Schnelligkeit, mit der sich die großen Entscheidungen, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Scheiden, vollziehen, erkannte er, daß sich ihm, wenn er die Kraft fand, diese Trennung von seiner bisherigen bürgerlichen Persönlichkeit durchzuführen, der eigentliche Sinn des Lebens, das Tor der Erkenntnis, öffnen werde: fortan würde er nur Gast unter denen sein, die seßhaft sind, fortan durch keine Rücksicht auf sich und andere gebunden sein, fortan würde er anonym werden, denn ein falscher Name ist ein schützender Name. Buddha verließ Weib und Königshaus, er Namen und Stand, beide entledigten sich der Hülle, die der Zufall über sie geworfen hatte — es war dasselbe.

Bedingung war freilich, daß er von seiner Kompanie getrennt wurde; aber je länger die Beschießung dauerte, und sie dauerte Stunden, und aus Tag wurde Nacht, aus Nacht Dämmerung — je länger die Beschießung der Gräben und das Sperrfeuer dahinter dauerte, desto klarer wurde es, daß für ihn nur noch der Tod oder die Gefangenschaft in Betracht kam. Und doch irrte er sich: als er, nach einer langen vom schwarzen Nichts ausgefüllten Pause, die er erst viel später theoretisch als Zwischenglied

einschob, wieder zu sich kam, hörte er die Sprache seines Landes und sah Uniformen seines Heeres. Dann stockte seine Wahrnehmung von neuem und setzte erst wieder mit dem Wunsche ein, eine unerträgliche körperliche Lage zu ändern. Er ruhte auf dem Rücken und wollte sich auf die Seite drehn. Es gelang nicht, er bezahlte es mit einer neuen Ohnmacht.

Erst danach erkannte er, daß er in einem Krankensaal lag. Eine Schwester trat zu ihm. Sie verweigerte ihm die Auskunft über die Art seiner Verwundung. Er erzwang sie sich, indem er der Reihe nach seine Glieder auf die Probe stellte. Die Beine konnte er bewegen, den Kopf heben, die Lunge ohne Beschwerde mit Luft füllen. Aber der linke Arm war ungehorsam, die Hand aus Blei. Er hob mit der rechten die Decke und sah, daß der linke Unterarm nichts mehr als ein verbundener Stumpf war.

Die Schwester richtete tröstende Worte an ihn. Er lächelte; sie wußte nicht, wie stark ein Hirn, das Zucht kennt, sein kann. In einer Sekunde hatte er nicht nur die Bilanz aus seiner Verwundung gezogen, sondern auch die Anpassung, durch die er ihre schlechten Folgen aufhob, durchdacht. Der Verlust der linken Hand war für ihn, der nicht arbeitete und mit der rechten nur schrieb, eine Beeinträchtigung, nicht mehr. Ein künstlicher Unterarm hob das Gebrechen für jedes fremde Auge auf. Das fehlende Glied wurde ihm so gleichgültig, als habe er es nie besessen.

Während die Verstümmelung heilte, wurde er vernommen. Er wußte nicht viel zu erzählen, im Gegenteil, er war es, dem man über den abgeschlagenen Angriff berichten mußte. Man fragte ihn über den Tod des Lektors Robert aus. Er hörte, daß dessen Familie um Mitteilung seiner Aussagen gebeten hatte, er hörte ferner, daß sie den Leichnam hatte überführen lassen wollen. Der Verlust dieses Frontstücks am dritten Tage des Ansturms hatte sie daran gehindert. Eine Woche später stand ein Oberst vor seinem Bett und verlangte eine Wiederholung seines Berichtes. Aus dem Namen sah er, daß es Doras Schwager war. Er blickte ihm gelangweilt in die Augen, er durchschaute den Grund seiner Teilnahme. Der Oberst hielt ihm eine Photographie vor, es war seine eigene. Er erschrak, aber als er sich dann in einem Spiegel betrachtete und den unerwarteten Anblick eines Vollbartes hatte, erkannte er sich selbst nicht. Er beschloß den Bart beizubehalten.

Sein Nebenmann machte eine höhnische Bemerkung über das Interesse, das der Oberst an dem Toten genommen hatte; es sei ein Interesse, das für ihresgleichen nicht gelte. Ja, nun war er für diesen Nachbar mit den groben Händen „unsereins". Aber über eine Weile sah er die plumpen Züge nicht mehr, denn er erkannte den Menschen des Volkes in ihm, der wohl dumpf dachte und Gefühle langsam verarbeitete, aber ein sehnsüchtiges

und demütiges Verlangen nach Kenntnissen hatte, in denen er den Schlüssel zu etwas sah, was mit ihnen nur durch den Namen zusammenhing, Erkenntnis.

Er verallgemeinerte diesen Einzelnen, der ein Schlossermeister war, und nannte die so gefundene Allgemeinheit: Volk. Er hatte eine neue Idee gewonnen und erhob sie zu einer Forderung: Volk. Die Zeit seiner Genesung erlaubte ihm, mit anderen, die jenem glichen, zusammen zu kommen: Volk. Er sah, daß man nicht gefühlvoll vom Volk reden soll, sondern grundsätzlich, aber das brauchte er nicht erst zu lernen. Mit den Dingen kann man nur operieren, wenn man ihre Idee in Rechnung stellt. Das war auch das Wesen der Politik. Sich durch menschliche Schwächen und Egoismen abhalten lassen war ein Mangel an Denkkraft. Man mußte für das Volk sein oder gegen das Volk. Er sagte: für das Volk. Etwas wählen hieß sich Charakter geben. In ihm öffnete sich ein innerster Kern von Härte, die vor keinem Schafott geschmolzen wäre — er sah, daß die Entschlossenheit des Namenstausches erste Wirkung und erste Belohnung brachte. Er segnete den Krieg, insofern er durch ihn geformt worden war. Aber da er ihn ausgenutzt und alles Gute, das für ihn darin war, ausgepreßt hatte, ergab es sich von selbst, daß er Abstand von ihm gewann und ihn kalt beiseite schob.

Nach einer Weile war er dem Krieg auch äußerlich nicht mehr untertan, er wurde als Invalide entlassen. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er eine Rente vom Staat zu beanspruchen hatte. Er verzichtete darauf, indem er sagte, er fühle sich in seinem Beruf als Kaufmann nicht beeinträchtigt. Man fragte ihn, ob er keine Angehörigen habe, er antwortete, sie wohnten in Argentinien. Den spärlichen Briefen, die er als Joseph Robert erhielt, entnahm er, daß dieser in Deutschland nur oberflächliche Bekanntschaften besessen hatte. Er sann über die seltsame Verkettung von günstigen Umständen nach, die notwendig gewesen war, um seine Absicht zu ermöglichen; aber jede Durchführung eines Planes hing von einer solchen Verkettung ab, und die meisten Umstände ließen sich miteinander verketten, die Dinge waren verwandt. —

Im Herbst des zweiten Kriegsjahres fuhr er nach der Hauptstadt zurück. Als er seine Wohnung betrat und das Licht andrehte, umfaßte sein erster Blick den Tisch. Auf einer Dose Biskuit lag, mit dem Rücken nach oben, als hätte er eben darin gelesen, ein Roman, daneben eine Schachtel Zigaretten, in einer Vase stand Doras letzte Rose. Er überraschte gleichsam sich selbst in einem vergangenen Tag auf frischer Tat. Er aß ein Biskuit, rauchte eine Zigarette und las einen Absatz des Romans, anknüpfend, wo er aufgehört hatte, auslöschend, was dazwischen lag. Vita nuova, vor sich Jahre der großen, der restlosen Triebhaftigkeit, Glück ohne Auseinander-

setzung mit anderen ein natürliches Wesen zu sein, naiv zu leben. Zu denken, daß er in zwanzig Jahren noch immer so, nach allen Besuchen und Gastspielen im Dasein andrer, zu sich zurückkehren dürfe, gab tiefste Befriedigung, und daß er einst in ein einsames Alter ohne die tröstende Gemeinschaft von Kindern eingehen werde, war der Preis, den er zu zahlen hatte.

Wie eine Warnung, die er wohl erkannte, war, daß er in eine Krankheit verfiel. Ein Mädchen von der Straße, dem er Gutes getan hatte, sah ein wenig nach ihm, aber er war es, der sie trösten mußte, denn sie hatte nicht die Charakterstärke, die zu einem Leben wie dem ihrigen nötig war.

Als wesentlicher erwies sich die Bekanntschaft mit dem jüdischen Arzt, den er hinzuzog. Nach der Genesung ging er bisweilen zu ihm hinauf, sie wohnten übereinander. Er fand, was er selbst nicht hatte bleiben wollen, einen Menschen, der Ergebnis seiner Verhältnisse war. Man konnte Mendosa ganz aus seinen ersten zwanzig Jahren ableiten. Kein Anhalt, wie der portugiesische Vorfahr in das mitteleuropäische Ackerbauerstädtchen verschlagen worden war; ein bedrückter Vater, der mit seinen Tuchballen über Land zog, eine karge Mutter, die in einem Lädchen den Bauern Artikel verkaufte, an denen sie zu wenig verdiente, weil sie nicht wagte, das hart verdiente Geld in Vorräten anzulegen. Freijahre auf einer ländlichen Rabbinerschule, die mit Fluch und Ausstoßung schlossen, als er sich von seinem Glauben löste und, um nicht zu ersticken, die Luft der freien Wissenschaft suchte. Kümmerliche Studienjahre, frühes Examen, zögernder Abschied von der Forschung, erste Kassenpraxis in einem Industrieort, unvermutete Heirat mit einem jüdischen Mädchen, das aus nicht geringeren Verhältnissen stammte, aber Vermögen besaß. Sie waren einander Rettung aus ihrer Enge. Ihn hatte sie scheu gemacht, sie mit Begierde nach den großen Städten erfüllt, in denen es Kleider, Läden, Geselligkeit und Theater gab. Als sie diese Dinge erreicht hatte, war sie zufrieden; sie war willig als Hausfrau, hübsch anzusehen als Gattin, spielte leicht Klavier, sang ein wenig und erzog ihr Kind mit einer spielerischen Duldsamkeit.

An den Abenden, an denen sie im Kino war, kam Mendosa zu Robert hinunter. Als er Vertrauen gefaßt hatte, sprach er von seiner kleinen Rose. Sie war ein nervöses Kind, das gegen Abend glänzende Augen bekam und schwer einschlief. Er liebte es leidenschaftlich, ein Kind war alles Gute, alle Hoffnung auf Erfüllung, die man selbst nicht erreicht hatte. Um der Mutter willen sagte er ihm ein erregtes und schwankendes Leben voraus.

Robert sah nur eine Fragestellung von mathematischer Klarheit, wo Mendosa sich in Qual verstrickte. Es gab drei Möglichkeiten. Alles, Ehe und Erziehung, konnte seinen Gang weitergehn und dem Leben überlassen werden, was mit dem Kinde geschah, sein Einzeldasein war nicht wert-

voller als das von hunderttausend anderen. Mendosa konnte die Leitung an sich nehmen und die Frau unter seinen Willen zwingen — dazu gehörte eine Kraft, die jeden Tag neu gestählt werden mußte, denn die beleidigte Gedankenlosigkeit der Mutter würde ihr nie weichen. Er konnte sich scheiden lassen, dann verlor er nach den Gesetzen das Kind.

Mendosa lehnte eine solche Sezierung seiner Ehe zuerst empfindlich ab, dann griff er seltsamerweise die dritte Möglichkeit auf. Er besaß wissenschaftlichen Ehrgeiz und hätte nur als alleinstehender Mann sich der Forschung wieder zuwenden können. Und da er die Frage des Kindes für hoffnungslos ansah, schien er bereit, nur seine eigene Weiterentwicklung zu retten. Robert stieß ihn auf diesem Wege voran, er entdeckte in ihm einen Irrenarzt, mit dem er die Welt der Psychopathia durchwandern konnte — nichts in dieser Welt war ihm selbst fremd.

Um die Ehe Mendosas legte sich eine Atmosphäre der Gereiztheit und Spannung. Die Frau erkannte in Robert den Feind, er schränkte seine Besuche ein, Mendosa kam zu ihm. An einem solchen Abend wurde der Arzt durchs Telephon zu einem Mädchen gerufen, dem ein Metzgerhund die Lippe zerfleischt hatte. Simon begleitete ihn. Mendosa fand, die Kleine habe Ähnlichkeit mit Rose: er unterhielt sie von ihr, während er die Fetzen zusammennähte. Er hatte eine Stunde zu tun, sie hatte genügt, um die Welt draußen zu verändern: die Welt war vom Nebel verschlungen worden.

Auf den Fahrdämmen ein klebriger Aussatz, wie von einer Krankheit ausgeschwitzt, an den Laternen verteilt Straßenmädchen aus dem Bahnhofsviertel. Ein Wehr rauschte, Flußarme umschlossen die Mutterzelle, aus der die große Stadt hervorgegangen war. Sie war Mendosa wohlbekannt, sie barg noch immer Freudenhäuser und Trödlerghetto, wie zur Zeit seiner Assistentenjahre, als er zweimal in der Woche die Kontrolle der Bordelle ausgeübt hatte. Damals hatte ihn das Ghetto mit Grauen erfüllt, aber heute gestand er, daß ein Jude, und das war er trotz allem geblieben, nichts Tieferes erleben konnte — es war gut, die Stätte der Vorfahren zu kennen. Ihre Gespenster gaben Heimweh, hier war Leid empfunden worden und, wenn einer gedacht hatte, der Sinn menschlichen Schicksals.

Die Melancholie in ihm war ihre Melancholie, ein Erbe, das ihm unsichtbar auf die Schulter gelegt wurde, sobald er die Trödlergasse betrat, und das sich mystisch vor ihm hob, wenn er nach einer Unendlichkeit am anderen Ende angelangt war, wo die Gasse auf den Marktplatz mündete.

Und nun erlebte er seine entscheidende Stunde. Auf der Mitte des Platzes stand ein Brunnenbecken, darum vier Kandelaber, die hoch und matt im Nebel brannten, ein Rund, das von einem Quadrat umschlossen wurde. Aus dem Schatten der großen Schale löste sich ein Mensch in seiner Not und sprach Mendosa mit der Stimme eines slawischen Weibes an.

Ruth, dachte Robert, weil sie jung war, Judith, weil wilde Locken aus einer Kapuze quollen und ein kühnes Gesicht von mehr arabischem als russischem Schnitt umrahmten. Er suchte ihre Züge zu durchforschen, da drehten ihre Augen sich, und er sah nur das Weiße wie bei einer von Fallsucht Besessenen. Statt zu geben, gingen sie betroffen weiter, über Straßenbahnschienen, die wie Phosphorstreifen schimmerten, unter die Arkaden, die von Nebel wie von einem Gas ausgefüllt waren. Schwer hallten ihre Schritte unter den Gewölben, gehemmt durch die Gedanken, die noch auf dem Platze waren. Mendosa blieb stehen und sagte:

„Ich hätte ihr geben sollen, ich muß zurück, es war der Geist meines Volkes, der auf mich zutrat, lassen Sie mich allein, Robert, es ist mir, als rufe sie mich, unkörperlich, stumm, mahnend."

Er wandte sich um und fuhr zurück, denn sie überholte ihn, sie hatte einen unhörbaren Gang, er war wandelnd und lockend. An der Stelle, wo sie standen, öffnete sich ein Gäßchen, so schmal, daß man es übersah, wenn man es nicht kannte — die Arkaden unterbrachen ihre Bogen nicht um seinetwillen, ein Durchschlupf aus alter Zeit, der in Finsternis lag; das Licht am anderen Ende schien in der Ewigkeit zu schweben. In diese Gasse bog die Fremde ein, Mendosa folgte ihr, Robert blieb zurück. Sie verschwanden im Nebel, plötzlich hörte er Lärm, eine rohe Stimme rief, andere Stimmen antworteten grölend, dann ein tierischer Aufschrei, Flüche.

Robert drang in die Gasse ein, am Ende stand ein Haufe junger Männer, die sich in einer Kneipe betrunken hatten, und hämmerten gegen die Tür eines Hauses, dessen Front nur eine fensterlose Wand war. Robert entnahm ihren Reden, daß Mendosa einem unter ihnen, der seine Begleiterin angefallen zu haben schien, die Hand ausgedreht hatte und in das Haus geflüchtet war.

Am nächsten Morgen, während er eigentlich in seinem Kriegslazarett sein sollte, trat Mendosa bei ihm ein. Eine so tiefe Erregung lag über ihm, daß er Robert verwandelt schien. Und die Erregung war schöpferisch, sie gab ihm Worte, um zu schildern, was ihn bewegte. Er erzählte folgendes:

Als sie ihn in ihr Haus gezogen und die Tür, gegen die er sich stemmte, abgeschlossen hatte, nahm sie seine Hand und legte sie auf die eiserne Stange, die neben der Treppe lief. Sein Fuß stieß sich an Steinstufen, bis er merkte, daß es eine Wendeltreppe war. Beim Licht von Streichhölzern sah er, daß hölzerne Gatter die Wohnungen absperrten und die Stufen von Generationen ausgetreten waren. Die Stockwerke nahmen kein Ende; mit jedem war es, als lasse er ein Jahrhundert hinter sich und steige rückwärts in die Zeiten hinein; der Lärm unten verhallte wesenlos.

Die Nacht, das fensterlose Haus, die Wendeltreppe, das arabische

Gesicht des Mädchens ließ an alte spanische Novellen denken, an Lockung, falsche Liebe, Mord. Wäre sie, die ihn führte, so gewesen, er hätte ihr nicht fluchen können, er hätte sie freigesprochen. Ihr warmer Atem über ihm auf der drehenden Treppe war lebende Spirale. Dann ergoß sich weißes Licht über rote Möbel, tief unten in einem Hof rauschte im Herbstwind ein Baum. Sie schloß das Fenster, wandte sich ihm zu, und da kam es wieder, dieses Umdrehen der Augen, das so schrecklich gewesen war.

Dann erst begriff er, daß sie ohnmächtig wurde. Der Mund schloß sich so fest, daß es unmöglich war, ihr Wasser einzuflößen. Etwas Gieriges, Mahrhaftes lag um die eingezogenen Nasenflügel. Volkssagen von Frauen, die totenhaft mit solchen weiß verdrehten Augen ruhen, während ihre Seelen irgendwo in der Ferne sich mit fremdem Blute nähren, drängten sich verwirrend auf. Dann kehrten die Augäpfel in ihre Lage zurück, das unheimliche Weiß verschwand.

„Es war der Schmerz," sagte sie und griff nach der Brust, wo der Betrunkene sie gepackt hatte.

Er erwiderte, er sei Arzt, und verlangte nachzusehn. Sie streifte die Bluse ab und lehnte den Oberkörper zurück. Der Busen trat langsam hervor, in einer lautlosen Eigenbewegung, als sei er ein Doppelgeschöpf für sich, eigentlichstes, bebendstes Organ der Frau. Zu denken, daß es unter einem Griff bis zur Ohnmacht hatte schmerzen können, gab eine erregende Empfindung von Zärtlichkeit und Lust. Aber er bezwang sich. Melancholie war in ihm gewesen, nicht Begierde, als er unter den Arkaden zu ihr hatte zurückkehren wollen. An den Menschen hatte er gedacht, nicht an die Frau. Er sprach davon. Sie lag noch immer mit enthülltem Busen vor ihm; daß es so war, daß eine Frau nackt war, während man mit ihr von seelischen Dingen redete, schien kein Widerspruch mehr, es wurde menschlichste Szene. Das weiße Gas in den Röhren sang, als siede die Zeit in ihnen; die Uhr auf dem Kamin war ein pochendes Räderwerk, das die Zeit ausmahlte; die Brust des Mädchens hob und senkte sich — alle Dinge waren Bewegung in der Zeit und mahnten, wesentlich zu sein. Im Menschen gab es nichts Wesentlicheres als den Schmerz, und Schmerz hatte er von ihrem Gesicht unter den Laternen des Brunnens gelesen, er bat, daß sie von sich erzählte.

Was sie berichtete, war ganz anders, als er erwartete, es war grauenhafter. Russische Soldaten hatten sie in einem Pogrom vergewaltigt und im brennenden Zimmer eingeschlossen; als sie schon die Körper ihrer ermordeten Angehörigen verkohlen sah, wurde sie gerettet. Sie hieß Lubow.

Er konnte nicht anders, er küßte diese arme Brust; sie zog ihn an sich. Nun war sie erst Weib seines Stammes, Schwester durch das gleiche Blut, die zu umarmen erlaubt war — tiefste Erkenntnis, unerschöpfliche

Vorstellung, die dahin entrückte, wo alles Lebende, fast oder wirklich blutschänderisch, aus demselben Schoße quoll. Vorstellungen in der Umarmung befriedigen, in einer Frau das große Dunkel umfassen, das war höchste Lust.

Aber dann wurde er einer Qual ausgesetzt. Als er aus den traumhaften Fernen zurückkehrte, war es, als sei sie zurückgeblieben und seine Kraft nicht groß genug, sie zu entspannter Hingegebenheit zu zwingen. Unbewegt, einsam in dem, was sie dachte, löste sie sich aus seinen Armen, als ob nichts gewesen sei. Er ging und wußte, daß er dem Verlangen verfallen war, in hundert Umarmungen zu erlangen, was eine ihm verweigert hatte. —

Sie ist stärker als er, dachte Robert und stellte sich auf ihre Seite. Es war, als wisse sie es, sobald sie, von Mendosa mitgebracht, einmal bei ihm gewesen war. Sie machten gleichsam gemeinsame Sache, es war eine feinere Treulosigkeit gegen Mendosa, insofern als sie sich über ihn hinweg abwogen und durchdrangen. Sie besuchte ihn am nächsten Tag allein, ohne daß sie sich verabredet hätten; er verlor auch kein Wort darüber.

Mendosa liebte und litt mit dem Herzen, sie trafen sich sofort auf der klareren und steileren Bahn des Geistes. Mendosa klagte Robert gegenüber, daß jene Progromszene das einzige war, was er von ihrem Leben hatte erfahren können; Robert stellte überrascht fest, daß er längst Bescheid wußte. Der Mann, der sie vor dem Tod bewahrt hatte, war ein Student gewesen, der sie dann ins Ausland mitnahm. Er war mit denen verwandt, die die plündernden Soldaten angeführt hatten. Als sie unter den Studenten Sozialisten ihres Landes traf, lernte sie streng und geringschätzig über dieses Mitleid des Augenblicks urteilen; die Grundsätzlichkeit, die sie bei den Sozialisten sah, war mehr wert. Das war Geburtsstunde gewesen.

Robert brauchte nicht zu fragen, was sich damals in ihr vollzogen hatte. Glaube allein führte zu Milde und Liebe, aber wenn jenes Denken hinzutrat, das sich als Forderung äußerte, ergab sich ein explosives Gemisch, die fanatisch Radikalen, die Jakobiner wurden erzeugt, Gläubige in der Religion der Unerbittlichkeit. Ohne diese Frau hätte er geglaubt, nur ein Mann könne sich so in Zucht nehmen, daß er einen leitenden Gedanken zum Maßstab der Welt setzte. Lubow war ebenbürtig. Es mochte sein, daß sie sich in einer schweigenden Ablehnung und zähen Verteidigung hielt, wo er Fanfaren hörte und zum Angriff rüstete.

Als der Krieg ausbrach, zerstoben ihre Genossen, sie blieb allein zurück. Aus Einsamkeit und Mittellosigkeit zog sie die Folge. Es war gleichgültig, was einem Leibe widerfuhr. Seine Bedürfnisse wollten gestillt sein, die Wege waren belanglos. Robert vermutete, daß sie sich preisgegeben hatte, wenn er auch annahm, daß sie es nicht ohne Wahl tat. Vom ersten

Kriegstage an hatte sie ihre bestimmte Art, den Krieg zu bekämpfen, sie ging zu den Frauen und Kindern der Arbeiterviertel. Nie schloß sie sich einer der Unternehmungen an, die vom Staat oder den Gemeinden gegründet wurden. Sie erkannte nicht Kriegsfrauen an, nur Menschen, nicht Kriegsnot, die um des Ausharrens willen gemildert werden mußte, nur Not, die durch den Krieg verursacht war. Sie antwortete verächtlich, als er einmal davon sprach, daß die Partei ihre Hilfe besser ausnützen könne.

Mendoſa wünschte, sie in seinem Lazarett zu beschäftigen, sie lehnte ab. Er glaubte, daß die Erinnerung an das Pogrom sie abhalte, Soldaten zu pflegen, und sagte, Soldaten seien Menschen, denen der Krieg auferlegt werde; sie schien es nicht zu hören.

Was zwischen ihr und Mendoſa vor sich ging, blieb Robert lange verborgen. Mendoſa machte ihn nicht mehr zum Vertrauten wie am Anfang. Aber die Kämpfe, die er in sich austrug, ließen sich berechnen. Es war wahrscheinlich, daß er sich zur Scheidung entschloß. Seine eigene Frau beschleunigte diese Entwicklung; als sie seine Beziehung zu Lubow entdeckt hatte, reiste sie mit dem Kind zu ihren Eltern.

Am Abend dieses Tages kam er zu Robert und suchte wie früher seinen Rat. Lubow hatte in der Zeitung den Aufsatz eines der russischen Sozialisten gelesen, die sich ihrer Regierung nicht zur Verfügung gestellt hatten und nach Sibirien gebracht worden waren. Von da war er nach der Schweiz gelangt und hatte von Aufständen in russischen Städten berichtet. Sie war entschlossen, ihren Landsmann in der Schweiz aufzusuchen — ihn, der unter der Menge der Geduldigen und Schweigenden aufgestanden war und bekannte. Da hatte Mendoſa seinen neuen, noch undeutlichen Lebensplan dem ihrigen angepaßt und ihr vorgeschlagen, mit ihr nach der Schweiz zu gehn. Er wollte, was das Schwerste war, auf sein Kind verzichten und in der Fremde wie ein Anfänger von vorn zu arbeiten beginnen.

Robert sah voraus, was eintreffen würde: sie würde ihn um des Russen willen allein lassen. Ein paar Tage darauf brachten die Schweizer Blätter eine Enthüllung, sie wiesen dem Sozialisten nach, daß er ein schwankender Charakter war und einmal im Dienst des russischen Gesandten gestanden hatte. Mendoſa behauptete das Feld, und es kam dazu, daß Lubow sich nicht mehr sicher fühlte, sie glaubte, daß die Polizei auf sie aufmerksam geworden war. Sie erklärte sich bereit, Mendoſa zu begleiten, er sollte sie als Krankenpflegerin über die Grenze bringen. Da begab es sich, daß in dem Lande, in dem sie lebten, wie im Verlaufe des zweiten Jahres in jedem der kriegführenden Länder, unter den Sozialisten eine Spaltung eintrat. Eine kleine Gruppe löste sich ab und verweigerte die Kredite zur Kriegsführung. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich leiden-

schaftlich mit dem Führer dieser Gruppe, einem schon ergrauenden Mann, dessen Name bisher niemals vernommen worden war, aber es fanden sich Anhänger, die schrieben, er sei der letzte Christ, ein Anarchist des Herzens, dessen Ruhe von einer gefährlichen Unerschrockenheit sei.

Augenblicklich wandte sich Lubow diesem Verkünder zu und gab wie Magdalena nicht Ruhe, bis sie ihn von Angesicht sah. Der Vergleich stimmte insofern nicht, als sie nicht Gnade, sondern Bestätigung bei ihm suchte. Er ging auch nicht durch die Gassen, um vor dem Volke Wunder zu tun, es war ein moderner Mensch mit modernen Mitteln, er besaß etwas von dem, was in diesem Kriege in aller Mund war, Kunst der Organisation. Und doch lag es nahe, an den Nazarener zu denken; gleich ihm wies er auf den Anfang der Dinge, wo alles einfach war. Wenn er nicht Glauben verlangte, so doch Gesinnung und den Mut zu der großen, einfachen Lehre, daß nur bei denen, die von der Gesellschaft in Gewalt gehalten werden, alle Hoffnung ist, beim Volk. Da man ihn hinderte, verschmähte er die geheime Propaganda nicht. Lubow wurde seine erste Gehilfin. Robert ließ sich durch sie bei ihm einführen. Er wußte, daß reines, erstes Christentum anarchistisch gewesen war, und es ergriff ihn und ließ ihm das Leben stark erscheinen, daß es das noch immer gab, Kräfte, die aus dem Volke kamen und allen Ballast des gesellschaftlichen Denkens von sich warfen. Er fühlte, seine Sache wurde hier verhandelt, und eine Gewissensfrage vor ihn gestellt: ob man laut bekennen müsse, auch wenn die Zeit noch nicht gekommen war, frei zu reden.

Und da geschah es, daß Lubow als Forderung von ihm verlangte, was er als Frage empfunden hatte. Eines Tages stürzte sie zu ihm in seine Wohnung, Polizisten hatten sie festgenommen, als sie geheime Berichte über die Straße trug, sie hatte sich losgerissen, aber man folgte ihr auf den Fersen. Sie wurde in Roberts Zimmer verhaftet. Noch unter der Tür rief sie ihm zu: Bekenne, was du glaubst. Es fiel ihm nicht schwer, nachzuweisen, daß er unbeteiligt war, aber nicht darauf kam es an. Er hörte tagelang ihren Ruf im Ohr, tief in seinem Innersten, und der Ruf mahnte, bis er sich zur Rechenschaft gezogen hatte. Es war nicht sein Weg, Zettel zu verteilen, wohl aber, Stimme zu werden.

Bald darnach las er in den Tagesblättern einen Aufruf seiner Familie, Schuldforderungen an ihn anzumelden. Er erriet, daß sie auf diesem Wege den Verbleib seines Vermögens feststellen wollte. Es lag ihm nichts mehr an dem Namenstausch, sein Zweck war erreicht, das Symbol erschöpft. Wenn es ohne Last, Redestehen und Wiederaufnahme der bürgerlichen Beziehungen gegangen wäre, würde er sich entdeckt haben. Er hatte einen Teil seines Vermögens, genug für die nächsten Jahre, längst in Verwahrung; nun verzichtete er auf den größeren Teil, indem er einen Weg

fand, die Familie auf seine Bank hinzuweisen. Auf diese Weise kaufte er sich los.

Als er eines Abends sein Haus betrat, veranlaßte ihn ein Aufschrei, sich in der Tür umzudrehen. Er stand Dora gegenüber; sie hatte ihn bei seinem Vornamen genannt. Er sah, daß sie wieder unsicher wurde, sobald sie ihn von vornen erblickte. Er sagte ruhig, ich bin es, und führte sie nach oben. Er freute sich, sie wiederzusehen, es war erst Zwang nötig, um sich zu sagen, daß er ihr wehe getan hatte. Er erzählte und legte sein Geheimnis in ihre Hand. Dann verlangte er, von ihr zu hören. Sie verweigerte es, sie sagte, es ist meine Sache, ich habe gebüßt und Frieden mit mir gemacht. Er erwiderte, das klinge theologisch; es paßte nicht zu ihr, er umfaßte prüfend ihr stolzes Gesicht. Als er sie bat, ihn wieder zu besuchen, antwortete sie: selbst wenn sie wollte, und sie wollte nicht, sei es unmöglich; sie sei verlobt oder im Begriff, sich zu verloben.

Das traf ihn; nach inständigem Bitten erfuhr er, daß der Bewerber ein Geistlicher war. Robert fragte, ob von ihm der Begriff Buße stamme. Ja, sie hatte ihm ihr Schicksal erzählt, und er darüber hinweggesehen. Das war ihrer unwürdig; ein Erlebnis konnte nie Gegenstand der Reue sein, es sei denn, daß man sich der Menschenpflicht entziehe, es in sein Blut aufzunehmen — dasselbe Blut, das zum Hirne ging und das Durchdachte erzeugte. Er rief sie bei ihrem Stolze an, sie war auf falscher Bahn; die gefallene Frau, die dankbar sein muß, wenn einer sich ihrer erbarmt, war bürgerliches Drama, nie mehr.

Sie kam wieder, als er ihr geschrieben hatte. Auf dem Tisch stand die verwelkte Rose, Dora weinte, daß er so grausam sein konnte.

„Meine Grausamkeit ist nicht persönlich," antwortete er, „es gibt nicht viele Menschen, die es sagen dürfen, daß sie das Schicksal andrer bestimmen, aber es gibt einige."

„Du zerbrichst mich, du wirfst mich zurück, du raubst mir Stolz, Willen, Kraft, alles; es fehlt nur noch, daß du mich hineinführtest und mich körperlich nähmest."

Er lächelte.

„So wahr ich dich kenne, so wahr wird es sein, wie du sagst. Ich nehme dir Stolz, Willen, Kraft nicht, ich gebe sie dir zurück. Dank dem, was geschehen ist, bist du nicht mehr ein junges Mädchen, das man hinreißen kann, sondern eine junge Frau, die sich hinreißen läßt. Du bist selbständig und unabhängig, ich bin es, ich gebe dir alles Gute, was ich habe, Teilnahme, Gedanken, Arbeit, Kühnheit und Sicherheit. Männer brauchen nicht Ehefrauen — Gefährtinnen. Bande werden sich einstellen, man soll sie nicht von anderen schmieden lassen."

***

Die christliche Sendung

Ein offener Brief an Kurt Hiller von Franz Werfel

Lieber Kurt Hiller, Sie setzen sich in einer der letzten Nummern der „Neuen Generation" für Hekuba ein und verteidigen sie gegen mich, von dem Sie glauben, er würfe ihr das unversöhnliche Heidentum vor, und daß sie im Entsetzen ihres Schicksals nur das Zähnefletschen des Fluchens und nicht das heitere Antlitz der Heiligkeit gefunden hat.

Ich will hier nur in Kürze sagen, daß ich mir in diesem Satze (meiner Vorrede zu den „Troerinnen des Euripides"), in dem diese Wendung da ist, gar nicht bewußt war, und bin, gegen die Heldin polemisiert, oder auch nur von eigenem Stand aus gesprochen zu haben. Dieser Satz ist ein historisches Aperçu, ein Stück des dort ausgesprochenen Gedankenganges über die Tragödie und hat nichts von Bekenntnis in sich. Das wäre aber unwichtig, und ich hätte Sie ruhig über diesen Irrtum, an dem meine vielleicht unklare Darstellung höchst mitschuldig ist, privatissime aufklären können.

Viel wesentlicher ist, daß Sie in Ihrer Glosse einen Gegensatz aussprechen, und in meiner „Vorbemerkung" für ausgesprochen halten, der im Tiefsten liegt, Ihr und mein Zentralproblem ausmacht und nicht nur unser, sondern (das erst ist ausschlaggebend) ein bedeutender geistiger Lebensgegensatz in der neuen Jugend Europas zu sein scheint.

Sie haben in dem repräsentativen Werke „Das Ziel" (Georg Müller, München) Ihre Anschauung den „Aktivismus" genannt. Aktivismus, das ist die Lehre von der Tat als dem einzig Unbedingten, als dem Wertkriterium katexochen.

Zum Schluß Ihres Artikels über „die unheilige Hekuba" schreiben Sie die Sätze: „Der einzige Vorwurf, den der Moderne dem Helden hätte machen dürfen, wäre gewesen: daß seiner Hekuba kein Hektor auferstand, Griechen, Grauen und Götter zu bezwingen. Denn gesetzt, da wäre wirklich (wie Christ W. lehrt) ‚Schuld', an der wir alle teil hätten, so gäbe es kein anderes Mittel, sie zu sühnen, als — die Tat."

Gut! Ich sitze zu dieser Stunde tausendmal in meinen Gedanken gestört durch Geschrei und Lärm mir gegenüber unschuldiger Menschen, die ich aber jetzt hasse, weil sie mich (ach, sie wissen es ja nicht), weil sie mich im Denken stören, vom Lärm dieser Menschen gepeinigt, sitze ich da, und maskiere auf irgendeine Weise die Schuld, die ich durch mein Nichtstun (einer umfassenden Organisation gegenüber) auf mich lade. Mein Blick fällt auf einen übervölkerten Streifen Fliegenleim. Dieser Streifen Fliegenleim ist das Resultat einer tätigen Erfindung, eine Tat hat ihn

mitten auf der Decke der Stube befestigt, von der er nun herabhängt, ein furchtbares Paradies der Fliegen. Im philanthropischen Sinne ist die Tat, die den Fliegenleim erschuf, eine gute Tat, und der Aktivismus müßte ihr beipflichten. „Warum eine gute Tat?" „Sehr einfach. Sie befreit die Menschen von einer lästigen Plage." — „Nein, das lasse ich nicht gelten, das ist keine gute Tat, das ist nur eine nützliche Tat!" „Ja, aber ich habe viel Beweise, daß die Erfindung des Fliegenleims eine gute Tat ist. In südlichen und östlichen Gegenden — ich habe es selbst erlebt — töten die Fliegenmyriaden Kranke und Kinder, die sich vor ihnen nicht schützen können, durch giftige Stiche und schon durch ihr bloßes ekelerregendes, fiebersteigerndes Surren. Die Erfindung des Fliegenleims ist demnach nicht nur eine nützliche, sondern eine höchst gute Tat. Sie rettet Menschen, die höchsten Kreaturen, vom Tode (in manchen Fällen)." „Ja, das ist wahr!" „Also, was ist da noch einzuwenden?" — „Nichts, es ist eine gute Tat, aber" — „Aber?" — „Die Fliegen sind Geschöpfe, in ihnen ist ein Tropfen Lebens, dessen wir selbst nicht viel mehr haben als einen Tropfen. Wenn wir die Fliegen töten, so töten wir dasselbe Leben, das wir töten, um es zu erhalten." — „Das ist Spitzfindigkeit." — „O, wäre es nur Spitzfindigkeit." — „Man muß eben die Menschen über alles lieben, mehr lieben als die Fliegen." — „Das muß man, bei Gott, das muß man." — „Nun." — „Aber das ist es eben, wenn man die Menschen lieben will, muß man die Fliegen töten." — „Was ist damit gesagt?" — „Jede gute Tat ist auch eine böse Tat." — „Das läßt sich nicht ändern. Das ist eine der Bedingungen, der Bedingtheiten. Übrigens liegt es gar nicht in deiner Natur, mit dem Leben der Fliegen Mitleid zu empfinden. (Wir halten sie alle mit Schopenhauer für die ekelhaftesten Ungeziefer.) Dieses Mitleid liegt in deinem Denken."

„Liegt mein Denken außerhalb meiner Natur, in der doch überdies sehr viel Menschenhaß steckt?"

Sehn Sie, lieber Hiller, ich wollte einen offenen Brief an Sie schreiben, und nun belausche ich, ohne es beabsichtigt zu haben, die Unterhaltung zweier jungen Leute.

„Wenn du," so fährt der, welcher zuletzt geredet hat, fort, „wenn du den Menschen so scharf von der Natur abscheidest, so sage mir eins! Du hast doch gelesen, wie Kurt Hiller in der Glosse über die „unheilige Hekuba" nur einen Vorwurf, der dem attischen Dichter zu machen wäre, zugesteht, nämlich den, daß der Hekuba kein Hektor ersteht, der die Griechen bezwingt." — „Ich erinnere mich." „Also muß es, damit es den Troern gut gehn soll, den Griechen schlecht gehn. Die Zweischneidigkeit der Tat also auch im Rein-Menschlichen!" — „Das ist untief gedacht, mein Freund. Der Tat geht es um die Gerechtigkeit." — „Wenn die Men-

schen gerecht sind, so wissen sie sehr gut, daß sie an einer Stelle ein Loch flicken, während schon an einer anderen ein anderes aufreißt."

„Es handelt sich aber um nichts anderes als um das ‚Lochflicken'. Alles andere, vor allem das ambivalente polare Denken ist nichts als Ausrede marastischer Naturelle, fehlender Unmittelbarkeit und Leidenschaft.

„Also kommt das Tun nicht aus dem Denken." — „Das Tun kommt einzig aus dem Wollen." — „Woher entsteht das Wollen?" — „Es ist aprioriſch. Du willst den Hunger stillen, weil du Hunger hast." — „Jawohl, meinen Hunger stillen!" — „Nein, auch fremden Hunger will ich stillen." — „Ja, aber du mußt zuerst erkennen, daß der Fremdling Hunger hat. Um dieses Erkennen geht es, um dieses Anschaun des andern. Du magst den besten Willen zum Wollen haben, mit dem besten Willen wirst du, wenn dir nicht diese Gnade des Erkennens und des Anschauns gegeben ist, taub und stumm bleiben. Dein Wollen wird leer laufen. Es wird die selbstgerechte Suggestion eines Snobs sein, der einen neuen Handschuh über sein Nichts anzieht, ein neues Wie über seine Devastiertheit. So einer wird behaupten, es gehe ihm um die Wirkung, während es ihm nur um den Tumult geht. Was ist aber dieser Tumult? Nichts als der Versuch, den Radgesang des maschinenhaft in uns funktionierenden Schuldgefühls zu betäuben." —

„Ah! Dummheit! Es gibt nur eins! Die Welt muß verbessert werden!" — „Gut, aber wie?!!"

Lieber Hiller, wir wollen nicht abwarten, bis sich die beiden Freunde in die Haare geraten. Wir halten beide nicht allzuviel von ihnen und ihrem Gespräch. Wir haben selbst zu viel solche Diskussionen in den vielen Cafés unsrer Jahre geführt, um nicht zu wissen, wieviel Herzenskälte, Rechthaberei, Desinteressiertheit an der Welt und ungeheure Ferne von ihr in solchem Dialog steckt. Wir kennen sehr wohl das alte Verbrechen aller Dialektik: eitel erhitzte Substanzlosigkeit! Ich glaube, weder dem einen von diesen Jünglingen, dem etwas posierenden Nachfahren Iwan Karamasoffs, noch dem anderen, dem Philanthropen, dem Weltverbesserer, geht es ernstlich um eine Sache. Ich fürchte, daß es ihnen um den Reiz eines logischen und philologischen Vorgangs geht. (Übrigens habe ich die beiden erst vor einer halben Stunde kennengelernt und will deshalb nicht zu hart urteilen.) Wenn ich innerhalb des Charakters der zwei Freunde phantasieren wollte, würde ich sagen, sie seien beide mit Stolz Literaten, der Tatverkünder sowohl wie der skeptische Iwan K. Ihrer Natur nach werden sie beide unter „Tat" sich nur eins vorstellen können: das Wort; mögen sie ihr Bewußtsein auch noch so hartnäckig hinters Licht führen wollen! Das ist aber sehr menschlich. Denn wir alle lassen an der Welt

nur das gelten, was sie an uns gelten läßt. — Und die beiden sind schließlich daran unschuldig, daß sie dazu ausersehen sind, der Text unter dem Bilde der Welt zu sein.

Eine Eigenschaft haben diese beiden Jünglinge, und mit ihnen alle Literaten — (jetzt werden Sie den Kopf schütteln) — sie sind unsagbar naiv! Sie sind die einzigen Seiltänzer, die während ihrer Piece kein angespanntes, sondern, wie sichs eben ergibt, ein begeistertes oder mokantes Gesicht machen. Sie haben von jenem Pilze gegessen, der den Raumsinn so verwandelt, daß ein Abgrund zum Straßengraben wird, und die Entfernung von der Höhe des Turmes zur Erde ein kleiner Schritt scheint. Wenn die Dinge nur ein Gleichnis der Wirklichkeit sind, so leben sie nicht unter den Dingen, sondern sie leben in der Sprache, die nur ein Gleichnis der Dinge ist; also leben sie in dem verkürzten Gleichnis eines Gleichnisses, und dieser Raum ist sehr wenig dicht.

Ein Beispiel für die Naivität, für die absolute Worthaftigkeit der Literaten fällt mir eben ein. Es gibt in der heutigen deutschen Literatur eine Abmachung, irgendeinen Begriff mit zwei Anführungszeichen an den Pranger zu binden und dadurch zu erledigen. Einer schreibt zum Beispiel den Satz: „Das ist Mystik". In diesem Augenblick ist für den Leser-Literaten dieser Begriff die Verlogenheit, die Schmach, die Dummheit, die Verworfenheit selbst. „Mystik." In dieses Leser-Literaten kultur-assoziativem Kopf vollzieht sich sofort ein Tanz ablehnender Vorstellungen, sein Gehirn produziert Motive aus den Revolutions- und Aufklärungszeiten, aus den Zeiten der naturwissenschaftlichen Hegemonie. Die Mystik hat eine gründliche Abfuhr erhalten, und wenn diese Abfuhr zufällig in Mode kommt, so wird jeder junge Autor, der über sich liest, er wäre ein Mystiker, von Scham ergriffen werden. Daß nebenher eine ziemlich mystische Welt existiert, in der niemand weiß, warum im Herbst die Blätter von den Bäumen fallen und alltäglich das Gestirn seine Bahn hinrollt, das kümmert diesen Literaten und seinen Leser sehr wenig. Diese Welt existiert eben nur nebenher! Und das ist es! Ihn geht eben nur die konstruktive Welt an, in deren Mittelpunkt seine Manifestation steht.

Und hier ist der Punkt erreicht, lieber Hiller, wo ich ausführen will, warum mir der Aktivismus, den Sie und Ludwig Rubiner, und in anderer Richtung auch Max Brod den Literaten als einziges Heil verkünden und anempfehlen, warum mir der gefährlich erscheint.

Wenn ich aus Ihren und Ihrer Gesinnungsgenossen Schriften richtig erfaßt habe, was unter Aktivismus praktisch verstanden wird, so ist es ein Programm, dessen Hauptpunkt man die Politisierung der Literatur, oder noch besser die Politisierung der ganzen Jugend nennen könnte. Es ist kein System, aber ein Kampfruf, der von jedem fordert, er möge

aus seiner Vereinsamung heraustreten, die Arbeit an seiner Seele (die egozentrische, gemeine und herzlose Arbeit ist) unterbrechen und sich bis zum letzten Funken von Kraft und Zeit dem Werke der sozialen Verbesserung weihen. Alle Wonnen werden gehaßt, alle Hesperidenfrüchte aller Sehnsucht verachtet, alle Leidenschaft, und vor allem die zu hohen Dingen, zur Kunst und zu jeglicher individuellen Vollendung, verflucht, und nur eine darf gelten und bleibt stehn, die Leidenschaft zur Politik. „Werdet Politiker", ruft der Aktivist und hat es nicht erst im Kriege zu rufen gelernt. Ich erinnere mich schon im Jahre 1910 und 1911 in der Berliner Aktion diesen Ruf von Ludwig Rubiner gehört zu haben, und Ihre Schriften (siehe „Weisheit der Langeweile;" sofort fällt mir da auch Ihr Kampf gegen Professor Kahl und die Todesstrafe ein) — Ihre Schriften waren schon die Sache, ehe noch das Schlagwort dazu erfunden war. Ihr Haß galt immer den Verführungen, die vom Ziel ablocken. Das ist gut und vor allem aus Ihrer Umgebung begreiflich, denn Sie leben in Berlin und haben den Genuß in seinen ekelerregendsten Erscheinungen um sich. Die Theatermache, die feine Aufmachung, die ordinäre Herzensroheit in schwüler Draperie usw. Jetzt sind Sie aber rigoros geworden, haben reinen Tisch gemacht und verwerfen (hie und da mit einer achtungsvollen Handbewegung) alles, was uns in der Trauer und Müdigkeit unserer Tage wahrhaft hold und hinreißend ist. „Nichts darf uns aufhalten." Das ist Ihre Rede.

Politik! Ich will die einfachste Definition versuchen. Politik ist die Kunst, mit kleinster Reibung zu größter Macht zu kommen. Aktivistische Politik wäre demnach das Streben, Macht zu gewinnen, um das Glück aller Menschen und die Gerechtigkeit unter ihnen zu verwirklichen, und das alles mit den Mitteln jener Kunstfertigkeit, die eben Politik heißt. Es würde also die Art der Wirksamkeit nicht verwandelt werden (denn wenn es einem ernst mit der Macht ist, muß man sich ihren Gesetzen und Gewohnheiten fügen), es stünde nur hinter dieser Macht und ragte über sie — ein gutes, das einzige, heilige Ziel.

Ich frage aber nun, hat nicht jede Macht auf Erden dieses eudämonistische Ziel über sich, das Glück der Menschen befestigen zu wollen? Ja, es muß doch in ihrer Selbsterhaltung liegen, das Glück der von ihr Gelenkten zu wollen. Ich glaube, noch die bekämpfenswertesten Machtprinzipien, die Monarchie, der Kapitalismus, die Gerichtsbarkeit tragen dieses Ziel in sich, und alle Prinzipien der Macht, die sie einst ablösen mögen, werden dieses Ziel als höchste Räson in sich tragen. Warum ist aber alle Macht (die bisher auf Erden Macht war), nachdem sie sich konsolidiert hat, böse und bedrückend gewesen? Warum? Das ist etwas, was wir nicht ausdenken können. Was heute Revolte ist, trägt morgen lange

Bärte und thront; die Erlösten ächzen aber! Warum? Kann, was heute edel und gütig ist, morgen niedrig und gemein sein? Aus welchem Mangel fließt dieses Gesetz? Ist die Macht Dauer, die ewig dem Menschen, der Ablauf ist, widersprechen muß? Warum?

Erinnern Sie sich, bitte, an die Erzählung vom Großinquisitor, die Dostojewski einem seiner Helden in den Mund legt.

Christus ist wiedergekommen. Er tut auf dem Platz von Sevilla unter dem Volke Wunder. Der Großinquisitor sieht es und läßt ihn ins Gefängnis werfen. In der Nacht steht er ihm Aug in Aug gegenüber. Hart und unversöhnlich klagt er ihn an: „Warum bist du wiedergekehrt?" So spricht er. „Willst du uns stören, nachdem wir endlich dabei sind, in deinem Namen unsere Macht endgültig zu befestigen, um die Menschen glücklich zu machen, die du durch die Predigt deiner Freiheit unglücklich gemacht hast, und weiter unglücklich gemacht hättest, wären wir nicht gekommen, dir dein Werk aus der Hand zu nehmen. Du wurdest zum Verbrecher an der Menschheit in der Stunde, da Er dich in der Wüste versuchte und du nicht das Geschenk annahmst, mit dem man aus Steinen Brot macht! Wir haben uns mit ihm verbündet zum Heile der Menschen, deren Unheiland du geworden wärest, hätten wir dich, indem er uns half, nicht zum Heiland gemacht. Morgen wirst du sehn, daß sie glücklich sind in ihrem Gehorsam, wenn sie, die dir heute noch zujubelten, in die Flamme dich stoßen werden." Christus schweigt die ganze Zeit und bewegt die Heiterkeit seiner Züge nicht. Der Priester stößt die Türe auf und weist ihn frei in die Nacht hinaus. Christus aber küßt die trockene leere Lippe des ungeheuren Greises, seines größten Feindes seit eh und je und in alle Ewigkeit. Warum küßt er? Der Dichter verrät es nicht. Wie mir scheint, gibt es aber für diesen Kuß drei Deutungen. Die erste unwahrscheinliche: Christus küßt ihn als seinen gewaltigsten Feind. Die zweite Deutung: Christus küßt ihn, weil er ihm recht gibt. Die dritte und an diese Deutung glaube ich: er küßt ihn aus Mitleid. Er sieht des Priesters Werk stürzen, weil es auf verräterischen Felsen gebaut ist. Er küßt den Priester, weil der bei aller Weisheit so menschlich, so voll Einfalt, weil er nur ein Politiker ist. Er küßt ihn, weil er nicht begreift und nie begreifen wird.

In dieser Vision Dostojewskis scheint mir vollkommen der Gegensatz ausgesprochen, lieber Hiller, von dem dieser Brief handelt.

Auf der einen Seite der Großinquisitor. Das ist der Glaube an das irdische, räumliche Paradies, das durch weise Herrschaft und vollkommene Gesetzgebung erreichbar ist. Allerdings ist dieses Paradies erst durch ein Bündnis mit dem bösen Geist der Erde möglich. Die Macht kann Steine in Brot verwandeln. Das ist das Geschenk des Teufels, besser der Wechsel,

den er ausstellt. Daß aber Steine zu Brot werden, das bedeutet, daß er sich aus den Individuen zurückgezogen hat, und irgendwo in Essen, in Creuzot, in Manchester oder im amerikanischen Bethlehem die Gestalt einer ungeheueren elektrischen Mühle angenommen hat, die Steine in Brot verwandelt. Dieser Großinquisitor versinnbildlicht den Glauben an die technische Welterlösung, an die Erlösung, die außerhalb des Menschen sich vollzieht, an die Erlösung durch Organisation, Volkswirtschaft, Politik usw. So scheint es mir, daß dieser Priester in seiner Bedeutung auch den Aktivismus umfaßt, und merkwürdig ergreift mich die Erkenntnis, wie geschwisterlich, wie fast identisch reaktionäre und revolutionäre Politik sind. Er hat ein erhabenes Ziel, der Greis, aber der Weg, den er geht, ist falsch. Nur keine Angst, er wird es nicht erkennen, daß er ganz wo anders hinkommt, denn sein Verstand ist schärfer, aber aus dem gleichen Stoff wie der seiner Untertanen. Darum, aus Mitleid, küßt ihn der Heiland. Er wird es nicht erkennen, wie er überhaupt nichts erkennen wird, weil er alles allzusehr in seinem hiesigen Verhältnis durchschaut. Sie werden mir aber sicherlich beipflichten, daß am wenigstens der Schneider etwas vom Tuch weiß; am wenigsten der Gerber etwas vom Leder, und am wenigsten der Philosophieprofessor etwas von Philosophie.

Das sind alles Fachleute, sie beherrschen ihren Gegenstand (die Phrase verrät alles), das heißt ihr Gegenstand stellt einige Ziffern in ihrem Notizbuch vor, ist Abstraktion, bleibt ihnen von allen Gegenständen der Welt am fremdesten. Diese Abstraktion ist es, die besorgte Väter „das praktische Leben" oder „die rauhe Wirklichkeit" nennen, wenn sie träumerische Söhne vor Idealismen warnen wollen. Diese Abstraktionen — als da sind (man wagt es kaum zu sagen) Nationalökonomie, alle statistischen Wahrheiten, alle sozialen Überblicke, — all das für Wirklichkeit gehalten zu haben, ist eine der Todsünden des — politischen Denkens.

Es gibt notleidende Hafenarbeiterfrauen, aber es gibt nicht dreiundzwanzig Prozent notleidende Hafenarbeiterfrauen. Diese dreiundzwanzig Prozent, diese Zählung, diese philanthropische Abstraktion ist schon der ganze Hochmut des Entwelteten, Entgeisteten, niemals Erstaunenden. Sie treiben die Menschen als Zahlen zusammen, sie helfen von der Höhe ihrer Bürokratie herab, um ja nur die Verpflichtung loszuwerden, dem andern Menschenleben mit ihrem Menschenleben zu helfen. Der Großinquisitor hält das Autodafé für eine Stufe der Menschheitsbeglückung, heute haben wir die technischen Wissenschaften.

Überall Verkennung des Wirklichen, zugunsten eines konstruktiven Babelbaus von Begriffen, die, nachdem sie in Beton umgesetzt sind, den Schein für sich haben, wirklich zu sein. Der Staat, der Krieg, die Wissenschaft, eine unendliche Kette vampyrischer Attrappen, die mit Blut getränkt werden

müssen, um das Antlitz des Lebens zu bekommen. Die ganze menschliche Geschichte scheint eine wohlorganisierte Flucht vor Gott zu sein (wer mir nicht glaubt, bedenke nur, daß es Büros mit Haupt- und Kassabüchern gibt)! Wehe dem, der sich dieser Flucht mit ausgespannten Armen entgegenwarf! Seine Arme müßten ausgespannt bleiben bis ans Ende der Zeiten. Der Anführer und Herzog dieser Flucht ist der Großinquisitor, und zur nächtlichen Gefängnisstunde in Sevilla steht hinter ihm der Wille der Völker, deren Glück er will.

Sein Grundsatz ist: die Menschheit kann nur gerettet werden am einzelnen Menschen vorbei, über den einzelnen Menschen hinweg! Keiner sei um sein Seelenheil besorgt! Er vergesse sich über seine irdischen Werke. Sein unsterblich Teil wird hier auf Erden weise und geheimnisvoll verwaltet.

Was sagt der Aktivismus? Die Menschheit kann nur gerettet werden am Individuum vorbei über das Individuum hinaus. Vergesset euch, schauet auf, schauet aus. Es handelt sich nicht um dich und um ihn. Es handelt sich um alle! Das Werk kann nur vollendet werden durch den Verzicht auf alle jene Elemente des Ichs, die vereinsamend und unsozial sind. Nieder mit der Kunst, denn sie ist ein lügnerisches Opiat, das so sehr erschlafft, daß die ihm Verfallenen aus ihrer Trunkenheit gar nicht mehr erwachen wollen! Nieder mit allem Geist, der kein Werkegeist ist, denn er lähmt die Seele, verwirrt sie und bläht sie zu einem Überselbst auf. Alle Kraft, die nicht auf die Änderung der Lebensdinge aufgewendet wird, ist verloren, ja vielmehr noch — gefährlich!

Der Katholizismus sagt (nach Dostojewski): Keine Sorge um dein Ich! — Lebe! Der Aktivismus sagt: Keine Sorge um dein Ich! Wirke! Man sieht, zwei Geistesrichtungen sind hier nicht ohne Verwandtschaft. Was sie am deutlichsten (im Hinblick auf ihre Stellung zum Individuum) unterscheidet, ist die harte Aufforderung zur Askese, die von der jungen Richtung ausgeht.

Wer ist aber er, der geheimnisvolle Wiedergekehrte, in dem Verlies der heiligen Inquisition?

Er ist die Gesamtheit des Gegensatzes zu jenem Glauben, daß der Menschheit über den Menschen hinweg zu helfen sei. Er küßt den Priester und geht, ohne ein Wort zu sagen, denn er weiß, „meine Zeit ist noch nicht gekommen".

Von allen Lehren, die der Welt gesendet waren, ist die christliche vielleicht die einzige, die das Ich bis ins letzte bejaht, denn sie erhebt es zum höchsten Schauplatz des höchsten Kampfes. Sie ist die einzige Lehre, die auf die wahrhaftige Wirklichkeit gegründet ist, denn ihre Richtung ist von unten nach oben, und nicht von oben nach unten.

Der höchststehende Politiker, der Aktivist sagt: „Wir wollen nicht rasten, wir wollen jahrtausendelang ein hartes, freudeloses, eifervolles Geschlecht sein, bis das Haus gebaut ist, in das wir einziehn können, bis unsere Vernunft die erhabene vollkommene Organisation geschaffen hat, die wir unser Paradies nennen wollen."

Der Christ schüttelt zu dieser Rede den Kopf. Er sagt: „Gewiß, das Haus wird vollkommen sein. Aber wie werden die sein, die einziehn?" „Da habe du keine Sorge," antwortet der Aktivist, „sie werden alle Heroen sein, jeder einzelne gewaltig und gereinigt durch die vollbrachte Tat; so werden sie ihr Glück antreten dürfen." — „Werden sie ihr Glück antreten können," — so der Christ — „werden sie nicht das Gefäß ihres Glücks, sich selbst, auf diesem eifervollen Weg verloren haben? Mich deucht, es wird ein freudloses Geschlecht bleiben." — „Das weiß ich nicht. Was aber im Namen der Gerechtigkeit geschehen mußte, das wird dann geschehn sein." — „Gerechtigkeit?" — „Und was wird dann, wenn das Haus der Menschheit erbaut ist, mit den Fliegen?"

Das Wesen der christlichen Sendung ist es, den Menschen immer wieder unerbittlich zur Realität zurückzuführen. Hierin berührt sie sich durchaus mit der Sendung der Poesie. Auch das Rätsel des Glaubens liegt hier beschlossen. An einen Baum glauben, heißt ihn für wirklich, für existent halten. Das klingt kindisch. Aber prüfen wir uns nur weiter! Wenn wir an einen Baum glauben, das heißt ihn für existent, für wirklich halten, so ist die Folgeerscheinung, daß wir ihn nicht mehr vergessen! An wie wenig Bäume werden wir uns erinnern, an wie wenig Bäume werden wir geglaubt haben! Unser Gedächtnis ist die Rechnung über unseren Glauben an seine Welt, die wir vor Gott ablegen. Maß des Glaubens aber ist die Intensität unseres Wirklichkeitsgefühls. Wer je das großartige Glück gefühlt hat, ein verwelktes Blatt für wirklich zu erachten, der hat zum andernmal gewiß die Gnade erlebt, an Gott zu glauben! An Gott kann man glauben, weil Gott keine Abstraktion ist. Nur an eine Abstraktion kann man nicht glauben. Gott aber ist die einzige Realität, die scheinbar die Eigenschaften einer Abstraktion hat. (Man wende mir ja nicht das beliebte $2 \times 2 = 4$ ein; dazu stehn wir mit einer durchaus anderen Funktion, wie mit dem Glauben.)

Der Christ sieht heute sehr deutlich den Urquell aller Verzweiflung, den Mikrobenherd im Geschwür der aussätzigen, sich krümmenden Menschheit:

Es ist die Zivilisation!

Was ist die Zivilisation?

Die Zivilisation ist der Zustand der menschlichen Geschichte, der mit dem Augenblick einsetzt, da die erste Abstraktion in soziale Tat verwandelt wird. Das Ich wurde hysterisch, das Du verschwand, das Wir wurde

Formel, das Ihr verschwand, dafür tauchten trübe Komplexe und verschwommene Plurale auf.

Zivilisation heißt die Inszenierung jenes Fluchtversuchs, von dem ich vorhin sprach. Und die Vision gibt mir recht. Denn die Urbanisierung der Welt, das Zusammenströmen in die Städte ist ganz die symbolische Geste einer Flucht. Der Mensch floh in die Abstraktion, als er den Glauben, das ist als er die Wirklichkeit verlor.

Was will der politische Aktivismus? Das Übel mit den Mitteln des Übels heilen. (Der Aktivist wird sich entschließen, Gewerkschaftssekretär zu werden.) Er will auf dem alten Wege das Ziel erreichen. Er will zum Beispiel die Organisation, die er dem Regime abgeguckt hat, für die soziale Fürsorge verwerten.

Und hierin liegt der gefährliche Irrtum!

Den neuen Christen wird natürlich der Vorwurf des Negativismus und Quietismus treffen. Aber mit Unrecht. Denn steht in dem Mittelpunkt der aktivistischen Sendung die Tat, so steht im Mittelpunkt der christlichen Sendung die Lehre, ist der Stoff, in dem der Aktivist wirkt, die Verhältnisse des Menschen, so ist der Stoff des Christen das Bewußtsein des Menschen.

Der Aktivist schafft eine Partei und beherrscht sie durch Disziplinargesetz (Richtung von oben nach unten, immanentes Machtgesetz, Stoß von außen), der Christ verbreitet sich wellenhaft zur Gemeinde (Richtung von unten nach oben, Wirkung vom Zentrum auf die Peripherie)! Propagandamittel des Aktivisten, das Manifest, Propagandamittel des Christen, das Beispiel. (Tertullian sagt: Indem Christus dem Petrus das Schwert aus der Hand nahm, hat er alle entwaffnet.)

Der neue Christ sieht ein, daß es unmöglich ist, das Haus mit den Bausteinen des alten Bewußtseins zu bauen, deshalb ist sein politisches Bekenntnis der Anarchismus, das ist Zerstörung des alten Bewußtseins.

Die Erlösung, von der der Aktivist träumt, ist die Errichtung des vollkommenen Gesetzes, in das nicht nur der Mensch, sondern die ganze Natur einbezogen ist. Also wieder ein technisch-idealistisches von außen nach innen!

Der Christ, Realist durchaus, weiß, daß es Wesen der Schlangen ist, giftig zu sein, nur daß es keinem Menschengesetz je gelingen kann, das Wesen, das es nicht erschuf, zu verwandeln. — Nur die Abstraktion ist grenzenlos. Die Anschauung begrenzt.

Die Erlösung, die, für sie tätig, der Christ erhofft, ist eine Erlösung des Bewußtseins und der Erkenntnis. Die Erlösung von der Gesellschaftlichkeit zur Weltlichkeit. Diese Weltlichkeit ist aber identisch mit Geistigkeit.

Es ist eine unheilvolle Meinung, die da sagt, daß das Christentum die große Trennung von Leib und Geist in die Welt gebracht hat. Man lese nur die Evangelien! Niemals ist dort von einem unüberwindbaren Abgrund zwischen Körper und Geist die Rede, nur von dem Abgrund zwischen menschlicher Zivilisation und wirklicher Welt. (Der Abgrund zwischen allen „Rechtdenkenden", wie Strindberg sagt, und den wahren Gotteskindern.) Selbst der Genuß ist erhaben. Man denke an die Hochzeit von Kana.

Alles Gerede von der Verneinung der Welt, die im Christentum enthalten sein soll, ist purer Unsinn. Keine Verneinung der Welt, nur die Verneinung einer ganz bestimmten Welt, die mehr Umwelt ist. Nietzsches Haß ist der Hereinfall einer konservativen, in diesem Fall unkontrollierten Angst vor der Revolution. Daß Heilige lächelnd starben, ist bei weitem keine Weltverneinung. Denn der Abscheu vor der Welt entlockt niemandem, auch in dem Augenblick nicht, wo er sie los wird, ein Lächeln. Dieses Lächeln, ein Lächeln von der Erkenntnis herab, galt dem Grotesken der menschlichen Dummheit, und war doch zugleich ein Lächeln der Hoffnung.

Gerade ein Aktivist, dem es ja um das Glück der Menschen geht, müßte doch ein Lächeln auf das Antlitz jedes Sterbenden wünschen.

Mit diesem Lächeln ist der christlichen Bewußtseins-Erzielung doch mehr gelungen, als jemals der vortrefflichsten Sozialpolitik gelingen wird, — die Überwindung des körperlichen Schmerzes. Daß es nur Zehntausende gewesen sind, denen diese erhabene Heiterkeit zuteil ward, ist kein Einwand gegen die Lehre. Sie hat aus einigen Menschen Götter gemacht, wo die (sehr achtungswerte) politische Barmherzigkeit kaum eine kleine düstere Schar von Unglücklichen gesättigt hat. Auch das Erlösungsziel des Aktivismus ist nur: Wohlfahrt für alle, während das Erlösungsziel des Christentums heißt: Freude für alle.

Die soziale Empörung ist die Empörung gegen eine Ordnung, zugunsten einer andern Ordnung gleichen Stoffes, nur mit anderem Vorzeichen. Wer glaubt, daß in ihr die endgültige Abhilfe liegt? Und ist es nicht der tiefste Pessimismus, das menschliche Bewußtsein, Seele, das Ich für so nichtig zu halten, für so zukunfts- und leblos, daß man ihm nichts anderes zuruft, als: „Werde zum knappen klaren Instrument, werde zur Reparaturwerkstätte der Einrichtungen!" Und ist es nicht wiederum ganz der Fluch jener Abstraktion zu glauben, die Einrichtungen der Gesellschaft bestünden so ganz nur außerhalb des menschlichen Bewußtseins, bedrückten nur von außen, erwüchsen nicht aus dem Stand dieses Bewußtseins selbst?

Das werden Sie mir, lieber Hiller, doch zugeben, daß die heutige von keiner Zeit je übertroffene barbarische Gesittung durchaus mit dem Erkenntnisgrad der maßgebenden menschlichen Mächte koinzidiert.

Sie wollen nun diese maßgebenden Mächte entthronen, indem sie durch die Mittel der Tat, besser gesagt, durch die Mittel der Politik, der Herrschaft der Guten und Geistigen zum Siege verhelfen. Zugegeben, das wäre möglich und die Geistigkeit gelangte zum Regime, sie würde verlacht und über Nacht gestürzt werden, denn das Bewußtsein der Menschheit, das sich zusammensetzt aus dem Bewußtsein der Geheim-, Hof- und Kommerzienräte, aus dem der Journalisten, der Millionen Fachleute und endlich aus der Stumpfheit der Zahl- und Namenlosen, dieses Bewußtsein könnte gar nicht den Geist ertragen. Welche Lehre ist nun vernünftiger, die, welche die neue Aktion zwischen den alten Kulissen agieren will, oder die, welche lieber das Chaos will als den alten Bestand? — Christus sagt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein". Das heißt, wenn wir selbst ein vollkommenes Gesetz geschaffen haben sollten, so wären wir um nicht viel weiter, wenn unsere Seele damit nicht verwandelt wäre.

Die Tat steht selbstverständlich auch in der christlichen Lehre an erster Stelle, aber sie ist keine Forderung, kein Gesetz, sondern natürlicher Ausfluß der Erkenntnis, selbstverständliche Gestaltung des Bewußtseins, unabstrakt, unpolitisch.

Die Christlichkeit vergewaltigt nicht, die Christlichkeit ist die einzige Geisteshaltung, die keine Gesetze braucht, sondern nur Einsicht. Die christliche Gerechtigkeit ist die einzige menschliche Gerechtigkeit, die mit menschlichem Glück identisch ist, weil sie sich gegen die „Gerechten" wendet.

Die christliche Heilslehre ist die einzige ethische Verkündigung, die eine Form der Lust (und zwar die höchste Form) die Freude zum Ziel ihres Werkes macht. Sie ist gänzlich ohne Asketen-Predigt, und wenn sie sich gegen die brutalen exkrementalen Genüsse wendet, so geschieht das nur, um der beflügelten differenzierten sublimen Lust den Weg zu ebnen. Das, was man christliche Askese nennt, ist absolut keine Entweltlichung, sondern die Erziehung des Bewußtseins zur gesteigerten genialen Aufnahmsfähigkeit.

(Wenn einer schwere Speisen zu essen vermeidet, weil er nicht allzufrüh stumpf werden will, so ist er deshalb doch kein Asket! Übrigens ist eine Predigt, die das Purgieren anempfiehlt, ethischer als eine Predigt, die Ethos anempfiehlt.) Vor allem ist aber die christliche Philosophie von allen Philosophien die vernünftigste, denn sie wurzelt in der Gegebenheit, sie wächst aus der wahrhaftigen Wirklichkeit empor, was nur die von der Abstraktion zum Wahnsinn Verführten nicht glauben wollen. Jene glauben, weil sie eben nicht die Tausendfalt der Blumen, das Treiben der Insekten im Gras, den Wandel der Jahreszeiten, das Tun der Menschen anschaun, erkennen, für existent halten, glauben, jene meinen, sie würden mittels ihrer Vernunft das Haus für die ganze Welt aufbauen. Das

Primat der Vernunft, der extreme Rationalismus aber, das ist die eigentlichste Mystik! Dies ist das Absehn, das Abstrahieren von der Tatsache, daß Spinnen sich selbst fressen, Nachtfalter in die Lampe fliegen, Mütter ihre Kinder aus Bosheit in den Abort sperren. (Da hilft keine Gesetzgebung!) Wer aber von der Mystik der Dinge aus gesinnungstüchtiger Vernünftigkeit absieht, der ist der verwegenste Mystiker. Da ist der Wunder- und Aberglaube bei weitem faßbarer und empirisch logischer. Denn warum soll das gereinigte unabhängige Bewußtsein, die befreite unbedingte Erkenntnis nicht eine magische Gewalt sein, die den hungrigen Wolf sanft und unerbittlich überredet, vor den Haustüren seine Nahrung zu erbetteln?

Ja noch einmal und wieder! Die christliche Sendung vollzieht ihr Werk im Ich, im Bewußtsein des Menschen, weil sie in ihrer Weisheit erkennt, daß man von außen nicht verwandeln, „ändern" kann. (Was wär ein Gott, der nur von außen stieße. Goethe.)

Egozentrisch?! — Gewiß! — Aber wessen Ego ist nicht sein Zentrum? Es wäre höchste intellektuelle Unaufrichtigkeit, dies nicht zuzugeben. Die meisten Moralen stellen eine falsche Aufgabe: sie künden: „Gib dein Ich auf — um deines Werkes willen". Das Christentum sagt: „Vollende dich, damit notwendig das Werk als Frucht deiner Vollendung dir werde".

Die Forderung der meisten Moralen, das Ich dem Werk zuliebe hintanzusetzen, entspringt wiederum der verhängnisvollen Neigung zur Abstraktion.

Das Christentum in seiner Wirklichkeits-Genialität vergißt nicht, daß das Welt-Gefäß jenes Ich ist und daß die Vollendung der Welt sich in diesem Ich vollziehen muß, eh sie Gestalt gewinnt. Die christliche Lehre bindet so Welt und Bewußtsein heftiger aneinander, als jede andere Lehre es tut, sie schafft die innigste Durchdringung von beiden, und diese Durchdringung wird in dem Phänomen des Glaubens und der Liebe erlebt.

Das Phänomen der Sünde bedeutet die Loslösung, den Abfall des Bewußtseins von der Welt, also wieder Abstraktion.

Wenn ich alle meine Gründe, Beweise und Definitionen zu diesem Thema hiehersetzen wollte, so hätte ich wohl mit hundert Seiten nicht genug. In einem Briefe, der schon sein Maß längst überschritten hat, habe ich nur Andeutungen und sprunghafte Bemerkungen machen können. Ich leide unter der Hinfälligkeit des Ausdrucks, denn all das Vorgebrachte ist in mir so sehr evident, mir so selbstverständlich, daß die Schuld der geringen Überzeugungskraft nur das Wort tragen kann. Ehe ich aber zu Ende bin, möchte ich noch einmal meinen Gewährsmann Fjodor Michailowitsch Dostojewski anrufen! Lesen Sie in den Politischen Schriften

(wenn ich nicht irre), nochmals jenen berühmten Brief über den Allmenschen.

In diesem Brief, der an ein jüdisches junges Mädchen gerichtet ist, wird — Sie erinnern sich vielleicht — von Leben und Sterben und vom Begräbnis eines alten Landarztes erzählt. Wenn Sie die wunderbare Geschichte von diesem wunderbaren Manne lesen werden, wenn Sie ihn sehen werden, wie er, ohne einer Partei anzugehören oder Reden zu halten, in den Häusern der Armut, nicht nur das tätig hingibt, was er hat, sondern zu allem noch sich selbst, dann werden Sie meine Worte und Beweise nicht mehr nötig haben, um bekehrt zu sein.

Und wenn Sie vollends das durch hohes Beispiel entflammte Antlitz des Volkes, das seinem Sarge folgt, sehen, und die begeisterten, geisterfüllten Tränen dieses Volkes in Ihren eigenen Augen fühlen werden, dann werden Sie auch wissen, daß diese Tränen der Tau der wahrhaften Erlösung sind.

Ich grüße Sie mit mancher Hoffnung

als Ihr Freund Franz Werfel.

Litauische Volkslieder

Frei verdeutscht von Richard Dehmel

Die Quelle

Unterm Ahorn fließt die Quelle,
wo die Gottessöhne
nachts im Mondschein spielen gehn
mit den Gottestöchtern.

Zu der Quelle unterm Ahorn
ging ich nachts mich waschen;
als ich wusch mein weiß Gesicht,
fiel der Ring ins Wasser.

Kommen wohl die Gottessöhne
mit den seidnen Netzen?
fischen mir mein Ringelein
aus des Wassers Tiefe?

Kam herbei ein schlanker Bursche,
hoch auf weißem Rosse;
und das Roß, das weiße, trug
Hufe ganz von Silber.

Komm, mein goldnes Mädchen,
komm doch her, du banges;
laß uns doch ein bißchen spielen,
laß uns träumen Götterträume,
wo so tief die Quelle,
wo so lieb die Liebe ist.

Nein, ich kann nicht, Knabe,
kann nicht, schlanker Jüngling;
würde mich die Mutter schelten,
würd ich nichts zu sagen wissen,
käm ich spät nach Hause,
nachts so spät nach Hause, du.

Sage doch, mein Mädchen,
sag doch, du mein holdes:
Kamen Enten angeflogen,
trübten mir das blanke Wasser,
hab ich warten müssen,
bis es wieder klar ward, sag!

Nicht doch, meine Tochter,
nicht, du loses Mädchen!
Ei, du warst ja bei dem Knaben,
spieltest mit ihm unterm Ahorn,
wo so trüb die Quelle,
wo so arg die Liebe ist.

Die Werbung

Kam ein Pfau geflogen
in das Rautengärtchen,
hockte nieder bei dem Apfelbäumchen.

Und die Mutter schaute
durch das kleine Fenster,
wußte nicht, wer dieser Vogel wäre.

Und der Vater schaute
durch das Kammertürchen,
sprach sogleich: das ist mein lieber Eidam.

Wär ich doch kein Mädchen,
wenn ich das nicht wüßte:
wer ist aufgewachsen ohne Mutter?

Raute auf den Beeten,
Apfelbaum im Garten,
die sind aufgewachsen ohne Mutter.

Wär ich doch kein Mädchen,
wenn ich das nicht wüßte,
wer hereinflog in das Rautengärtchen.

Kam kein Pfau geflogen,
nicht der eitle Vogel:
schüchtern kam herein ein junger Bursche.

Wär ich doch kein Mädchen,
wenn ich das nicht wüßte,
was ich brauche für die Jugendtage.

Schöne grüne Rauten,
blanke Silberspangen,
diese brauch ich für die Jugendtage.

Brauche ſchwarze Schuhchen,
feine weiße Strümpfe,
dieſe brauch ich für die Jugendtage.

Brauch ein ſeidnes Mieder,
buntgeſticktes Schürzchen,
all das brauch ich für die Jugendtage.

Wär ich doch kein Mädchen,
wenn ich das nicht wüßte:
was iſt ſchwerer als ein Sack voll Taler?

Dicht vor meine Bank hin
traten Vater, Mutter;
das iſt ſchwerer als ein Sack voll Taler.

Wär ich doch kein Mädchen,
wenn ich das nicht wüßte:
was iſt leichter als die Pfauenfeder?

Dicht an meine Seite
ſetzte ſich der Burſche;
das iſt leichter als die Pfauenfeder.

Die Enttäuſchte

Vorgeſang:

Übers Haff her, aus der Fremde,
kam ein hoher Herr gefahren.

Stieg in eine neue Kutſche,
vorgeſpannt ſechs ſtolze Roſſe.

Holte unſre liebe Schweſter,
fuhr entlang drei lange Felder.

Als am erſten Feld ſie ankam,
ſprach kein Wörtchen unſre Schweſter.

Als am zweiten Feld ſie ankam,
weinte unſre liebe Schweſter.

Als am dritten Feld ſie ankam,
nickte fröhlich unſre Schweſter.

Lebt nun wohl, ihr treuen Brüder,
hier iſt alles doch ganz anders.

Silbern ſind wohl dieſe Brücken,
Wein fließt wohl in dieſem Strom.

Nachgeſang:

Aus der Fremde, übers Haff her,
kam die hohe Frau gefahren.

Stieg in einen alten Wagen,
vorgeſpannt zwei ſchlichte Gäule.

Kehrte heim die liebe Schweſter,
fuhr entlang drei lange Felder.

Als am erſten Feld ſie ankam,
ſprach kein Wörtchen unſre Schweſter.

Als am zweiten Feld ſie ankam,
weinte unſre liebe Schweſter.

Als am dritten Feld ſie ankam,
nickte traurig unſre Schweſter.

Gott zum Gruß, ihr treuen Brüder,
hier iſt alles noch wie einſtmals.

Echtes Holz ſind dieſe Brücken,
reines Waſſer fließt im Bach.

Das Rätſel

Ach Mutter, Mutter,
vielliebe Mutter,
warum denn haſt du
mich weggegeben.
Die Schwägerinnen
fand ich ſo böſe,
ſo ſchnöde fand ich
die Schwiegermutter.

Ach ach, da ging ich,
bitterlich weinend;
da traf ich meinen
vielwerten Gatten.
Wohin denn gehſt du,
vielwerte Gattin,
und warum weinſt du,
du junges Frauchen?

Ach ach, mich ſchickte
die Schwiegermutter
Wintergras ſammeln,
Sommerſchnee holen.

Ach ach, so geh doch,
du dummes Frauchen,
zum Fichtenwalde,
zum Meeresstrande.

Da brich dir, Närrchen,
ein Fichtenzweiglein;
so wirst du haben
das Gras des Winters.
Da schöpf dir, Schelmchen,
den Schaum des Meeres;
so wirst du haben
den Schnee des Sommers.

Ei, Schwiegertochter,
du blödes Schäfchen,
ei, wie gescheit doch
bist du geworden!
Wer hat gesagt dir
das Lebensrätsel,
wer hat gelehrt dich
des Rätsels Lösung?

Ei, Schwiegermutter,
du kluges Hühnchen,
ei, wie verdutzt doch
bist du auf einmal!
Ich glaub, mir sagten's
die schnöden Worte;
ich glaub, mich lehrten's
die bösen Tage.

Der Wunderkranz

Welches Wunder, großes Wunder,
ei kuku:
Rauten sät ich, Rosen sprossen,
hinterm Gartenzaun.

Pflückte, flocht ich mir ein Kränzchen,
ei kuku,
setzt es auf mein krauses Köpfchen,
hinterm Gartenzaun.

Ging ich an den Rand des Weihers,
ei kuku,
an den Rand des glatten Weihers
hinterm Gartenzaun.

Kam der Morgenwind geflogen,
ei kuku,
blies das Kränzchen mir vom Köpfchen
in den Weiher weit.

Mähten da drei junge Burschen,
ei kuku,
mähten Gras auf grüner Wiese
an dem Weiher dicht.

Wer von euch will sein mein Liebster,
ei kuku?
Wer will schwimmen nach dem Kränzchen
in den Weiher tief?

Ich, ich will dein Liebster werden,
ei kuku!
will nach deinem Kränzchen schwimmen,
sink ich auch zu Grund.

Sink ich auch ins tiefe Wasser,
ei kuku,
will ich hell im Himmel jubeln
auf dem dunkeln Grund.

Komm zurück, zurück, mein Liebster,
ei kuku!
Mir am Herzen sollst du jubeln,
nicht am dunkeln Grund.

Kränzchen kam zurückgetrieben,
ei kuku:
Liebster liegt im Teich ertrunken,
tief im Himmel tief.

Hob noch einmal seine Hände,
ei kuku,
beide Hände übers Wasser
nach dem Himmel hoch.

Saget nicht, ich sei ertrunken,
ei kuku,
zwischen dunkeln Wasserpflanzen
unterm Himmel hell.

Saget nur, ich liege jubelnd,
ei kuku,
zwischen Rauten, zwischen Rosen,
weit im Himmel, weit.

Die Raute

Der Morgenstern gab Hochzeit,
ritt durch die Rosenpforte;
er riß die Raute nieder,
o! da da!

Der Raute Blut, aufspritzend,
hat mir befleckt mein Hemdchen,
hat mir zersprengt mein Kränzchen,
o! da da!

Der Sonne Tochter weinte,
sie sammelte vom Boden
des Kranzes welke Blätter,
o! da da!

Und wo, ehrwürdge Mutter,
soll ich mein Hemdchen waschen,
soll ich das Blut abwaschen,
o! wo wo?

Geh, meine junge Tochter,
geh hin zu jenem Strome,
in den neun Bäche fließen,
o! da da!

Und wo, ehrwürdge Mutter,
soll ich das Hemdchen trocknen,
es weiß im Winde trocknen,
o! wo wo?

Du meine junge Tochter,
in jenem Rosengarten,
in dem neun Monde knospen,
o! da da!

Und wann, ehrwürdge Mutter,
soll ich das Hemdchen anziehn,
mein weißes Hemdchen wieder,
o! wann wann?

Du meine junge Tochter,
an jenem Wundertage,
an dem das Sonnchen aufblüht,
ja! dann dann!

Der schmucke Knabe

Es blühte, blühte
ein schmucker Knabe;
so blüht im Mai der Eichbaum,
der goldgrünschmucke Ahorn.

Als ich noch klein war
und eigensinnig,
mocht ich kein Mädchen leiden,
kein einziges kleines Mädchen.

Jetzt trabt mein Pferdchen
schon früh am Abend
durchs weite, weite Ländchen
zu meinem fernen Mädchen.

Es trabt die Nacht durch,
die halbe Nacht durch,
fast bis zum frühen Morgen,
und niemand, niemand kennt mich.

Mich kennt wohl einzig
das liebe Gottchen,
und auch die stille Nacht wohl,
und du, mein fern lieb Mädchen.

Und auf der Straße
wächst nicht ein Gräschen,
kein Strauch hat grüne Blätter,
kein Baum goldschmucke Blüten.

O grünt, ihr Gräser!
belaubt euch, Bäume!
Weil ich so sehr euch bitte!
o blüht doch, blüht doch, bitte!

Nicht oft ja trab' ich
auf dieser Straße
zu meinem lieben Mädchen,
zu meinem fernen Mädchen.

Einmal im Jahr wohl,
einmal im Monat,
in jeder Woche einmal,
in jeder Nacht blos einmal.

Der halbe Mond

Heim führt der Mond die Sonne,
es war ein Frühlingsabend.
Auf stand sie eines Morgens,
da hatt er sie verlassen.

Er ging allein spazieren,
liebäugelt mit den Sternen.
Da ward Frau Sonne zornig,
zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Was haſt mich zu verlaſſen?
gehſt einſam nachts ſpazieren?
liebäugelſt mit den Sternen?
du trauriger Geſelle!

Der Pilger

Vorgeſang:

Ich ging als Pilger
viel ſchwere Wege
mit meinem Wanderſtabe.

So kam ich einſtmals,
ich wackrer Pilger,
auch in drei leichte Schenken.

In dieſen Schenken,
in dieſen leichten,
da tranken meine Brüder.

Vertrank der eine
ſein braunes Pferdchen,
eh noch die Nacht vorüber.

Vertrank der zweite
ſein weißes Kälbchen,
eh noch die Hähne krähten.

Vertrank der dritte
ſein blondes Mädchen,
eh noch der Morgen graute.

Der, der vertrunken
ſein braunes Pferdchen,
hat noch zwei, drei im Stalle.

Der, der vertrunken
ſein weißes Kälbchen,
hat noch zwei, drei im Hofe.

Der, der vertrunken
ſein blondes Mädchen,
krigt noch vier, fünf im Dörfchen.

Nachgeſang:

Du gingſt als Pilger
ſehr ſchwere Wege
mit deiner Wanderflaſche.

So kamſt du vielmals,
du Strolch, du arger,
in die drei leichten Schenken.

In dieſen Schenken,
in dieſen leichten,
trankſt du mit deinen Brüdern.

Vertrank der eine
ſein braunes Pferdchen,
eh noch die Nacht vorüber.

Vertrank der andre
ſein weißes Kälbchen,
eh noch die Hähne krähten.

Vertrankſt du ſelber
dein blondes Mädchen,
eh noch der Morgen graute.

Der, der vertrunken
ſein braunes Pferdchen,
hat wohl noch eins im Stalle.

Der, der vertrunken
ſein weißes Kälbchen,
hat wohl noch eins im Hofe.

Der, der vertrunken
ſein blondes Mädchen,
wird keins mehr, keins mehr krigen.

Die Sehnſucht

Ich möcht wohl gehen
ins Städtchen Tilſit,
ins Städtchen Tilſit
zu den Dragonern.
Da ritten viele,
da gingen andre;
ach, keiner, keiner
war mein Geliebter.

Ich möcht wohl gehen
nach Königsberg hin,
nach Königsberg hin
zu den Studenten.
Da gingen viele,
da fuhren andre;
ach, keiner, keiner
war mein Geliebter.

Ich möcht wohl gehen
bis nach Berlin hin,
wohl zu den Garden

des großen Königs.
Da ſtanden viele,
da ſchritten andre;
ach, keiner, keiner
war mein Geliebter.

Ich könnt wohl gehen
zur nahen Wieſe,
zur nahen Wieſe
hin zu den Schnittern.
Ich ſeh die einen,
beſeh die andern;
ach, keiner, keiner
iſt mein Geliebter.

Ich muß wohl gehen
weit in die Haide,
weit in die Haide
hin zu den Jägern.
Ich ſeh auf einen,
nicht auf die andern;
ach, endlich ſeh ich
meinen Geliebten.

Der Abſchied

Krähten kaum die erſten muntern Hähne,
ſtand der wilde Knabe ſchon am Hoftor.
Steh auf, mein Mädchen,
du zarte Nelke!
Soldat jetzt werd ich!
Wahrlich, ſchön iſt das Soldatenkleid!

Stand das ſanfte Mädchen ſchon im Garten,
gab ihm leiſe weinend das Geleite.
O bleib, mein Knabe,
du friſcher Mairan!
Soldaten ſterben!
Schwarze Erde ſtürzt auf dein Geſicht.

Stürzte auch die ganze Welt zuſammen,
watet auch in Blut jedweder König,
Soldaten lachen,
Soldaten tragen
des Königs Kleider,
alle eines Vaters Söhne wir.

Steht das Mädchen an der Abſchiedsbrücke,
blickt entlang die lange graue Straße.
Leb wohl, mein Knabe,
du friſcher Mairan!
o kehr mir wieder!
kehr auch deiner Mutter wieder, Sohn!

Warum ſollt ich denn nicht wiederkehren?
Hunderttauſend kehren heim als Sieger!
Leb wohl, mein Mädchen,
du zarte Nelke!
Und wenn ich ſterbe,
ſchickt der König dir mein blutig Kleid.

Wird mein Mädchen mir das Blut abwaſchen,
wird's mit ihren heißen Tränen waſchen.
Wird Mutter kommen,
das Ehrenkleidchen
des Söhnchens ſtreicheln,
wird's an ihrem warmen Herzen trocknen.

Das Kriegs-Ei

Eine Elſter ſchwarz und weiß,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
kam geflogen übern Berg,
baut ein Neſt von Seide rot,
tſchu, tſchu, tſcha.

Legte drin ein großes Ei,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
gab ich's raſch dem Herrn Gendarm,
gab mir der ein raſches Pferd,
tſchu, tſchu, tſcha.

Ritt ich in den großen Krieg,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
gab das Pferd dem General,
gab mir der ein großes Schloß,
tſchu, tſchu, tſcha.

Durch das Schloß tönt Trommelklang,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
ringsherum Poſaunenſchall,
oder iſt's Kanonenknall?
tſchu, tſchu, tſcha!

Trommel war zerſprungen bald,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
der Poſaunenton verhallt,
großes Schloß flog in die Luft,
tſchu, tſchu, tſcha!

Trommler, ſchlag die Elſtern tot,
tſchu, tſchu, tſchakra dak,
trommle auf dem leeren Ei,
denn Muſik muß ſein im Krieg,
tſchu, tſchu, tſcha!

Der Feſtbraten

Ins Feld zog Vater, da ſtand er geduckt,
den Finger gekrümmt, geſpannt das Gewehr.

So ſtand er und ſtand, und nahm ihn aufs Korn,
ſchußfertig, und ſchoß, ja ſchoß ihn, den Spatz.

Die Brüder, die ſchleppten, die karrten ihn heim,
mit Wagen, mit Pferd, im Triumph, den Spatz.

Die Schweſtern, die rupften, die ſengten ihn ſtolz;
und Mutter, die ſchmorte, die briet ihn, den Spatz.

Mit Freudentränen briet Mutter den Spatz;
die Schweſtern alle, ſie trugen ihn auf.

Sie trugen ihn feierlich auf, den Spatz;
ſie ſetzten, ſie pflanzten ihn auf den Tiſch.

Die Gäſte im Kreis, mit Lobjubelpreis,
verſpeiſten, verſchmauſten ihn, den Spatz.

Und als verſchmauſt war der Spatz, ja der Spatz,
da hatten ſie zehn Faß Bier ausgelutſcht.

Der Schandgaſt

Der Sperling machte
der Tochter Hochzeit,
Armleutchens Hochzeit,
lira ritamta.

Ein Roggenkörnchen,
draus backt er Brotchen,
Kleinleutchens Brotchen,
lira ritamta.

Ein Gerſtenkörnchen,
draus braut er Bierchen,
Gutfreundchens Bierchen,
lira ritamta.

Er lud zu Gaſte
die Vögel alle,
die Vögel alle,
lira ritamta.

Allein die Eule
ward nicht geladen,
die reiche Eule,
lira ritamta.

Es kommt die Eule
auch ungeladen,
auch ungeladen,
lira ritamta.

Der Sperling führte
zum Tanz die Eule,
die gierge Eule,
lira ritamta.

Er trat der Eule
ſtracks auf die Zehen,
habſüchtgen Zehen,
lira ritamta.

Er hackt der Eule
das eine Aug aus,
hartherzge Aug aus,
lira ritamta.

Die Eule tanzte
auch blind und lahm noch,
feindſelige Eule,
lira ritamta.

Sie tanzte, bis er
ſie endlich abſchob
von ſeinem Neſtchen,
lira ritamta.

Das Neſt der Eule,
iſts nicht ein Gutshof?
großmächtger Gutshof,
lira ritamta!

Der Eule Söhne,
ſinds nicht gar Junker?
hochmütge Junker,
lira ritamta!

Der Eule Töchter,
ſinds nicht gar Fräulein?
hoffährtge Fräulein,
lira ritamta!

Der Kopf der Eule,
iſts nicht ein Kochtopf?
ein dicker Kochtopf,
lira ritamta!

Der Eule Augen,
ſinds nicht Spundlöcher?
geizge Spundlöcher,
lira ritamta!

Der Eule Zehen,
ſinds nicht zwei Harken?
kratzbürſtge Harken,
lira ritamta!

Und iſt ihr Schwanz nicht
ein alter Beſen?
ein dreckiger Beſen,
lira ritamta!

Die Arbeit

Der Wolf, das Wölfchen,
das Tier der Wildnis,
ſpringt aus der Waldung,
ſtürzt auf die Weide,
zerreißt das Kälbchen
oder das Füllen;
's iſt ſeine Arbeit.

Der Fuchs, das Füchschen,
das Tier der Wildnis,
trabt aus dem Dickicht,
ſchleicht in die Ställe,
erwürgt ein Hühnchen,
zerrupft ein Täubchen;
's iſt ſeine Arbeit.

Der Hund, das Hündchen,
des Hauſes Hüter,
verſcheucht die Diebe,
verbellt ſie, beißt ſie,
ſchreckt alte Weiber
und Bettelleute;
's iſt ſeine Arbeit.

Der Floh, das Flöhchen,
das muntre Tierchen,
der Blutfeinſchmecker,
bei Tagesanbruch
zum Kühemelken
weckt er die Mädchen;
's iſt ſeine Arbeit.

Das Bienchen, Bienchen
ſummt durch den Garten,
ſticht in den Finger,
ins Ohr, ins Backchen,
und gibt uns Honig,
den guten Honig;
's iſt ſeine Arbeit.

O Menſch, o Menſchchen,
gleichſt du der Biene?
Genug ja ſtichſt du
ins Herz, ins Herzchen.
Tu deinem Bruder
auch mal was Gutes;
's iſt Menſchenarbeit!

Rundschau

Karl der Zwölfte und das Tragische

Einige während der Niederschrift des Werkes „Karl der Zwölfte und seine Krieger" gemachte Aufzeichnungen

von Werner von Heidenstam

Weit entfernt, Karls des Zwölften Bild für immer aus dem Pantheon der Volksphantasie zu heben, haben die historischen Untersuchungen der späteren Jahrzehnte vielmehr eine neue Fackel ihm zu Häupten entzündet. Schon Geijer füllte den Kämpfer des Sinclair-Liedes, den Soldatenkönig, den Helden mit dem schlanken Jünglingswuchs, mit geistigem Inhalt.

Mit seinem unerschütterlichen Glauben an seine Sendung erschien der König als ein Sinnbild des Kampfes der sittlichen Kraft gegen das Verächtliche und wohl auch als ein Sinnbild des Rechtes der Persönlichkeit und Tatenlust gegenüber der Nützlichkeitslehre. Hierdurch begannen auch seine Mißerfolge von mindestens ebenso großer Bedeutung zu werden wie seine Siege, bei denen man ehemals vorzugsweise verweilt hatte. Schon die Bezeichnung „Held" deutet ja mit ungeheurer Forderung auf einen Kampf zwischen Licht und Dunkel, und wie Herakles selbst muß jeder wahrhafte Held dem Lebensgesetz zufolge im Unglück sterben. Ein belohnter Held ist eine neutralisierte Kraft, ein Unding, ein Nichts. Sein Antlitz verschönt keine stolz getragene Unbill, und er wird den Menschen gleichgültig. Der Held, der entwaffnet, verlassen und getötet daliegt, erst ihn will ich den wahren Helden nennen vor Freund und Feind. Während Karl der Zwölfte bei Tegnér stets in erster Reihe der freimütige Jüngling von Narva blieb, vertiefte Geijer seine ganze Bedeutung. Ohne es selbst zu bedenken rettete er Karl den Zwölften der Zukunft, indem er ihn der Tragik weihte.

Noch erschien jedoch seine Gestalt zu plastisch und vollkommen für die rechte Tragik. Da kam Fryxell mit seiner Forschung. Er konnte, er durfte nicht freisprechen, und mit scharfer Stimme verlas er das Urteil in Volkes Namen, ohne vielleicht zu ahnen, daß es nur eine Hinrichtung

in contumaciam war, die den Beschuldigten bereicherte, um jene anscheinende oder wirkliche Mischung von Gut und Böse bereicherte, die das notwendige Fundament für einen tragischen Charakter bildet. Hat auch die Volksphantasie diese Umgestaltung noch nicht begriffen, so ist durch sie Karl der Zwölfte doch keinesfalls kleiner, sondern im Gegenteil größer geworden. In gewissen Hauptzügen ist und bleibt er stets derselbe, und die vollzogene Veränderung besteht hauptsächlich darin, daß er tragisch geworden ist.

Während Gustav Wasa — um Vergleiche aus unseren Königsgeschlechtern heranzuziehen, — ausschließlich episch war, konnte Erik der Vierzehnte lange als Repräsentant des Tragischen in unserer Geschichte gelten. Allmählich jedoch hat die Chronik ihn seines Schmuckes entkleidet, und das allzu Schwächliche seines Wesens sowie die Geisteskrankheit, die so früh schon seine Handlungen bestimmte, ließen die tragische Farbe in seiner Lebenssage verblassen. Die geschichtlichen Untersuchungen haben in bezug auf Erik den Vierzehnten und Karl den Zwölften zu genau entgegengesetzten Resultaten geführt. Letzterer steht mit so vielen großen und überraschenden Eigenschaften gerüstet da, daß er durch sie selbst die schwerste Last von Versündigungen zu tragen vermag; die dunklen Schatten haben die Höhe und Klarheit seiner Stirn nur doppelt hervorgehoben, und noch nach seinem Tode besitzt er die merkwürdige Macht, ungefährdet aus dem Handgemenge heimzureiten, in welchem kein Prophet ihm anderes als den unentrinnbaren Tod zu verkünden gewagt hätte. Sein Andenken enthält soviel Lebenskraft, daß es den verschiedensten Zeitperioden angepaßt werden kann und er für unabsehbare Jahre das einzigartige und fesselnde Persönlichkeitsproblem unserer Geschichte bilden wird, neben dem die großen Gustavs zu gewöhnlicheren, wenn auch sonst vortrefflichen Regentenfiguren verblassen.

Karls des Zwölften Fehler sind nicht die unserer Tage, ebensowenig seine Tugenden. Wie dämonisch dennoch die Macht ist, mit der er noch heutigentags die Gemüter beherrscht, zeigt die erbitterte Erregung, welche die Fryxellsche Kritik bei den Schweden hervorrief. Mit dem Unterstrom eines beinahe religiösen Gefühls teilt das Volk sich in zwei Hälften: die eine verbietet seinen Tadel, die andere sein Lob.

Auffallend ist hierbei, daß die Verdammung seiner Person sich stets auf sittliche Ursachen gründet, während in allen analogen Fällen unsere Zeit ihren Stolz darein zu setzen pflegt, sich nicht im mindesten durch sittliche Skrupel abschrecken zu lassen, ja im Gegenteil mit auffallender Vorliebe jene historischen Persönlichkeiten bewundert, die, ungezähmten Naturkräften vergleichbar, starke Neigungen, Triebe und Extreme allegorisieren, selbst wo diese Barbarei und Verheerung mit sich führen. Derselbe Mund, der den Ruhm eines Attila oder eines der bluttriefenden Kroaten-

anführer des Dreißigjährigen Krieges verkündet, wird vielleicht Karl den Zwölften einen Missetäter heißen. Wissen wir uns sonst nicht zu helfen, so nennen wir ihn roh. Wir vermögen mit ihm nicht fertig zu werden, ohne ihm eine ganz besondere Ausnahmestellung einzuräumen. Wir können nicht nach Gesetzen, die mit der Nachsicht oder Strenge der gebräuchlichen messen, seine Sache führen, sondern wir stiften eigens für ihn ein Provisorium.

Mit seiner Ausnahmestellung, seiner Exzentrizität, die teils bezaubert, teils den heftigsten sittlichen Zorn erregt, hat Karl der Zwölfte in der ganzen Weltliteratur nur ein Gegenstück, das zu gleicher Zeit sein schärfster Kontrast ist, nämlich Don Juan. Er wird in der Volksphantasie zu einer ebenso unübertrefflichen Allegorie des abenteuerlich Schwedischen, wie der spanische Weiberbezwinger zu einer Allegorie des abenteuerlich Südländischen, und man kann ihn daher mit Fug und Recht den Don Juan des Nordens nennen.

Gleichzeitig jedoch bildet er darin einen Gegensatz zu Don Juan, daß er vollständig unmusikalisch ist. Er ist unmusikalisch in seiner ganzen Art zu denken, zu sprechen, zu handeln und sich zu kleiden.

Ohne zu bedenken, wie jedes Extrem Wand an Wand mit seiner eigenen Parodie wohnt, pflegt man sich für ungemein findig zu halten, wenn man zum hundertsten Male Karl den Zwölften mit Don Quijote vergleicht. Allein es gäbe noch eine andere weit sicherere Art, ihn ins Lächerliche zu ziehen: indem man ihn in einer Oper auftreten ließe. Ein singender Karl der Zwölfte, das erst wäre die richtige Parodie. Sooft er singend den Mund öffnete, würde sich das Publikum vor Lachen winden. Ob er nun als Tenor, Bariton oder Baß aufträte, er wäre gleich rettungslos verloren; am allerehesten könnte er noch als sprechender deus ex machina in einer Operette erscheinen.

Dies kommt daher: die Tragik in Karls des Zwölften Persönlichkeit und Schicksal ist weniger romantisch als antik, ist nicht musikalisch, sondern skulptural. Die gegenwärtige Geschichtsschreibung hat allerdings diese Tragik der Beschaffenheit ihrer eigenen Gesinnung gemäß verschoben und sie zugleich erhöht und vergrößert: allein wir müssen uns hüten, eine Persönlichkeit wie Karl den Zwölften die Lippen zu irgendwelchen lyrischen oder psychologischen Bekenntnissen öffnen zu lassen. Die innere Tragik seiner Gestalt ist zu wenig bewußt, um romantisch genannt zu werden. Wir kennen mehr von ihm, als er selbst von sich kannte. Sein Haar ergraut, er durchkämpft schlaflose Nächte, man überrascht ihn in der Versunkenheit tiefster Verzweiflung, aber diese Verzweiflung, überquellend von Groll, Scham und ungesättigter Sehnsucht nach Heldenruhm, hat kein nach innen gewendetes Auge. Unausgesetzt starrt sie nach außen, nach neuen Möglichkeiten ausspähend, als säße sie auf dem Felsen von Thermopylae.

Töne können darum Karl den Zwölften nicht deuten, und nur ausnahmsweise vermag die Anwendung eines romantischen Mittels unser Verständnis seines Charakters zu erleichtern. Dagegen hat man sowohl ihn wie das Theater vollständig mißverstanden, wenn man ihn als Hauptfigur eines Schauspiels ungeeignet fand. Nicht viele schwedische Könige sind so hierfür geschaffen wie eben er und seine ganze Schar, die in eminentem Sinne dramatisch sind, und wenn man sich über das Fehlen irgendwelcher bedeutungsloser Liebesbeziehungen Kopfzerbrechen machte, so bietet ja sein Verhältnis zu Schweden und dem schwedischen Volk die von Schicksalsschlägen strotzende Liebesgeschichte seines Lebens. Man hat ein weiteres Hindernis in dem ständigen Wechsel der Nebenpersonen zu sehen gemeint. Wie die Weiber an Don Juan, so rasch ziehen die Krieger an Karl dem Zwölften vorbei und verschwinden — während einiger Nächte in der Ukraine ein Tausend und drei.

Die eigentliche Schwierigkeit, ihn zu einer Bühnenfigur zu machen, läge in seiner Abgeneigtheit, sich in Worten zu äußern. Unzweifelhaft müßte er auch auf der Bühne lange Zeit stumm dasitzen, während das Drama sich in den Gesprächen der andern entwickelt, was Gelegenheit zu neuen Ideen in der Behandlung geben kann. Eben dadurch, daß die historische Kritik in Karls des Zwölften Charakter die Tragik eingeschoben hat, so daß er nicht mehr einzig und allein Gürtelkämpfer in einem äußerlichen Ringen ist, gewinnt das Doppelgefühl, das er einflößt, erst seine wahre Stärke.

Ein tragisches Problem umfaßt einen Rechtskampf zwischen zwei verschiedenen Rechtsforderungen, die so stark erscheinen, daß es außerhalb menschlicher Gerechtigkeit liegt, eine der beiden völlig zurückweisen zu können. Es ist nicht bloß der blutrote Faden, der die Logik des Unglücks durch das Tragische spinnt, unmöglich zu zerreißen, auch in unserem endgültigen sittlichen Urteil gelangen wir nicht weiter als bis zu einer düsteren Frage. Dies erregt neben dem Mitgefühl und einer geradezu hingebenden Bewunderung für den tragischen Helden auch ein neugieriges Forschen und Suchen nach einer möglichen Lösung, wiewohl eine solche nicht zu finden ist. Das tragische Problem ist demnach für Menschen unlösbar.

Daraus in erster Linie stammten die unaufhörlichen Widersprüche in der Beurteilung Karls des Zwölften, der beständige Zwiespalt zwischen Bewunderung einerseits und sittlicher Forderung andrerseits. Wäre eine Lösung möglich, so würde dies zu bedeuten haben, daß er nicht wirklich tragisch sei: dies ist jedoch nicht zu befürchten. Was wäre wohl in tiefstem klassischem Sinne tragisch, wenn nicht der Kampf zwischen persönlichen und allgemeinen Rechtsansprüchen, der sein Leben erfüllt! Er sieht sich tückisch überfallen und umstrickt. Er kann sich des einzigen Gedankens, der ihn

beherrscht, nicht erwehren, wieder zurückzugewinnen, was Gewalt seinen Händen entrissen hat. Die Vorsichtigen und Ermattenden rufen nach Friedensschluß, aber er sieht voraus, wie die Feinde sich beim ersten Anlaß wieder über ihn werfen werden, wenn er sie nicht für lange Zeit zu Boden schlägt. Nicht er hat die schwedische Großmacht aufgebaut, stürzt sie aber zusammen, so ist die Schande sein, und je mehr der Ruhm entweicht, desto mehr wird der Ehrgeiz seine alles verschlingende Leidenschaft. Solchermaßen nimmt er in seiner Person die Rechtsforderung seines ganzen Volkes auf, und die Tragödie breitet ihre Schwingen über Millionen. Im Grunde ist er ja doch nur ein schwacher Mensch, gleich jedem anderen Sterblichen. Und je ehrlicher wir seine menschliche Unvollkommenheit ins Auge fassen, desto mächtiger erhebt er sich im Großen zu einem Nationalhelden, der sich auch darin von anderen unterscheidet, daß er nicht bloß eine Sage, sondern eine Wirklichkeit von gestern ist.

Die beste Art, Karl den Zwölften zu verstehen, ist, ihn zu hassen und ihm auf den Leib zu rücken, um ihn niederzustechen. . . . In einigen Wochen reitest du unter seinen Trabanten! Selten hat die Volksphantasie ein schöneres Heldenbild besessen als den singenden Jüngling, der gegen die Moskowiten auszieht und den nahezu jedes Bauernkind unseres Landes auf dem elendesten Holzschnitt wiedererkennen wird. Selten jedoch ist ein tragisches Schicksal so unbarmherzig mit dem Trotzenden umgegangen und hat ihn durch Hilflosigkeit und Armut so tief hinabgeschleudert, tief bis zum Lächerlichen. Er liebt Gerechtigkeit, er liebt Freimut und verachtet Ränke und Kniffe, und was er am meisten verabscheut, das schleicht in seiner Fußspur wie ein hungriger Wolf. Er erhebt sich wie eine Flamme, aber das Dunkel wirft sich über ihn und drängt von allen Seiten heran, bis niemand mehr unterscheiden kann, ob Flamme oder Dunkelheit sein Schwert führt. Seines Volkes Rechtsforderung und seine eigene lösen die geschlossenen Hände und stürzen mit starren Augen aufeinander zu, und er stirbt in dunkler Nacht wie eine verunglückte und von den Stätten des Lichtes ausgeschlossene Gottheit.

Auch sein Tod ist dramatischen Bedenken begegnet; man hätte am liebsten das glaubwürdige historische Signalement irgendeines Theaterhalunken gehabt, der in dem spannenden Augenblick, da er den Schuß abfeuert, von den Zuschauerreihen aus zu sehen wäre. Und doch beruht dies nur auf einer Unterschätzung dessen, was die Wirklichkeit zu bieten hatte. Der Soldatentod pflegt durch seine Plötzlichkeit viel zu sehr von Zufälligkeiten veranlaßt zu erscheinen, um nicht eine geradezu antitragische Wirkung zu üben. Karl der Zwölfte bildet eine ganz eigentümliche Ausnahme. Der Tod, den er schon früh herausforderte und den seine Begleiter längst vorausgesagt und erwartet haben, findet sich in der Abenddämmerung seines

Schicksals ein, gleichwie das Gespenst des Gouverneurs nach erhaltener Einladung über Don Juans Schwelle tritt. Auf diese Weise wird der Tod zu einem wirklichen Faktor in der Handlung. Karl der Zwölfte fällt nicht durch den gekauften Willen eines einzelnen untergeordneten Menschen, sondern er fällt, gleichsam umringt und übermannt von allem, womit er allmählich in Kampf geraten ist. Sein Stundenglas ist abgelaufen. Er fällt mit einem Schein von Notwendigkeit, als könnte in dieser Stunde nichts anderes geschehen. Das Rätsel, das seinen Schleier um den Todesaugenblick breitet, vertieft diesen nur doppelt, so daß man sich dieses Rätsels nur freuen und seine jemalige vollkommene Lösung fürchten muß.

Er selbst las in Benders Königshaus mehrere der französischen Trauerspiele, denen später Napoleon in seiner Gefangenschaft gelauscht hat. Statt unnütz zu hadern, ob und inwieweit Karl der Zwölfte böse oder gut zu nennen sei, sollte Schweden des Tages warten, da es den schlichten Steinsarg seines großen Königs von Tragödien bekränzt sieht.

Ibsen — immer wieder

von Moritz Heimann

„Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius." Was die beiden Sorten Leser und Lesen unterscheidet, ist die Erfahrung, als welche dem Manne, sobald er aus der stolzen Gewißheit der Jugend heraus ist, das Leben erst verdunkelt und darnach langsam mit einem neuen Lichte erhellt. Wie es im Dichter eine Tiefe und Wahrheit vor aller Erfahrung gibt, so daß er von den Grundmächten der Seele Entscheidendes genug zu sagen weiß, bevor er sie an sich oder an andern urteilsfähig erlebt hat, so gibt es auch eine Wirkung des Dichters, die ganz rein und schöpferisch nur von dem noch vor der Erfahrung stehenden Sinn verspürt wird. Die Jugend ist allmächtig, und so ist ihr immer nur das Äußerste von Idealismus gemäß; das Bedingte ist ihr zuwider, und zu seiner Anerkennung, Benutzung und Schätzung gezwungen zu werden gehört zu ihren verhängnisvollsten Krisen.

Wenn es erlaubt ist, von mir selbst zu sprechen — es ist in diesem Falle aber sogar geboten —, so habe ich in meinem Verhältnis zu den Werken Ibsens das Beispiel einer durch keine zufälligen oder willkürlichen Mittel gesuchten, also gefälschten, sondern sich von selbst einstellenden, klaren Entwicklung. Dasjenige Werk des Dichters, das trotz seines rauhen Klimas mit der Gewalt des Unbedingten mich in jungen Jahren hinriß, war der

„Brand". Aus allen übrigen, und es befanden sich darunter schon die Gesellschaftsdramen bis zur „Nora", sprachen Zweifel und Kritik in einer Weise, daß sie nicht auch in mir den Zweifel und die Kritik erregten, sondern daß sie vor meinem Interesse vorbeifielen; der in ihnen verborgene Idealismus wirkte nur wie Tendenz auf mich, und als solche pflügte er in meiner jugendlich unempfindlichen Welt zu flach. Später dann, als das literarisch-künstlerische Interesse sich von dem allgemeinen, dem naiveren und wahreren, schied, konnte auch die größte Bewunderung der Meisterlichkeit Ibsens sich von der nun einmal vorhandenen Kühle und Verschattung lange nicht frei machen. Aber noch später geschah es mir zuweilen, daß nach einem Blick ins Leben ein Nachbild, ein Urbild aufglomm, das ich anfangs nicht erkannte, so vertraut es schien; und siehe da, es waren Ibsensche Erscheinungen, Geheimnisse, Deutungen.

Die eigene Erfahrung hält man immer für die gesetzmäßige; und so wunderte es mich, daß in der Zeit Stimmen laut wurden, welche bezeugten, daß andere den entgegengesetzten Weg gegangen waren und sich von Ibsen in demselben Schritt entfernt hatten, wie ich mich ihm genähert. Wie es uns so geht: wenn ich selbst an Ibsen nie gezweifelt hätte, so würde mich, bei dem immer in Kampf und Feindschaft wogenden Menschengeist, weder Abfall noch Fronde gewundert haben; aber eben meine Entwicklung zu ihm hin nahm ich als Beweis für ihn. Das ging bis ins Einzelne. Wenn ich zum Beispiel eine Vorstellung der „Gespenster" sah und im Verlaufe des Dramas Widerspruch, ja manchmal Unaufmerksamkeit in mir nicht verkennen durfte, am Schluß aber mich in einer gewaltigen, tragischen Erschütterung fand und das Bild von Mutter und Sohn in einer allem Großen dreier Jahrtausende ebenbürtigen Größe unvergeßlich davontrug, — so erstaunte es mich, daß andre zwar die jeweilige Kleingläubigkeit des Weges, aber nicht die Herrlichkeit am Ziel in sich erfahren hatten; erstaunte mich um so mehr, als mir nicht nur die überredende Dichtergröße, sondern die überzeugende Wesenswahrheit immer klarer aus den Schleiern des bürgerlichen Zweifels entgegendrang.

Es lohnt sich wohl, den Gründen nachzudenken, aus denen die vielfach bezeugte Abkehr von Ibsen stammt. Einer der wichtigsten, am unmittelbarsten wirkenden ist Ibsens Technik, diese berühmte und allen, die sie berufsmäßig zu analysieren hatten, höchst befriedigend zugängliche Technik. Es haftet ihr etwas Mechanistisches an, — wenn man das Wort mit der nötigen Vorsicht versteht: ein Kunstwerk ist kein Mechanismus, so wenig wie es ein Organismus ist. Nichts führt die Einsicht in das Wesen der Kunst mehr irre, als daß man auf das Kunstwerk den Begriff des Organismus anwendet; es ist eine Kategorie für sich. Mechanismus, Organismus, Kunstwerk — es sind drei Kategorien, eine jede für sich.

Zuweilen hört man für ein Kunstwerk das gedankenlose Lob, es sei ein wahrer Organismus: man könne nichts dazu und nichts davon tun. Aber gerade bei Organismen kann man das ja, kann an Bäumen und Menschenleibern herumfetzen, und darf aus einer Uhr kein Rädchen entfernen. Weder im Prozeß des Entstehens, noch wenn es, von seinem Schöpfer entlassen, fertig und unwandelbar vor unsere Augen gestellt ist, hat das Kunstwerk irgendeine Ähnlichkeit mit einem Mechanismus, noch mit einem Organismus. (Und hier wäre hinzuzufügen, daß wir auch kein Recht haben, das Weltall sei es einen Mechanismus oder einen Organismus oder ein Kunstwerk zu nennen; wer das faßt, der weiß etwas jenseits des Wissens.) Nur annäherungsweise, und wenn man sich aufs schärfste bewußt ist, uneigentlich, ja mit einer gewissen Unredlichkeit und Verführung zu sprechen, sollte man ein Kunstwerk nach dem Begriff der beiden andern Kategorien beurteilen. Dann aber darf man Ibsens Technik näher an eine mechanistische rücken. Sie hat etwas Offizielles, sie betont die einzelnen Funktionen allzu deutlich. So wie es Rätsel gibt, die durch ihre Auflösung ein für allemal erledigt sind, und andre, die gerade vor ihrer Auflösung immer neu und geistreich leben, so ist Ibsens Technik, einmal erkannt, für immer allzuleicht durchschaut, und die Motive werden, zumal wo sie sich symbolisch verdichten, aufdringlich. Während sonst gerade das Erwartete und Vorbekannte die Spannung steigert, erleben wir bei Ibsen öfters, daß es uns außer Teilnahme setzt.

Mit der nicht bei jedem Wiedererscheinen sich gleichsam aufs neue erschaffenden Technik, dem formalen Grunde einer scheinbaren Verdämmerung Ibsens, hängt der gleichfalls sich nicht ständig erneuernde Inhalt zusammen. So weit ein Dichter seine Gestalten kritisch sieht, so weit sind sie der Zeit und der Vergänglichkeit überantwortet. Wenn man unter der anscheinenden Gestalt eines Menschen nur das Urteil über einen Menschen vor sich sieht, so bleibt man im Grunde nur so lange gefesselt, bis man das Urteil verstanden hat, es annimmt oder verwirft. Ist es gar allgemein und selbst den Stumpfesten geläufig geworden, so erlebt es das Schicksal, das Ibsen selbst jeder normal gebauten Wahrheit zuerkennt, es hält seine siebzehn, achtzehn, wenn es hoch kommt: zwanzig Jahre aus.

Solcher Wahrheiten gibt es bei Ibsen. Daß man aber zu einer von diesem zeitlichen, sozialkritischen Range auch seine tiefste und ewigste erniedrigt hat, daß man ihn gerade dort als „Bürger" nahm, wo er ein Seher über allen ist, das war die Quelle eines literatenhaft unreifen, literatenhaft unmenschlichen Mißverständnisses. Diese seine tiefste und ewigste Wahrheit ist das Weib. Es ist der Irrtum aller Irrtümer, zu glauben, daß er es gegen einen Hintergrund von ein paar Jahrzehnten Geschichte und Tendenz gesehen habe. Laura Marholm hat einmal

gerühmt, daß Ibsen für die Erweckung und Adelung ihrer Frauengeneration soviel bedeutet habe wie für die ihrer Mutter Paul Heyse. So wunderlich uns das klingt, so ist etwas Richtiges daran; und jedenfalls ist es feiner als die Befriedigung, in Ibsen einen Vorkämpfer für Lyzeumsdamenvordergrundemanzipation zu sehen. Das tat sogar Strindberg, und erfocht seinen Sieg gegen einen untergeschobenen Wechselbalg; nicht gegen Ibsen.

Denn nicht Ibsen ist der „Bürger", sondern Strindberg ist es, mit seinem Kampf gegen Köchinnen und andere Windmühlen; Strindberg, der zwar hinter die Dinge sieht, aber was sieht er dahinter? — immer nur wieder Dinge. Ibsens Auge jedoch hängt nicht an dem Gewimmel des Tages, an den Kobolden von Tisch und Bett; was es durchschaut, mag immerhin nicht viel mehr sein als jeder mutbegabte Blick imstande ist; aber was es schaut, ist Schicksal, und das ist nur vom Auge des Genies zu sichten. Wenn die zwitschernde Nora nichts weiter wäre als eine Lektion, wie es die Weiblein machen sollten, so gäbe das einen erkünstelten, spielerischen Anarchismus, der weniger als die gewöhnte, solide Ordnung wert wäre. Und wenn dieselbe Nora, noch durch ein Verbrechen, sich neben ihrem Manne nur als die reinere und ursprünglichere Natur erweisen sollte, so würden wir den mit etwas spitzfindigeren Mitteln als sonst entlarvten Philister unter die Einzelfälle zu rechnen haben. Aber Nora erwartet schließlich nicht die und die bestimmte, für die dramaturgische Lösung ausreichende Tat, — sondern „das Wunderbare". Was das ist, darnach sollte man nie fragen; denn jede Antwort wird nüchtern klingen, und im besonderen Falle Noras klingt sie etwas kindlich, wenn man will: sogar kindisch. Aber nach Nora, gegen das Ende Ibsens, kommen die Ella Rentheim und Irene, die nicht nur die Antwort, sondern auch die Frage durch lange, stumme Jahre in sich hineingeschwiegen haben wie in ein Grab, und die Gräber reden die unüberhörbare Sprache.

Jedes rechte Weib unsres europäischen Zeitklimas darbt; jedes kommt zu kurz; jedes steht in tiefer Einsamkeit, zum Geize seines Reichtums wider Willen verdammt, doch endlich da.

Das ist es, was Ibsen gesehen hat, mit Augen, denen im hohen Alter den Ernst eines großartigen Schweigens, die mysteriöse Entrücktheit über Wunsch und Hoffnung und Klage und Urteil nicht einmal die Brille ins Tagwache verhexen konnte. Es war eine göttliche Liebe, die um Irene wußte; und Ibsen, als ein Liebender, war weitsichtiger als Strindberg, nicht kurzsichtiger.

Als Strindberg; und nun gar als alle die schnell Belehrten, mit Vergnügen Entzauberten, die ihm nachsprachen. Nichts hat es leichter, sich durchzusetzen, als ein Aburteil. Zu glauben, wo andre schon zweifeln, beunruhigt manchen wie eine Rückständigkeit in der Mode. Vollends generelle

Verachtung, die man erweisen kann, tut es unselbständigen Menschen mit einem wahrhaft lüderlichen Behagen an. Ein Volk sei minder, — jeder Lump des besseren Volks fühlt sich als Gott. Und so haben die Männer sich wie einen derben Schluck Branntwein die Erkenntnis zu Gemüte gezogen, daß das Weib physiologisch schwachsinnig sei und daß nur eine sitzengebliebene oder chronisch wieder ausbrechende Pubertätsideologie es möglich mache, die Frauen sozial, moralisch und schöpferisch ernst zu nehmen.

Helenen in jedem Weibe zu sehen, das mag den Trank im Leibe zur Voraussetzung haben; aber eine allgemeine Voraussetzung ist die, daß jeder sich Helena oder ein anderes Götzenbild zum Weibe wünscht und irgendwann einmal darauf verfällt, die Frau, die er sich vom Zufall hat beilegen lassen, an jenen platonischen Urgestalten zu messen. Wenn aber die Weiber es ebenso ungeduldig mit den Männern hielten, wo blieben die? Wenn die Weiber die Männer genau wägten — Frauen sehen so gut, daß ein Mann schon ein Talent ist, der nur soviel sieht, wie jede Durchschnittsfrau, und sie machen nur aus gutem Willen die Augen vor der Komödie zu, die wir in Gottes Welt anrichten — wie viele würden bestehen? wie viele von denen, die, weil sie kleine geistige Angewohnheiten haben, daraus den Anspruch herleiten, verstanden zu werden, eine Nummer zu sein? und wieviel Kümmerlichkeit, Lächerlichkeit und Unappetitlichkeit hat jedes der guten Weiber in den Kauf zu nehmen?

Es gereicht eigentlich den Frauen zur Ehre, daß sie zu allen Zeiten soviel gehechelt wurden; es ist ein Beweis dafür, daß man in jeder einzigen das Ideal zu finden hoffte, die Männer wurden bereitwilliger im Dutzend genommen. Und in was für Weibern hat nicht schon dann und wann ein hornblinder Mann, und wenn er auch ein Genie war, das Ideal gesucht! und war enttäuscht und tödlich beleidigt, wenn er sein Gold als Katzengold erfand. Er sollte schweigen in derlei Fällen; vom Manne aus gibt es zwar unglückliche Ehen, aber keine falschen. Warum ist er zudem so ein Öffentlichkeitsfanatiker auch sonst, und weiß nicht, daß zwar der beste Mann einer Zeit irgendwie offenbar wird, das beste Weib aber wahrscheinlich verborgen bleibt! Ein ins Weibliche übersetzter Strindberg — nein: Strindbergianer! — würde darüber zu donnerwettern haben, daß die Goethe und Bach und Lionardo nicht in Rudeln herumlaufen.

Ibsen steht über diesem niederen Hinundher. Der Angriff Strindbergs versehrt ihn nicht, denn er erreicht ihn nicht; und die Begeisterung der Bildungsdamen bleibt gleichfalls tief unter ihm. Zieht man aber von Strindberg den literarischen Oppositionellen ab und bekommt sein Problem durch Nebenabsichten unverstellt in die Hand, so ergibt sich, daß beide Männer, in jedem Persönlichkeits- und Wesenszug voneinander verschieden, doch aus derselben Not ihre Order herausgehört haben. Ich sagte vorhin, daß Strind-

berg ein Bürger sei; ich sagte es nur zur Hälfte im abfälligen Sinn. Ibsen ist von dem Adelsgeschlecht der know-nothings, der Nichtswisser, der Männer mit den Fragen im Herzen und ohne Antwort auf den Lippen; Strindberg weiß immer, und alles ganz sicher, heute schwarz und morgen weiß mit derselben Tatsachendreistigkeit, und selbst wo er vielfältig ist, kann man die Vielfalt zählen, wie die ineinander gesteckten Becher eines Zauberkünstlers; er hat auch die Fragen auf den Lippen und die Antworten dazu, bald eine sozialistische, bald eine aristokratische, bald eine christologische, wie eben dieses stürmischste aller europäischen Gehirne die Welle warf. Und so ist er, scheinbar ein Mystiker, in Wahrheit immer ins Praktische, ins Soziale hineingewirbelt. Nicht das Weib ist sein Problem, sondern die Familie.

Die Familie, nicht das Individuum, ist nach Lagarde die Zelle des Staates. Sie sollte es sein, sie ist es nicht mehr. Diese Familie, die von der Sippe losgelöst und nicht mehr die Wirtschaftseinheit ist, die nur aus einer kleinen Anzahl ständig aufeinander angewiesener, durch Zufall oder das trügerische, anarchische Element der Gefühle miteinander verbundener Individuen besteht, sie ist Strindbergs Problem, die Brutstätte des Übels. Denn was tun, sobald ein geistig-seelischer Anspruch da ist, die Menschen der ihres Ursinns entfremdeten Familie? Sie machen einander krank. Sie werden einander auffässig, wie Polarreisende in arktischen Nächten, bis zum Haß. Sie haben als Familienmitglieder gegenseitig nichts anderes zu leisten als Gefühle, Müßiggang und Zeitvertreib; da muß der Haß aufbrennen; und die Ehe wird schlecht; und das Weib wird schlecht. Das ist die Familie bei Strindberg, — der nicht die heidnische Familie ähnlich sieht, und also auch nicht die des Bauern, die in ihrem Lebensgefühl so gewiß eine heidnische ist, wie sie eine Wirtschaftsgemeinschaft ist.

Scheinbar ist hier ein rein soziales Problem; zu einem moralischen wird es, gleich manchen andern, durch den schöpferischen Widerspruch des Christentums gegen jede bloß natürliche Entwicklung, einen Widerspruch, an welchem einiges Natürliche zu Grunde geht, anderes sich über sich selbst hinauszuschwingen getrieben wird Was dieses für den Mann bedeutet, das lesen wir in der Geschichte seiner gesunden faustischen Fieber; was aber für das Weib, das hat noch keiner so gefühlt wie Ibsen: in Rebekka West spricht es deutlich, in seinen späteren Frauen heimlich.

Beide, Strindberg und Ibsen, haben denselben Riß in unsrer Welt gewußt; nur daß Strindberg nicht loskam davon, wie Martha entartete, während Ibsen dem langen, bangen Wandel Marias zusah.

Hans Richter und die Dirigenten

von Adolf Weißmann

Man mag jeden Gleichlauf von Kunst und Weltgeschehen leugnen und die Musik insbesondere unberührt auf ihren eigenen Grund stellen: in dieser gewaltigen Krise Europas häufen sich auch für sie Zufälligkeiten, die wie Notwendigkeiten anmuten. Die Tonkunst läuft scheinbar weiter, aber der Riß ist da, wächst mit der Dauer der umwälzenden Ereignisse, und unser Auge sieht stürzende Säulen, wankende Werte, brüchige Vergangenheit. Die Pause, in der Musik von jeher beredt, zeigt nun eine ungeahnte Beredsamkeit.

So war uns eben eine Wagnerkrise bewußt geworden. Ein Sturmlauf der Jüngeren gegen das Werk hatte begonnen. Zur Entwurzelung Wagners hatte das nicht geführt, konnte es auch nicht führen. Ja, die gegenwärtige künstlerische Vereinsamung Mitteleuropas mußte ihn stärken, wenn auch die Frage nach seinem Deutschtum von uns nicht unbedingt bejaht werden konnte. Und nun scheidet jemand, der als Wahrzeichen Wagnerscher Tradition zu gelten hatte: Hans Richter.

Sinn dieser Wagnerkrise war: nicht das Werk sollte gestürzt, sondern seine Pflege anders begründet werden. Farbe und Stimmung haben lange genug ihren Zauber geübt. Das Nachher bewies, daß sie in manchen Stücken überboten werden konnten. Nun hat Wagners Werk sein Unvergängliches gegen die Zweifel an seiner Musik als Wert an sich zu verteidigen: ist sie als Ausdruck echt, hat sie den langen Atem des Großen, und hat sie sich nicht, mit der Unendlichkeit der Melodie, gegen die musikalische Form versündigt? Uralte Fragen, die der Zauber dieser Kunst übertönte und die nun mit bohrender Dringlichkeit von neuem gestellt werden.

Es gab immer nur einen Hans Richter, der diese Zweifel zu bannen wußte. Musiker glauben nur ihresgleichen. Wagner galt ihnen nicht dafür. Er verkörperte ihnen den schöpferischen Dilettantismus. Sprach aber ein echter und großer Musikant für das Werk, dann mußte er ihm Jünger werben. Bürgte er für die alleinseligmachende Form und für die Echtheit, dann war sie gerettet.

Richter ist der musikantischste unter den Wagnerdirigenten. Dieser 1843 zu Raab in Ungarn geborene Musiker hat am Konservatorium Wiener Luft geatmet, sein Handwerk mit Atmosphäre getränkt, im Hofopernorchester gesessen, dem er später Führer sein sollte. Seltsam, daß von hier sich Fäden zu dem umstrittenen Neuerer Wagner spinnen sollen. Aber doch wieder nicht seltsam, weil der Wunderbau der „Meistersinger" sich

ihm sogleich enthüllt, den er, die Partitur abschreibend, mit der eigenen Phantasie nachschaffend bestaunt. Hier, in diesem Ausnahme-Wagner, offenbaren sich ja am stärksten die Zusammenhänge zwischen ihm und der Vergangenheit; so sehr, daß auch der strenge, opernfremde Brahms nicht harthörig bleiben konnte.

Wagner als Musiker, als Architektoniker, als Glied und Höhepunkt nachromantischer Entwicklung begriffen und dargestellt zu haben, das ist der unschätzbare Dienst, den Richter dem Meister und der Welt leistet. Man bedenke: er bewährt die zusammenfassende Kraft gerade dort, wo verzweigte Leitmotivtechnik die Linie zerstören, den Baumeister verdächtigen will: im „Ring", den er 1876 auch als sein Glaubensbekenntnis ausspricht und bis in die vorletzte Zeit mit dem Taktstock vertritt. Mit jener Hingabe, die aus einem Muß und aus dem Gemüt stammt. Vorbedingung für solche Tat ist nicht nur die unbegrenzte Liebe zu dem Werk, sondern das Verwachsensein mit dem Orchester, dessen Instrumente er fast alle spielt, ein Ohr, das alle Schattierungen des Klanges aufspürt, und ein Wille, der sich hemmungslos und zündend auf die Spieler überträgt.

Solches Musikantentum größten Stils also hatte die musikalische Wagnerdeutung zu bestimmen. Scheint es nicht den Grundforderungen Wagners zu widersprechen, daß ein Kapellmeister nur im Orchester lebt, daß er die Szene nicht beherrscht, daß Ohr und Auge sich nicht zur Regieführung verbünden? Scheinbarer Widerspruch. Bayreuth duldet kapellmeisterliches Übergreifen nicht; die Leitung des Spiels hat Wagner selbst, der ja, ein unübertrefflicher Stabmeister, den Taktstock aus der Hand legt, um das Gesamtkunstwerk zu schaffen. Kluge und ergebene Einfachheit eines überragenden Orchesterführers, der feinhörig die Geste auffängt, leistet hier alles. Willensstarkes, warmherziges Mittlertum erreicht den Zusammenklang der Tradition auf der Bühne und im Orchester, das nie der Erstarrung verfallen kann und immer wieder nachschaffendes Künstlertemperament bezeugt. Mag oben schließlich die Geste sich versteinen, der Sprachgesang oft die Reinheit des Gesanges befehden, der unten waltende Wille ruft stets zur herrlichsten Musik zurück. Er verlangt, um das Melos kristallklar aufsteigen zu lassen, selbst von den Bläsern Bindungen, die ihre Instrumentaltechnik weigern möchte. Die Phrasierung ist der Kern Hans Richterschen Musikertums. Aus ihr, die auf des Meisters Gebot ungetrübt durch alle Instrumente zu wandern hat, entfaltet sich die Linie. Der Bau ist errichtet. Die Plastik der Gestaltung redet. Die reine Musik hat das Musikdrama aus sich heraus wiedergeboren.

Stellen wir Hans Richter in den Kreis der Wagnerdirigenten, dann wird er von selbst zu ihrem König. Begreifen wir ihn aber als Diri-

gententypus überhaupt, dann steht er als letzter Meister alten Stils gegen die anderen.

Man kann wohl sagen: Hans von Bülow löste Hans Richter bei Wagner ab. Beide wirken in den Münchener „Meistersingern" von 1868 zusammen. Da führt Bülow noch das Orchester; Richter dagegen den Chor. Bald scheidet jener aus dem tätigen Wagnertum. Er hatte als aufrührerischer, umfassender, weltbürgerlicher Geist mit literarischen Unterströmungen in dem Früh-Wagner seinen Gott gesehen. Das keimende Musikdrama schien auf Bülow zu allererst rechnen zu können. Auch in ihm lebt aus der reinen Musik geschöpfter Bautrieb. Dazu aber kommt eine nervöse Erregbarkeit, die sich der Sinnlichkeit der neuen Tonsprache von selbst darzubieten scheint. Doch ist es schließlich nicht das Lebensschicksal, das ihn dem Wagnertum entfremdet. Fremdheit dem Meister gegenüber taucht schon sehr früh in Bülow auf. Wir spüren sie in den Briefen, die der gesprächige Wagner an ihn richtet. Der Pionier sieht den Mann, der nichts kennt als das eigene Werk, gierig seine Fangarme nach ihm ausstrecken. Dagegen wehrt sich etwas in ihm. Er kann nicht nur Handlanger sein. Er kann nicht Wagnerhöriger werden. Als Künstler nicht, noch als Mensch. Jener sträubt sich als überlegter, scharfsichtiger Geist innerlich gegen die Komödie, deren Musik er als Zukunftswert begreift. Als Mensch fühlt er seinen Eigenwert, seinen reformatorischen Willen und den leidenschaftlichen Trieb, ein musikalisches Erzieherwerk in eigenem Namen zu beginnen und zu vollenden.

Von diesem aufrührerischen Geist, der Vorbedingung für Wagnergläubigkeit zu sein schien, ist nichts in Hans Richter, nichts von einer Reizbarkeit, die der erregte Stil Wagners zu einem die Sinne aufwühlenden Erlebnis machte; nichts von den Anzeichen der Entartung, die man in der von Erotik trächtigen Zukunftsmusik finden wollte. Er setzt der geistigen, künstlerischen Universalbildung sein umfassendes Musikertum entgegen. Und es geschieht, daß dieses, zunächst eine merkwürdige Erscheinung im Wagnerkreise, jenem gesamtkünstlerischen Geist, der in ihm von Natur so heimisch ist, den Taktstock für die positive Wagnerleistung aus der Hand nimmt. Der reife Wagner ist dem reifen Bülow fremd, während er gerade bei Hans Richter am stärksten anklingt, ihm seine instrumentale Verlebendigung dankt.

In der Technik der beiden finden wir die Spiegelung ihrer verschiedenen Naturen; und wir stehen zugleich an dem Grenzpunkt zwischen dem alten und dem neuen Dirigententum. Das Überraschende aber ist, daß die im neudeutschen Dienste erworbene Dirigentenkunst des Wagnerjüngers sich gegen die eigene Schule wendet, während die in sich ruhende Stabmeisterschaft des Vollblutmusikers dem neuen Ideal wieder mit alter, nur

innerlich gewachsener Technik dient. Hier der schlanke, bewegliche, zuckende Bülow, der mit Zeichen Verschwendung treibt, jeden Akzent in Bewegung umsetzt, jede Klangfigur ausmalt, Tempi eigenartig gegenüberstellt, Ohr und Geist für die schärfste Rhythmik und verzweigteste Dynamik aufruft. Und die programmatische Deutung, die er Beethoven gibt, paart sich mit dem Sinn für Architektur, um über dem Einzelnen die große Linie zu fassen. Dagegen der behäbige Richter, ganz absichtslos nur der Linie zugewandt, sparsam in den Zeichen, aber von einer Genauigkeit im Einsatz, die den folgerichtigen Gang der Darstellung gewährleistet. Ein Bild ruhiger Selbstsicherheit, die den Gliedern des Orchesters als empfindenden Musikern vertraut, nur der Sache Beethovens dient. Er schaut auf die Vergangenheit zurück, sieht und erlebt an sich selbst, daß der Dirigent sich erst allmählich aus einem Mitspieler zu einem Führer entwickelt hat, und wächst mit diesem Bewußtsein in die Gegenwart hinein. Bülow hat mit Erzieherleidenschaft Wagnerschen Ichkultus übernommen und in die eigene Natur, in die reine Musik verpflanzt. Richter dagegen offenbart mit seiner Technik, die nur Ausdruck innerer Musik ist, den Verzicht auf alles persönliche Heraustreten, die Treue gegen das Werk. Die Neunte Sinfonie gibt den Querschnitt beider Künstler im Konzertsaal.

Hier, in diesen festgeprägten Persönlichkeiten, ist der Ton für alle Spielarten des Dirigententums gegeben. Im Wagnerkreise hatten Mottl und Levi Geltung gewonnen: jener, an ruhiger Sachlichkeit Richter nahe, hatte doch nicht seine musikalische Urkraft noch seine Allseitigkeit. Wir sahen ihn, den ausgezeichneten „Tristan"-Dirigenten, von Bayreuth abzweigen und in das Fahrwasser modernen Gastdirigierens lenken. Auch er ein Hüter der Tradition; eine Episode im Wagnertum. Aber Hermann Levi, mit dessen Namen der Ruhm der ersten weihevollen „Parsifal"-Aufführung verknüpft ist, steht für sich. Seine Innerlichkeit zieht ihn zu Brahms, den er als Freund wachsen sieht, seine Gesamtkultur und sein Opernkapellmeistertum treiben ihn zu Wagner. Schwere Kämpfe bezeichnen seinen Weg. Bis er, im „Parsifal", die Synthese dessen findet, was er in der Kunst sucht: sein Glaubensbekenntnis. Doch schon ist er versunken. Das Wagnertum saugt auf. Die Traditon ist stärker als der Name.

Aber sie kann in einem Nachwagnerianer von Eigenton Wurzeln schlagen und zu einem Gipfel der Wagnerdeutung führen. In Bayreuth, wo Arbeitsteilung herrscht, löste sich der Kapellmeister von der Szene. In Wien fühlte ein Operndirektor, der zugleich Orchesterleiter war, Gustav Mahler, die volle Verantwortung auf sich lasten und schenkte dem Gesamtkunstwerk Auge und Ohr, alles Wissen und Können, die eigene Urmusik, den dramatischen Nerv, die baumeisterliche Fähigkeit, den künstlerischen Geschmack, kurz, ein Aufgebot von Kraft, wie es die Welt noch nicht

erlebt hatte. Die Leitung des Spieles und die der Musik eine einzige Einheit. Hier gab es Bülowsche Peinlichkeit, die kein Übermaß an Proben scheute, hier aber lebte neben dem Geist und dem Ethos auch eine starke Sinnlichkeit, die aus einer schöpferischen Persönlichkeit strömte. Und ein erregter Künstler las den erregten Stil in seiner Weise; er deutete nur aus, was in den Wagnerpartituren, den genauesten von allen, an Noten und Bemerkungen niedergelegt war. Er brachte die Erfüllung jener crescendi und decrescendi, die Emotion und epische Ruhe zugleich aussprechen, Wagnerscher Weisheit letzten Schluß enthalten und höchstes aufbauendes Nachschaffen fordern.

War das Pultvirtuosentum? Die Mimik der Szene hatte gewiß auf den Menschen übergegriffen, ja, sie ist Vorbedingung seines spielleitenden Wirkens; aber die weit ausladenden Bewegungen und die Gesten Mahlers sind zugleich seelischer Ausdruck eines metaphysisch gestimmten, nach dem Höchsten und Letzten ringenden Musikers.

Hier also ist die Tradition durch den glücklichen Einzelfall einer überragenden, die Szene und das Orchester beherrschenden Persönlichkeit ins Höchstinteressante gesteigert. Aber die Art Hans Richters ist im Tempo entscheidend, ist klassisch geworden.

Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, ist das Architektonische der Musik zu neuem Siege bestimmt. Das aber bedeutet auch den Sieg belebter Sachlichkeit in ihrer Darstellung, die Absage an das Pultvirtuosentum, eine Rückkehr zur Natürlichkeit. Wie das Orchester dem übertriebenen Aufwand an Mitteln entsagt und zu einer verzweigten Einfachheit gelangt, so wird der Dirigent nichts weiter tun, als die Summe aus Erfahrung und Erkenntnis zu ziehen, das rhythmische Gerüst zu achten und die Großlinigkeit durch sein Persönliches zeitgemäß zu bereichern. Dieses Ideal sehen wir in beiden Typen wirken: in den musikantischen und in den literarischen. Nikisch, Krone des Musikantentums, hat im Aufstieg den Pultvirtuosen abgestreift und in der Reife der Jahre die letzte Sammlung gefunden. Seine Eigentechnik, seine Feinhörigkeit, seine Schattierungskunst wollen nun dem Ideal höchster Sachlichkeit dienen. Noch bezwingt auch die ästhetische Erscheinung des Weltmannes, ein Gesamtkunstwerk im kleinen, den Gesichtssinn. Aber Nuance und Linie versöhnen sich. Weingartner, sehr bewußt und um die Ergründung des Richtigen auch schriftstellerisch bemüht, erliegt der Verführung der Nuance weniger und baut ohne Hemmungen auf. Auch er auf den optischen Eindruck noch immer bedacht. Hausegger, als Dirigent eine Frucht des Ethos, der Überzeugung und des Willens, faßt, ein Verächter alles Äußerlichen, mit kantiger Technik zusammen. Richard Strauß aber, der eminent Schöpferische, steht abseits. Denn er schafft dauernd Wechselbeziehungen zwischen dem eigenen und

dem fremden Werk und deutet aus, je nachdem die Stimmungen der beiden sich berühren oder nicht. Der Architektoniker erwacht in ihm stets von selbst. Und die Absichtslosigkeit seiner nicht immer wachen Technik leuchtet ein.

Aus alledem ist das Wagnertum als dynamische Kraft nicht mehr wegzudenken. Es hat den Taktschläger entwertet, den Sinn in das Werk gelegt, das Primadonnentum der Dirigenten zwar zunächst begünstigt, aber den Weg zu einem höheren, gereinigten Ideal geöffnet.

Pause in Bayreuth. Und dort endet gerade jetzt der Mann, der den Bayreuther Gedanken nicht nur am reinsten verkörpert und bewahrt, sondern ihn auch als Keim nach dem Ausland getragen hat. Es ist, als würde man von neuem eingeladen, über die Zukunft des Wagnertums nachzusinnen. Hans Richter ist ein Zwiespalt zwischen Beethoven und Wagner nie aufgedämmert. Ihm war der eine notwendig und lückenlos wie der andere. Diese Notwendigkeit und Lückenlosigkeit ist nur aus der Unerschütterlichkeit des Dogmas zu begreifen, das ein Musiker von innerlicher Notwendigkeit mit allem Reichtum seiner Persönlichkeit vertrat. Das eben kennzeichnet ihn als den Mann eines früheren Geschlechts, dem wir andern, von der nachfolgenden Entwicklung reizsamer Musik Ergriffenen doch als dem Bildner der Überlieferung tief verschuldet sind. Er hatte die Einfachheit in der Vielfältigkeit, die wir erst neu zu erwerben haben.

Gulbranssoniana

von Oskar Bie

Ich gehe in seine Ausstellung bei Cassirer. Am Potsdamer Bahnhof stürzt eine Frau auf mich herauf und schreit: Das ist ja nicht der Anhalter. Nein, sage ich, und pfeife ein Motiv aus der Fledermaus. Verrückt, sagt ein anderer. Nicht wahr, verrückt? Nein, Sie sind verrückt, in solchen Zeiten zu pfeifen. Ein dritter ruft: Kriegspsychose (mit lispelndem S). Alles prestissimo.

Ich gehe weiter zu Cassirer und denke: Situationskomik. Das ist Wirklichkeit, in unpassenden Beziehungen scheinbar passend zusammengeklebt. Alter Stil, Stil der meisten Karikaturen, die den Realismus witzig verknoten, Geschichte des Witzes, vorletztes Kapitel, Wortwitz, komische Situation; letztes Kapitel Morgenstern: ein Knie, eine Mondbanalität, ein blöder Reim mit der ganzen Bedeutung der Kleinigkeit metaphysisch ausgebaut und durch die Welt geschoben. Galgenlieder, Palmströmtyp. Oder

Stil Pallenberg. Das Wort, das an sich nichts ist, dreimal in aufreizender Betonung wiederholt, bis es eine Philosophie wird. Jede Bewegung, jede Handlung so in das Extrem gezogen. Nicht das Komische der Erscheinung genügen lassen, sondern es als Voraussetzung nehmen und sich darüber stellen und mit der Erscheinung, dem Begriff, dem Kollektivum arbeiten als Material höherer Gestaltungsformen. Philosophie des Exzentrischen, Metaphysik des Clownhaften, Seele der Akrobatik, bis an die Grenze hinan, wo diese Karikatur ins Tragische umschlägt, wo Tanz und Schicksal sich berühren, Rätsel der Welt zu Ornamenten des Menschen werden. Zwei große Künstler in diesem Reiche, Pallenberg und die Massary. Sie warfen die Gattungen zusammen. Er von der Schauspielercharge her, sie von der Operettendiva her. Frau Corinth hat eben eine Folge von Pallenberglithographien herausgegeben, die einen Teil seines Weges illustrierend festlegen. Ich könnte mir ein Massaryalbum denken von einer Kraft, in der Toulouse Lautrec und Daumier multipliziert sind. Kostümfragen und Lebensformen als Eines. Carmen und Adele in die Unendlichkeit parallel verlängert, durch alle Dummheiten des Tages hindurch als These der Laune.

Täglich dürfen wir an solchen Thesen der Laune arbeiten. Ganz frei, losgelöst in der Phantasie von der Korruption der Wirklichkeit, mit dem Lächeln des Tyrannen, mit der Schadenfreude des Rächers, verlängern wir eine Vorstellung, bis sie siegt und gestaltet. Verfahren des Lyrikers, der eine Empfindung so lange betont, bis sie Gestalt gewinnt und Umwelten formt, tragisch, komisch, theosophisch, galgenliederhaft, gleichviel. Dem Gewimmel der Menschen auf der Straße plötzlich allen Zweck zu nehmen und sie doch weiter laufen zu lassen. Ihre Nasen in die Schaufenster zu stellen, die Bäume spazieren zu führen, die Wagen auf das Trottoir zu verweisen, alle Klaviere aus den Fenstern herausgucken zu lassen. Eine Straßenbahn mit ihren noch zusammengebundenen, bald ausstrahlenden Insassen zu isolieren und ewig stehen zu lassen. Die Menschen in ihren Wohnungen nackt herumlaufen zu lassen aus Hygiene, also ohne zu lachen. Nur die Zeitungen von vor acht Tagen zu lesen. Kentauren spielen dazu die Laute. Hunde halten an den Ecken Kulturvorträge. Sich im Berufe den Typ eines Haustieres vorzunehmen und streng durchzuführen. Nichts Unmenschliches sei mir fremd. Die Luft der neuen Gegend ist noch hart, es schwingt noch nicht überall, wie auf gewissen modernen Bildern, der Projektionswille ist da, aber die Gegenständlichkeit lastet. Karikatur ist Übertreibung des Charakters, also Loslösung von Beziehungen und Ausarbeitung des Objekts an sich von der sinnlichen Gegebenheit in eine ideale Geometrie. Wodurch sich die Bedingtheit des Charakters ins Unbedingte befreit. Aber wir sind noch zu verstrickt in die ärgerlichen

Maschen falsch verbundener Telephongespräche, Druckfehler, Autos, Beleuchtungen, Organisationen, Leitartikel, Optimismen und Menschheitsillusionen, um der Kunst im Leben ganz folgen zu können. Einen Faden herauslösen und ganz lang spinnen, durch das Geschrei des Tages hindurch, unbeirrt und stetig, wer erlebt sich dies Gedicht mit tragikomischer Miene? Allenfalls wird es ein Essai, Gleichgesinnten verständlich. Morgenstern verstände es, Pallenberg ahnte es, Gulbranssson kann es.

Jetzt stehe ich vor seinen Zeichnungen. Es sind die Zwischenstadien zwischen dem Objekt und dem Simplizissimus. Der Beweis der Entwicklung der Karikatur aus der Wirklichkeit. Der größte deutsche Karikaturist ist ein scharfer Charakterkenner. Er nagelt Physiognomien fest. Das ist die Lehre. Dann beginnt er die Wesentlichkeiten heraus- und herüberzutreiben. Keine Situationskomik, kein Beziehungswitz. Sondern die Erscheinung des Gegenstandes nach den Forderungen zeichnerischer Technik auf ihre Charaktersymbole isoliert. Also keine Beleihung der Natur, sondern ihre Steigerung. Wobei nicht ein Strichelchen passiert, das nicht ihm antwortete.

Vom realen Porträt, unter dessen Marke die Ausstellung gesammelt ist, bis zur Variation der Laune, vom Komplex des Optischen bis zum Eigenleben der charakterisierenden Linie ist der Weg aufgezeigt. In den Ohrfalten Meyrinks, in den Rosenlocken Reinhardts, in der Landschaftsnase Defreggers, in der Kinnkultur Possarts, in den Fettkissen Thomas, in der herrlichen Schluchtengeographie Liebermanns liegt es schon. Die Bleistiftzeichnung von Paul von Below, schmaler, gebückter Kopf mit einem System von Schattenfalten, löst sich schreckhaft von der Materie, um Symbol zu werden. Hier ein Kopf, dort eine Hand, eine Hose, eine Schuhschleife, ein Schlips, ein Handschuh, alles beginnt eine seltsame Bedeutung zu atmen. Es will für sich sprechen, aus dem fabelhaften Realismus der scharfen Bildnisaufnahmen in einen viel fabelhafteren Traum von ornamentalen Beziehungen, rhythmischen Figuren, grotesk-schicksalsverfallenen Zeichen übergehen. Jetzt wird aus der Linie der Nase mit dem Kinn und der Kontur des Haares ein verfänglicher Parallelismus. Ein aufgestützter Arm wird das Vorzeichen einer in jeder Weise aufgestützten menschlichen Haltung. Der Verlauf einer Sporthose wird zum Verräter spiraliger Seelen. Die Querstellungen von schraffierten Schatten werden Rechnungen über Lebensmöglichkeit, jede abgesetzte Fläche wird Statistik, jeder schwarze Fleck, der sich gegen den weißen Urgrund hebt, Landwirtschaft. Das Haar wird Gattungsbegriff der zivildienstlichen Einstellung. Ohr, Fuß, Nase, Finger spitzen sich in die Welt hinein, als hörten, röchen, berührten sie Dinge, die ihnen so zoologisch vorkommen, daß sie in der extremen Zone verharren, um nicht einen Augenblick dieser Menagerie zu verlieren.

Da sprenkelt ihnen der Zeichner ein wenig Farbe über Gesicht oder Kleid, wodurch sie zur Wirklichkeit erwachen. Sie ziehen sich aus dem Zustande angestrengtester Karikatur wieder in das wohlgeordnete Privatleben zurück, in dem der Mensch Objekt, der Maler Arbeitnehmer, der Kritiker Feuilletonist ist. Und er streicht den Titel Gulbranssoniana durch und schreibt darüber: Ein Silvestertraum.

Chronik: Die starken Männer / von Junius

Nun haben wir in Westminster das Ministerium der starken Männer: Lloyd George, Lord Curzon und Lord Milner. Ihnen wurde, um seiner imperialistischen Triebkraft willen, der brave, nur im Negativen bewiesene Sir Edward Carson beigesellt; und der reizlose Bonar Law, der sich nie über parlamentarische Rutine und höheres Parteigängertum erhoben hat, darf als Unterhaussprecher mittun. Lange wurde bei uns gespöttelt, daß es bei wachsenden Verlegenheiten kommen könne; nun, da es in die Erscheinung getreten ist, wird dieser oder jener doch bedenklich. Lassen wir alle Grimassen beiseite. Heizer und Steuermann ist Lloyd George. Er ist jetzt unser stärkster Gegenspieler.

Lloyd Georges bisherige Lebensleistung ist so stark, daß man sich unter Europas Parlamentspolitikern des letzten Jahrzehntes vergebens nach einer gleichen umsieht. Hier ist vielfach von ihm die Rede gewesen, und es wurde auch nicht verschwiegen, über welche demagogischen Mittel dieses leidenschaftliche keltische Temperament verfügt, wenn er seine Wähler, das Volk, die Masse, die Straße vor seinen Wagen spannen will. Aber die Last dieses Wagens sah in stilleren Zeiten einem politischen Ideal immerhin doch sehr ähnlich, wenn man es dort sucht, wo die demokratischen Aufgaben der Industriezeitmenschen entstehen.

Lloyd George war es, der die alte manchesterlich eingerostete liberale Partei durch ein sozialpolitisches Programm großen Stiles verjüngte und ihr die Millionen bedrängter Bürger zuführte, deren Not durch das Bekenntnis zum Freihandel und die sonstigen Ladenhüter des alten Programms nicht aufgehoben wurde. Die Richtung, die von Cobden und Bright zu Gladstone und John Morley lief, führte immer tiefer hinab in Mittelstand und Kleinbürgertum, bis dorthin, wo die in den Gewerkvereinen versammelte Arbeiterschicht sich in den alten gesellschaftlichen Rahmen eingliederte; aber die Überlieferung war starr geworden, der Schlachtruf ‚Friede und Bescheidung' (peace and retrenchment) weckte

kaum noch ein Echo, die Riesenprobleme von England als Weltmacht und Kulturstaat spotteten der alten Klischees. Da, in der Zeit ungestillter Sehnsucht, trat der kleine walliser Bauernsohn aus dem Dunkel.

Die Stacheln, die das Erlebnis mühseliger Jugend und stark gehemmten Aufstieges in sein Gemüt gesenkt haben, setzten sich in das brausende Triebrad seiner Beredsamkeit um, und wir hier, die wir diese Eigenschaften als die des geborenen Demagogen und Volksaufwühlers zu beketzern bequem fanden, wir wären froh, wenn wir über einen Volksmann von dieser stürmenden und drängenden Gewalt der Geste und der Rede verfügten. Bei uns gedeiht dieser Typus kaum. Unsere große Volkspartei wurde von einem durch und durch dialektisierten Geiste, von Ferdinand Lassalle, ins Leben gerufen, und ein Karl Marx gab ihr das geistige Rückgrat. Selbst Bebel mühte sich, in marxistischen Formeln zu sprechen. Friedrich Naumann ist eine Kreuzung aus einem Geistlichen und einem Professor. Wissenschaft und Philosophie haben ihre Religion bestimmt. Lloyd George ist religiös geradezu gebunden; ein bekennendes puritanisches Gemüt, dem Gemeindeleben gläubig zugewandt und von den Zweifeln und Zweifelsfragen vergeistigter Bildung unberührt. Diesen Menschen erfüllt der alte puritanische Missionsgedanke bis zum Rande. Als Leiter von seines Volkes Geschicken wandelt er genau auf den Pfaden, die Oliver Cromwell zuerst beschritten hat. Das eben machte diesen Mann schneller, aber ganz unkomplizierter Entschlüsse zu einer moralischen Kraft erster Ordnung in seinem Lande. Früher waren uns alle diese Dinge nur ‚interessant', sie gehörten ins unblutige Kapitel der Völkerpsychologie. Heute berühren sie den Kern unsres Lebens.

Halten wir daran fest, daß Lloyd George bis zu der berüchtigten Marokkorede 1911 aller auswärtigen Politik fernstand; daß er überzeugter Pazifist war; daß er die großen Aufgaben seines Lebens und seines politischen Radikalismus in dem Umbau der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zugunsten der arbeitenden Klassen erblickte. Er hat alle Steuerlasten und besonders die, welche der Imperialismus mit seinen Flotten und Heeren verursachte, auf die kapitalistischen Schichten abgewälzt, und er hat mit einer Brutalität, die auf dem Kontinent unerhört wäre, die großen Einkommen, die großen Vermögen, die großen Erbschaften in die Steuerzange genommen. Er ist der Bodenrente im Lande der großen Latifundienbesitzer zu Leibe gegangen. Er hat die unverdiente Zuwachsrate (unearned increment) beinahe zu erdrosseln verstanden und, um sein Werk möglich zu machen, das Haus der Lords gesetzgeberisch kastriert. Wo ist der Mann, der in den letzten zwanzig Jahren auf so unblutige Weise revolutionäre Pfade gewandelt ist, mit einem — theoretisch besehen — simplen Glaubensbekenntnis, das nicht vorgab, die Welt aus den Angeln zu heben? Da-

neben blühte das Geschäft weiter, das goldene Kalb wurde auf Straßen und Märkten munter bekränzt wie ehedem, die Schutzzöllner schienen zwar beiseite gedrängt, doch die Imperialisten, ihre stilleren Genossen, agitierten unermüdlich weiter und warteten auf die Gelegenheit, die der Weltkrieg ihnen endlich brachte. Nun tritt Lloyd George auch an ihre Spitze, denn er tritt ja an die Spitze des ganzen Volkes, das einmütig fühlt, wie kritisch die Lage geworden ist und daß nur der stärkste Mann stark genug sei, Britannia unbeschädigt in den Hafen zu geleiten. Wir dürfen nicht übersehen, daß alles, was jung und frisch ist im britischen Gemeinwesen, sich in Lloyd George wiederfindet. Geben wir ruhig zu, daß die grünen Kräfte des Landes, die ihrer Zukunft gewiß sind, in ihm ihr Idol sehen, und schon die Tatsache allein, daß die stolzesten Namen des Hochadels und der Gentry zu Stützen und dienenden Gliedern seines Kabinetts herabsanken, daß allerhand Politiker von eigener Geltung zur Ausfüllung und Ergänzung herangezogen wurden, ist Beweis für den Geist, mit dem Lloyd George seine Aufgaben anpackt. Er zerbricht damit die ganze überlieferte Parteimaschine, unendlich radikaler als vor ihm Joseph Chamberlain oder Benjamin Disraeli.

Wir erleben ein außerordentliches Experiment. Genau so wenig, wie Asquith und seinesgleichen, das heißt die Epigonen der alten liberalen Schule, den Mut zu dem revolutionären Budget und zur Verzwergung der Lords gefunden hätte, genau so ratlos wären die meisten heutigen Politiker Englands, ein Kabinett zu bilden, das nicht die verzweifelte Physiognomielosigkeit eines Koalitionsministeriums trägt. War ihm früher nichts heilig als der soziale Kulturgedanke, wie er kleinbürgerliche und proletarische Gemüter beglückt, so ist ihm heute, in der Krisis des Imperiums, nichts heilig als der Machtgedanke, als die Erhaltung und Verfestigung des machtpolitischen Rahmens, in dem sich jener entfalten und auswirken kann. Nachdem er einmal den Zusammenhang von beiden entdeckt hat, ordnet er alle Politik der Entdeckung unter; und über die diabolische Seite des Imperialismus, die Weltherrschaftsansprüche, breitet er, der Proboer, nach Cromwellschem Vorbild sein alttestamentarisches Christentum und den Pharisäismus der Selbstgerechten. Aber darum wird er zunächst auf eine sichere Mehrheit im Parlament bauen können, um so eher, als er nicht verlernt hat, mit seinem Hauptanhang, den Arbeitern, in ihrer Sprache zu sprechen.

Nicht weniger als drei Arbeiterführer sind ins Kabinett aufgenommen. Voraufgegangen war ein offenbar erfolgreiches Paktieren mit den Gewerkschaften. Der Krieg, wird er ihnen gesagt haben, wird für euch gewonnen werden; folglich muß er auch mit euch und durch euch gewonnen werden. Er wird ihnen Sicherheiten gegeben haben, daß der Krieg die alten bürgerlichen und politischen Freiheiten, deren Genuß dem englischen Arbeiter vor der europäischen Krisis beinahe eine Selbstverständlichkeit war, nicht über

seine Dauer hinaus einengen werde. Dem Sieg über die Widerstände gegen die allgemeine Wehrpflicht wird er billig den Sieg über den preußischen Militarismus folgen lassen wollen, darin vertraut er der Vorsehung und deren Vorliebe für die bessere Moralität, die nur die englische sein kann. Die Furcht vor dem Schutzzoll werden die Arbeiter inzwischen verloren haben, da er wahrscheinlich die einzig mögliche Basis des wirtschaftlichen Zusammenschlusses von Mutterland und Kolonien bilden wird; Lloyd George ist sicher nicht der Mann, sich Theorien zuliebe Fesseln aufzuerlegen. So hat sich auch für England, wie für alle Großstaaten, die in den Krieg verwickelt sind, eine Synthese von Imperialismus und Sozialpolitik ergeben, und in Lloyd George erhält sie Blut und Farbe. Mehr über ihn zu sagen ist heute von Übel. Wir können nur feststellen, daß seine Kenntnis von Deutschland außerordentlich gering ist, daß er die insularen Vorurteile über deutsches Wesen, deutsche Verfassung, deutsche Geistigkeit teilt und daß zum großen Teile diese Vorstellungen auf Unwissenheit beruhen. Wieweit der bisherige Kriegsverlauf diese kuriert hat, ist heute noch nicht zu beurteilen. Jedenfalls hat der Mann eine fabelhafte Initiative; und besitzt er auch die Fähigkeit, mit neuen internationalen Tatsachen zu rechnen, so wird er bald merken, daß zu ihnen die unmöglichste aller Aufgaben gehört: das deutsche Volk unter das kaudinische Joch englischen Friedensdiktates zu beugen und dauernd zu verkrüppeln. Wird er sie haben, oder wird ihn die Logik der Tatsachen beugen müssen, ihn wie uns alle?

Diesem englischen Kabinett der starken Männer haben wir zwei geniale Strategen und eine echt deutsche Gesinnung gegenüberzustellen, wenn wir schon von den Kräften und dem besonderen Format der ringenden Völker nicht sprechen wollen. Diese echte deutsche Gesinnung — wer fühlte es nicht — ist in des Deutschen Reiches Kanzler verkörpert, in Herrn von Bethmann Hollweg. Ist das so wenig, daß wir mit Neid auf die starken Männer in den Kanzleien rings herum blicken sollten?

Es scheint so. Die alldeutsche Fronde stürmt seit zwei Jahren gegen den Staatsmann an. Seine machtpolitische Einsicht sei gering, und seine größte Stärke sei — die angeborene ‚Schwäche der Entschließung'. Man hat die öffentliche Meinung zerwühlt. Man hat Zweifel und Mißtrauen unter die Masse der Unpolitischen getragen, die der Krieg zum Meinunghaben gezwungen hat und die sich, ohne jede Schulung und mit hastig aufgelesener Kenntnis, in kraftmaierischen Krämpfen austoben. Man hat ideale Kanzler zur Wahl dargeboten: bald war es Tirpitz, bald Falkenhayn. Man hat Herrn von Bethmann Hollweg anglophiler Neigungen bezichtigt, wie wenn sein Ziel, den Kampf mit den drei stärksten Weltmächten zugleich durch die Verständigung mit London zu vermeiden, Landesverrat, und

sein ausweichendes Paktieren mit Wilson die Frucht politischer Blindheit und feiger Scheu gewesen sei. Es ist nicht die Zeit, das ganze Netz seiner Motive hier auszubreiten; aber es wird der Tag kommen, wo auch Herr von Bethmann Hollweg seinen Rechenschaftsbericht vorlegen wird: und ich bin sicher, er wird sich anders lesen und positivere Gefühle wecken als der des Fürsten Bülow. Es wird sich zeigen, daß jedes dieser Motive von sachlichen Gedanken und Überlegungen umsponnen ist und daß der heißeste Wunsch dieses Mannes war, aus Liebe zu seinem Volke und aus Verantwortung vor seinem Gewissen die Verewigung der zwei feindlichen Koalitionen zu hindern. Als letztes politisches Ziel war diese Steuerung zu erkennen. Mitten unter den Schwankungen der Kriegslage schwankte auch sie, ich weiß wohl; aber sehr bald schwand die Illusion über die Möglichkeit eines Separatfriedens, der die völlige und unrettbare Vernichtung einer der Weltmächte zur Voraussetzung hätte, und von nun lagen die Ziele einmal in der macht- und mutvollen Selbstbehauptung, und dann auf der inneren Linie: in dem Ausbau der mitteleuropäischen Bundesverhältnisse. Und er begriff, daß die Grundvoraussetzung dieses Gewinnes, wenn er überhaupt möglich sein solle, in einer Belebung des großdeutschen Gedankens sein müsse oder, um dasselbe in zeitgemäßer Formel zu wiederholen, in einem demokratischen Föderalismus. Rein konstruktiv liegt die Schöpfung Polens in dieser Richtung: was indirekt aus dem Protest des preußischen Partikularismus gegen sie geschlossen werden kann. (Die Schwächen dieser Konstruktion liegen in allerhand Voreiligkeiten, die sich als schwere völkerpsychologische und politische Fehler herausstellen können.) Hier, nur hier, das sah der Kanzler, lag und liegt die Schicksalswendung der deutschen Geschichte, hier, nur hier, liegt die Zukunft eines vernunftgemäßen deutschen Imperialismus, der ja nur — in so tragischen Windungen wirkt sich die Geschichte aus — erobert, was er schon besitzt. Aber je klarer die Grundrichtung dieses Standpunktes und dieses Wollens heraustrat, desto heftiger wurde die Fronde. Sie schwoll und schwoll; und schließlich umfaßte sie neben all denen, die aus imperialistischem Koller die scharfe realpolitische Seite dieser zwangsläufigen Zielsetzungen übersahen, auch die vielen andern, welche die (gleichfalls zwangsläufige) innerpolitische Orientierung des Kanzlers nach links in Besorgnis und Wut versetzte. So zeichnen sich die Umrisse unsres leitenden Mannes dar, wenn man das Auge schließt und sein Tun wie aus der Entfernung beschaut. Zu den sympathisch weichen Zügen des Ideologen tritt, als Mittelpunkt, die echt deutsche Gesinnung. Ist dies, in diesem Bacchanal macht- und realpolitischer Fratzen und feiler Humanitätspharisäer, so wenig?

Wir haben Herrn von Bethmann Hollwegs staatsmännische Wirksamkeit vor und in diesem Kriege oft mit Zweifeln und Vorbehalten begleitet. Wir haben seine diplomatischen Fähigkeiten nicht übermäßig hoch ein-

geschätzt und hatten dafür die Entschuldigung, daß er aus dem inneren Dienst stamme und seine Lungen in der besonderen Luft der europäischen Kanzlei zu atmen nicht gewohnt waren, in dieser Atmosphäre mehr schlauer als kluger Mächler, in dieser Ansammlung advokatorisch oder geschäftsgeschulter Gehirne. Er hatte eine Erbschaft übernommen, die auch eine Intelligenz und einen Willen von bismärckischem Kaliber in Verlegenheit gesetzt hätte. Er war mitten in sachliche und persönliche Schwierigkeiten hineingestellt worden, die den Spielraum der deutschen Möglichkeiten im auswärtigen Dienst außerordentlich einengten und deren Stacheln nur ein so bewegliches und kosmopolitisch geschliffenes Temperament wie der Fürst Bülow scheinbar wegzulächeln imstande war. Es ist müßig, darüber zu orakeln, durch welche Mittel der deutsche Reichskanzler den Krieg von Europa hätte abwenden können: daß er ihn als eine grausige Heimsuchung für alle Beteiligten betrachtet, nehmen wir als eine unbestreitbare Tatsache hin. In seiner Anlage vermissen wir jede Spur des gotteslästerlichen Hanges, Vorsehung zu spielen und unter schwierigen aber nicht hoffnungslosen Bedingungen Präventivkriege zu unternehmen: denn nur in verzweifelter Lage hat der Staatsmann ein sittliches Recht dazu. Dem alldeutschen Triebe stand er stets fern; und es ist ganz sicher, daß in seinem Gemüt die Vorstellung wurzelte, es möchten sich für die deutschen und mitteleuropäischen Wachstumsbedürfnisse unblutige Wege finden, die an dem imperialistischen Strudel vorbeilaufen. Vielleicht hat dieser Glaube diplomatisch seine Hand gelähmt, seinen Blick getrübt. Aber nun, nachdem der Leidensweg beschritten ist, treten um so schärfer und um so wohltuender alle jene Eigenschaften hervor, die mit der moralischen Seite seines Charakters zusammenhängen: die Besonnenheit, die Mäßigkeit in der Aufstellung von Zielen, das Gefühl für den revolutionären Rhythmus des Geschehens, der noch weit mehr als die Karten von Europa die Funktionen des sozialen Körpers bestimmen wird. Da der Krieg, militärisch gesehen, eine ungeheure Zwangsläufigkeit geworden ist, liegen gerade in dieser Charakterbeschaffenheit des Kanzlers die besonderen Garantien für unsere deutsche Zukunft. Es wird der Tag kommen, wo das allgemein noch stärker empfunden werden wird als heute. Es wird sich dann zeigen, daß der Staatsmann sich eher zum Diplomaten als der Diplomat zum Staatmann entwickeln kann.

Dieser hat das Bedürfnis, die Fenster aufzureißen und seinem Volke, dessen Masse in den Pfuhl der Reichsverneiner geworfen worden war, beide Hände entgegenzustrecken. Er tat und tut es noch zaghaft und unfrei; und die Art, wie er den Zivildienst durch Herrn Helfferich parlamentarisch vertreten ließ, war unsicher und unklug. Aber aus dem Bann des bloß guten Willens ist er doch schon getreten. Unbewußt läßt er das Alte versinken, er baut auf das neue Geschlecht, das aus Leiden und Gefahren

emporsteigt; und die Unbesiegbarkeit der Fronde wird ihn auf seiner Bahn weiter treiben, wenn er nicht mit Halbheiten beladen in dem revolutionären Strudel der Zeit versinken will. Die Erinnerung an die Ideologie der Befreiungskriege wird seine bauenden und seine Widerstandskräfte beleben. Während andere die Technik der zukünftigen deutschen Wirtschaft bestimmen, den Umfang und die Art des unvermeidlichen Staatssozialismus beschreiben und die Gewichte berechnen, durch die das mitteleuropäische Arbeitstier dem Reich, dem Staat, der Gemeinde und allerhand sonstigen Überindividualitäten verfrondet sein wird, schweifen darum unsere Gedanken zu jener herrlichen Denkschrift Hardenbergs aus dem Jahre 1807 zurück: sie enthält, ihrer Gesinnung nach, das Programm unsrer wie jeder aus dem Geiste geborenen Erneuerung. Hier ein paar Sätze, an die der Kanzler erinnert sein mag:

„Die französische Revolution, wovon die gegenwärtigen Kriege die Fortsetzung sind, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt; das Elende und Schwache, veraltete Vorurteile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört. Die Benachbarten und Überwundenen wurden mit dem Strome fortgerissen.

Unkräftig waren alle die Dämme, welche man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführte, bald diesen im gefährlichen Irrtum unterbrach und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschaffte.

Der Wahn, daß man der Revolution am stärksten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergang oder der erzwungenen Annahme derselben entgegensehen muß. Ja, selbst die Raub-, die Ehr- und Herrschsucht Napoleons und seiner begünstigtsten Gehilfen ist dieser Gewalt untergeordnet und wird es gegen ihren Willen bleiben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ohnerachtet des eisernen Despotismus, womit er regiert, er dennoch in vielen wesentlichen Dingen jene Grundsätze befolgt, wenigstens ihnen dem Scheine nach zu huldigen genötigt ist.

Also eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu den großen Zwecken der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen, — das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung: dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist."

Ein sogenannter Zufall spielte mir diese Denkschrift in die Hände. Ich blättere, und blicke dann verwundert und beschämt auf Massen von Kriegsschriften, die von dem reden, was ein abstoßend häßliches Wort unter Neuorientierung begreift. Das Ideal war damals ein Bund aller schöpferischen Menschen und Kräfte, unerbittlich zielstrebig gleich dem der Jakobiner, ‚nur nicht im Zweck und in der Anwendung verbrecherischer Mittel', mit Preußen an seiner Spitze: er könnte die größte Wirkung hervorbringen und wäre für dieses Land die ‚mächtigste Allianz'. Klingt das nicht wie das Zaubermittel, das allein unseren mitteleuropäischen Föderalismus ins Leben rufen und am Leben erhalten kann?

Herr Helfferich verdient eine Sonderbetrachtung. Auf seine Schultern hatte der Kanzler die schwere aber dankbare Aufgabe gelegt, die revolutionärste Maßregel des Krieges, die Zivildienstpflicht, vor dem Reichstag zu ‚vertreten'. Ihre Annahme stand von vornherein fest. Von den Formalien und technischen Einzelheiten abgesehen, brauchte der Minister den sachlichen Kern nicht plausibel zu machen: er sprach für sich. Er konnte sich die Mühe sparen, ‚den stumpfen Widerstand der Welt' zu besiegen. Jeder wußte, daß der eiserne Griff dieses Notgesetzes die Verkäufer menschlicher Arbeit stärker packte als die Leiter und Verwalter des Produktionsprozesses oder gar die sozial höher stehenden Schichten. Im Handumdrehen wurde ein Stück Sozialismus improvisiert, vor dem trotz aller Trutzreden noch gestern den meisten Mitgliedern der radikalsten Partei graute. Es war daher selbstverständlich, daß die Abgeordneten der Linken alle möglichen Sicherheitsventile gegen Willkür und lohnpolitische Verkürzung und Entmündigung dem Gesetz würden einzubauen suchen, und es war noch selbstverständlicher, daß der Geist und die Gesinnung des Ministers von dem Hauch der revolutionären Umstände umweht und seine Worte den Schlüssel zur neuen Zeit bringen würden. Welch grausame Enttäuschung — wenn man das Recht gehabt hätte, auf den parlamentarischen Takt des Herrn Helfferich zu bauen. Und welcher Hohn auf Hardenbergs demokratische Grundsätze in einer Monarchie . .

Zwölfter Dezember. Der Deutsche Kaiser macht, zugleich im Namen der Verbündeten, den feindlichen Mächten ein offizielles Friedensangebot.

Die Feder entsinkt mir und ich schöpfe Atem. Friede: ein sonderbar bewegender Klang, der ins unbekannte Land unserer Zukunft verlocken soll.

Er wird heute verwehen, im tempest dropping fire, in diesem Sturm, der uns mit Feuersfluten überschüttet; und morgen doch dieses Leben packen, um es aus Schande und Schändung ins Paradies der irdischen und ewigen Dinge zurückzuführen.

Anmerkungen

Deutsche Kulturgesinnung

Mit Gewissenhaftigkeit und mit der Möglichkeit, die einem Einzelnen gegeben ist, verfolge ich die deutsche Kriegsliteratur. Immer wieder ist es mir ein Trost in dieser schrecklichen Zeit, daß von Ausbrüchen des Hasses in dieser Literatur verschwindend wenig zu finden ist. Dasselbe gilt ja erfreulicherweise auch im allgemeinen von der deutschen Presse Deutschlands und Österreichs. Auch die vereinzelten Ausnahmen sind zahm im Vergleich zu gewissen französischen und englischen Zeitungen. Worin aber Deutschland einzig unter allen kriegführenden Völkern dastehen dürfte, das ist die durch den Krieg in keiner Weise unterbrochene Geistesarbeit, der sich mit Eifer nicht nur die zu Hause Gebliebenen hingeben, sondern — und das ist das Bezeichnende und Einzigartige — die auch von Männern der Wissenschaft im Felde gepflegt wird. Da liegt vor mir ein Buch: „Der französische Geist und die Freimaurerei" (Leipzig, K. F. Köhler), das 209 Blatt stark und wesentlich eine Forscherarbeit ist. Der Verfasser, Wilhelm Ohr, schreibt im Vorwort: „Begonnen in einer ruhigen Zeit in der Etappe, wanderte das Manuskript mit in die Schützengräben und Bereitschaftsstellungen, blieb oft wochenlang liegen und war wohl zehnmal mitsamt dem Verfasser in Feuer und Gefahr. Nun hat ein kurzer Lazarettaufenthalt die Möglichkeit eines Abschlusses gebracht und nun gehe es hinaus als ein nicht unwürdiges Zeugnis deutscher Arbeit im Kriege." Das ganze ist voll von deutschem Kulturgeiste, der mitten im Kriege die Stunde segnet, „die uns den Frieden bringt", und „an die neue große Arbeit" denkt, die dann kommt: „den Wiederaufbau unserer Friedenstätigkeit". Ein für uns sehr ehrenvolles Buch!

Aber geradezu erhebend und ans Herz greifend ist eine andere literarische Erscheinung. Sie steht im zwölften Heft des zehnten Jahrganges der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" (Leipzig, Teubner) und heißt „Weltanschauung und Weltkrieg." Der Verfasser, Emil Hammacher, war Privatdozent an der Universität Bonn. (Sein Weltanschauungsbuch hat viele Beachtung gefunden. Neuerlich wieder hat ein Mann der Wissenschaft von Rang, Albert Eulenburg, in seiner überaus inhaltreichen Schrift „Moralität und Sexualität", Bonn, Marcus und Weber, sich mit den Kapiteln des Buches „Frauenfrage" und „die sexuelle Frage" auseinandergesetzt, und die Art, wie er es tut, zeigt die Hochschätzung, die er dem Intellekt und dem sittlichen Charakter Hammachers zollt) Er hat seinen Namen schon durch mehrere größere wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht, deren bedeutendste wohl die bei Teubner in Leipzig erschienenen „Hauptfragen der modernen Kultur" sind. Er trat sofort bei Kriegsbeginn ins Heer. Im März dieses Jahres erhielt er für eine überaus kühne Patrouille-Unternehmung, die er als Leutnant und Kompanieführer durchführte, den Beinamen „der Held der ferme de Metz" und das Eiserne Kreuz erster Klasse. Im selben Monat März hielt er vor dem Stabe seiner Division einen Vortrag, der unter dem angeführten Titel als seine

letzte wissenschaftliche Arbeit gedruckt wurde. Die Redaktion der Monatsschrift teilt die hier angeführten Tatsachen mit und fügt bei, daß der Verfasser noch Mitte Juli um baldige Sendung der Korrektur gebeten habe, „da ich nicht weiß, ob ich später noch dazu kommen werde." Am 20. Juli fiel er in der Nähe von Ablaincourt.

Sein Schicksal erschüttert uns doppelt. Das große Sterben in Europa erfüllt uns mit Grauen, das vermehrt wird bei dem Gedanken, daß nicht nur so viele Menschenleben, für jeden Betroffenen ein unersetzbares Gut, sondern mit ihnen tausendfache Kultur, erworben in fleißigem Streben und vielversprechend für die Zukunft, vernichtet werden.

Aber als Deutsche erhebt uns das Schicksal Hammachers, das uns eine fast heilige Bedeutung hat. Erstlich sehen wir, wie im ersten mitgeteilten Falle, einen jungen Gelehrten mitten im tobenden Krieg beschäftigt mit ernster Arbeit wissenschaftlichen Charakters. Bei W. Ohr wundern wir uns, wie er die Gelegenheit fand, geschichtliche Quellen herbeizuschaffen, bei Emil Hammacher staunen wir darüber, wie er, ernsthaft seine militärischen Obliegenheiten erfüllend, die Ruhe des Geistes und des Gemütes erzwang, den Krieg mit strengphilosophischer Methode zu werten. Zu welchem Ergebnisse er dabei gelangt, steht in zweiter Linie. Daß er voll Vaterlandsliebe und Pflichtfreude in den Krieg zieht und während des Krieges die philosophische Bejahung des Krieges kräftig und froh begründet, verleiht seinem Bilde einen heroischen Zug.

Ein zweites aber wirkt nicht weniger erhebend auf uns. Der strengwissenschaftCharakter des Vortrags, dessen Anhörung tätiggeistige Mitarbeit verlangt, wird vom Redner den Mitgliedern eines kriegerischen Stabes zugemutet. Unwillkürlich fragen wir uns: bei welchem unserer Gegner ist ein ähnlicher Vorgang denkbar? Vielleicht noch bei den Franzosen. Wahrscheinlich würde er aber bei ihnen auf eine leidenschaftliche Deklamation hinauslaufen, während der Deutsche in nüchterner Herbheit, die aber ergreifend wirkt, schlicht und wahrhaft zu ergründen sucht.

So verdient es denn Emil Hammacher, als Held der Feder und des Schwertes in das Gedächtnis des deutschen Volkes einzugehen.

E. Pernerstorfer

Mehr Büchner

Die äußere Vorbedingung ist erfüllt: die bequeme, in der Hand leicht wiegende, schön gedruckte, ehrfurchtsvolle, unerschrockene, vollständige — auch den unerhört aufrührerischen, biblisch rhapsodierten Hessischen Landboten enthaltende — einbändige Ausgabe, herausgegeben von einem Führer der Kritik, der endlich, nachdem Meier-Graefe gewirkt hat, die Betrachtung der Geistesrepräsentanten aus dem ärmlichen Anfangsstadium der akademischen Disziplin in eine Phänomenologie des künstlerischen Menschen hinüberführen wird. Ich meine die „Gesammelten Werke Georg Büchners", die Wilhelm Hausenstein im Insel-Verlag erscheinen läßt.

Auch die innere Vorbedingung für die Erkenntnis dieses Dichters, der neben Kleist steht, ist gegeben. Sie liegt in der Zeit, sie liegt im Krieg. Eine Neuorientierung unseres deutschen Dichtens ist unvermeidlich, wie eine Neuorientierung unsrer Politik, unsrer Soziologie, unsres ganzen Zustandes unvermeidlich ist. Das ist eine Forderung, meinetwegen, und jede Partei wird sie nach ihrem Bedürfnis auslegen. Es ist aber auch bereits eine Erkenntnis, denn die Zeichen mehren sich für den, der sehen will. Neue Jugend, neue Energie, neue Vertiefung künden sich täglich an. Ich glaube nicht, daß diejenigen auf ihre Rechnung kommen, die an einen Zuwachs der Ideen glauben, die das Reich

seit 1870 groß gemacht haben; das ist nicht mehr als ein begreiflicher Irrtum und ein gar zu einfacher Wunsch.

Der Geist folgt nicht den Ereignissen, um ihre Apologie zu geben, er wendet sich von dem ab, was sich sichtbar gemacht und seine Berechtigung nachgewiesen hat. Er gibt sich nicht dazu her, Mittel zur Konservierung zu werden, er lenkt die Rotation in neue Bahnen, fliegt neuen Ideensonnen zu und vollzieht das Gesetz der Revolution.

Es verbietet sich, alles zu sagen, was hier zu sagen wäre, und es läßt sich nur andeuten, daß einer Periode der straffen äußeren Organisation und der staatlichen Struktur eine Epoche der radikalsten Besinnung auf das Menschliche folgt. Es könnte sein, daß diese Besinnung, weil sie maßlos gesteigerte Begierde nach Wesentlichem ist, anarchistische Formen annimmt, die alles Zeitliche, Normenhafte, Systematische einreißt und sich mit Inbrunst in den dunklen Strom der Sehnsucht nach Größe stürzt. Die Ekstase kommt, und Ekstase ist zerstörerisch, wie Beethoven, antike Tragiker und alle Größen zerstörerisch gewesen sind.

Man könnte ohne Konstruktion denken, daß Menschen, die im Inferno von Verdun und der Somme geweilt haben und schon von der Erde getrennt waren, nicht mehr als Individuen zurückkehren, sondern, von den Schauern des Todes und der Verwesung geschlagen, der Rationalität und bürgerlichen Ordnung des Daseins voll Verachtung und Haß entgegentreten. Sie haben das Wissen erlangt, jenes Wissen, das früher durch das religiöse Erleben gegeben wurde, damals als Christus die Gesellschaft leugnete und Buddha Stand und Familie verließ. Wer weiß, ob nicht eine Wanderung der Seelen beginnt, so umwälzend wie die sagenhaften Völkerwanderungen, deren triebhaftes Ziel neue Wohnsitze waren, die vom Alten und unerträglich Gewordenen befreiten? So scheint es mir, als werde der staatliche und nationale Mensch von gestern zu wandern beginnen, um den ewigen, halb vergeßnen Schoß zu suchen, aus dem alles quillt, das Volk.

In politischer Verengung heißt das vielleicht Demokratie, in menschlicher Wesentlichkeit aber Sturz in die Irrationalität der Schöpfung, in die erhabene, schmerzhafte und tragische, demütige und aufrührerische, zärtliche und lästernde Unfaßbarkeit der Spanne zwischen Geburt und Tod, in die tiefsinnige Sinnlosigkeit einer Folge von Phänomen, die nicht klarer werden, wenn man sie mit Etiketten deutscher Systematik oder lateinischer Methodik beklebt.

Und das ist Büchners Welt. Wie Kleists Käthchen die tiefste Erklärung in ihrer Zwillingsschwester Penthesilea findet, ergänzt sich die Revolutionsraserei seines Dantonstückes in der blumenhaften Schönheit, Reinheit und Liebessehnsucht seiner Lena. Beide schwingen, das ist das Geheimnis, um denselben Pol der Verzweiflung.

Die Gestalt des Danton, des Leonce, des Lenz und auf seine Weise des Wozzek, sie alle sind Paraphrasen einer Büchnerschen Grundfigur, die in die Gegend des Hamlet gehört. Ihr Schmerz ist dunkler, brennender als der des Dänenprinzen, aber man muß denken: wenn Shakespeare eine Gestalt denen, die nach ihm gekommen sind, zur Weiterbildung übrig gelassen hat, es Hamlet ist, Hamlet, der Mensch an sich, der sich in den Mittelpunkt eines so ungeheuer kreisenden Systems gestellt sieht, daß er nie den festen Punkt finden wird, um sich anzuklammern. Freilich, dieser Hamlet schwankt nicht eigentlich, sein Spott ist Blasphemie, seine Melancholie verbrennt ihn lodernd, er ist ein armes Tier, das sich in dunklen Gängen tot rennt, wie unser Blut nie, nie durch andre als dunkle Adern strömt. Dieser Hamlet bricht zusammen, nur weil das Dasein alle Trümpfe des Spiels vor ihm voraus hat: es ist ewig und grausam, während er der Zeit und dem Tode untertan ist.

Wie er die haßt und durchschaut, die das Leben nach Kategorien einrichten wollen, die Machthaber, die Könige, ihre Diener und Beamten, ihre Räte und Pfarrer, und wie er, solange er den Kampf nicht aufgibt, Rettung bei dem sucht, was mit ihm leidet und seinesgleichen ist, dem Volk! Wozzek, der Soldat mit dem böhmischen Namen und der slawischen Herzlichkeit, ist die größte Verkörperung des Volkes in allen Literaturen, dumpf und unausschöpflich an jeder menschlichen Tüchtigkeit, — Opfer, wie in diesem Kriege die Millionen Gemeinen Opfer sind.

Und seine Maria sagt: „Meinetwegen, es ist alles eins," wirft sich dem Tambourmajor an den Hals und ist Volk wie er. Alle sind sie mit einer Größe der Milde gestaltet, daß man gerade so gut das Gegenteil behaupten kann: sie sind ganz ohne Milde, rein „phänomenologisch" gestaltet. In „Dantons Tod" sieht Lucile ihren Desmoulins nicht mehr, und Julie ihren Danton nicht mehr, nachdem sie verhaftet sind; die Frauen bleiben frei zurück, herrlichster Ausdruck der Gleichgültigkeit alles Geschehens. Aber Lucile tötet sich, und Julie liefert sich durch den Ruf vive le roi irgendwelchen Republikanern aus — erhabenste Tragik und Sieghaftigkeit dieser vegetativen Frauen.

Nichts von Rationalismus, alles Schöpfung aus dem Absoluten und Zeitlosen, fern der gesellschaftlichen Orientierung, die man im französischen Drama des neunzehnten Jahrhunderts findet. Und doch ist ein französischer Einschlag da, der einen Hessen zu einem Jakobiner macht, das heißt zu einem Menschen, der in der Irrationalität des Lebens die Fahne der tödlichen Unentwegtheit aufpflanzt.

Georg Büchner war auch der Bruder jenes Ludwig Büchner, der die Welt in die Kategorien Kraft und Stoff einfing. Diese Verwandtschaft ist unbegreiflich, und doch ist sie von tieferer Bedeutung. Der platte Materialismus des einen ist die stumpfe Formulierung des genialen pantheistischen Atheismus des andern; der befriedigte Wissenschaftler ist die ohnmächtige Abschwächung des tragischen Künstlers, der dem Bild von Sais die Maske der Ordnung vom Gesicht reißt. Vor diesem Bild zieht das Volk vorüber, aus dem Nichts heraufquellend, in das Nichts hinuntersinkend, und wenn etwas überhaupt Mitgefühl und Bejahung verdient, dann ist es das Volk, der Zug der Menschen, über dem blasse Gestirne leuchten.

Das ist die Ethik, die Büchner allein aufrecht erhielt — nein, aufrecht hätte erhalten können, wenn er aus seiner Nation und seiner Zeit einen Ausweg gesehen hätte. In das junge Deutschland gestellt, löste er sich voll Verachtung von dem zerfahrenen Revolutionismus von Burschenschaftlern, die als Akademiker unter sich bleiben wollten, und von dem trivialen Jakobinertum der deutschen Flüchtlinge in Straßburg und anderswo, denen der Mut fehlte, aus dem Nichts wenigstens die Leuchtkugeln ihres Willens aufsteigen zu lassen. Sein Leben brach bei dem grandiosen Wahnsinnsfragment des „Lenz" ab, aber man muß sehen können, daß jener Zusammenhang mit dem Volk ihn hätte erlösen und weiterführen können und daß er eine singuläre Erscheinung eines deutschen Künstlerpolitikers geworden wäre, die einzig noch denkbare neben dem großen Positivisten Bismarck, dessen Antipode er gewesen wäre. Ich glaube eben deswegen, daß er unsre Zukunft befruchten wird, denn die Ethik, die unsre Kunst braucht, wird zur Politik führen — Ethik nicht mehr im Sinn von absoluter, über den Menschen gesetzter Moral, sondern im Sinn von selbstgewollten und selbsterschaffnen Zielen, die in der Erkenntnis der traumhaften Unwirklichkeit des Lebens wurzeln. Das allein ist höchste, disziplinierte, suveräne Herrschaft über das Leben. Soweit ist Büchner nicht gekommen, aber er steht groß an diesem Scheidewege.

Otto Flake

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Nationale Autonomie

von Franz Oppenheimer

Jahrzehnte hindurch hat es geschienen, als sei die nächste und dringendste Aufgabe der Menschheit die Lösung des sozialen Problems, der schicksalschweren Frage, wie es möglich sei, der arbeitenden Masse einen größeren, für die Existenz als Kulturmenschen ausreichenderen Anteil am Gesamterzeugnis der Volkswirtschaft zuzuführen. Jetzt aber, nachdem diese Aufgabe in Staaten höherer Kultur wenigstens so weit gelöst ist, daß man von einem eigentlichen Elend der großen Schichten nicht mehr sprechen kann, zeigt es sich, daß ein anderes, ein politisches Problem immer dringender, nein drohender seine Lösung, zum wenigsten seine Teillösung fordert; es ist das Problem der Nationalität.

Bisher schien die Aufgabe nur denjenigen Staaten zuzufallen, die innerhalb ihrer Grenzen Nationen von verschiedener Abstammung, Art und Sprache umfassen. Jetzt aber stellt sie sich als paneuropäische, mindestens als westeuropäische Aufgabe. Dieser furchtbare Krieg ist nichts anderes als der katastrophale Versuch Europas, die politische Form zu finden, die seiner längst vollzogenen Verschmelzung zu einem großen einheitlichen Wirtschaftsgebiet entspricht. Wenn der Versuch mißlingt, werden neue Kämpfe folgen, neue Millionen verbluten; die Staaten werden sich mit unerträglichen Schulden belasten — und die Kultur wird sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika flüchten müssen, wo ein ungeheures, nach Sprache, Art und Lebensgewohnheiten ganz einheitliches, noch sehr dünn bevölkertes Wirtschaftsgebiet über eine Milliarde Menschen umfassen wird — ohne Kanada und Mexiko, die selbstverständlich früher oder später dem Gesetz der politischen Gravitation zufolge angegliedert werden müssen — wenn es auch nur die durchschnittliche Volksdichtigkeit des heutigen Deutschland erreicht haben wird. Dann wird hier ein unerhörter Reichtum sein, wie er nur in einem einheitlichen Marktgebiet von so kolossaler Kaufkraft denkbar ist; ihm wird die Macht zu Lande und zur See entsprechen; Europa als Ganzes wird den Amerikanern vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erscheinen wie uns heute der Balkan erscheint,

als ein Haufe interessanter Nationalitäten, die sich gegenseitig für verblaßte Ideen die Hälse abschneiden, und wird zu einem Gegenstück des heutigen Vorderasien herabsinken, zu einer wenigstens relativ armen und menschenleeren Wüstenei.

Man sieht, das Problem ist ernst genug, um ins Auge gefaßt zu werden; und es handelt sich nicht etwa um eine Aufgabe, die reichlich Zeit hat, in der kommenden Friedensperiode mit behaglicher akademischer Breite behandelt zu werden, sondern sie ist von der allerhöchsten Aktualität, verlangt sofort in Angriff genommen zu werden. Schon während des Krieges haben Graf Tisza den Rumänen Ungarns und Graf Berchtold den Italienern Österreichs kräftige Konzessionen gemacht, aus guten Gründen; und alle Vorstellungen, die man sich heute überall von der Neuordnung der politischen Landkarte Europas durch den Frieden macht, kreisen um das gleiche Problem. Wenn ein namhafter Berliner Gelehrter zum Beispiel mit wahrem Entsetzen jede Angliederung polnischen Sprachgebietes, in welcher staatsrechtlichen Form auch immer, an das deutsche Reich ablehnte, so war sein Argument die Verzweiflung daran, daß das Problem des Friedens zwischen den Nationalitäten auch nur im groben lösbar sei. Und doch möchte es vielleicht sein, daß strategische Rücksichten oder die Erwägung künftiger Machtverhältnisse es dringend wünschenswert erscheinen lassen, die deutsche Machtsphäre nach Osten vorzuschieben.

Also: ein furchtbar ernstes und unmittelbar drängendes Problem, dessen Erörterung nicht länger verschoben werden kann.

Vier Staaten gibt es in Europa, die in ihren Grenzen mehrere Sprachstämme umfassen: die Schweiz, Belgien, Österreich-Ungarn und Rußland, um von den Einsprengungen kleinerer Splitter in sonst einheitlichen Nationalstaaten zu schweigen, wie den Polen, Dänen und Franzosen in Deutschland. Und ein staatlich zersplittertes Gebiet, in dem die Nationalitäten durcheinanderhausen: den Balkan. Hier überall mußte das heute europäisch gewordene Problem zuerst nach seiner Lösung im kleineren Rahmen verlangen.

In der Schweiz, wo drei, mit den Rhäto-Romanen sogar vier Sprachstämme nebeneinander leben, ist die Aufgabe weit genug gelöst, um gefährliche Spannungen nicht aufkommen zu lassen, fast ebenso in Belgien. Auf dem Balkan dauert der Versuch noch an, das Problem durch das Schwert, durch Ausrottung und gewaltsame Unifizierung zu lösen: das ist die Methode, die wir gerade zu umgehen wünschen. Im heutigen Rußland hat der Versuch gewaltsamer Entnationalisierung und Russifizierung sein Ziel jedenfalls nicht erreicht; und die nächste Zeit wird zu zeigen haben, ob das verruchte System noch die Kraft hat, sich aufrecht zu erhalten. Von Österreich aber ist hier ganz besonders ausführlich zu handeln.

Die Donaumonarchie hat nämlich in ihrer absolutistischen Periode, bis

1848, gleichfalls mit zäher Beharrlichkeit versucht, den herrschenden Sprachstamm, hier die Deutschen, zum staatlichen Maß aller Dinge zu machen, alle anderen Stämme zurückzudrängen, womöglich zu entnationalisieren. Der Versuch, den das humanere Reich nicht mit allen Mitteln des russischen Terrorismus betreiben konnte und mochte, scheiterte vollkommen. Von dem Deakschen Ausgleich an gab es zunächst zwei herrschende Sprachstämme in der Monarchie, die Magyaren in Trans-, die Deutschen in Zisleithanien. Während es aber den Magyaren, (die relativ bedeutend zahlreicher sind, — sie machen fast die Hälfte aller Einwohner von Trans aus, die Deutschen nur etwa ein Drittel von Zis — und die von ihrer Landaristokratie politisch weit besser geführt wurden als die Deutschen von ihrer Bourgeoisie) gelang, sich als herrschender Stamm durchzusetzen und zu erhalten, wurden die Deutschen durch die Tschechen, Polen, Italiener, Slowenen usw. von Zugeständnis zu Zugeständnis gedrängt, ohne daß es darüber zur Zufriedenheit der Nationalitäten kommen wollte. Im Gegenteil, die Zwistigkeiten flammten immer heller auf, und zeitweilig schien der Zusammenhalt des Reiches ernstlich bedroht. Wenn auch die große Probe dieses Krieges seine Festigkeit erwiesen hat; jedenfalls war der Glauben an seine Brüchigkeit ein starker Posten in der Rechnung unserer Feinde — und einige schmerzliche Einzelerfahrungen haben ja in der Tat ihren Erwartungen entsprochen.

Kein Wunder daher, daß Österreich es war, das die ersten Schritte zur Lösung des Problems tat. Die Praxis tastete nach einem Ausweg aus der Sackgasse, in die man sich verrannt hatte, und die Denker suchten danach. Und so bildete sich allmählich der Anfang dessen heraus, was man seither die „Autonomie der Nationalitäten" zu nennen gelernt hat.

Den Auftakt gab der Reichstag zu Kremsier im Jahre 1848. In der damals beschlossenen Verfassung heißt es: „Alle Volksstämme des Reiches sind gleich berechtigt. Jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität überhaupt und seiner Sprache insbesondere. . . Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate gewährleistet."

Als die Monarchie endgültig aus der absolutistischen in die konstitutionelle Regierungsform übertrat, wurde in dem berühmten und fast berüchtigten § 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 der Kremsierer Entwurf fast wörtlich zum Gesetz erhoben und wie folgt ergänzt: „In den Ländern, in denen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält." Damit war der Entwicklung eines halben Jahrhunderts das Ziel gesteckt:

ein Ziel, das jeder ohne weiteres erschauen und erfassen konnte, der das Schiff eines Staates nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu steuern entschlossen war. Aber damit war noch nicht einmal der Anfang des Weges betreten, der allein zu diesem Ziele führen konnte.

Denn der § 19 gab wohl theoretische Rechte, aber er bezeichnete keine legitimen Träger dieser Rechte, und niemand dachte daran sie zu schaffen. Was ein „Volksstamm" ist, blieb im Dunkel des allgemeinen Sprachgebrauches, wurde nicht zu der juristischen Klarheit gebracht, die überall herrschen muß, wo Pflichten auferlegt oder Rechte gewährt werden. Und so konnte, nein, so mußte es dahin kommen, daß aus Wohltat Plage wurde, daß dem Kampf und Zwist der Stämme als Waffe dienen mußte, was im Interesse des Friedens erdacht und ausgesprochen worden war. Alle die Sprach- und namentlich die Schulkämpfe, die seither das öffentliche Leben Österreichs zerrissen und verbittert haben, kreisen mehr oder minder um jenen unglücklichen Paragraphen der Verfassung.

Aber — der Kampf ist aller Dinge Vater. Irgendwie mußte man sich einigen, da man auf demselben Boden nebeneinander lebte, an dem zum Beispiel Tschechen und Deutsche doch auch gemeinsame wirtschaftliche, gesellschaftliche, intellektuelle, vor allem gesamtstaatliche Interessen hatten; und der Staat mußte im Notfall schlichtend und ordnend eingreifen. Und so wurden die Kämpfenden mitten im bitteren Kampf immer mehr dahin gedrängt, halb unbewußt den Boden mehr und mehr zu verlassen, auf dem der Austrag des Streites ganz und gar unmöglich ist, den der territorialen Ordnung, und den Boden zu betreten, auf dem wenigstens ein modus vivendi gefunden werden kann, den der personalen Ordnung, der „nationalen Autonomie".

Der Versuch der Beilegung des Streites im territorialen Rahmen mußte gerade Österreich sehr nahe liegen, das ja heute noch deutlicher als die meisten anderen Reiche seinen Ursprung aus dem „Territorialstaat", dem Staate der zusammeneroberten, zusammengeheirateten und zusammengeerbten Territorien erkennen läßt. Diese Territorien, die „Kronländer", sind von altersher wirtschaftliche und politische Einheiten, um ihren eigenen Schwerpunkt gruppiert, und noch nicht völlig zum Einheitsstaat verschmolzen. Hier ist das Denken der Staatslenker sozusagen räumlich orientiert, und so mußte ihr erster Gedanke sein, die Streitfrage durch räumliche Abgrenzung zu ordnen.

Das geht aber nun nicht. Erstens gibt es selbst dort, wo die einzelnen Volksstämme in geschlossenen Massen nebeneinander hausen, meistens Grenzbezirke der Mischung, die über die Linie der politischen Grenze nach beiden Seiten hinübergreifen. Und so gibt es selbst in national einheitlichen Ländern in der Regel Minoritäten: wir Reichsdeutschen haben mit dem Problem in Posen-Westpreußen, Schleswig und Elsaß-Lothringen

keine kleine Mühe und Last. Aber bei uns handelt es sich schließlich nur um winzige Minderheiten, die im nationalen, politischen Leben ohne allzu große Gefahr niedergehalten werden können; nur etwa bei internationalen Verwicklungen könnten sie in dem Falle ernstlich unbequem werden, wo jenseits der Grenze ihre Konnationalen in großer Anzahl als Gegner oder Feinde aufstehen. Gerade das aber ist schon im Frieden des nationalen Lebens die Lage, in der sich ein national gemischter Staat befindet: die Mehrheit des einen Bezirks, Territoriums oder Kronlandes ist in dem nächsten Bezirk Minderheit, und die Minderheit Mehrheit. Und da muß jeder Versuch, hier zu zwingen oder zu vergewaltigen, dort naturgemäß Gegenmaßregeln hervorrufen.

Zweitens aber verschieben sich in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Grenzen einer „Nationalität" häufig mit großer Geschwindigkeit, während die Grenzen des Territoriums naturgemäß starr sind. Überall dort, wo es freien Zug hat, wandert das Landproletariat den Zentren des gewerblichen Lebens zu, und zwar ebensogut in das sprachfremde, wie das sprachverwandte Gebiet. So sind in unseren Tagen nicht nur Posen und Westpreußen, sondern sogar das kerndeutsche Westfalen in steigendem Maße polonisiert worden; so ist Nordböhmen weithin tschechisiert worden. Auf diese Weise muß jede territoriale Lösung des Nationalitätenproblems fatalerweise den Charakter eines kurzlebigen Provisoriums tragen: die noch so fein ausgeklügelte Abgrenzung ist nach kurzer Zeit nicht mehr passend, und neue Sorgen heben an.

Noch eins: selbst ohne Änderung der relativen Zahl kann sich doch eine Änderung des relativen Gewichtes der miteinander gemischten Volksstämme herausbilden. Wenn eine bis dahin wesentlich als agrarische Unterklasse lebende Mehrheit einen eigenen Mittelstand entwickelt, so wird der Druck auf die bisher allein herrschende andersprachige Oberklasse viel stärker. Denn der Nationalismus ist ein charakteristisches Kennzeichen der Bourgeoisie, eine Maske der in ihren Reihen wütenden wirtschaftlichen Konkurrenz. Hauptsächlich aus diesem Grunde ist Prag eine fast reintschechische Stadt geworden und würde Posen rein polnisch werden, wenn nicht die starke Hand der rein deutsch gerichteten, durch keine Gegenkräfte gehemmten Reichsregierung es zu hindern die Macht hätte.

Aus allen diesen Gründen ist eine endgültige Regelung auf territorialer Basis schon dort auf die Dauer unmöglich, wo die Volksstämme in ihren historischen Sitzen gut voneinander geschieden sind. Sie ist aber selbstverständlich dort ganz und gar unmöglich, wo sie stark gemischt untereinander hausen. Hier vollends gibt es auf dem Boden des Territorialprinzips nur die eine mögliche „Lösung", nämlich dem einen Stamm die Hegemonie über den oder die anderen zu geben — und das führt dann notwendig

zu jenen unendlichen Streitigkeiten, deren Gefährlichkeit wir geschildert haben. Oder mit anderen Worten: jenes Endziel der Gerechtigkeit, das der Kremsierer Reichstag aufstellte, ist auf diesem Wege schlechthin unerreichbar.

Und so mußten notgedrungen die Theorie und die Praxis dazu gelangen, die Lösung auf dem zweiten möglichen Wege, dem des „Personalismus", zu erstreben.

Man mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß Rechte auf einem begrenzten Gebiete nur mittelbar haften können, daß der Träger eines Rechtes immer nur eine Person oder ein Personenverband sein kann und daß ein Recht nur insoweit „Landesrecht" sein kann, wie der Rechtsträger mit den Insassen des Landes übereinstimmt. Man mußte, kurz gesagt, zu der ursprünglichen germanischen Grundauffassung in freilich modernerer Form zurückkehren, nach der das „Recht nicht das eines Territoriums, sondern eines Personenverbandes, des Stammes, ist". (Josef Lukas.*)

Der Übergang vollzog sich nicht leicht und ist auch heute noch durchaus nicht vollendet, kaum schon weit gediehen. Aber die Logik der Dinge setzt sich doch allmählich gegen alle Widerstände durch, so folgerichtig durch, daß Lukas schreiben kann: „Dermalen sind die Ansätze dazu wohl noch etwas schwach entwickelt, — die stetige Entwicklung des österreichischen Nationalitätenrechtes weist aber auf eine Zukunft hin, in der personales Partikularrecht auf nationaler Grundlage einen relativ breiten Raum in der österreichischen Gesamtrechtsordnung einzunehmen haben wird (l. c. S. 360)."

Die größte Schwierigkeit bestand darin, den Personenkreis rechtswirksam zu bestimmen und abzugrenzen, der der Träger der Rechte und Pflichten sein soll. Was ist eine „Nation" oder „Nationalität"? Was ist ein „Volksstamm"? Darüber herrscht noch immer ein erbitterter Streit. Die älteste Auffassung faßt den Begriff territorialistisch: jeder gehört dem Volksstamm an, der das Gebiet bewohnt, in dem der Volksstamm vorherrscht. Diese Anschauung wird dadurch gefördert, daß es häufig für den Einwohner des Territoriums und den Angehörigen der vorherrschenden Nationalität nur ein einziges Wort gibt. So zum Beispiel ist das Wort „Pole" doppeldeutig: es bezeichnet ebensowohl den seiner Sprache und Kultur nach zur polnischen Nationalität gehörigen, wie den auf polnischem Verwaltungsgebiet ansässigen Mann. Unter diesen Umständen ist es nicht immer leicht zu verstehen, daß jemand (im politischen Sinne) ein vortrefflicher „Pole", das heißt Bürger seines Landes, sein kann, während er (im sprachlich-nationalen Sinne) ein Nichtpole ist. Die Schwierigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß das Wort „national" ebenfalls doppeldeutig ist; es bedeutet im politischen Sinne die Eigenschaft der Treue

* Territorialitäts- und Personalitätsprinzip im österreichischen Nationalitätenrecht. Jahrbuch des österr. Rechts II. 1908. S. 349.

und Hingebung an die territoriale Gemeinschaft, — und im sprachlich-kulturellen Sinne die Treue und Hingebung an die personale Gemeinschaft. Und darum ist es den meisten fast unmöglich, zu verstehen, daß man ein „nationaler Pole" sein kann, aber es ablehnt, ein „Nationalpole" zu sein. Oder umgekehrt: wenn die Polen von den sprachfremden Angehörigen ihres Territoriums verlangen, sie sollen gute nationalpolnische Gesinnung haben, so fordern sie nur Selbstverständliches, sobald sie das Wort im politischen Sinne verstehen; aber das Wort selbst verführt gar zu leicht dazu, im sprachlich-kulturellen Sinne verstanden zu werden. Über dieses Stadium der primitivsten Mißverständnisse sind sehr viele heute noch nicht fort, und zwar nicht etwa nur in Polen, das lediglich des Beispiels wegen herangezogen worden ist, sondern überall, auch in Ungarn, auch in Deutschland gegenüber den Polen, Dänen und Elsässern.

Von denen aber, die schon erkannt haben, daß mit dieser noch rein territorialistischen Auffassung nicht weiter zu kommen ist, scheiterten viele an dem Begriff der „Nationalität" oder des „Volkstums". Auch hier täuschte das „verräterische Wort". „Nation" stammt von nasci, geboren werden, und so glaubt man noch heute vielfach, die Blutsgemeinschaft oder die sogenannte „Rassengemeinschaft" müsse das entscheidende Kennzeichen abgeben. Damit ist nun gar nichts anzufangen. Schon der Ausgangspunkt ist falsch: denn nur allenfalls in der primitiven Blutsverwandtschaftshorde kann von ethnischer Reinheit der Abstammung die Rede sein; jede höhere Gesellschaftsform entsteht durch Mischung verschiedener ethnischer Bestandteile, zumeist durch die Unterwerfung einer Gruppe unter die andere, die den Staat erschafft. Aber davon ganz abgesehen: die Abstammung ist kein Kriterium, auf das der Gesetzgeber aufbauen könnte. Sie ist immer unsicher; solche Rassenmerkmale, die etwa den Germanen vom Slawen unterscheiden lassen könnten, gibt es nicht, so wenig, daß Chamberlain vom „Kelto-Germano-Slawen" als einer einheitlichen Rasse spricht, — und wo bliebe man, wenn es solche Kriterien gäbe, mit den zahllosen Mischlingen? Wollte man die Rechte auf die Abstammungsgemeinschaft übertragen, so würde man in die ungeheuerlichsten Situationen geraten, in „Seelenfangprozesse" von erschütternder Tragikomik ohne Zahl.

Man suchte also ein anderes objektives Kennzeichen der Nationalität und glaubte, es in der Sprache finden zu können. Damit war die Blutsund Rassenidee aufgegeben, denn sonst wäre ja ein englisch sprechender Neger Angelsachse, und ein deutscher Jude Germane. Man kam damit der Lösung schon näher. Denn eine Sprachgemeinschaft ist mindestens in bezug auf die Sprache auch Interessengemeinschaft, und auf diese muß sich, wie wir sofort sehen werden, der Personalverband aufbauen, den wir brauchen. Aber hier entstanden neue Schwierigkeiten. Ganz abgesehen

davon, daß es Unmündige gibt, die noch nicht sprechen, und Stumme, die überhaupt nicht sprechen: welche Sprache soll man wählen? Die „Muttersprache", in der der einzelne Staatsbürger als Kind erzogen worden ist, die „Haussprache", deren er sich in seiner Familie bedient, oder die „Umgangssprache" des täglichen Verkehrs? Wohin gehört der Mann, der in seiner Kindheit tschechisch gesprochen hat, jetzt aber in Reichenberg oder Eger lebt, eine Deutsche zur Frau hat, in einem deutschen Geschäft oder Amt tätig ist, und im Hause deutsch spricht? Oder welche Sprache entscheidet bei den vielen Menschen, die mehrere Sprachen als Umgangssprache gebrauchen? Kurz: die Sprache mag bei Volkszählungen als Kennzeichen der „Nationalität" leidlich brauchbar sein, wenn keine Rechtsfolgen daran geknüpft werden: dann wird die Zählung nur mehr oder weniger falsch. Werden aber Rechts- und Pflichtenfolgen daran geknüpft, so bildet die Sprache eine nicht tragfähige Grundlage, zumal die in gemischtsprachigen Ländern besonders beliebten Methoden gewisser außergesetzlicher Einflüsse die Erklärung des einzelnen Gezählten stark beeinflussen würden. Wenn es zum Beispiel auf ein oder wenige Prozente ankommt, die eine Nationalität eines Bezirks bei der Volkszählung gewinnen muß, um ein bestimmtes Recht, zum Beispiel auf eine Mittelschule, zu erlangen, so werden leicht alle Mittel, von sanfter Überredung bis zum Terrorismus zum Beispiel des Boykotts, angewendet, um diesen statistischen Zuwachs zu erzielen.

Weil Rasse und Sprache die einzigen objektiven Kennzeichen einer Nationalität sind, so mußte man, da beide unbrauchbar sind, ein subjektives Kennzeichen aufzufinden versuchen, wenn die Aufgabe einmal gestellt war, die „Nation" als Träger bestimmter Rechte und Pflichten staatsrechtlich zu konstruieren. Dieses subjektive Kennzeichen kann nichts anderes sein als der freie, unbeeinflußte Wille eines jeden großjährigen verfügungsberechtigten Bürgers.

Der Gedanke, die „Nationalität" durch freien Willensakt statt durch objektive Kennzeichen bestimmen zu lassen, hat im ersten Augenblick etwas Paradoxes. Und doch zeigt ein auch nur ein wenig tieferes Hinschauen, daß das schon heute die unbewußt herrschende Praxis ist. Natürlich kann ein Neger nicht, wie der alte Scherz sagt, „aus der äthiopischen Rasse ausscheiden": aber innerhalb der kaukasischen Rasse finden fortwährend freiwillige Übertritte statt und werden in der Regel von den Mitgliedern der neuen Gruppe willig und freudig angenommen, während die Verlassenen allerdings über „Verrat" zu schelten pflegen. Gegen die Aufnahme getaufter Juden in die Nationalität ihres Landes wird nur noch von den Sonderlingen der Rassentheorie zuweilen Einspruch erhoben: aber sonst braucht man nur die Namen der nationalen Führer anzuschauen, um zu finden, daß zum Beispiel ebensogut Männer mit mindestens stark germanischer Blutmischung, jedenfalls mit deutschem Namen, Führer der

Tschechen, wie umgekehrt Männer tschechischen Namens Führer der Deutschen sind. „Nationalität" bedeutet eben längst nicht mehr Rassen- und Blutsgemeinschaft, sondern Sprach- und Kultur- und insofern Interessengemeinschaft; und namentlich dort ist jeder Fremde, wie Lukas treffend hervorhebt, als „Konnationaler" willkommen, wo der Kampf am härtesten tobt und Waffenbrüder gebraucht werden: Er schreibt (Seite 398/99): „Wenn die Rechtsordnung von der Existenz der Volksstämme im Staate Notiz nimmt, so tut sie es deshalb, weil diese sozialen Gebilde zugleich wichtige Interessenverbände darstellen. Nun ist es eine soziale Erfahrungstatsache, daß diese nationalen Interessenverbände jeden als Mitglied willkommen heißen, der sich mit ihren nationalen Sonderinteressen identifiziert, und das auch dann, wenn der Betreffende, vermöge seiner ganzen Vergangenheit, soziologisch zweifellos einer fremden Nationalität angehört. Es genügt, daß er durch Wort oder Tat seinen Willen zu erkennen gibt, er wolle jenem anderen nationalen Interessenverband angehören. Diese soziale Einrichtung der nationalen Kooptation liefert nun der Rechtsordnung einen geeigneten Anhaltspunkt dafür, wie sie die nationale Zugehörigkeit des Individuums bestimmen kann: Es ist gesetzgebungspolitisch vollkommen gerechtfertigt, wenn die Rechtsordnung die Nationalität des Individuums einfach dadurch als gegeben ansieht, daß das Individuum durch eine ausdrückliche Erklärung oder durch konkludente Handlungen (soziales Verhalten) seine Zugehörigkeit zu dem betreffenden Volksstamme deklariert."

Auch Bernatzik* schreibt in Übereinstimmung damit: „Sollen in einem Staat mehrere Nationalitäten bestehen, so muß sich der Wunsch, nur von Angehörigen der eigenen Nationalität regiert, verwaltet und gerichtet zu werden, Beschränkungen gefallen lassen; die Nationalitäten müssen sich der staatlichen Regierung einordnen, ohne daß deshalb eine Nationalität zur herrschenden gemacht zu werden brauchte. So auf das mit der Einheitlichkeit des Staates Vereinbare beschränkt, aber ausgedehnt auf alles damit Vereinbare, nennt man jenes Verfassungsprinzip die nationale Autonomie." Und er sagt später (Seite 32): „Also was ist es, worin die Angehörigkeit an eine Nationalität eigentlich besteht? Ohne Zweifel der eigene freie Wille, ihr anzugehören. Die Nationalität ist eben heute keine bloße Abstammungsgemeinschaft mehr — obwohl sie das immer für die große Mehrzahl bleiben wird, sie ist eine Kulturgemeinschaft, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das nur im eigenen Willen bestehen kann." Ganz ähnlich sagt Rudolf Hermann von Herrnritt („Nationalität und Recht", Wien 1899): „Die Nationalität erscheint

* Die Ausgestaltung des nationalen Gefühls im neunzehnten Jahrhundert. Beiträge zur staats- und rechtswissenschaftlichen Forschung. Heft 6. S. 28.

hiernach als ein vorzüglich geistiges Band, als eine Kulturgemeinschaft, die sich besonders unter dem Einfluß staatlichen Zusammenlebens trotz ethnischer Unterschiede auf Grund gemeinsamer Anschauungen und Interessen allmählich ausbildet" (Seite 18). Ludwig Gumplowicz, der Altmeister der deutschen Soziologie, bezeichnet „Nationalität als eine durch ein gemeinsames Staatswesen hervorgebrachte und geförderte Kultur- und geistige Interessengemeinschaft". Auch Alfred Freiherr v. Offermann („Die Bedingungen des konstitutionellen Österreich". Wien und Leipzig 1900) nimmt den gleichen Standpunkt in der Frage der nationalen Autonomie ein.

Diese Begrenzung des Begriffes der Nationalität stimmt mit der vorgeschrittensten soziologischen durchaus überein. Der soziologische Kitt jeder „Gruppe" ist das, was Giddings die „Consciousness of kind" nennt, das Bewußtsein, gleicher Art zu sein: und das ist für alle Sprachverwandten und Kulturverwandten ohne weiteres gegeben, ganz gleichgültig, von welcher Abstammung sie seien.

Der erste, der diesen Gedanken, die „Nationalität" durch den Willensakt der Bürger zu konstituieren, ausgearbeitet hat, war der geistvolle österreichische Reichsratsabgeordnete Karl Renner (Springer, Synoptikus), der ihn in einer Anzahl von Schriften, am ausführlichsten in seinem Buche „Der Kampf der österreichischen Nationalitäten um den Staat" (Leipzig und Wien 1902) dargestellt hat, zuletzt in: „Der deutsche Arbeiter und der Nationalismus". Wien 1910.

Er empfiehlt seine Vorschläge mit einer schlagenden Parallele. Der Grundsatz: „cujus regio ejus religio" hat Jahrhunderte lang Europa verheert und an den Rand des Abgrundes gebracht. Heute ist der Anspruch aufgegeben; das Recht eines jeden, seine Konfession frei zu bestimmen, ist in allen Kulturstaaten in der Verfassung verankert, und die auf diese Weise, durch freien Entschluß aller Beteiligten, — denn jeder kann seine Konfession überall, außer in Rußland, ohne Schaden wechseln — gebildeten personalen Körperschaften regeln ihre Angelegenheiten in einem bequemen, vom Staate für alle gleichmäßig gesetzten Rahmen selbst, indem sie ihre Angehörigen kraft der Verleihung öffentlicher Finanzbefugnisse entsprechend besteuern.

Ganz das gleiche sollte in allen gemischt-sprachigen Bezirken geschehen, damit der freilich nirgends mit Gesetzeskraft ausgesprochene Grundsatz: „cujus regio ejus lingua", der heute Europa an den Rand des Abgrundes zu bringen droht, gleichfalls aus dem Verfassungskampf verschwinde, indem man gleichfalls das Recht der „Nationalitäten" auf ihre Sprache und Kultur und alles, was damit zusammenhängt (Schulen, Theater, Museen, usw.) unangreifbar in der Verfassung verankert. Jeder Bürger in gemischt-sprachigen Bezirken soll in einer eigenen Verhandlung vor einer unparteiischen Behörde erklären, zu welcher Sprach- und Kultur-

gemeinschaft er sich rechnet. Auf diese Weise entstehen nationale „Kataster" oder „Matriken", deren Mitglieder eine in allen Fragen der Schule usw. autonome Korporation bilden, die, mit eigenem Steuerrecht ausgestattet, ihre Angelegenheiten selbständig in dem für alle Nationalitäten gleichmäßig von der Verfassung gespannten Rahmen verwaltet. Renner, der den Plan bis in die letzten Einzelheiten so fein ausgearbeitet hat, daß einer seiner Kritiker bei aller Anerkennung der genialen Konzeption doch von „einer Art von Zukunftsstaat" spricht, — wir können hier auf Einzelheiten nicht eingehen — erwartet von seiner Ausführung eine Befriedung des wütenden Sprachenkampfes mindestens insoweit, daß die Bedrohung des Gesamtzusammenhalts aufhört. Erstens wird eine Mehrheit in einem Kreise sich hüten, die Minderheit zu schikanieren, wenn sie sicher sein muß, daß ihren eigenen Minderheiten in anderen Bezirken mit gleicher Münze bezahlt wird. „Dieses Verhältnis drängt sie zum Reziprozitätsvertrag" (Seite 206). „Daraus entwickelt sich das merkwürdige Verhältnis, daß gerade die Minoritätsbezirke, die heute Kampffaktoren sind, zu Friedensfaktoren werden, und die beachtenswerte Tatsache, daß sie eben durch die Konstituierung der Majorität erst fähig werden, sich zu vertragen" (Seite 190/2). Zweitens wird die nationale Begehrlichkeit stark abflauen, wenn die Begehrlichen als Steuerzahler ihrer Gemeinschaft mit dem eigenen Säckel für ihre Wünsche einzutreten haben, statt wie jetzt den namenlosen Säckel aller, den Fiskus, zu beanspruchen. Und schließlich werden sich nach Fortfall dieses Eris-Apfels der nationalen Sprachenfragen die sozialen Gruppen neu und rationell ordnen. Bourgeois zu Bourgeois, Arbeiter zu Arbeiter, Bauer zu Bauer, usw., quer durch die nationalen Lager hindurch: und das Gemeininteresse der Bewohner eines Bezirkes an wirtschaftlichen und sozialen Beschwerden und Besserungen wird sich durchsetzen. Renner glaubt daher, mit der Ordnung der Sprachenfrage im Sinne der Autonomie und des Personalprinzips sei alles für den Augenblick Nötige getan; namentlich sei es nicht erforderlich, eine eigene politische Vertretung der einzelnen Nationalitäten zu schaffen, das sogenannte „Kurien-System", sondern man könne die Vertretungswahl zum Reichsrat nach wie vor territorialistisch ordnen, weil nach Ausmerzung des Sprachenkampfes nur noch territoriale Interessen übrig bleiben ... „Ein Fortschritt Österreichs," sagt er, „ist überhaupt nur denkbar, wenn den Nationen unentziehbare Rechtspositionen eingeräumt werden, die ihnen die ständige Erhaltung einer nationalen Kampfgruppe im Parlamente ersparen und es ihnen möglich machen, sich wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben zuzuwenden" (Seite 29).

Diese Gedanken sind nicht durchaus und im einzelnen neu. So zum Beispiel hat der sogenannte „Fundamental-Landtag" von Böhmen von

1871 beschlossen, das gesonderte Steuerrecht der Nationalitäten für die Bildungsanstalten ihrer Sprache einzuführen. (Lukas, S. 360, 1). Der Entwurf war von der Regierung vorgelegt worden. Der Beschluß wurde in Abwesenheit der deutschen Abgeordneten, also von der tschechischen Mehrheit, gefaßt. Leider wurde infolge des inzwischen stattgehabten politischen Umschwunges, auf Betreiben der deutschen Minderheit, dem Entwurf die kaiserliche Sanktion versagt. Heute würden sich die Deutschen, durch schwere Erfahrungen belehrt, wahrscheinlich anders zu dem Gedanken stellen als damals; wenigstens hat 1909 einer ihrer Parteiführer, Chiari, es als eine reiflich zu überlegende Frage bezeichnet, ob nicht eine Überweisung bestimmter Steuerkategorien in die Selbstverwaltung der Nationen möglich sei, um die Befriedigung der nationalen Bedürfnisse auf eigene Kosten jeder Nation herbeizuführen. Und es war die deutsche Landtagsmehrheit in Mähren, die, von der Entwicklung in Böhmen belehrt, im Jahre 1905, „selbst sich zu einem ausgiebigen rechtlichen Schutz der beiderseitigen Kollektiv-Interessen bereit erklärte", und zwar gleichfalls auf dem Boden des Personalprinzips, des nationalen Katastersystems.

Hier, in Mähren, ist denn auch zuerst der nationale Ausgleich auf Grund des Personalprinzips im Jahre 1906 zustande gekommen, freilich in einer Richtung, die von der von Renner vorgeschlagenen sehr stark abweicht. Statt der Schul- und Sprachenfragen hat man mit dem Matrikensystem die Wahlfragen zum Landtag und zum Reichsrat geordnet. Das an und für sich schon ungeheuer komplizierte österreichische Wahlrecht wird dadurch noch komplizierter. Die Wählerklassen der Städte, der Gewerbe- und Handelskammern, der Landbevölkerung und schließlich die „allgemeine Wählerklasse" wählen auf Grund des nationalen Katasters entweder einen Tschechen oder einen Deutschen, „so daß ein und dasselbe Territorium sowohl zu einem Wahlbezirk tschechischer als auch zu einem solchen deutscher Nationalität gehört". Auf diese Weise entstehen zwei nationale „Kurien", die bestimmte Rechte haben; als dritte steht neben ihnen die Kurie des Großgrundbesitzes. Ähnlich sind die Dinge 1910 in der Bukowina geordnet worden. Nur daß hier nicht zwei, sondern entsprechend der stärkeren Sprachenmischung vier Matriken und Kurien geschaffen worden sind; die deutsche, polnische, ruthenische und rumänische. Nach den Entwürfen des Landtages hätten es sogar fünf sein sollen, aber die Regierung ließ die beantragte jüdische Kurie nicht zu.* Man kann sich vorstellen, wie verwickelt sich das Wahlsystem hier gestaltet, da die vier Nationalitäten in den vier Wähler-

* Der Abgeordnete Prof. Kosch erklärt soeben in einem Aufsatz der „Neuen Jüdischen Monatshefte", daß es vom deutschen Standpunkt als ein Mißgriff bezeichnet werden muß, daß man den Juden die eigene Kurie verweigert hat. Die Deutschen würden an politischem Einfluß gewinnen, wenn das geschähe.

klassen getrennt wählen. Bernatzik, dem wir diese Mitteilung verdanken*, fügt hinzu, daß demnächst wohl eine ähnliche Reform der Landesordnung in Böhmen, Istrien und vielleicht noch in anderen Ländern vollzogen werden dürfte.

Die auf diese Weise geschaffenen nationalen Kurien „haben freilich keine sachliche Kompetenz; man gab ihnen das Bestimmungsrecht nicht, welches ihnen der böhmische Entwurf von 1871 bereits zugestanden hatte; sie haben auch das Vetorecht nicht, das ihnen dieser Entwurf zugedacht hatte . . . die Kurie hat vielmehr bloß Wahlen und Besetzungsvorschläge vorzunehmen". (Bernatzik S. 20.)

Aus diesem Grunde, weil ihnen die Kompetenzen und vor allem das Steuerrecht nicht gegeben ist, ist diese Regelung der Nationalitätenfrage nur als eine Abschlagszahlung zu betrachten. Sie gibt den einzelnen Angehörigen der Nationalität nur Rechte, aber keine Pflichten und öffnet dadurch allen Mißbräuchen Tür und Tor. Das erkannte der Gesetzgeber wohl: „Man befürchtete schikanöse Eintragungen in die gegnerischen Listen, um den Willen der nationalen Gruppen zu verfälschen, und gelangte so dazu, bei der Anfertigung der Wählerlisten ein eigentümliches Zusammenwirken von behördlicher Tätigkeit und Parteierklärung eintreten zu lassen, das ich hier nicht eingehender schildern kann. Ich will nur soviel hervorheben, daß im Wege eines Richtigstellungs- und eines Reklamationsverfahrens die Behörden und schließlich eventuell das Reichsgericht durch Urteil entscheiden sollen, gegebenenfalls also auch entgegen der ausdrücklichen Erklärung des Wählers entscheiden sollen, welcher Nationalität der Wähler in Wirklichkeit „angehöre". Daß es hier eine Gefahr zu vermeiden galt, läßt sich nicht bestreiten. Der Weg aber . . . ist vollständig verfehlt. Was hier von den Behörden und Gerichten verlangt wird, ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Man hat da zwei Begriffe der Nationalität miteinander zu verschmelzen gesucht, die sich nicht verschmelzen lassen, weil sie ganz verschiedenes bedeuten." (Bernatzik Seite 22. 23.)

Diese Schwierigkeiten sind die einfache Folge davon erstens, daß man das Personalprinzip gerade auf das Gebiet angewandt hat, wo es am wenigsten leisten kann und vielleicht ganz entbehrlich ist: auf das Gebiet der Vertretungswahlen, wo das Territorialprinzip die Oberhand behalten muß. Und zweitens sind jene Schwierigkeiten die Folge der Halbheit, daß man Rechte gab, denen man keine Pflichten gegenüberstellte. Es ist vollkommen klar, daß Schikanen der angedeuteten Art, wenn überhaupt, nur viel seltener vorkommen können, wenn die Eintragung in ein nationales Kataster nicht nur das Recht zu wählen, sondern auch die Pflicht zu zahlen mit sich bringt. An Warnungen vor dieser Halbheit hatte es

* Edmund Bernatzik „Über nationale Matriken", Wien 1910, Seite 23.

nicht gefehlt. Renner hatte schon 1902 geschrieben: „Wäre die Nationalitätserklärung eine bloße Demonstration, so träfe dies alles (Furcht vor Schikanen) zu. Aber sie ist ein rechten- und pflichtenerzeugender Akt. Durch sie verpflichtet sich der Vater, seine Kinder in die Nationalschule zu schicken und die Kosten derselben mit zu tragen. Durch sie bestimmt er sich selbst die Sprache, in der er von dem Staate Recht nehmen will. Durch sie schließt er sich von allen der örtlichen Majorität angehörigen Wohlfahrtseinrichtungen aus. Das schließt jede schikanöse Ausübung der Befugnis aus, und, was das Wichtigste ist, es verschiebt ganz und gar die Angriffspunkte der nationalen Propaganda ... Ist die Erklärung nicht Feiertagsvergnügen beim sonntäglichen Bierkrug, sondern Rechtsinstitut, Recht und Pflicht, dann erfordert sie ernste Überlegung, dann hat jede Nationalität genau soviel Zugkraft gegenüber den Schwankenden und Verstreuten, als sie ernste nationale Kulturarbeit leistet." (Seite 67, 68.)

Und v. Offermann hatte geschrieben: „Solange Parallelklassen, Hochschulen und so weiter aus den Taschen der Gesamtheit zu bestreiten sind, erkennt der Heißhunger gewisser Nationalitäten ... niemals die Grenze des wirklichen Bedürfnisses an. Die allgemeine Anerkennung dieser Grenze wird erst mit der eigenen Bezahlung eintreten." (Seite 74.)

Auf der anderen Seite hat man dem Personalprinzip dort, wo es die Alleinherrschaft haben sollte, auf dem Gebiet der Schule und der sonstigen Kulturanstalten, nur allzu geringe Einräumungen gemacht, indem man die territorialen Organisationen einfach in nationale Teile spaltete, ohne diesen über die Grenzen des Territoriums hinaus Entwicklungsfreiheit zu gewähren.

Seit 1884 hat jede nationale Minderheit das Recht auf eine Minoritätsschule mit ihrer Sprache als Unterrichtssprache, wenn im Umkreis einer Stunde und in fünfjährigem Durchschnitt wenigstens 40 Kinder vorhanden sind, die mehr als 4 Kilometer Schulweg zurücklegen müßten, falls die Schule nicht zustande käme.

Diese Ordnung hat eine entsprechende der Schulbehörden und dann auch anderer Körperschaften nach sich gezogen. Wir zitieren nach Bernatzik Seite 18: „So zerfallen in Böhmen schon seit dem Jahre 1873 und in Mähren seit dem Jahre 1906 die Ortsschulräte in deutsche und tschechische nach der Nationalität der Schulen. In Mähren hat man im letzteren Jahre auch die Bezirksschulaufsicht so getrennt. So weit ist man bei der Organisierung der Landesschulräte nicht gegangen. Aber in beiden Ländern hat man sie, in Böhmen im Jahre 1890, in Mähren im Jahre 1906, für gewisse Angelegenheiten in nationale Sektionen geschieden. Ebenso sind die Landesschulinspektoren national geteilt worden, und es vollzieht sich diese Teilung auch in anderen Ländern auf administrativem Wege. Die übrigen Mitglieder des Landesschulrates aber, in Mähren

auch die der Bezirksschulräte, müssen nun nach dem böhmischen und mährischen Gesetz ‚Angehörige' je einer der beiden das Land bewohnenden Nationalitäten sein. Hier sehen Sie also zum ersten Male die Fähigkeit für gewisse Ämter geknüpft an diesen neuen Begriff der ‚Angehörigkeit' an eine Nationalität, der allerdings in keinem dieser Gesetze irgendwie bestimmt worden ist.

Ebenso sind in Tirol seit dem Jahre 1892 in gemischten Orten im Ortsschulrat beide Nationalitäten vertreten; für jede werden besondere Ortsschulaufseher ernannt, und der Landesschulrat muß aus Angehörigen beider Nationalitäten bestehen. In Tirol, in Böhmen und in Mähren sind ferner die Landeskulturräte, in Böhmen und Mähren auch die Ärztekammern national getrennt. Auch die Einteilung der protestantischen Superintendenzen nach Nationalitäten in Böhmen gehört hierher. Einen gewissen Ansatz zu einer nationalen Trennung bietet ferner die Organisation des böhmischen Oberlandesgerichtes, welche die Regierung im Jahre 1890 verfügt hat. Auch die sogenannten Landsmannminister wollen manche als einen Anfang nationaler Sonderung der Ministerien betrachten — eine Ansicht, die ich allerdings nicht teile."

Die letzte Bemerkung zielt gegen Lukas, der die Meinung vertritt, daß die Institution der Landsmannministerien, ursprünglich ein Trick des Parlamentarismus, jetzt allmählich ein besonderes Glied innerhalb des Verwaltungsorganismus geworden ist, das sich dadurch charakterisiert, daß es die Interessen eines bestimmten Volksstammes in der Verwaltung nach einem durch interne Dienstesvorschriften geregelten Verfahren wahrzunehmen hat; eine Vernachlässigung dieser Obsorge wäre Verletzung der Amtspflicht" (Lukas Seite 394). Er „kommt zu dem Ergebnis, daß die fakultative Institution eigener nationaler Ministerien tatsächlich ein Bestandteil der österreichischen Rechtsordnung geworden ist" (Seite 396).

So weit waren die Dinge vor dem Kriege gediehen. Es scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie vielleicht schon während der Friedensverhandlungen neu in Fluß kommen werden, und zwar in ganz Europa. In Österreich-Ungarn fordert schon das Interesse der Tschechen eine grundsätzliche und der Dauer fähige Ordnung ihres Verhältnisses zu den Deutschen, die nach dem Ausscheiden der galizischen Polen aus dem Reichsrate die Mehrheit von Zisleithanien bilden werden; noch mehr aber fordert das staatliche Gesamtinteresse eine solche Ordnung; und auch das mit der Donaumonarchie eng verbündete deutsche Reich ist mit seinen vitalsten Interessen darauf angewiesen, daß sein Bundesgenosse sich von den Hemmungen befreie, die seine militärische und wirtschaftliche Kraft beeinträchtigten.

Deutschland wird ferner bei der Gestaltung des neuen Polen darauf zu sehen haben, daß zum wenigsten die starke halbe Million Deutscher, die

dort leben, in ihrer Sprache und Kultur nicht beunruhigt werden — sie haben es auch schon begonnen zu fordern —; und das wird wirksamer und für den Bestand des Bundesverhältnisses zwischen Deutschland und Polen ersprießlicher durch verfassungsmäßige Bestimmungen als diplomatischen Druck oder gar Aufsicht geschehen. Deutschland wird aber, um gutgläubig fordern zu können, seinerseits auch zu gewähren haben; es wird seinen Polen und wohl auch seinen Franzosen und Dänen in sprachlichkulturlicher Hinsicht den Kopf freier geben müssen. Kürzlich verlangte die dem Frieden am meisten geneigte Gruppe der französischen Sozialisten als ihr erstes Kriegsziel für Elsaß-Lothringen die sprachliche Autonomie in der Schule: und es würde die Friedensverhandlungen mit Frankreich gewiß sehr erleichtern, wenn man in dieser Beziehung entgegenkommen wollte.

Das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen Wallonen und Flamen im künftigen Belgien. Auch hier hat Deutschland starke Interessen zu schützen und kann sie gewiß nicht sicherer und wirksamer schützen als durch eine den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Selbstverwaltung entsprechende verfassungsmäßige Regelung: Aufsicht oder gar Zwang von außen her würden hier noch schwerer ertragen werden als in Polen.

Ob Rußland nach der furchtbaren Prüfung dieses Krieges mehr als vorher geneigt und fähig sein wird, seinen „Fremdstämmigen" die Freiheiten zu gewähren, die mit dem Bestand des Reiches vereinbar sind, muß abgewartet werden. Aber auf dem Balkan wird sicherlich nicht eher Ruhe und Frieden einkehren, ehe nicht jedem Sprachstamm überall gewährt ist, was ihm in zivilisierten Staaten von Rechts wegen zukommt. Und an der endgültigen Löschung dieses gefährlichen Brandherdes ist die ganze Kulturwelt gleichmäßig interessiert.

Überall das gleiche Problem in immer neuer Erscheinungsform! Ehe es nicht grundsätzlich für alle Staaten Europas gelöst ist, ist überhaupt nicht daran zu denken, daß neue politische Grenzen gezogen werden können, hinter denen die zerfleischten Staaten sich eines einigermaßen sicheren Friedens erfreuen könnten. Der durch den Krieg noch rabiater als zuvor gewordene Nationalismus muß mit unschädlichen Einräumungen gesättigt werden, soll nicht an allen Grenzen aller Länder eine verstiegene Irredenta mit dem Feuer neuer Weltkatastrophen spielen.

Der Friedenskongreß von Osnabrück und Münster brachte Europa nach entsetzlichen Leiden den konfessionellen Frieden. Wir müssen hoffen, daß der Friedenskongreß, der diesen ungeheueren Krieg beenden wird, dem zu Tode erschöpften Weltteil den nationalen Frieden bringen wird. Wenn diese Hoffnung unerfüllt bleibt, wenn die Widerstände nicht zu überwinden sind, die Ideologen und — Interessenten dem notwendigen Kulturfortschritt entgegenstellen, dann sehen wir die Zukunft Europas schwarz umwölkt. —

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Der Zug rollte durch die langweilige Münsterſche Fruchtebene. Sümpfe mit ihrem dichten Buſchwerk traten bis hart an den Bahnſtrang, und endlich erſchien am fernen Horizont die alte Biſchofsſtadt. Als der Sintlinger ſie ſchwarz und zackig in der rötlichen Abendluft auftauchen ſah, flog ein Zug grimmiger Feindſeligkeit über ſein Geſicht. Er murmelte etwas und ſah zur Seite.

Sie nahmen nicht weit vom Romberger Hof in einem kleinen Hotel Wohnung, in dem die Bauern bei ihrem Beſuch der Hauptſtadt abzuſteigen pflegten und deſſen Name dem Sintlinger von ſeinem Vater her bekannt war. Wie der Bauer während der ganzen Fahrt an ſeinem Weib und Kinde vorüber geſehen hatte, wohl, um durch den Anblick ſeiner liebſten Menſchen nicht von dem verborgenen Entſchluß abgebracht zu werden, ſo behandelte er ſie auch jetzt gelaſſen, aber aus der Ferne, führte ſie nach einem einfachen Imbiß auf das angewieſene Zimmer und ging dann von ihnen, um einen Arzt ausfindig zu machen, der vertrauenswürdig genug war, über den Zuſtand ſeines Kindes und damit über ſein eigenes Leben zu entſcheiden. Das Glück führte ihn günſtig, und nach manchem Hin- und Wiederlaufen ſtand er in der Agidiſtraße vor dem hohen, prächtigen Hauſe jenes großen Doktors, der nach ſeiner gewalttätigen Einbildung in der alten Biſchofsſtadt leben mußte. Das vornehme Gebäude gehörte dem Doktor Flöreck, einem in jener Zeit weit über Weſtfalen hinaus berühmten Augenarzt, der von einem thüringiſchen Fürſten wegen einer beiſpiellos kühnen Operation an einer Prinzeſſin den Profeſſorentitel erhalten hatte. Der Sintlinger drang mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines leidenſchaftlichen Naturells an den letzten Patienten vorbei durch das Wartezimmer in den Sprechraum des Profeſſors und brachte, plötzlich von tiefem Bangen erfaßt, ſein Anliegen in einer Art ſchmerzlichen Trotzes vor. Doktor Flöreck, ein überaus ſchlanker, ſchweigſamer Menſch, nickte nachſichtig lächelnd über das Betragen und die Weiſe der Erzählung von Andreas, und als der Bauer geendet hatte und nun bebend mit verdunkelten Augen in dem bleichen Geſicht daſtand, ſchaute er ernſt über den kleinen, ſehnigen Mann hin, trat an ein Fenſter und ſah hinaus auf das abendliche Treiben der Straße. Dann ging er an ſeinen Schreibtiſch, nahm einige Zettel auf, las ſie gedankenvoll und händigte dem Sintlinger endlich eine Karte mit dem Bemerken aus, ſich morgen früh um acht Uhr mit der Kranken hier einzufinden und das Kärtchen dem Fräulein am kleinen Tiſch im Vorzimmer zu übergeben.

Als Andreas nach Hause kam, saß Johanna, die fortwährend in Unruhe nach ihm ausgeschaut hatte, mit Helene in der dunkeln Stube am Fenster. Das Kind horchte mit großen, ängstlichen Augen in den Lärm, der von überall her um das Haus wogte, und da nun die Glocken alle zu läuten anfingen, grub es sich weinend in die Mutter hinein.

Am andern Morgen überfielen den Sintlinger im Wartezimmer des Doktors seine Verfinsterungen wieder tiefer. Denn als er ankam, war der lange, schmale Raum, der nur durch ein einziges, wenn auch hohes Fenster Licht erhielt, von Menschen fast voll, und es herrschte eine beklemmende Stille, wie sie das schmerzvolle Hoffen vieler Halbverzagten hervorbringt. Der Sintlinger wurde mit den Seinen ziemlich weit ab vom Eingang zum Ordinationszimmer gewiesen und nahm sein Kind wie schützend zwischen sich und seine Frau. Er verhielt sich den Anwesenden gegenüber in einer Art feindseliger Ablehnung und saß mit zur Erde gekehrtem Gesicht da. Als er im Sprechzimmer eine Tür gehen hörte, erhob er sich mit einem Ruck und gab Johanna ein Zeichen, das Kind auf den Arm zu nehmen. Das Ordnungsfräulein wollte den Bauern zurückhalten, weil noch zwei Patienten vorgemerkt waren. Andreas wandte sich nur mit drohendem Gesicht um, hörte an ihren erklärenden Worten vorüber, sagte über die Achsel: „Schon gut!" und schloß stark die Tür hinter sich. Doktor Flöreck überging mit schonendem Lächeln diese ungewohnte Szene, ließ seinen Blick verwundert von der gütig stillen Frau zu dem flackernd dunklen Mann gehen und traf derweil alle Vorbereitungen zu der Untersuchung. Der Sintlinger rückte mit seinem Stuhl an die Wand und verfolgte mit schwarzen Augen, die wie die Mündungen zweier Flintenläufe in dem überwachten Gesicht standen, alle Vorgänge. Sein gewalttätiger Wille stellte die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf den entscheidenden Moment ein, daß die informierenden Fragen des Arztes über das Alter der kleinen Patientin, mögliche Unfälle, mutmaßlichen Eintritt des Sehunvermögens und mehreres andere fast wie ein belangloses Geräusch fern von ihm hinhuschten. Plötzlich änderte sich die Klangfarbe der Stimme des Doktors. Jede Strenge wich aus ihr, das ohnehin weiche Organ wurde noch klingender. Die Worte hörten sich wie ein heiteres Spiel an. So redete er zu der kleinen Helene, und schon nach wenigen Augenblicken war sie von der sanften Gewalt des Mannes so hingenommen, daß jede Scheu von ihr wich. Sie ließ sich bei den Händchen fassen, duldete glücklich, daß ihr der Professor das Haar und die Wangen streichelte und war endlich so weit, wie sie der kluge Arzt haben wollte. Sie fühlte die Berührungen der fremden Hände wie eigene Gebärden und kam seinen Absichten wie eigenen Wünschen entgegen. Ohne Laut ertrug sie jeden Druck auf die Augen, bewegte sie nach seinem Gebot, schloß, öffnete sie und hielt in froher Er-

wartung still, während er mit dem Spiegel alle Winkel der geheimnisvollen Klarheit ihrer verschlossenen Augen durchsuchte. Nirgend entdeckte er eine Verletzung, nirgend eine krankhafte Veränderung. Die Iris war ungetrübt, die Linse hing wie ein makelloser Tropfen Tau vor den göttlichen Finsterniſſen der Netzhaut. Selbst die Anpassungsfähigkeit der Pupille war in beschränktem Maße vorhanden.

Der Sintlinger saß wie zum Stoß vorgeneigt, hatte das Sitzbrett des Stuhles mit beiden Händen krampfhaft gefaßt und verfolgte so drohenden Blickes alle Bewegungen des Arztes, als mache er sich bereit, auf ihn zu stürzen. Alles, was er sah, ereignete sich hinter grauen Schleiern. Da bemerkte er endlich, daß der Professor sich aufrichtete, gedankenvollen Schrittes an den Schreibtisch trat, sinnend umher griff und dann, wie er es gestern getan hatte, ans Fenster ging und auf die Straße starrte. „Gut, jetzt kommt es," dachte der Sintlinger und war, ohne zu wissen, was er tat, aufgesprungen. „Herr Doktor," stotterte er, daß es klang, als wühle er mit seiner Zunge in Geröll, das den Mund erfüllte. Der Professor, an alle Formen menschlicher Verzweiflung gewöhnt, drehte sich um und sah, die Finger der Rechten am Kinn, den Sintlinger an. Er sprach mit milder Stimme von den Grenzen ärztlichen Wissens und bekannte, daß ihm ein Fall wie dieser, wo bei völliger Intaktheit des äußeren und inneren Auges das Sehvermögen sich auf eine gewisse Lichtempfindlichkeit beschränke, noch nie vorgekommen sei. Alles, was er tun könne, bestehe in dem Rat, in Geduld zu warten, daß die Natur den Schleier, den sie auf so verborgenem Wege vor dieses Kind gehangen, geheimnisvoll wieder wegziehe.

Dem Sintlinger war es, als höre er himmlische Stimmen zu sich sprechen. Um an sich zu halten, daß er nicht hinliefe und dem Manne vor die Füße falle, schloß er die Hände wie Zangen ineinander, lächelte wie irr und wußte nicht, daß ihm Tränen über die Wangen liefen.

Kaum aber war der Professor hinter der nächsten Tür verschwunden, so raffte Andreas schnell eine Menge Goldstücke aus dem Beutel, warf sie auf den Schreibtisch und zog seine nutzlos widerstrebende Frau aus dem Zimmer. Lachend sprang er die Treppe hinunter und nahm an der Tür seinem etwas betreten nachfolgenden Weibe die kleine Helene vom Arme. Dann trat er wie im Triumph auf die Straße. Von oben rief ihm der Arzt irgend etwas nach, und auch der Kopf seines Gehilfen erschien im Fenster. Der Sintlinger hörte wohl seinen Namen rufen, kehrte sich aber nicht einmal um, lüftete bloß den Hut und strebte, wie trunken vor großem Glück, seinem Absteigequartier zu.

Fünftes Kapitel

Nicht lange nach dieser Zeit hörte eine Magd mehrere Nächte hintereinander ein ruheloses Traben vorsichtiger Schritte von ferne rund

um den Sintlingerhof taumeln, und wenn es nach ihrer Meinung stundenlang gedauert hatte, so hörte es auf bald nach Hemsterhus, bald nach Brederode, bald nach dem Rheine oder dem Brindeisener Hügel zu, stand eine Weile still und fing dann mit abgetriebenem Atem an, machtlos kläglicher Laute auszustoßen, so als blase etwa jemand in eine zersprungene Hupe immer leiser, immer schmerzlicher, immer ferner. Die Knechte lachten sie zwar aus und meinten zynisch, sie habe vielleicht ihren eigenen Kuckuck schreien hören. Aber in der folgenden Nacht schlug es erst laut gegen das große Hoftor und dann an das Aftertürchen nach dem Blumengarten, so polternd, daß die beiden Hofhunde wütend zu bellen begannen, die Knechte von ihren Betten sprangen und unter reichlichem Gefluch mit irgendeinem eilig errafften Knüttel gegen den unbekannten Störenfried vorrückten. Sie meinten ihn wie ein langes Bündel vor ihrem Lauf lautlos in weiten Bogen davonstreichen zu sehen, leuchten eine Strecke hinter ihm drein und kehrten, von der kühlen Nachtluft ganz wach geworden, mit den halben Zweifeln ins Bett zurück, ob ihnen nicht vielleicht am Ende nur ihre eigene Einbildung ein Schnippchen geschlagen habe.

Einer der Knechte aber, der diese nächtliche Schelmenjagd mitgelaufen war, behauptete, nachdem er es tagelang in seinem Kopf gewälzt hatte, es sei nicht eine Person gewesen, der sie im Dunkeln Dampf gemacht hätten, sondern wenn man ihn zwänge, so sei er bereit, es zu beschwören, er habe zwei Gestalten gesehen, eine männliche und eine weibliche. Der Mann, niemand anderes als der Hemsterhuser Alb, sei davongesprungen wie ein riesiger Grashupfer, und immer hinter ihm, gleich einem grauen, erloschenen Irrwisch, habe sich ein Weibsbild stumm und huschend davon gemacht. Nun hatte sich in jener Zeit wirklich in den Wäldern um Brederode und Hemsterhus eine vagabundierende Frauensperson eingefunden, die ganz menschenscheu in den einsamsten Dickichten sich aufhielt, über Tag auf den Blößen nach Beeren, Wurzeln und Pilzen ausging und beim Herannahen von Menschen fauchend wie eine Katze davonlief. Einige wollten sie näher gesehen haben und beschrieben sie kleinköpfig, tiermäßig blöde und häßlich, als eine Hexe. Andere behaupteten, noch nie so etwas Schönes, aber auch Wildteufelsmäßiges von Frauenzimmer in ihrem Leben vor Augen gehabt zu haben als diese Landstreicherin, nur gaben auch sie zu, daß sie sicher nicht mehr Verstand habe als eine Wagenrunge und keine Sprache besitze, sondern nur gurre wie eine Taube und schrille wie ein Eichhorn.

Nicht lange nach diesen Vorfällen trug irgendein Bettler die Nachricht auf den Sintlingerhof, der Niemand-Alb habe in der ganzen Gegend das Gerücht ausgestreut, daß er vor Andreas Sintlinger nicht mehr seines Lebens sicher sei. Der Bauer binde ihn auf hexenhafte Weise, locke ihn in die Nähe seines Hofes und verfolge ihn dann nächtelang durchs Feld.

Und wenn er sich nicht davonmache, so sei es um ihn geschehen. Seit zweimal vierundzwanzig Stunden sei er denn auch tatsächlich aus der Gegend spurlos verschwunden.

Wahrscheinlich habe ihn das Weibsbild aus der Gegend gelockt. Ein Brederoder Fuhrmann, der zweimal in der Woche zu Dingden im Westfälischen auf dem Bahnhof Langholz ablade, behaupte, ihn zwei Tage später mit dem „Mensche" an einem Waldrande getroffen zu haben. Sie hätten voreinander gesessen, sich angestaunt wie Heiligenbilder und wären dann, lachend und weinend in einem, wie besessen nach entgegengesetzten Richtungen davongerannt, aber nur, um das Spiel mit Voreinandersitzen und verzückt Anstarren wieder von vorn zu beginnen.

Als man dem Bauer diese Nachricht überbrachte, brach er in schallendes Gelächter aus. Doch mitten in diesem Tollen der Heiterkeit war es, als verschlucke er sich. Das Lachen wurde ihm plötzlich wie aus dem Halse gerissen. Er verfärbte sich, und das verlorene Leuchten kam in seinen Augen auf. So stand er eine Weile, schüttelte kaum merklich mit dem Kopf, ließ ein ungläubiges Lächeln um seinen Mund spielen, schnippte dann mit den Fingern und schritt weiter. Diesen selben Nachmittag aber ließ er das Pferd aus dem Stalle führen, auf dem er in der Nacht nach dem Erscheinen des Hemsterhuser Albs umhergeirrt war. Der alte Knecht mußte es striegeln, ihm die Mähne kämmen und den Sattel und das Zaunzeug anlegen, den es in jenen finstern Stunden getragen hatte. Dann hieß der Bauer den alten Dienstmann das schöne mutige Tier besteigen und gab den Befehl, es möglichst weit von hier nach Bocholt, Haltern oder wohin er wolle, auch nach Wesel, wenn es ihm gerade einfiele, auf dem Markt an irgendwen um jeden Preis loszuschlagen und nur darauf zu denken, daß es unter keinen Umständen in die hiesige Gegend zurückkäme. Der bejahrte Knecht, dessen Stolz und Liebe gerade dies seltene Tier bildete, sprang, da er wußte, daß Widerspruch bei dem Sintlinger nichts nutzte, wütend in den Sattel, hieb zornerfüllt auf das Pferd ein und flog ohne Gruß durchs Tor den Hügel hinunter. Als der Hufschlag nicht mehr lauter aus der Ferne klang, wie wenn man die Nägel der Finger gegeneinander knacken läßt, ergriff der Bauer eine Schaufel und begab sich hinaus an jene Stelle des Waldes, wo er einst gelegen und im Anblick des Herbsthimmels um das Verständnis des Wunders gerungen hatte, in das sein Leben durch das Schicksal seines Kindes eingeschlossen war. Dort hob er mit vier tiefen Stichen ein Stück Rasen aus dem Boden und trug es vorsichtig hinunter an den Grenzweg. Er erweiterte die Grube, in die der Niemand-Alb einmal die roten Läppchen verscharrt hatte, setzte den kleinen Rasenranft hinein, trat alles gut fest und reinigte den Fleck so von der übergequollenen Erde, daß kein Mensch eine Ver-

änderung wahrnehmen oder im mindesten daran zweifeln konnte, das Gras habe seit jeher an diesem Orte gezweigt.

Am Abend saß er auf der Hoftorbank und träumte in den laulichen Maiabend hinein.

Nach Beendigung ihrer abendlichen Beschäftigung fand sich Johanna bei ihm ein und begann, neben ihm Platz nehmend, nach einigem Hin und Her über das Wetter, die Wirtschaft, den Viehstand und die Dienstboten kleine Geschichten von Leuten zu erzählen, die dadurch in Not geraten waren, daß ihr Leben die verderblichen Kreise gewisser höllischer Menschen berührt hatte.

Der Sintlinger spürte gar bald, wo sein Weib hinaus wolle. Als sie geendet, hob er langsam den Blick aus dem eindunkelnden Himmel und sagte: „Du irrst." Nichts weiter sprach er und versank wieder in Schweigen.

Nach einer Weile merkte sie, wie er sich bückte und etwas von sich warf.

„Na, was habe ich aus meiner Hand fallen lassen?" fragte er.

„Einen Stein, ein Gras, irgend was. Ich kanns nicht wissen vor dem Dunkel," antwortete sie.

„Und was ich denk und was mir ist, willst du doch wissen. Nicht, Weiblein? und ist doch noch viel dunkler drum herum, wie da der Abend um uns."

„Vielleicht, wenn du mir was davon sagtest, wärs nimmer so dunkel. — Du, Andreas!" sprach Johanna sehr dringend.

Der Sintlinger antwortete nicht gleich, sondern nahm seine Hände zwischen die Knie und verfiel in Brüten.

Endlich schüttelte er abwehrend den Kopf, richtete sich auf und strich seinem Weibe milde über die Stirn. „Ach nein," sagte er dabei, „der Vogel, der auf dem hohen Baum nicht schwindelig werden will, muß droben ausgebrütet sein. — Aber so viel will ich dir sagen: es gibt viel Helle, die von keinem Licht, und viel Duft, der von keiner Blume kommt, und viele Berge stehen ganz ohne Erde in uns. Jawohl. Deswegen wird es auch Seelen geben, die ohne Augen sehen können. Man kann vielleicht auch schlagen, ohne die Arme zu erheben, und jemand treiben, ohne aufzustehen. Der Niemand weiß das, weil er ein Narr ist, und ich, weil ich mich vertauschen kann, das heißt, trotzdem ich keiner bin."

Johanna wurde bei diesen seltsamen Worten von schwerer Angst befallen, denn ihr Mann sprach ja fast, wie er es früher oft im Rausch getan hatte.

Der Sintlinger spürte, wie sie bebte, und sagte mit mildem Verweisen: „Siehst du, Johanna, kaum daß du auf meine Schwelle trittst, stolperst du, und da willst du in mein Haus. Nein, nein! Ich bitte dich, schleich mir nicht immer mit deiner Furcht nach. Versprichs mir! Einmal, wenns

nicht mehr anders geht, will ich schon reden. Aber besser ist, du hörst nichts."

Sein Weib hatte ihren Kopf, die Hände vors Gesicht geschlagen, auf sein Knie gelegt. Er streichelte ihren Rücken entlang, während er sprach, und fühlte das leise Zucken des verhaltenen Weinens. Da schwieg er, und als es ganz still war in ihrem Leibe, sprach er begütigend: „Ich meinte vorhin, du irrst. Damit wollte ich sagen, du irrst, wenn du glaubst, ich hätte aus Furcht vor dem Niemand-Alb das mit dem Pferde und dem Loch am Grenzwege getan. Ganz und gar nicht. Aber ich will nicht immerfort erinnert werden, daß ich einmal so dumm war, mich von einem Narren ins Bockshorn jagen zu lassen. Und nun komm schlafen. Es ist schon spät."

Der Sintlinger hob Johanna von seinen Knien auf. Drüben auf dem Brindeisenerhügel verriegelte man eben das Hoftor. Der grobe, tiefe Baß des Bauern ertönte in einem mißmutigen Gespräch mit einem Zweiten, der nie antwortete. Das Trappen schwerer Schaftstiefelschritte irrte schlaftrunken über die Krappensteine des Hofes und verkorkelte sich in einem Winkel hinter dem zähen Knarren einer Tür. Darauf war nichts mehr wach als die atemlose Finsternis.

Der Sintlinger sagte, plötzlich bedrückt: „Das war der alte Brindeisener." Dann gingen die beiden ins Haus.

Im Flur ließ Johanna den Arm ihres Mannes fahren und eilte unter dem Vorgeben, das vergessene Kopftuch holen zu müssen, noch einmal vor das Tor. Dort stand sie erst und lauschte, ob der Sintlinger ihr folge. Aber sie hörte ihn geruhig die Stubentür öffnen und schließen.

Da breitete sie die Arme in die Nacht, umschlang den Stamm der Eiche und begann stumm zu weinen.

In diesen Zustand ihrer Seele fiel die Heimkehr des alten Knechtes. Er war widerstrebend, eigentlich in offenem Zorn, mit dem Pferde zum Markt geritten. Bedrückt kehrte er zurück, ohne Tier, ohne Sattel und Zaum, nur mit einem Stock, den er sich aus einem Strauch am Wege geschnitten hatte, das bare Geld im Beutel, ganz nach dem Befehl des Sintlingers. Aber was er über die seltsamen Vorkommnisse zu berichten hatte, die nach dem Verkauf des Pferdes eingetreten waren, rechtfertigte nicht nur seine Beklommenheit, die ihm wie ein Faustschlag im Nacken saß, sondern war wirklich geeignet, ein zaghaft gewordenes Herz in Verwirrung zu läuten.

Es hatte sich mit dem Verkauf des Pferdes, das war die Erzählung des alten Knechtes, überhaupt von Anfang an geschert. Nur in Wesel auf einem kleinen Plätzchen am Ende der Stadt sei so etwas wie ein Pferdemarkt gewesen. Allein es war das eigentlich auch nur ein Stell-

dichein der ärgsten Krippensetzer, Kollerhunde und Senkbäuche der Umgegend, und an der Halfter jedes Gaules hingen immer zwei Gauner, der Besitzer und der Käufer, beides Händler, die sich unter Aufbietung aller Verschlagenheit bemühten, einen Nichtsahnenden anzulocken und mit dem Schlagwerk ihrer Zungen so lange zu bearbeiten, bis er eine Ziege von einem Pferde nicht mehr unterscheiden konnte. Kaum daß der alte Knecht durch den Schwarm der halben und ganzen Halunken und Klepper einmal mit seinem Braunen rund um den Platz gezogen war, hatte er heraus, in was für eine Küche er gekommen sei, schwang sich in den Sattel und stob möglichst unauffällig aus der Stadt. Aber dieser Aufenthalt von kaum einer halben Stunde auf dem Markt zu Wesel hatte genügt, ihn und seinen Braunen bei allen Roßkämmen des Umkreises anzumelden, und wo immer er nun eintrat, empfing man ihn mit dem gleichen Achselzucken, dichtete man seinem Tier dieselben Fehler an und behandelte ihn dergestalt, daß er am Ende wirklich nicht mehr wußte, ob er sein Pferd zu Recht am Zügel führe oder gestohlen habe. Zuletzt habe wahrhaftig die ganze Gegend nach Lug und Betrug gestunken, und es bemächtigte sich seiner ein solcher Grimm, daß er einen Tag lang nur immer geradezu geritten sei, um aus der Bande dieser Halswürger heraus und wieder zu ehrlichen Christenmenschen zu kommen.

Am Abend dieses selben Tages, es war der vierte nach seinem Auszug aus dem Sintlingerhofe, ritt er mißmutig in ein kleines Städtchen ein, und neben ihm ging ein freundlicher, wohlgekleideter Mann, halb Herr, halb Bauer. Der sah immer verstohlen auf den schönen Gaul und dann auf die Seite, als ob nichts gewesen sei, und der Knecht dachte bei sich, das sei auch einer von vielen, die das Pferd mit den Augen kaufen und mit dem Verlangen bezahlen, und fing ärgerlich an, alle Unkosten zusammen zu rechnen, die er bis jetzt gehabt. Wie er so Posten um Posten aufeinander legt und eben zu dem Entschluß kommt, mag daraus werden was wolle, nur noch einen Tag sein Pferd aller Welt feil zu halten, klopfte der Fremde, der sich immer neben ihm gehalten hatte, das Pferd an die Backe. So kamen sie ins Geplauder. Aus dem Reden wurde ein Handel und aus dem Handel ein Geschäft, und ehe der Glöckner zum Abendläuten über den Markt ging, saßen sie am Fenster des Gasthauses und stießen über dem geschlichteten Handel geruhig ihre Schöpplein zusammen. Der Knecht trug die geforderten siebenhundert Mark bei Heller und Pfennig im Sack, und der Hausdiener hielt draußen den Braunen für den neuen Herrn bereit, der ihn diese Nacht noch nach Haus reiten wollte, nur zwei Stunden von da. Kinder fanden sich ein, ein ganzer Schwarm, und bewunderten das schöne, fremde Tier. Auch Männer und Weiber unterbrachen den Vorübergang und stellten sich zu kurzem, wohligem Gaffen

dazu. Plötzlich stand da, mitten unter all den Leuten, ein Kerl, dürr und lang wie eine Erntegabel, angezogen wie eine Krautscheuche, mit einem Kopf nicht größer als eine Gänsebirne, und verschlang mit seinen unruhigen, brennenden Affenaugen fast den Gaul. In diesem Augenblicke wird der Hausdiener von irgendwem in den Gasthof gerufen. Er bindet das Pferd an den Baum und geht davon. Auf einmal entsteht ein Gegille und Geschreie unter der Menge. Ehe es jemand verhindern kann, hat der lange Vagabund das Pferd vom Baum gerissen und ist gragelig wie ein Frosch, aber doch flinker als eine Katze, im Sattel. Dann presst er wie ein Wahnsinniger über den Markt, und ehe die beiden, wenn auch wie geworfene Steine durch die Tür geflogen, im Nu draußen sind, ist er fort. Sie können nichts ausrichten als hinterher laufen wie die übrigen und sehen den Dieb schon die Straße hinunter aufs freie Feld zu reiten. Es schmeißt den Kerl im Sattel hin und her, daß man meint, jetzt und jetzt muß er herunterfallen. Aber er bleibt wie angebunden oben und ist, wie mit Teufelsöl geschmiert, im nächsten Augenblick um die nächste Ecke verschwunden.

Das war die Erzählung des alten Knechtes, und als er geendet hatte, sah er auf die Bäuerin und den Bauer, merkte an dem schnellen Atem des Weibes, ihrem Erblassen, dem Ducken des Blickes und dem leisen Lächeln, das des Sintlingers Mund umspielte, daß beide so gut wie er wußten, wer den Braunen auf Nimmerwiedersehen in den Abend hinausgeritten habe. Darum überlegte er, daß es besser sei, die ganze Geschichte zu verscharren, schluckte auch seinerseits den Namen hinunter, der ihm schon die Zunge kitzelte und trödelte sich nach alter Gewohnheit umständlich zur Tür hinaus.

Aber der Tischler soll noch geboren werden, der einen Kasten zu machen weiß, in den man Schatten sperren könnte. Und je mehr sich jeder bemühte, vor dem anderen den harmlos Gleichgültigen zu spielen, um so lauter schrie es das ganze Sintlingerhaus voll, alle Flure hin, durch Ställe und Böden, um den Hof her, sauste in den Kronen der Bäume und schwirrte mit den Vogelflügeln ums Dach: Der Niemand-Narr hat den Braunen gestohlen. Am tiefsten erregte es Johanna. Aus der Tiefe ihrer Vergangenheit stieg die Erinnerung an den tollen Sturm während ihrer Hochzeitsnacht; aus dunklen Gründen überlief sie das Zittern, unter dem sie nach der Empfängnis Helenens den Unglückslaut des Glöckchens gehört hatte; sie erlitt noch einmal die Qualen, unter denen sie die Erkenntnis der Blindheit ihres Kindes hatte zugeben müssen. Und wenn sie das seltsame Gebaren dieses Wahnbetörten an der Wiege ihres Kindes, sein rätselhaftes Verschwinden aus der Gegend und dieses Vereiteln der geheimen Absichten ihres Mannes zu seiner Abwehr überlegte: so empfand

sie ihr und ihres Mannes Schicksal von dem Fanggarn einer höllischen Macht umschnürt und zermarterte ihr Denken, diese Gefahr abzuwenden oder dieses Drohen aus dem Dunkel als Einbildung, als einen Hexenschuß ins Hirn zu begreifen.

Es war umsonst. Nicht lange, und sie hörte in den Nächten fortwährend die Hufschläge eines Reiters um den Hof irren, erst in ganz fernen Kreisen, dann immer näher, und endlich vernahm sie oft das Stampfen und Schnauben des Rosses so deutlich, als ritte der Niemand-Alb an ihrem Bett vorbei, mitten durch die Schlafstube, und wenn er zum Fenster hinausgebraust war und sie sah seine langen, baumelnden Beine in die Luft hinauf verschwinden, lag sie erst ein wenig und erholte sich von der Beklemmung der Angst, dann fühlte sie vorsichtig um sich oder machte Licht, sich zu überzeugen, ob ihr Mann und ihr Kind von demselben Gesicht wie sie gepeinigt worden seien und noch heil in ihren Betten lägen.

Einmal nahm sich Johanna doch ein Herz und als es gegen die zwölfte Stunde wieder mit dem Traben anfing und so zunahm, daß sie es wie Sand an die Scheiben fliegen hörte, stand sie leise auf, schlich sich in die Gesindestube, zog dort schnell einen Rock und eine Jacke über, bezeichnete sich mit drei Kreuzen und begann dann durch den pechfinstern Flur gegen die Haustür hin zu tappen. Sie war entschlossen, dem Unhold entgegen zu treten und, konnte es nicht anders sein, mit ihrem Leben den Zorn dieser unterirdischen Mächte zu brechen. Kaum daß sie ins Freie kam, hörte das Reiten um die Mauer auf, die Nacht bewegte lautlos ihre dunklen Tücher um die Dächer, und Johanna war durch das plötzliche Verstummen des gespenstischen Getöses so betroffen, daß sie weder rechts, noch links, noch vorn oder hinten unterscheiden konnte. Deswegen begann sie auf gut Glück um sich zu greifen. Dabei kam sie einer dunklen Gestalt immer näher, die regungslos neben ihr im Finstern stand und drohend ihr entgegen wuchs. Sie wollte schnell sagen: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, wer bist du?" brachte aber nichts über die Lippen und begann zu wanken. Starke Arme fingen sie auf, und als sie sich erholt hatte, stand der alte Knecht neben ihr. Von dem erfuhr sie, daß auch er Nacht um Nacht das Reiten des Albes vernähme und, wie sie, eben herunter gekommen sei, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Sie nahm ihm das Versprechen ab, über seine Wahrnehmung zu schweigen, und ging ins Bett zurück.

Seit dieser Nacht stand es in Johanna fest, daß sie nicht mehr länger zögern dürfe, einen Ausweg aus diesem unerträglich gewordenen Zustande zu finden.

Von jenem Tage an, da der alte Klim, um an seinem Zorn nicht zu ersticken, so schnell aus dem Sintlingerhofe gegangen war, weil seine Kinder nichts zur Heilung ihres blinden Mädchens hatten tun wollen, war der Greis, ohne je wieder einen Fuß nach Hemsterhus zu rühren, in seinem Austraghause zu Brederode geblieben und lebte, so viel man hören konnte, nur dem Dienst der Erinnerung an seine gestorbene Frau. Ohne Zorn, aber scheinbar auch ohne Liebe, aufrecht und still, trug er den Gedanken des unversöhnten Abscheidens von seinen Kindern. Dies abgewandte, nur in der unerratenen Tiefe schmerzvoll bewegte Greisantlitz erschien jetzt vor Johannas suchenden Augen und, erschüttert von der Gleichgültigkeit ihres eigenen Herzens, erkannte sie nicht nur das Unrecht, den nächsten Menschen vor der zugeschlagenen Tür ihres Schicksals so lange stehen gelassen zu haben, sondern sah auch ein, daß es höchste Zeit sei, aus den Schätzen dieser heimziehenden Seele so viel Segen wie möglich in ihr Dasein zu leiten.

Deswegen wartete sie einen Tag ab, an dem ihr Mann in Geschäften vom Morgen bis zum Abend in der Kreisstadt gehalten wurde. Auf den Sintlingerschen Feldern, die an Brederode grenzten, waren diesen Tag die Saaten von Hederich und Disteln zu reinigen, und Johanna wußte es einzurichten, ohne daß die Mägde es merkten, ihren Vater zu besuchen.

Der alte Klim saß am Tisch, das blaue Sacktuch und die silberne Schnupftabaksdose neben dem Buch, und las in einem Heiligenspiegel. Als Johanna unvermutet eintrat, hob der Greis den Kopf, erkannte sie, fuhr in der Verwirrung mit dem Finger aufs Blatt, um das letzte Wort festzuhalten, und nahm die Brille von den Augen. Die Bäuerin hatte an der Tür einen Augenblick in Scham und Liebe gestutzt; als sie jedoch die Greisenhand mit der Brille bebend durch die Luft sinken sah, ergriff sie das so, weil es aussah, als winke ihr der Vater ein letztesmal mit verwelkter Hand schon aus dem Grabe. Da wurde das sonst so gefaßte Weib ganz von ihrer Beherrschtheit verlassen, und mit einem Lachen, das sich mehr wie ein leiser Schrei anhörte, stürzte sie dem Greis an die Brust. Als die ersten Erschütterungen vorüber waren, setzten sich die beiden auf die Bank, und die Tochter schüttete vor ihrem Vater alles aus, was sie bedrängt und verfolgt hatte, doch nicht so, als ob sie mit Schmerzen an dem Los trage, oder schwächlich um Verzeihung bitte.

Der alte Klim hörte sich alles in herzlichem Mitgehen an und pries die Fügung, daß er vor dem Verschwinden ihnen doch noch einmal nützlich sein könne. Es wurde alles für den nächsten Sonntag besprochen, an dem wollte der Alte etwas wie ein Fest feiern, natürlich nur für sie und sich. Da sollte alles, so viel an ihm liege, aus der Welt geschafft werden. Unter dem Gespräch der so lange getrennt Gewesenen stand der Abend

unversehens wie ein Dieb draußen und schielte durchs Fenster, ehe die beiden ganz ans Ende gekommen waren, und Johanna mußte davongehen, um vor dem Eintreffen ihres Mannes schon auf dem Hof zu sein. Sie jagte förmlich die Raine hinauf. Ihr war plötzlich leicht zum Tanzen. Und als sie aus dem Buchengrunde heraustrat, stieg gerade die letzte Lerche singend zu den vom Abendrot glühend geränderten Wolken empor, die regungslos in dem vertieften Himmel lagen. Sie nahm das als ein günstiges Zeichen und vergaß sich so, daß sie eine Hand voll Blumen pflückte und mit den Blüten nach dem Liede in der Luft warf. Indessen wurde noch denselben Abend in diesen Wein hochgehender Hoffnungen mehr als das Quentchen eines Wassers gegossen, das ihre sonst so sichere Seele wieder in Wirbel versetzte. Der Sintlinger hatte unterwegs von dem Postboten einen Brief des Mannes erhalten, an den durch den alten Knecht der Braune verkauft worden war. Diesem Schreiben lag das Blatt einer Zeitung bei, in der ein Bericht über den Erfolg der polizeilichen Nachforschungen nach dem Verbleib des gestohlenen Pferdes enthalten war. Holzfäller des Freiherrlich Deckertschen Forstes hatten auf dem morgendlichen Gange nach ihrer Arbeitsstelle mitten im Walde das schwache Wiehern eines Pferdes vernommen. Als sie dem Laute nachgingen, fanden sie hinter einer Dickung an einen Baum angebunden das Roß, das der Unbekannte an jenem Abend aus dem Städtchen geritten hatte. Es trug noch den Sattel, das Zaumzeug und alles Zubehör, mit dem es beim Verkauf versehen gewesen war, befand sich aber in einem solchen Zustand des Elends, stand abgemagert, mit schlotternden Beinen und herabhängendem Kopfe da, daß es auf den Zuruf der mitleidigen Männer kaum die Augen rühren konnte. Vor Schwäche vermochte es selbst nicht mehr zu kauen. Auf dem Wege aus dem Walde brach es zusammen und verendete. Der Bericht fügte noch hinzu, daß der mutmaßliche Dieb aller Wahrscheinlichkeit nach ein Artist sei, den der Direktor eines reisenden Zirkus wegen Anzeichen geistiger Störung in jener Zeit entlassen habe. Im Anschluß an diese Nachricht beruhigte der Sintlinger sein Weib mit milden und eindringlichen Worten, aus denen hervorging, daß er nicht nur um ihre Angst, sondern sogar um ihren und des Knechtes Versuch zur Vertreibung der eingebildeten Mitternachtsritte wußte.

Allein anstatt dem Zuspruch ihres Mannes nachzugeben, brachte es Johanna nicht fertig, die Tatsache dieser wiederholten nächtlichen Beunruhigungen als Wahn aus ihrem Gedächtnis zu wischen, einmal weil nach ihrer Meinung für deren Wirklichkeit das Zeugnis des alten Knechtes sprach, zum andern weil sie sich dann ganz ins Pfadlose gestoßen sah. Denn wenn nicht vom Einfluß dieses albischen Niemand, woher rührte dann diese Angst und Furcht in ihr und diese Verwandlung des Sint-

lingers, aus dem jede Wallung des Aufbrausens, jede Möglichkeit einer Entgleisung in seine früheren Fehler so ganz in versonnener Stille untergegangen war, daß er ihr gar oft als ein unbegreiflicher, unbekannter Mann erschien?

In der Nacht, die dem Besuch bei dem alten Klim voranging, träumte Johanna von einem Menschen, den sie auf allen Wegen der Welt im Dunkel laufen sah. Er eilte durch die Dörfer und Städte der Erde und versuchte, die Häuser aufzuschließen; aber er besaß einen Schlüssel, der nirgends paßte. Sie kannte den Mann nicht, trotzdem sie alle Stunden des Schlafes im Traume hinter ihm her war, denn wenn sie ihm so nahe kam, daß es ihr gelingen mußte, sein Gesicht zu sehen, wandte er sich ab und schlug einen anderen Weg ein.

Beim Erwachen versank wohl die Deutlichkeit ihres Traumerlebnisses; aber der Schmerz, den seltsamen Mann nicht erkannt zu haben, war im Wachen womöglich noch stärker geworden. Darum ging sie, um sich zu sammeln, hinter den Hof und vertiefte sich in den Anblick des Himmels. Sie stieg mit ihren Blicken von Wolke zu Wolke, immer höher hinauf, und gelangte in jene Tiefe des blauen Weltallsabgrundes, wo selbst die reinsten Wolken verzagen, und wenn sie sich ja einmal hinwagen, müssen sie sofort verschmachten. Dort, ganz, ganz hoch hörte Johanna ein Brausen gehen; aber sie vernahm es nur mit jenem geheimnisvollen Gehör, das den Menschen sonst nur im Traume erschlossen wird. Ein ganz leises Rauschen ging über allem Gewölk in diesen unendlichen Fernen, und man hörte es ihm an, daß es seit Ewigkeit da oben hinstrich. Doch das war nicht das Seltsamste.

Was die Bäuerin am lebendigsten hinnahm, bestand darin, daß auf irgendeine Weise in dem leisen Brausen die Unruhe des Mannes enthalten war, dessen Schlüssel in kein Schloß der Welt paßte.

Während sie einen Augenblick den aussichtslosen Versuch machte, dem Zusammenhang zwischen ihrem Traum und diesem geheimnisvollen Nebenlaut nahe zu kommen, stand plötzlich ihr Mann neben ihr und erinnerte sie lächelnd an die Fahrt zu ihrem Vater.

Auf diese alltäglichen Worte hin sah der Sintlinger sein Weib zusammenfahren und erbleichen. Dann schloß sie ein wenig die Augen und ging mit ihm ins Wohnhaus zurück.

Sie fuhren nicht die Straße durch Hemsterhus, sondern der Bauer lenkte des Kindes halber um den Hof herum und kutschierte in gemächlicher Fahrt hügelauf, hügelab durch die Felder, und die kleine Blinde saß in die Arme ihrer Mutter zurückgelehnt und genoß mit verklärtem Gesichtchen das Vorüberstreichen des weichen Junilichtes. Sank der Wagen einen Abhang hinab, so kam in ihre Miene ein glückliches Fürchten, als

ginge es in die freie Luft hinein. Fuhren sie an Bäumen vorüber, so fragte das Kind, wer so groß und regungslos am Wege stehe. Und als sie in den Buchengrund einbogen, den kleinen Wald, der schon zu dem früher Klimschen Gute gehörte, erstaunte Helene, wie man eine so weite, hohe Stube zu machen imstande sei, daß man darin fahren könne. Der Sintlinger wurde des Verwunderns über sein Kind nicht müde, auf das alles ihm Vertraute und Bekannte in einer Art wirkte, daß er hinter den Dingen einen neuen Sinn, ein anderes Leben wandeln sah, und er hielt oft an, etwa mit ihr dem leisen Laut nachzuhorchen, den ein schwacher Luftzug durch die jungen Ährenfelder trieb, oder mit dem Kinde das hohe Vorüberhuschen eines Vogelliedes zu kosten. Und wenn er dann zu der Helene sprach, klang seine Stimme noch vertiefter als von dem Staunen und der väterlichen Liebe her. Dieser Ton kam aus einem solchen lichten Abgrunde, daß Johanna sich zurücklehnen und ihrem Mann unbeobachtet ins Gesicht schauen mußte. Auf einmal war es ihr, als spreche nicht ihr Mann, sondern als höre sie das milde Brausen über den Wolken tönen, und der Mann saß neben ihr, der einen Schlüssel besaß, der in kein Schloß der Welt paßte. Da überfiel sie ein Schreck, was werden sollte, wenn der Sintlinger in das Haus ihres Vaters trete und mit diesem Ton zu reden anfinge.

Sie faßte darum sofort in die Leine und bat ihren Mann, umzukehren, denn ihr sei plötzlich unwohl geworden. Johannas Gesicht war wirklich sehr blaß. Aber Andreas glaubte, dies und ihr Erbleichen in der Frühe hinter dem Hofe rühre von Vorgängen her, denen eben alle Frauen oft unvermutet unterliegen. Ein paar Schritte auch nur, und das Haus des Alten trat unter ihnen hinter den Obstbäumen hervor.

Peitsche und Hut in der Rechten, mit steifem Arme die Tür weit in die Stube haltend, stand der junge Bauer bald auf der Schwelle, rief dem Greis einen ungezwungenen, heiteren Gruß zu und unterrichtete ihn mit einer kurzen Bemerkung von dem Unwohlsein seiner Frau. Dann eilte er unter einem Nicken des Kopfes wieder hinaus zu seinem Gefährt.

Er spannte es mit Hilfe eines Knechtes aus, den der neue Bauer sofort hergesandt hatte, ließ die Tiere dann in den Stall führen und stand aus Höflichkeit noch eine Weile plaudernd bei dem neuen Besitzer auf dem Hofe. Auf dem Gange in das Beihaus seines Schwiegervaters wählte er in einer Art schalkhafter Neckerei den Weg durch das kleine Torpförtchen. An der Giebelwand des Wohnhauses stand scheinbar noch derselbe Holzstoß, in den seine Johanna jenen Blumenstrauß verborgen hatte, den er ihr im ersten Liebesrausch an die Brust gesteckt hatte. Im Vorbeigehen streifte er die Stirnseite der Scheiter und lächelte dabei.

Beim Eintritt in des Schwiegervaters Stube fand er die blasse

Schwäche schon ganz aus dem Gesicht Johannas gewischt. Der Greis rief ihm aus der Nebenstube spaßhaft zu, daß es mit dem Unwohlsein seiner Tochter weiter nichts auf sich gehabt habe, denn es sei nur die Weiberkränke gewesen. Sie strahlte in Freude, daß sich Helene dem Großvater so ganz ohne Scheu hingegeben hatte, und der Greis lief beglückt hinter den beiden drein, die ohne Aufhören durch alle Stuben wanderten. Der Alte erstaunte im stillen über den sicheren, unerschrockenen Schritt der kleinen Blinden, über das feine Gefühl, mit dem sie den Gegenständen auswich, über ihre Klugheit und Fröhlichkeit, am allermeisten aber über den Ausdruck ihres Auges, wenn sie es bei seinen Worten horchend zu ihm herauf kehrte, verschloß aber jede Bemerkung in sich, die mit dem betrüblichen Zustand seines Enkelkindes auch nur von fern in Beziehung stand. Anfangs war Helene überhaupt der Mittelpunkt, und besonders der Alte und Johanna schoben, wenn das Gespräch eine andere Wendung nehmen wollte, immer wieder die Kleine in den Vordergrund der Unterhaltung, als ob sie, gleich zwei Verschworenen, fürchteten, durch eine Unvorsichtigkeit ihren Plan zu verraten. Der Sintlinger aber gab sich ohne jede Beschränkung ganz dem Frohgefühl hin, das ihn beherrschte. Er tanzte sogar mit Helene singend durch die Stuben, und die Bäuerin nahm wahr, daß seine Stimme nichts mehr von dem Klang besaß, der sie auf der Herfahrt so erschüttert hatte. Seine Worte hörten sich im Gegenteil manchmal an, als seien sie noch aus der wilden Zeit in ihm zurückgeblieben: sie hatten den Ton von Erzkugeln, die mit kurzem Wurf an ein Metallbecken geschleudert werden. In diesem schnellen, schneidigen Aufzucken der Rede ihres Mannes lag etwas ungemein Tröstliches für die junge Frau. Eine bunte Woge Jugend ergoß sich daraus über sie, fast in einer Art seligen Taumels drängte ihr Herz aus den Schatten und Bedrängnissen der Gegenwart in das Licht ihrer schönsten Zeit, aber ohne daß sie mit einem Worte jener Tage gedachte. Nur sprach sie beflügelter, ging schwebender, lachte klingender und begriff im geheimen nicht, wozu und warum sie ihren Vater hatte um Hilfe anrufen können.

Der alte Klim aber, endlich müde von dem Stubenlauf mit Helene, saß in seinem Lehnstuhl und legte sinnend die Dose von einer Hand in die andere. Er war im Anblick der Heiterkeit des Sintlingers und seiner Tochter eher geneigt, dem eigenen alten Zweifel an der dauernden Sicherheit der ernsten Lebensführung seines Schwiegersohnes recht zu geben, als an dessen Kummer und Ratlosigkeit zu glauben, von denen ihm seine Tochter gesprochen hatte.

Das Mittagessen ging vorüber. Die leichte Buntheit sank von allen ab. Der neue Bauer und sein Weib, schrotbrave, umgängliche Menschen, kamen zu kurzem Geplausch und entfernten sich wieder. Helene verlangte

zu schlafen und wurde im Nebenzimmer untergebracht. Der alte Klim nickte im Lehnstuhl ein. Der Sintlinger begab sich wieder zu dem neuen Bauer und trat mit ihm einen Vorsehgang durch die Viehställe an. Johanna aber ging unter die Haselstauden am Abhang, ein Stück vom Hause weg, an ihren Kinderträumeplatz. Dort setzte sie sich in den tiefen Schatten der runden, öligen Blätter, zog wie als Kind die Beine hoch herauf, stützte die Ellenbogen auf die Knie und versank in ein träumerisches Anschauen der Wiese, auf der sie der Sintlinger beim Bleichen getroffen hatte.

„Nein, nein!" sagte sie nach langem, mit glücklich-lächelndem Wehren; aber da war ihr Kopf schon auf die Arme gesunken, und sie schlief.

Der Schlaf der Greise ist göttlicher als der der Menschen in der mittleren, stärksten Zeit des Lebens; denn während diese auch in den Stunden der Ruhe nicht ganz aus den Banden ihrer Pläne entlassen werden und nach dem Erwachen ohne Zögern den Anschluß an ihr Tagewerk finden, hängt der Traum, dieses Dämmergewölk der Ewigkeit, noch eine Weile um das erwachte Auge der Alten, daß sie vor den gewohnten Bildern ihrer Umgebung staunen, als seien es Erscheinungen einer fremden Welt, ja, daß es wohl vorkommen mag, eine solch still gewanderte Seele meint, der Durchgang des Schlafes sei ihr unversehens zum Tor des Todes geworden und was sie Liebes auf Erden verlassen, begrüße sie nun schon verklärt im Himmel.

Als der alte Klim erwachte, lag sein Witwerheim, das weißgetünchte Stübchen mit der dunkelgrünen Girlande unter der Decke, in dem etwas verschütteten Licht des übervollen Nachmittags, und in dieser Helle bebte der Abglanz unruhiger, weißer Wolken. Ein Wogen lag um den Greis. Die Wände schienen nichts Festes zu sein. Sie schwankten wie Laken, an denen ein gemächlicher Wind herumbauscht, die Girlande baumelte wie ein richtiges Laubgewinde und dem Bauer war es nicht anders, er schwebe wallend durch die Höhe über der Erde, in einem fliegenden Leinwandzelt, und vor den Fenstern, die irgendwie darin saßen, sah er sonnenbeschienenes Gewölk vorüber quellen.

„Ja, ja, so wirds einmal gehen," sann der Greis in halbem Traum und Wachen und ließ zu stillem Nachkosten des schönen Gesichtes seine Augen abermals zusinken. Als er sie wieder öffnete, hatte sich das Erwachen vollendet, und er erkannte seine Stube, wie sie immer war. Auf der Bank, die um zwei Seiten des Zimmers lief, kauerte sein blindes Enkelkind in aufmerksam hingebender Haltung, und neben ihr saß der Sintlinger, den Ellenbogen auf das Fensterbrett und den Kopf so in die Hand gestützt, daß er das Gesicht seines Töchterchens gut betrachten konnte.

Jetzt sah der Alte, wie Helene sich zurückbog und die Händchen in

das Licht hielt, gerade, als sei der schimmernde Strahl der Sonne nicht ein flüchtiges Zittern durch die Luft, sondern ein Wasservöglein, das ihr die gehöhlten Händchen mit prickelnder Wärme füllte. Was wir mit den Augen begreifen, umfaßte sie mit dem weit stumpferen Sinn des Gefühls. Als säße unsichtbar unter jedem Fingerspitzchen ihrer Hand ein lichthungriges Auge und trinke den Sonnenstrahl, so wie einen schlürfenden Mund hielt Helene jede Hand ins Licht, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck erfüllter Verklärung, nicht anders, als sei sie ein sehender Mensch, der im Segen einer stillen Helle steht.

Als der Sintlinger diese geheimnisvolle Art, zu schauen, an Helene beobachtete, war er mit eins wieder in dem staunenden Gefühl eines tiefen Lebens und Webens, das hinter den gewohnten Formen und Vorgängen der Welt einem Ziele zueilt, das vielleicht tiefer und herrlicher ist, als es wir Sehmenschen je erfahren können. Der junge Bauer beugte sich noch weiter vor, um womöglich in den Augen seines Kindes etwas zu entdecken, an dem sein Ahnen sich weiter in den Zauber hinein zu tasten vermöge. Er bekam dabei jenen Zug des Kummers und Schmerzes ins Gesicht, der sich in die Stirn und um den Mund der Menschen gräbt, denen tiefes Nachdenken ungewöhnliche Mühe macht.

Der alte Klim aber, der alles dies beobachtet hatte, mißverstand den Ausdruck im Gesicht seines Schwiegersohnes und meinte, nun habe den Sintlinger der Gram über das Unglück seines Kindes gepackt, den er bisher unter buntem Lärmen so geschickt und tapfer verborgen gehalten habe. Er erinnerte sich seines Versprechens an Johanna, meinte, nun sei der rechte Augenblick zum Eingreifen gekommen, setzte sich räuspernd auf, und als Andreas deswegen von seinem Betrachten herumfuhr und den Greis fragend ansah, nickte der ihm tröstend zu und sagte herzlich: „Laß gut sein, Andreas!"

„Oh, es ist gut, unbegreiflich gut," antwortete der junge Bauer in aufgelöster Art.

„Aber es wird noch immer besser werden, man darf da nicht verzagen. Ja. Mit dem Verzagen ists wie mit dem Aufladen: Je mehr man aufladet, desto stärker muß der Wagen sein."

Helene ließ bei des Greises ruhiger Art zu reden davon ab, die Sonnenstrahlen mit den Händen zu fangen, suchte tastend nach dem Tisch, rutschte das kleine Stückchen die Bank hin und setzte sich lauschend zurecht.

„Lenlein denkt, es setzt eine Geschichte," sagte der Sintlinger lächelnd und fuhr dabei seinem Kinde kosend über die Locken.

„Da hat sie nun freilich recht," sprach der Alte weiter. „Denn es ist eine lange, lange Geschichte, die ich gedreht habe, wenn ich dahier in dem Stuhle gesessen bin. Wohl, wohl, liebes Helenlein! ja, ja. — Aber, wenn

man so als Mensch Gottes Ratschlüsse begreifen will, da ist man nicht anders wie eine Fliege, die in der Nacht aufwacht und im Finstern aus der Stube möchte. Immerfort fliegt sie gegen die Wand, bis sie sich taumelig gestoßen hat und daneben, vielleicht nicht drei Hand weit breiter, steht das Fenster auf. Bei so was, mein Lieber, soll man in Ruhe das Fenster suchen. Na und bei Menschen ists außerdem auch noch ein wenig anders, man soll nicht mehr Verzagen aufpacken, als man tragen kann."

Der Sintlinger hatte sich währenddessen wieder zum Fenster gewandt und hinausgesehen.

„Sieh mich mal an, Sintlinger. Du," sagte der Greis liebevoll dringend, denn er glaubte, sein Schwiegersohn verberge aus Schmerz sein Gesicht.

„Red' du ruhig, Vater Klim. Wenn ich die Augen weg dreh, seh ich dich eigentlich besser wie anders."

Unter diesen Worten des Sintlingers war seine Frau eingetreten. Als sie den tiefen Klang seiner Stimme hörte, verschwand sogleich der Ausdruck wohliger Verschlafenheit von ihrem Gesichte. Leise, wie sie eingetreten war, verharrte sie auf der Schwelle, sah von einem zum andern und erfaßte die Situation. Ihr Vater deutete auf ihren Mann und machte ihr Zeichen, sich geräuschlos irgendwo hinzudrücken und vor allem zu schweigen.

Doch da drehte sich der Sintlinger schon um.

„Ach, da bist du ja auch," sagte er lächelnd.

„Nicht? — Es ist eine Schande. Bis jetzt hab ich unter den Haseln geschlafen," antwortete sie und setzte sich dabei an den Tisch.

„Er will mir nicht antworten," platzte der Greis heraus, „nicht einmal ansehen will er mich."

Der junge Bauer lächelte und sagte zu seinem Weibe: „Wenn ich ein Licht in der Laterne stecken habe, wozu brauche ich da ein zweites anzuzünden?" Dabei deutete er in freundlichem Spott mit steifem Daumen über die Achsel nach dem Alten. „Komm, Lenlein, wir werden uns das Wetter ansehen.",

Die beiden sahen ihn ruhig und aufrecht durch die Tür gehen und schauten dann einander wortlos an.

„Er ist richtig einirdisch geworden," sagte der alte Klim, „Hanna, er gibt Antworten wie ein Haus. Die Stimme hat er auch verloren. Hast du gehört, wie er redt?" Seine Tochter saß am Tisch, zupfte an ihren Fingern und konnte kaum die Tränen bezwingen.

Auch der Greis kam ins Starren. Aber mit einem riß er sich auf: „Nein, nein, er ist wirklich in eine schwarze Mühle geraten. Aber da heißts anklopfen, und wenns nicht anders ist, andonnern, und das gleich — heute — jetzt — denn ich ernte sozusagen an den letzten Halmen. Da ist nichts aufzuschieben. Herr, du meine Güte!"

Noch während sie eifrig miteinander berieten, wie an den Armen heranzukommen sei, trat der Sintlinger wieder ein. Johanna erhob sich und sah zum Fenster hinaus. Der Greis wog aus Verlegenheit mit zur Decke gerichteten Augen die Dose in der Rechten. Es herrschte eine bedrückte Stimmung. Andreas setzte sich auf die Bank, faltete die Hände zwischen den Knien und sah ruhig zur Erde.

„Lieber Andreas," sagte der alte Klim nun. „Sieh, wie ich vorhin aufwachte, wußte ich eigentlich nicht gleich, bin ich gestorben oder lebe ich noch. Na und wenn ich fort sollte und ich wüßte, du hättst dein Unglück noch immer nicht verwunden, da kannst du mir glauben, ich fände im Grabe keine Ruhe. — Andreas, man muß sich fassen! Schüttel du ruhig den Kopf. Mich alten Mann machst du nicht irre. Wie der Köhlerhof abbrannte, stand der Bauer mitten im Korne und pfiff. Das kann ich alles! Man kann auch aus Angst pfeifen. Siehst du und ungefähr auf dem Flecke stehst du." Der Sintlinger stützte den Ellenbogen auf den freien Fensterplatz und bedeckte mit der Hand seine Augen. „Red weiter," sagte er so, da der alte Klim eine Pause machte.

„Nun, ich meine, wie mir Johanna gesagt hat, der Münstersche Doktor spricht, daß das mit der Helene nicht immer dauern wird. Da soll man sich doch nicht ins Finstere neinwühlen, sondern alles Gott dem Herrn anheimstellen, sich aus der Prüfung einen Stecken schneiden, daß man leichter fort kommt, und nicht eine Rute zum Selbstpeinigen. Unser Herr Gott hat den alten Tobias blind und wieder sehend gemacht. Er wirds bei deinem Kinde auch fertig bringen, verlaß dich darauf."

Während der letzten Worte war der Sintlinger aufgesprungen und mit allen Zeichen der Ungeduld durch die Stube gegangen. Jetzt, als der Greis geendet hatte, trat er an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte mit beherrschter Bewegung: „Lieber Vater, wir verstehen uns ganz und gar nicht. Ich kann keinem Bettler und Landläufer nichts Böses tun. Was sollte ich da dir was wegnehmen! Laß gut sein. Sorge dich um mich nicht. Ich geh und bestell's Einspannen, und wir scheiden in Frieden. Die Furche, die ich nausgeackert habe, geht wo anders hin. Adje. Komm, Johanna, und hol das Kind."

Der junge Bauer trug eine leuchtende Bläße im Gesicht, und seine Augen brannten in tiefem Feuer.

„Gib mir deine Hand, Andreas," sagte der alte Klim ergriffen.

Der Sintlinger tat es: „Leb wohl," sprach er.

Der Greis schüttelte den Kopf. „Nein, so mein' ich das nicht," redete er, „wir sind doch Männer und können in Ruhe miteinander uns besprechen. Du tust mir nicht weh. Geh, setz dich und sag, was du auf der Seele hast. Da wollen wir sehen, wer im Rechte ist."

Auch sein Weib drang liebreich in ihn, sich nicht zu verschließen. So ging er zögernd auf seinen Platz und saß und schüttelte den Kopf.

Unvermutet fing er dann an zu reden. Anfangs wußten die beiden eigentlich nicht, daß es die Stimme des Sintlingers sei. Johanna vernahm erschreckt den Laut des Sausens über allen Wolken, und dem Greise waren die Worte unkenntlich und unerklärlich wie das eigene Reden in einem nächtlichen Traume, das man wohl hört, doch weder hindern kann, noch versteht.

„Der Sperber frißt den Sperling, der Sperling den Käfer, der Käfer das Blatt. Keines tut unrecht, denn es muß leben, und was stärker ist, hat Gewalt, und was Gewalt hat, herrscht. So geht es auch in uns zu. Der stärkere Gedanken frißt den schwächeren. Auf die Art nimmt unsere Gewalt zu, und was uns sonst wie mit Stricken gebunden hat, peinigt bald nicht mehr schlimmer als eine Mücke, die gegen das Auge fliegt. Alles, was du sagst, Vater, mir zum Troste, ist längst in mir aufgefressen, auch Trost selber. Denn wer Trost braucht, ist unglücklich, ich aber bin es nicht. Früher bin ich über die Straßen getanzt, durch die Schenken und in den Sälen. Jetzt tanze ich in mir. Niemand merkt was. Aber ich komme immer tiefer und weiß erst jetzt, wo die Welt anfängt."

So sprach der junge Bauer.

„Aber das Kind?" fragte der alte Klim, weil er nicht recht wußte, was der Sintlinger meinte.

„Auch des Kindes halber nicht," antwortete Andreas in derselben wie schlafwandelnden Art. „Wenn jemand einen Trost brauchte, bin ich es nicht, sondern Gott."

„Aber es ist blind," warf der Alte ratlos ein.

„Wenn es blind wäre, ja, um so mehr brauchte Gott einen Trost, wie jemand, dem eine Torheit oder etwas Unrechtes passiert ist."

„Andreas!" rief Johanna ringend.

Der alte Klim hatte die Hände ineinander gekrampft und sah aus todblassem Gesicht verzweifelt ins Leere.

„Na ja," antwortete der Sintlinger seinem Weibe, „sei schon gut. Wenn es wäre. Aber es ist ja gar nicht blind. Es braucht sie bloß nicht, es sieht über die Augen hinaus. Du hast doch gemerkt, Johanna, daß unser Mädchen den Baum am Weg gesehen hat und den Wald und die Vögel in der Luft. Nicht? Antworte mir."

„Ja, freilich. Aber doch nicht mit den Augen."

„Und womit dann?"

Johanna lehnte sich schmerzvoll zurück, zog die Achseln in die Höhe und sagte: „Ach Gott, das weiß der Himmel!"

„Na womit also, Vater? Sag du's!"

Der Greis gab keine Antwort. Er hatte das Kinn auf die Bruſt geſtützt und ſah finſter auf den Tiſch.

„Nun, ich wills euch ſagen. Mit der Seele. — So, damit ſehen wir alle. Die Augen ſind nur ein Umweg. Und was wir in der Seele ſehen, iſt ein anders als die Welt in unſern Augen. Deswegen gibt es hinter der Augenwelt noch eine Welt. Und jedes Ding iſt doppelt. Und während ich lebe, lebe ich zugleich hier und wie hinter fernen Hügeln, und aus jener Seite des Daſeins ſieht mein Kind auf die Welt, auf mich, auf dich, Johanna, und auf dich, Vater. Und deswegen möchte man ſingen, wenn ſie einen anſieht, und das Leben iſt einem gelungen. Keine Unruhe peinigt mehr."

Der Sintlinger war, ohne es zu wiſſen, aufgeſtanden, und als ſeine ſtrömenden Worte wie an ihrer eigenen Überfülle leiſer und immer leiſer geworden waren, machte er einige bewußtloſe Schritte gegen die Tür des Nebenraumes. —

Der alte Klim fuhr jetzt auf, ſetzte die Doſe hörbar auf den Tiſch und ſagte höhniſch lachend:

„Haha. Ja. Gut. Und was hat der Doktor geſagt? Der Doktor hat doch auch Gedanken! Wie?"

Die ganze alte Abneigung, der jahrelang unterdrückte Widerwille gegen den „Räuber" und „Peiniger" ſeines einzigen Kindes überſchlug ſich in dem Hochbejahrten, der durch ſeinen Schwiegerſohn ſeine tiefſten Lebensſicherheiten bedroht ſah.

Der Sintlinger fuhr aus ſeiner Verzückung auf und ſtutzte über den ungewöhnlichen Ton des Alten.

„Der Doktor?" fragte er ruhig und kalt.

„Jawohl, der Doktor," wiederholte Klim ſtreitbar.

„Der Doktor? — Iſt ein Narr," antwortete der junge Bauer endlich wegwerfend und lehnte ſich gegen den Türpfoſten.

„Aber, Andreas, du biſt doch ſelbſt geſprungen, als er ſagte, unſer Lenlein wird wieder ſehend," damit miſchte ſich Johanna dazwiſchen.

„Da war ich eben auch närriſch, Liebe," antwortete der Sintlinger lächelnd.

„So, und da meinſt du, weil es dir ſo in deinen tollen Kopf paßt, hat der Doktor unrecht, und dein Kind ſoll lebenslang blind bleiben!" rief Klim immer erregter.

Aus des Sintlingers Augen fuhr ein Blitz. Aber er bezwang ſich und ſagte ruhig:

„Lieber Alter! Es iſt ja gar nicht blind. Es iſt mehr als ſehend. Niemand macht doch ein rundes Rad viereckig. So. Sela! Komm, Johanna! Mit der Kartoffelmaſchine kann man nicht dreſchen."

„Ja, freilich, nicht, haha," erwiderte der Greis höhnisch, „und ein Wagen ohne Langgurt fällt auseinander, und dir fehlt die Langgurt, Sintlinger, die Lebenslanggurt, der Glaube!"

Andreas achtete nicht auf die Worte des Alten, mit einem reißenden Ruck verließ er seinen Platz an der Nebenzimmertür und ging federnd durch die Stube, seine Sachen zusammenzusuchen. Er sah am Topfschrank nach, neben dem Uhrkasten, auf der Bank, unter der Bank, summte wie singend immerfort vor sich hin: „Wo? — Wo? — Wo?" pfiff manchmal leise auf, hustete lachend dnrch zusammengeschlagene Zähne kurze Stößlein, kriegte bebende Hände, schluckte an seinem Atem wie an brühheißer Suppe und konnte sich endlich nicht mehr halten. Er blieb mitten in der Stube stehen, warf jetzt an dem alten Klim seinen Blick wie ein funkelndes Messer vorbei und fragte stechend: „Wie?" und fuhr dann mit lodernden Augen über sein Weib hin. Aber beide wagten keinen Laut mehr. Der Greis hatte mit einer Hand die Tischplatte ergriffen, mit der andern umklammerte er die Dose und starrte ungläubig und etwas stumpf auf den Sintlinger. Johanna sah flehend auf ihn.

Der junge Bauer war jagend einen steilen Berg hinauf gepreścht. „Wie?" fragte er den Greis abermals ins Gesicht und brach dann in Gelächter aus, das dauerte, bis er aschfahl im Gesicht war und das Glänzen von Tränen in den Augen hatte.

„Du denkst, alter Mann, ich hab eine Narrentrommel als Schädel. Sonst würdest du nicht wagen, mit mir wie mit einem Kinde zu sprechen," sagte er dumpf.

„Ich habe meine Pflicht als Christ," antwortete der Alte kalt, „dem Irrenden zu raten."

Wieder brach der Sintlinger in schallendes Gelächter aus. Darauf war es totenstill in der Stube.

„Ich habe meinen Christenglauben, meinen kostbaren Christenglauben," . . . stotterte der Greis. Da schlug die Uhr. Der Sintlinger sprang hinzu, hielt den Perpendikel an und faßte die Gewichte, als sei er im Begriff, die Uhr herunterzureißen und in großem Bogen fortzuschleudern.

„Um Gottes willen, was ist denn plötzlich in dich gefahren, Andreas!" schrie sein Weib auf.

„Laß gut sein," sagte er, sie beruhigend, und sah unverwandt, die Lippen aufeinander geschraubt, mit fressenden Augen den Greis an.

Endlich sprach er unnatürlich leise nach dem alten Klim hin: „Du, mit deinem Christenglauben, du: wenn ich einen Stein hebe und aus der Hand lasse, fällt er runter . . . nicht?"

Der Greis neigte den Kopf und schwieg.

„Ja und wenn der Regen aus der Wolke tritt, muß er zur Erde

fallen. — Was? — Oder könnte etwa die Wolke am Himmel stehen bleiben, wenn der Wind geht? — Oder der Stein von selber wieder in die Luft fliegen und das Wasser bergauf laufen?"

Er ließ die Uhrgewichtsketten los und näherte sich dem alten Klim einen Schritt.

„He, du, und wenn das sein könnte, wenn das ein einzigesmal bloß sein könnte, da dürften wir auf einmal nicht mehr sicher auf Tag und Nacht rechnen und auf Sommer und Winter, und die Sterne am Himmel wären unsicher wie die Ziegel auf dem Dache."

Da schnellte der Greis empor wie ein dürrer Baum, den ein Erdstoß herauf schleudert.

„Sintlinger," schrie er beschwörend . . . „Du! . . . denke, was du sprichst! Es ist ein Gott im Himmel!"

Doch nun kam ein strahlendes Lächeln in das Gesicht Andreas'.

„Jawohl," setzte er scharf ein. „Auch Gott nicht. Nicht ein Stäubchen kann er daran nicht ändern. Nichts! — Nichts — Haha. — Oder, wenn er's täte, wär er wie ein Mensch, der sich selber das Leben nimmt. Das seht ihr alle nicht ein, du nicht, der Pfarrer nicht, und der Münstersche Doktor erst recht nicht. — Johanna, wenn uns das Schicksal in unserer Helene einen Engel geschickt hat, wird es nicht wieder einen Menschen draus machen, mit Augen, wie wir haben. Ist gar nicht möglich. Oder erst müssen die Steine von selber in die Luft fliegen und der Herr Gott muß sich aus dem Staube machen."

Der Sintlinger setzte die Uhr wieder in Gang und sagte: „So, und nun kann die Uhr wieder gehen. Denn jetzt ist die richtige Zeit."

Dann beugte er sich zu seinem Weibe, nahm ihren Kopf in beide flachen Hände, hob ihn zu sich herauf und fragte gütig:

„Du, Hannlein, magst du mich so noch? Liebes Weib, du?"

„Stoß ihn von dir," schrie plötzlich der Greis angstvoll.

„Sag?" flüsterte der Sintlinger.

„Es ist ein Teufel, Johanna! Bleib bei mir," rief der Alte beschwörend.

„Willst du bei ihm oder bei mir sein? Tu, was du mußt. Ich rechne es dir nicht als Schande," redete der junge Bauer in stiller Güte weiter.

Da schloß das arme Weib ihre verzweifelten Augen und umschlang seinen Hals.

So hob sie der Sintlinger auf, führte sie die Stube hin und half ihr in die Sachen.

Dann trat er an den Alten, der kalkweiß und regungslos noch immer auf derselben Stelle stand.

„Warum hast du mich nicht gehen lassen, Vater?" sprach er ruhig. „Ich habe dich gebeten. Also, adje!" Damit streckte er ihm die Hand hin.

Klim führte einen kraftlosen Stoß nach ihm und sank fallend, mit abgewandtem Gesicht, in den Lehnstuhl.

„So gib wenigstens deiner Tochter die Hand," sagte Andreas.

Doch der Greis blieb abgekehrt sitzen und sagte mit vor Haß erstickter Stimme: „Raus! Alle, raus!!"

Sechstes Kapitel

In der Nacht nach dem Weggange der Sintlingerschen Familie hörte die alte Beschließerin den greisen Bauern weinen. Die Frau, ein erprobtes, altes Hausmöbel noch aus Klims kurzer Ehezeit her, hatte der schnelleren Hilfe halber ihr Bett in der dem Schlafzimmer des Witwers benachbarten Kammer aufgestellt, deren Tür nur angelehnt war. Wie die Alte das machtlose Weinen erlauschte, meinte sie anfangs, der Nachtwind streiche seufzend durch den Schornstein. Da es sich aber wiederholte, ging sie mit einem Licht und erhellte das Gesicht ihres Herrn. Aber er schlief fest. Er lag milde und blaß in den Kissen und sah aus wie im Wachen. Der quälerische Traum mußte ihn beim Herannahen der Kerzenhelle verlassen haben. Nur ein Zug tiefen, fast verzweiflungsvollen Kummers war zurückgeblieben, und ohne Erschütterung liefen aus den äußeren Augenwinkeln Tränen über seine gefurchten Wangen, nicht in Tropfen, in ununterbrochenen, lautlosen Bächen.

Sie tupfte ihm vorsichtig das Gesicht rein und duckte sich wieder ins Bett. Als sie die Augen aufschlug, platzten die Hahnenschreie schon laut in die helle Frühe. Überall spielte das Sensenwetzen in der Luft. Ihr war gewesen, als habe jemand sie gerufen. Doch jetzt, da sie in Schlaftrunkenheit die Kleider durcheinander warf, erkannte sie, daß sie sich selbst vom Innern her mit diesen Rufen wach gerüttelt hatte. Vom Schlafzimmer des Bauern war kein Laut zu vernehmen. Notdürftig angezogen, auf den Zehen kam sie hinein. Das Bett war leer. Die Tür in die Wohnstube stand ritzweit auf. Ebenso leise ging sie weiter. Hier traf sie den alten Klim schon in seinem Sonntagsstaat, fix und fertig angezogen, von den gewichsten Langschäftern bis zur sorgfältig gebundenen, schwarzen Seidenhalsbinde. Er saß aufrecht am Tisch wie Reisende, die im Wartesaal eines Bahnhofes schon stundenlang auf den Abfahrtsruf lauern. Die Mütze neben sich, den einen Arm auf die Tischplatte gestützt, den Stock in der Rechten saß er. Sein zerfurchtes Gesicht war fahl und unverrückt, wie suchend, gegen die Diele gerichtet. Er hatte das Hereintreten seiner Wirtschafterin offenbar nicht gehört, denn er rührte sich nicht in seiner Haltung und schien aufzupassen, ob nicht etwas aus dem Boden springen wolle. Die alte Frau war von dem ungewohnten Anblick so betroffen, daß sie nicht wagte, ihren Herrn anzurufen. Plötzlich schüttelte

der Greis ungläubig den Kopf und sagte leise vor sich hin: „Trine ... Trine ... Wagner Trine ... steh auf! ..."

Es waren dieselben Worte, die die Wirtschafterin im Schlaf vernommen und dann für einen Weckruf ihres eigenen Willens gehalten hatte.

„Warum läßt du mich so lange rufen?" sagte er dann abgeschlagen und monoton. „Geh und ruf den Bauer. Ich muß in die Stadt fahren und das gleich."

Darauf ließ er wieder den Kopf sinken. Trine bestürmte ihn mit Fragen, was es gäbe, ob er sich krank fühle und ob es nicht besser wäre, sich auszuziehen, ins Bett zu kriechen und ein Schweißmittel zu nehmen. Der greise Bauer achtete auf keines ihrer Worte und sah fortwährend zu Boden. Als sie zu reden aufgehört hatte, schaute er sie lächelnd an und sagte sanft und bittend: „Es hat nichts, Liebe. Geh und tu, was ich dir gesagt habe."

Er lehnte das Frühstück ab, saß aufrecht wie im Aufspringen da und trieb mit leisen Worten zur Eile an.

In einer halben Stunde brauste der Bauer mit dem Wagen vor die Tür, und Klim schritt entschlossen über die Schwelle. In den Polstern des Wagens faßte er krampfhaft den Griff seines Stockes mit beiden Händen und schloß die Augen.

Die Pferde zogen an und stoben davon. Das Rollen der Räder polterte und rasselte um ihn. Der alte Bauer lag in der Ecke des Wagens immerfort mit eingesunkenen Augen.

„Es ist alles vorbei," murmelte er, „der alte Sintlingersche Teufel ist über den Mann gekommen. Mein Kind! Meine Johanna! — Mein einziges Mädchen!! Aber sie kommt nicht. Sie ist ihm verfallen und geht mit ihm zugrunde. Es wird den Hof fressen, das Verfluchte in ihm. Die Acker schluckt es. Zuletzt bleibt den beiden nichts als der Bettelsack an leerer Wand. Aber das Kind, das arme blinde Kind, soll nicht in Armut verkommen. Nein, dafür will ich sorgen."

Als der alte Klim die Augen aufschlug, war die Stadt vor ihnen. Der Wagen hielt vor dem Einkehrhause. Der alte Bauer war wieder in sein dumpfes Selbstgespräch verfallen. Immerfort die Lippen bewegend, als würden sie vom Fieber durchbrodelt, bemühte er sich, vom Wagen zu kommen. Er merkte es nicht, daß der junge Bauer ihm half und auf ihn einredete, wohin er wolle, wie lange sein Geschäft dauern würde und ob er nicht mit ihm gehen solle. Klim schüttelte den Kopf, bemühte sich zu lächeln und redete in sich hinein. So ging er mit fallenden Schritten die Straße hinunter und taumelte manchmal wie ein Halbtrunkener.

Als der junge Bauer das sah, warf er dem Hausknecht die Leine zu und folgte dem Greis in einiger Entfernung, um bei der Hand zu sein,

wenn ihm etwas zustieße. Aber je tiefer der Klim in die Stadt kam, desto sicherer wurde sein Gang. Auf dem mit Linden besetzten kleinen Marktplatz ruckte er sich plötzlich in die Höh und trat steif auseinander geschraubt, mit starren Schritten in das Haus des bekannten Notars Mende.

Der Greis saß in dem schluchtartigen Zimmer des Notars, das, nur von einem Fenster erhellt, zur Hälfte im Dunkeln lag. Wie gestern nach dem Aufwachen im Lehnstuhl, hatte er die Empfindung hoch, über der Erde durch Gewölk zu schweben. Der hochbejahrte Rechtsanwalt, der ihm sein Leben lang die wenigen Rechtshändel, in die er ohne Zutun verwickelt worden war, geschlichtet hatte, saß auf dem halb herumgewendeten Schreibstuhl vor ihm und gespäßelte, wie es seine Art war, ohne Aufhören mit zermergelter Stimme auf ihn ein. Klim sah ihn tief unter sich sitzen, und es klang, als rede er von der Straße herauf. Mit fester Stimme schnitt er den Redestrom des Unermüdlichen mitten durch und verlangte die Aushändigung des niedergelegten Testamentes. „Ein Kodizill, hm hm, Alterchen, ein Kodizill," spottete lächelnd der Notar, „kann mirs denken, freilich. Die Henne läßt das Scharren nicht. Und nun soll das Häufchen auch noch untergebracht werden. Mir ist das gleich. Aber Sie sollten wenigstens die letzten Jahre auch einmal an sich denken, nicht immer an andere."

Unter diesen Worten war Mende aufgestanden, hatte den Schreibtisch aufgeschlossen und kramte darin herum.

Der Bauer saß steif und dachte: Jetzt verscharr ich das Glück meiner Tochter. Nun muß alles bergunter gehen. Es ist kein Halten mehr.

Mit übermenschlicher Anstrengung hielt er sich aufrecht, doch kaum fühlte er das Dokument in den Händen, als ein Zittern an seinem Körper zu rütteln begann. Alles in der Stube hüpfte. Nur eine Stelle an der Wand ihm schräg gegenüber von der Größe eines Schrankes war still. Er konnte genau die kleinen schwarzgrauen Rauten auf dem grünen Untergrund der Tapete unterscheiden. „Ich will nur einen Augenblick an jene Stelle der Wand treten," sann er bei sich, „dann werd ich das Testament zerreißen."

Er erhob sich mühsam vom Stuhl und lächelte Herrn Mende verschmitzt an. Das heißt, er glaubte es zu tun. In Wahrheit war sein Gesicht schmerzvoll verzerrt.

„Was machen Sie denn?" fragte der Notar erschreckt.

„Die Beine sind mir eingeschlafen," antwortete Klim unter großer Anstrengung. Er hatte nur noch zwei Schritte bis zur Wand. — Allein plötzlich sah er die Mauer mit einem Knirschen von oben bis unten auseinander reißen, das ihm wie ein Messer durch seinen Körper ging. — Er taumelte und sank mit einem Aufschrei zu Boden.

Seine Augen standen weit auf. Die Lippen bewegten sich fortwährend

lautlos, als bete er, und sein welkes Gesicht lächelte verzweifelt. So kam er in sein Haus zurück und wurde gleich zu Bett gebracht.

Die Wirtschafterin wollte sogleich nach Hemsterhus auf den Sintlingerhof schicken. Aber er verbat es sich, weil es nur ein Übergang sei.

Zwei Tage und zwei Nächte lag dann der Bauer und schaute unausgesetzt nach der Tür, als ob er jemand erwarte. Kein Mensch erfuhr, wen seine Augen herbeiwünschten. Am dritten Morgen war etwas in ihm überwunden. Er wurde aufgeräumt, setzte sich im Bett auf und verlangte zu essen.

Im halben Nachmittage ließ er sich ankleiden und ging am Arm der Wirtin hinaus auf das Bänklein vor dem Hause. Dort saß er, die Hände im Schoß gefaltet, in der Sonne und sah hinüber auf die Wiese, von wo der Sintlinger einst sein einziges Kind fortgelockt hatte. In allen Feldern rauschten die Sensen, die Höfe lagen im Flor des goldenen Lichtes. Die Straße war wie ausgestorben. Die Mittsommerstille bebte über den gelben Ährenweiten, und die Grillen geigten wie angstvoll ihr eintöniges Lied.

Der Greis ließ die Augen einsinken und gab sich dem lautlosen, strahlenden Auseinanderfluten hin, das die ganze Welt erfüllte. Als er sie wieder hob, sah er nicht allzuweit durch eine Ährengasse rüstigen Schrittes eine Bäuerin den Hügel herunter auf ihn zukommen. Sie hatte den Rock geschürzt, das rote Tuch tief in die Stirn gezogen und trug eine blanke Sichel in der Rechten. Im Gehen streifte ihre Linke durch die Ähren. Nun war sie in der Wiese. Plötzlich blieb sie stehen, sah lange zu ihm herüber, nickte ihm freundlich zu, beugte sich und brach eine weiße Blume. Mit der kam sie über die Straße, geraden Wegs auf ihn zu. Er sah sie doch immer genauer, das rote Tuch, den geschürzten Rock, die Sichel und konnte sich nicht mehr täuschen, daß es die junge Frau des Bauern war, dem er sein Gut verkauft hatte. Aber er brachte es vor einem seligen Grauen nicht über sich, gerade in ihr beschattetes Gesicht zu sehen. Denn es war ihm, wenn er das täte, dann sähe er das Antlitz seines längst verstorbenen Weibes. Sein Herz begann zu flattern, und er senkte in verschämter Freude sein Gesicht. Jetzt hörte er ihren Rock neben sich rauschen. Nun stand sie bei ihm, und er fühlte, wie sie ihm den kühlen Stengel der Blume zwischen die Finger schob. Da brauste es um ihn, und dem Greis vergingen die Sinne.

Als die Wirtin nach ihrem Herrn sehen wollte, saß er entseelt auf dem Bänklein. Ein seliges Lächeln lag auf dem Gesicht des Toten, und die Finger seiner rechten Hand waren noch immer gestellt, als hielten sie eine Blume.

Am Abend des Tages, der dem alten Klim den Atem für immer aus der Brust gelockt hatte, lehnten der Sintlinger und sein Weib am

Zaun des kleinen Blumengartens hinter der Scheuer und sahen durch das glasige Verfinstern die endlose Reihe der Getreidepuppen wie eine Prozession Vermummter über die Hügel schwanken. Da stand unvermutet Trine, die alte Wirtschafterin, wie lautlos von dem Dunkel hergetragen, neben ihnen. Sie rang nach Worten, brachte es aber zu nichts als zu einem Strom von Tränen und hob endlich ihre gerungenen Hände zur Höhe. „Komm herein, Trine," sagte der Sintlinger, nahm sie am Ärmel und führte die Alte, die leise zu schluchzen fortfuhr, über den verdunkelten Hof in die große Gesindestube. Der Bauer setzte die Greisin hinter den Tisch, und während er die kleine Schirmlampe anzündete, kam auch Johanna herein. Weiß wie Papier, steif, lautlos ging sie über die Diele, nahm neben Trine Platz und sah unverwandt auf ihre Hände, die gefaltet auf dem Schoß lagen. Andreas schloß die Tür zum Schlafzimmer, wo Helene in ihrem Bettchen ruhte, und sagte dann: „Na, Trine, jetzt erzähl, wies gekommen ist."

Er stellte sich den beiden Frauen gegenüber an die andere Seite des Tisches, stützte die Hand mit eingeknickten Fingern auf die Platte und sah aufmerksam die greise Wirtschafterin an. Die taumelte erst mit halben Worten durch eine Reihe unzusammenhängender Ausrufe und Beteuerungen, und als sie auf diese Weise die Last ihres Schmerzes etwas erleichtert hatte, gelang es ihr nach und nach, sich in der Erinnerung zurechtzufinden, und sie erzählte umständlich sogar bis auf jeden Blick und halben Seufzer genau die Not, von der der Greis durch seine letzten Tage gehetzt worden war. Johanna bewegte keine Fiber und tat scheinbar keinen Atemzug. Nur bei der Erzählung von der stummen Sehnsucht, mit der ihr Vater immerfort wartend auf die Tür geschaut hatte, entfuhr ihr ein fast tierischer Laut von Weh. Dann saß sie wieder regungslos, ohne jede Träne. Sie sank nur mehr und mehr in sich zusammen und rutschte endlich lautlos unter den Tisch, als sie die Beschreibung des Glanzes hörte, mit dem ihr Vater aus dem Leben geblendet worden war.

Den Bemühungen der beiden gelang es, sie der Ohnmacht zu entreißen, und als sie die Augen aufschlug, traten ihr die ersten Tränen hervor. Sie flossen still, ohne Schluchzen, über ihre blassen Wangen und an dem geschlossenen, verfärbten Mund vorbei. So sah Johanna ihren Mann lange mit Blicken an, die fast wie verzehrend sich in sein Tiefstes hineingruben, bis der verzweifelte Schmerz ihres Gesichtes in ein solches Grauen verwandelt wurde, daß sie den Anblick ihres Mannes nicht mehr aushielt. Sie schloß die Augen und kehrte sich auf der Bank, wohin man sie gelegt hatte, gegen die Wand. So verharrte sie lange mit Atemzügen, die klangen, als würde ihr Leib aus allen Fugen gerissen. Endlich wandte sie sich wieder herum.

„Du kannst heute nicht hier bleiben," sagte der Sintlinger. Sie schüttelte den Kopf.

Dann wartete der Bauer ernst auf Antwort. Aber sie sah an ihm vorbei zur Decke und schwieg.

„Hm, Hm," sprach er nach einigem Sinnen, „du mußt zur Totenwache hinüber, ich weiß . . . ich weiß alles!"

Ohne auf eine Erwiderung zu warten ging er und schirrte die Pferde an, und der alte Knecht kutschierte die Frauen den Hügel hinunter durch die schummerig schwere Sommernacht nach Brederode hinüber.

Als am Abend des dritten Tages der Sintlinger in Brederode erschien, weil am nächsten Morgen die Beerdigung stattfinden sollte, traf er sein Weib entgegen einer geheimen Befürchtung zwar nicht mehr so von schweren Schatten umschanzt, wie sie ihn verlassen hatte, allein ihr Blick trieb sich noch immer verstört in den Augen umher, sie sah ihn furchtsam von der Seite an, und während die beiden das tagelange Fortbleiben Johannas wie etwas ganz Selbstverständliches behandelten und über den Stand der Hauswirtschaft, das Ergehen Helenens und den Fortgang der Ernte redeten, fühlte er, wie sie den Klang seiner Stimme schmerzvoll lange in ihrem Ohr wog, auf sein Ausschreiten achtete und fast vorwurfsvoll die Ruhe prüfte, mit der er unter den Bäumen neben ihr der Schwelle des Trauerhauses zuschritt.

So traten sie miteinander in die nur von einem Nachtlicht erhellte Stube, wo der alte Klim aufgebahrt lag. Johanna begann sogleich leise zu weinen, bewegte betend die Lippen und besprengte den Toten mit Weihwasser.

Plötzlich fragte sie mit verschleierter Stimme:

„Wo wird mein Vater jetzt sein?" und wendete ihr blasses, bebendes Gesicht zu ihm auf.

Sie sah, wie ihr Mann die Lippen rührte. Aber er antwortete nicht, sondern schaute sie nur in tiefen Gedanken an und legte zum Abschied seine Hand auf die kalte Stirn des Gestorbenen. Dabei sagte er die unbegreiflichen Worte: „Das Meer hat sich zurückgezogen."

Dann stiegen sie schweigend durch den Buchengrund ihrem Hofe zu. Weder an diesem Abend rührte er mit einem erhellenden Wort an ihre Seele, noch kam er ihr am folgenden Tage anders zu Hilfe als nur durch die Tatsache seiner unzerbrechlichen Sicherheit.

Fest und frei, ernst, aber ganz unbewölkt stand er neben ihr vor dem offenen Grabe, dem Hemsterhuser Pfarrer gegenüber, der mit orgelnder Stimme die Responsorien betete. Die weinerliche Glocke der kleinen Brederoder Filialkirche ließ unausgesetzt ihr Geläut in die graue Luft irren, und die abgeernteten Hügel zogen rundum erschöpft in trostlose Weiten.

Johanna hatte die Hände unter der Brust gefaltet und hob den Blick

nicht von dem Erdwall, der um das Grab aufgehäuft war. Es sah aus, als bemühe sie sich, mit den Augen den Sinn ihres Schicksals aus dem Boden zu wühlen. In dieser Stellung verharrte sie auch während der Leichenrede des Pfarrers, der damit begann, von der Fülle des hohen Sommers, von der Trauer des Himmels und dem jähen Aufschrecken der Sonne aus dem Gewölk zu sprechen. Dann redete er von der reifen Frucht eines Menschenlebens, das der Tod hier ruhig eingeerntet habe. Deswegen zieme es allen, die noch von dem festen Glauben an den Lohn durch jenseitige Ewigkeitsfreuden erfüllt seien, voll von wenn auch schmerzlicher Freude zu sein. Denn wenn es für unser schwaches Begreifen hier auf Erden eine Sicherheit gebe, so sei es die, daß dem Verstorbenen, der ihm selbst ein Freund, ja fast ein väterlicher Bruder gewesen, die Pforte der Seligkeit sich willig und weit erschlossen habe.

Die rotbehaarten, großen Hände des Geistlichen zitterten, so oft er sie segnend erhob oder ausstreckte, und mehreremals stockte und klirrte sogar seine Stimme vor Rührung.

Da und dort wimmerte es leise aus dem Grabgeleit. Die Männer machten finstere Gesichter, weil sie nicht weinen wollten. Johanna stand tief gebückt, und ihre Tränen flossen lautlos. Unauffällig streifte sie den Sintlinger mit einem Blick, um sich zu überzeugen, ob auch ihn die Trauer ergriffen habe. Allein er hatte noch mit keiner Gebärde seine aufrechte Haltung verkehrt. Wenn auch blassen Gesichtes, sah er geraden Auges wie in große Fernen. Der Pfarrer hatte eine Pause eintreten lassen und schickte, die Fortsetzung überdenkend, seine Blicke rundum.

Es ist wahrscheinlich, daß ihn der Anblick des Sintlingers, der steif und ungerührt dastand, kränkte, vielleicht wurde er auch nur von der Eitelkeit so vieler Grabredner erfaßt, die den Wert ihrer oratorischen Leistung bloß in der Wildheit der Trauer suchen, die sie entfesseln. Unvermittelt begann er über das Los jener Beklagenswerten zu sprechen, die in der Verblendung des Stolzes die Schicksale des Lebens nicht auf sich nehmen, sondern, um der Reue über ihre Sünden zu entgehen, an dem Wesen Gottes sich vergreifen mit aberwitzigen Gedanken und allerhand frechen Deutungen der ewigen Fügung. Aber damit begnügte er sich nicht. Einmal in Schwung geraten, trieb es ihn immer tiefer in das düstere Kreisen, und er schilderte mit allen Farben fanatischer, ausschweifender Phantasie das Ende der Gottlosen.

Viele Weiber schrien gell auf; schwache Männer stöhnten mit zusammengebissenen Zähnen; manche knieten in Angst nieder; die härtesten Bauern griffen in die Tasche und quetschten das Sacktuch zusammen. Der Sintlinger aber schnitt plötzlich mit einem Hustenstoß, der wie Hohngelächter klang, diesen heidnischen Tumult mitten durch, so daß der Pfarrer verstummte, als sei ihm ein Stein in den Mund geflogen.

Der Heiligenbauer achtete aber nicht auf die Wirkung seiner Entrüstung; er neigte sich zu seinem Weibe, flüsterte ihr gütig etwas ins Ohr und berührte beschwichtigend ihre Achsel mit der Hand. Johanna wandte ihm das zuckende, überströmte Gesicht zu und sah ihn betäubt an. Und in der Meinung, sein Weib sei deswegen von der Verzweiflung so überwältigt, weil sie glaubte, er setze sich aus Feindseligkeit so leicht über den Tod ihres Vaters hinweg, beugte er sich nieder, brach einige rote Blumen neben seinen Füßen und warf sie dem Toten statt der Erde auf den Sarg.

Doch Johanna war so im Taumel des Schmerzes, daß sie diese Handlung ihres Mannes gar nicht zu bemerken schien. Sie griff mit stumpfen Fingern in der frischen Erde herum und warf sie auf den Sarg. Dabei sagte sie fast laut und wie drohend: „Gott gebe dir die ewige Ruhe." Als das Grabgeleit zu den beiden herzutrat, um mit den üblichen, kurzen Worten ihnen das Beileid auszudrücken, war ihr Gemüt noch immer so verstört, daß sie offenbar nicht ganz begriff, was alle diese Leute damit bezweckten, ihre Hand zu ergreifen und auf sie einzureden. Sie sah auf die Menschen, die vor ihr standen, nicht anders als ein Läufer, der unvermutet vor einer Mauer steht. Eine dumpfe Ratlosigkeit war in ihrem Blick. Der Sintlinger wußte überall die Prozedur abzukürzen, und so gelang es ihm, immerhin ziemlich schnell sich mit Johanna durch die Menge dem Eingang zuzuwinden. Freilich mußte er seine Frau mehr tragen, denn kaum, daß ein neuer Zuspruch ihr wie gewaltsam den Kopf gehoben hatte, sank ihr Gesicht wieder zur Erde, und es war, als hänge ihr Leben davon ab, etwas zwischen den Füßen der anderen zu finden.

Schon standen die beiden nur noch etwa sechs Schritt von dem zerbröckelnden Torbogen entfernt, der sich über dem Kirchhofsausgang wölbte, und außer einigen Kleinbauern aus Hemsterhus war nur noch der Brindeisener und seine Familie zu überwinden. Sie lehnten ziemlich zusammengedrückt in dem Mauerwinkel neben dem Tore, Anton Brindeisener, obwohl leicht gekrümmt, mit dem Kopf fast die Ziegel des Tordächleins berührend, mehr einer riesigen Pyramide ungefüger Menschenknochen ähnlich, mit unerbittlich kalten Augen unter einer vorgebauten Kastenstirn, das Herannahen des Sintlingerschen Ehepaars belauernd, und, von der hohen Mauer seines Rückens fast verdeckt, sein Weib, mit ihrem großen, ebenen Gesicht und einer schmerzvollen Scheelsucht im Auge, daneben Amalie, ihre Tochter, blaß, mager, krank. Plötzlich geschah etwas Ungewöhnliches. Johanna fuhr aus der versunkenen Gebücktheit auf, sah entsetzt dem Brindeisener ins Gesicht, riß sich von ihrem Manne los und eilte die Stufen hinunter dem Wege zu. Andreas vermochte sie nicht zurückzurufen, entschuldigte ihr Betragen mit ihrer Aufregung und folgte ihr schnell.

(Fortsetzung folgt)

Heute, 17. November 97. J. P.

Den zweiten Tag denke ich in besonderer Geistesklarheit über das Folgende nach:

1. Mein Leben, das Bewußtsein meiner Persönlichkeit, wird immer schwächer und schwächer werden und mit Marasmus, mit vollkommenem Aufhören des Bewußtseins meiner Persönlichkeit enden. Zur selben Zeit, vollkommen gleichzeitig und gleichen Schritt haltend mit der Aufhebung der Persönlichkeit, beginnt zu leben und lebt stärker und immer stärker das auf, was der Ertrag meines Lebens ist, die Frucht meiner Gedanken und Gefühle: es lebt in andern Menschen, sogar in Tieren und in toter Materie. Ich möchte sagen, daß das auch nach mir leben wird.

Aber das alles ist des Bewußtseins beraubt, und darum kann ich nicht sagen, daß es lebt. Aber wer kann sagen, daß es des Bewußtseins beraubt ist? Weshalb soll ich nicht annehmen, daß das alles durch ein neues Bewußtsein vereinigt wird, das ich mit Fug als mein Bewußtsein betrachten kann, weil es sich ganz aus dem Meinigen zusammensetzt? Weshalb kann dieses neue Wesen nicht zusammen mit jenen Wesen leben, die jetzt leben? Weshalb sollte man nicht annehmen, daß wir alle Teilchen des Bewußtseins anderer, höherer Wesen sind, solcher, die wir erst werden werden?

„Im Hause meines Vaters sind viel Wohnungen." Dies ist nicht so zu verstehen, als ob es verschiedene Orte gäbe, sondern so, daß es eine Vielheit von Bewußtseinszentren gibt: sie schließen einander ein, verflechten sich mit anderen. Ist doch die ganze Welt, wie ich sie sehe, mitsamt dem Raume und der Zeit, ein Produkt meiner Persönlichkeit, meines Bewußtseins. Sobald die Persönlichkeit eine andere ist, so ist auch das Bewußtsein ein anderes, ist eine ganz andere Welt, deren Elemente unsere Persönlichkeiten sind. Wie im Kind (in mir) allmählich das Bewußtsein entstanden ist (woher es kommt, daß ich mich als Kind, sogar als Keim, als ein gesondertes Wesen sehe), so wird es immer entstehen und entsteht schon jetzt aus den Folgen meines Lebens in meinem künftigen Ich nach meinem Tode.

„Die Kirche ist der Leib Christi." Ja, Christus lebt jetzt in seinem neuen Bewußtsein das Leben aller lebenden, toten und künftigen Glieder der Kirche, ebenso wie jeder von uns seine Kirche leben wird. Der Nichtige wird seine nichtige und vielleicht schlechte Kirche haben, aber doch eine Kirche, die seinen neuen Leib darstellt. Aber wie? Das ist es eben, was wir uns nicht vorstellen können, weil wir uns nichts vorstellen können, was außerhalb unseres Bewußtseins liegt. Aber es gibt nicht viele Wohnungen, sondern viele Bewußtsein.

Aber hier beginnt die letzte, schrecklichste, unlösbare Frage: Wozu das alles? Wozu diese Bewegung, diese Übergänge aus einem niederen, mehr einzelhaften Bewußtsein in ein allgemeineres, höheres? Wozu? Das ist ein Geheimnis, das wir nicht erraten können. Hier ist Gott und der Glaube an Ihn nötig. Nur Er weiß es, und man muß glauben, daß alles so sein muß, wie es ist.

2. Dann dachte ich heute ganz unerwartet an die zarte Anmut, ja Anmut der aufkeimenden Liebe: wann auf dem Grunde heiterer, angenehmer, freundschaftlicher Beziehungen plötzlich dieses Sternchen auffunkelt. Es ist wie ein herbeigewehter Duft von Linden, wie der Dämmerschein einer Mondnacht. Es ist noch die Zeit der vollen Blüte nicht, es ist kein deutlicher Schatten, kein volles Licht, aber es ist eine Freude und Furcht vor etwas Neuem, Bezauberndem. Das ist etwas Schönes, aber nur dann, wenn es zum ersten- und letztenmal ist.

3. Dann dachte ich heute noch über die Illusion nach, der alle unterworfen sind, besonders Leute, deren Tätigkeit sich auf andere Leute fortpflanzt, — die Illusion, die darin besteht, daß sie, gewohnt, die Wirkung ihrer Handlungen auf andere zu sehen, an dieser Gegenwirkung die Richtigkeit der eigenen Handlungen prüfen.

4. Dann dachte ich noch: Hypnose erfordert Glauben an die Wichtigkeit dessen, was eingeflüstert wird (Hypnose alles künstlerischen Scheins). Für den Glauben aber ist Unwissenheit und Erziehung zu blindem Vertrauen erforderlich.

18. November 97. J. P. W. i. l.

Heute, 20. Nov. 97. Abends.

Das Vorwort zu Carpenter geschrieben. Hadschi-Murad überdacht und Material vorbereitet. Immer noch finde ich den Ton nicht.

. . . . . Denke mit Schrecken an die Reise nach Moskau.

Heute nachts rief ich mir mein dreifaches Rezept gegen Kummer und Kränkung ins Gedächtnis: 1. Eingedenk sein, wie unwichtig das alles in zehn, zwanzig Jahren sein wird, ebenso wie ja auch das unwichtig geworden ist, was vor zehn, zwanzig Jahren gequält hat. 2. Sich erinnern, was man selbst verübt hat und was nicht besser war, als was jetzt betrübt. 3. Denken an das hundertmal Schlimmere, was sein könnte.

Man kann noch hinzufügen, daß man sich in die Lage der Person hineinversetzen soll, die einen betrübt hat, und begreifen, daß sie nicht anders handeln konnte. Tout comprendre c'est tout pardonner.

Das Beste und Unwiderleglichste ist aber, sich zu sagen: Nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe; es sei nicht so, wie ich will, sondern so, wie Du willst, und es geschehe nicht das, was ich will, sondern das,

was Du willst. Meine Sache ist es, unter den Bedingungen, in die Du mich gestellt hast, Deinen Willen zu erfüllen. Auch dessen eingedenk sein, daß, wenn es schwer ist, eben darin die Aufgabe liegt. Das ist die unwiederholbare Gelegenheit, wo du das Glück haben kannst, zu tun, was Er will.

Vater, hilf! daß ich Deinen, nur Deinen Willen erfülle! . . . . .

Heute die Übersetzungen Carpenters korrigiert. Der Magen ist nicht in Ordnung. Gemütsstimmung schlecht, Schwäche.

21. November 97. J. P. W. i. l.

Erwäge immer und sammle Material zu Hadschi-Murad. Heute viel gedacht, gelesen; wollte schreiben und unterbrach es. Fuhr nach Jassenki mit einem Brief an S., nichts bekommen.

Marja Alexandrowna hier gewesen. Sie ist augenscheinlich abgearbeitet, die Arme, Gute.

Gedacht und eingeschrieben:

1. Gedacht an den Tod: wie sonderbar es ist, daß man nicht sterben will, auch wenn einen nichts mehr hält, und mich erinnert, was man von den Sträflingen sagt, daß sie sich in ihr Gefängnis so einleben, daß sie geradezu fürchten, es verlassen zu müssen, daß sie Angst vor der Freiheit haben. So haben auch wir uns an das Gefängnis, unser Leben, gewöhnt und haben Angst vor der Freiheit, Angst, in die Freiheit hinauszutreten.

2. Wir sind gesandt, um Gottes Werk zu verrichten. Wie gut ist in dieser Hinsicht die Parabel von den Knechten, die während der Abwesenheit des Herrn, statt seine Sache zu besorgen, sein Gut ausplündern.

3. Wenn du zornig bist, jemand nicht liebst, wisse, daß nicht du es bist, sondern daß es ein Traum ist, ein Alp, ein schrecklicher Alp. Wie man beim Mähen stehen bleibt, um das Gras nicht zu zertreten, so ist es hier. Man muß beten.

22. November J. P. 97. W. i. l.

Außerordentlich lebhafter Traum: ich sah, wie Tanja vom Pferde stürzte, sich den Kopf zerschlug; sie stirbt und ich beweine sie.

24. November J. P. 97.

Wunderbares Wetter. Die Straße nach Tula weit hinaufgegangen.

Morgens fleißig in der Verbesserung der „Kunst" gearbeitet. Bereitgelegt gestern den Hadschi-Murad. Es scheint, es klärt sich.

In dieser Zeit gedacht:

1. Seltsames Geschick: in den Knabenjahren fängt die Unruhe, fangen die Leidenschaften an; man denkt, man wird heiraten und es wird vorübergehen. Bei mir ging es auch vorüber, und es war eine lange Zeit, etwa

achtzehn Jahre, Ruhe. Nachher Beſtrebung, das Leben zu ändern, und Rückſchlag. Kampf, Leiden, und endlich ſcheinbar Hafen und Ruhe. Aber man hat ſich verrechnet. Das Schwerſte beginnt erſt, es beharrt und begleitet wahrſcheinlich bis zum Tode . . . . .

2. Es wäre leicht, ſich ſanft, geduldig, mitleidig Menſchen gegenüber zu verhalten, die in einem Irrtum befangen ſind, wenn ſie nur nicht vernünfteln wollten, vernünfteln mit einem Schein von Wahrheit. Man muß auf ihre Vernünftelei irgendwie antworten, und da eben hält mans nicht aus.

3. Jeder von uns iſt in dieſer Lage, daß man, ob man will oder nicht, arbeiten, wirken muß. Jeder iſt beſtändig in der Tretmühle. Die Frage iſt nur, in welcher Tretmühle man arbeitet.

25. November J. P. 97. W. i. l.

. . . . . An der „Kunſt" gebeſſert, ziemlich gut.

Gedacht:

1. Wir meinen immer, man habe uns deshalb lieb, weil wir gut ſind. Und erraten nicht, daß man uns deshalb lieb hat, weil diejenigen, die uns lieben, gut ſind. Das merkt man, wenn man zuhört, wie ein kläglicher, abſcheulicher und eitler Menſch, den man nur mit Selbſtüberwindung bemitleiden kann, davon redet, wie gut er ſei und daß man ihm unbedingt gut ſein müſſe. Ebenſo iſts, wenn man dich lieb hat.

2. „Die Krebſe haben es gern, daß man ſie lebend kocht." Das iſt beileibe kein Scherz. Wie oft hört man, ſagt man dasſelbe und hat man dasſelbe geſagt. Der Menſch hat die Eigenheit, Leiden, die er nicht ſehen will, nicht zu ſehen. Und Leiden, die er ſelbſt verurſacht, will er nicht ſehen. Wie oft habe ich gehört, daß man von Kutſchern, die ihre Herrſchaft erwarten, von Köchen, Lakaien, Bauern, die ihrer Arbeit nachgehen, ſagt: „Die haben es gut!" Ja: „Die Krebſe haben es gern, daß man ſie lebend kocht".

26. November. J. P. 97. W. i. l.

Heute, 28. November 97. J. P.

Alle dieſe Tage her iſt mir nicht heiter zumut. In dieſer Verfaſſung in Moskau ſein?

Gedacht:

1. Man ſpricht mit jemand; plötzlich erhellt ſich ſein Geſicht; er wird feurig; man meint, jetzt und jetzt kommt es: er muß etwas Beſonderes, ganz Wunderbares zu ſagen haben. Aber was ſtellt ſich heraus? — Er ſpricht von ſich ſelbſt. Sacharjin über ſeine Operation, Maſchenjka über ihre Unterredung mit dem Vater Ambroſius und deſſen Worte.

Wenn der Mensch von etwas spricht, das ihm sehr nahe geht, vergißt er, daß der andere nicht er ist. Wenn die Leute nicht über abstrakte oder geistige Dinge reden, reden sie unbedingt immer von sich selbst. Und das ist sehr langweilig.

2. Man zappelt und müht sich unsäglich ab, nur um in seiner eigenen Richtung zu schwimmen. Und neben dir, unaufhörlich, jedem nah, fließt ein göttlicher, unendlicher Strom der Liebe, immer in einer und derselben Richtung. Hast du dich dann bei deinen Versuchen, etwas für dich selbst zu tun, etwas für dich zu retten, dich in Sicherheit zu bringen, genug abgemartert, dann laß alle deine eigenen Richtungen, vertraue dich dem Strome an, — er wird dich tragen, und du wirst verspüren, daß es keine Widerstände gibt, daß du für ewig ruhig, frei und selig bist.

3. Liebe dich nur nicht selbst, nicht dich, nicht den L. N., dann wird die Liebe zu Gott und den Menschen von selbst kommen. Du bist entzündet und mußt brennen; brenne und du wirst andere entzünden und dich mit dem allgemeinen Feuer vereinigen. Sich selber lieben heißt seine Kerze sparen und das Feuer verlöschen.

4. Wenn jemand über dich ganz offenkundig eine Unwahrheit sagt, oder wenn er dich schmäht, so tut er es nicht, weil es ihm ein Vergnügen macht, denn beides ist schwer. Wenn er es tut, so tut er es, weil er nicht anders kann und weil er leidet. Du aber, anstatt ihn zu bemitleiden, zürnst ihm! Nein, man muß Rat schaffen, muß ihm helfen.

5. Das Tragische eines seelenvollen Menschen, der allen nur Gutes will, der diesen Zustand als etwas Gutes betrachten muß und der der zischenden Feindseligkeit und dem Haß der Menschen begegnet.

29. November 97. W. i. l. J. P.

Heute, 2. Dezember, J. P., 97.

Körperliche und geistige Beklommenheit; doch ich weiß, daß ich lebe und von diesem Zustand unabhängig bin; nur fühle ich dieses Ich wenig.....

Während dieser ganzen Zeit beschäftigt mit Verbesserungen und Zusätzen zur „Kunst". Erwähnenswerte Vorkommnisse während dieser Zeit: Duschan hier gewesen, den ich sehr, noch mehr, liebgewonnen habe. Er, und mit ihm der slowenische Posrednik, bilden das Zentrum einer kleinen, aber, wie ich denke, göttlichen Tätigkeit.

Wehmut, eine weiche, innige Wehmut, aber doch Wehmut. Ohne das innere Bewußtsein wäre es wahrscheinlich eine bittere Wehmut.

Gedacht:

1. Eine schwere Last lag mir auf dem Herzen, die Angst vor Aufregung und schwerem Zwist, und ich betete zu Gott, betete fast ohne Hoffnung, und betete dennoch: Herr, hilf mir, erlöse mich aus dieser Drangsal, rette mich! So betete ich; dann stand ich auf, ging bis ans Ende

des Zimmers und fragte mich plötzlich: soll ich nicht nachgeben? Selbstverständlich nachgeben! Und Gott, der Gott, der in mir ist, hat mir geholfen, die schwere Last fiel von meinem Herzen ab, ich fühlte mich erleichtert und neugestärkt. Ich trat in den göttlichen Strom ein, welcher hier ist, neben uns, der immerwährend fließt und dem wir uns immer anvertrauen dürfen in Zeiten der Heimsuchung.

2. Ich sprach mit Duschan. Er sagte mir, daß er ohne sein Dazutun gewissermaßen mein Stellvertreter in Ungarn geworden sei und fragte, wie er sich verhalten solle. Ich freute mich der Gelegenheit, ihm zu sagen und mir zu verdeutlichen, daß von Tolstoianismus zu sprechen, meine Führung zu suchen, die Entscheidung von Fragen von mir zu erwarten, ein arger und grober Irrtum sei. Es gab und gibt keinen Tolstoianismus und keine so benannte Lehre; es gibt nur eine ewige, allgemein gültige, allumfassende Lehre der Wahrheit, die für mich, für uns, deutlicher als sonstwo im Evangelium ausgesprochen ist. Diese Lehre ruft den Menschen zur Anerkenntnis seiner Gotteskindschaft auf und darum zur Freiheit oder zur Knechtschaft (nehmt es, wie ihr wollt): der Freiheit vom Bann der Welt, der Knechtschaft gegenüber Gott und Seinem Willen. Sobald ein Mensch diese Lehre begriffen hat, tritt er frei in unmittelbaren Verkehr mit Gott und hat nichts und niemand mehr zu fragen.

Es ist wie mit dem Schwimmen in einem Strom, der aus seinen Ufern getreten ist. Solange man nicht im Innenstrom ist, sondern im Uferwasser, muß man selbst schwimmen, rudern, und hier kann man von den Voranschwimmenden die Richtung abnehmen. Hierin konnte auch ich die Menschen führen, indem ich selbst zum Strome hinschwamm. Wenn man aber einmal im Strome mitten drinnen ist, ist keiner mehr Führer und kann keiner mehr Führer sein. Wir werden alle von der Kraft des Stroms getragen, alle in einer Richtung fortgeführt, und die zurückgeblieben sind, können nach vorn gelangen. Fragt ein Mensch, wohin er schwimmen soll, so beweist das nur, daß er noch nicht zum Strom gelangt ist und daß der, den er fragt, ein schlechter Führer war, wenn er ihn nicht bis zum Strom selbst bringen konnte, das heißt dorthin, wo man nicht mehr fragt, weil es keinen Sinn mehr hat, zu fragen. Wozu fragen, wohin man schwimmen soll, wenn uns der Strom mit unwiderstehlicher Gewalt in einer für uns guten Richtung dahinträgt?

Die Leute, die sich einem Führer unterwerfen, ihm glauben, ihm gehorchen, irren mit ihm zusammen in der Dunkelheit umher.

Mit der „Kunst", wie es scheint, fertiggeworden.

3. Dezember, J. P., 97. W. i. l.

Meine Arbeit über die Kunst hat mir in mancher Hinsicht die Augen

geöffnet. Wenn es Gottes Wille ist, daß ich wieder an eine Dichtung gehe, wird sie ganz anders sein. Und ein solches Werk zu schaffen wird teils leichter, teils auch schwerer sein. Es wird sich zeigen.

Heute, 11.

Bin nun schon einige Tage in Moskau. Fast nichts getan. Nur an der „Kunst" gebessert. Eine Menge Leute und Briefe. Das Wichtigste, Gott sei Dank, gut abgelaufen. Das heißt habe nichts getan, was ich nicht sollte.

Die Einteilung der „Kunst" ist jetzt, wie es scheint, richtig; sie ist so, wie sie früher war.

Einen betrübenden Eindruck haben die Erzählungen N.s über Tschertkow und der Brief von Iwan Michajlowitsch auf mich gemacht. Dann N., N., N., N. — alle leiden. Nun, ihnen ists zu verzeihen, aber wie kann ein Christ leiden?

Inzwischen hat sich der Zustand N.s aufgeklärt. Er ist geistig krank wie alle Nicht-Christen.

Habe eingewilligt, Trubezkoi die „Kunst" in Abschnitten zu geben.

12. Dezember 97. Moskau. W. i. l.

Heute, 13. Dez., morgens.

Gestern die Korrespondenz von *** über die sexuelle Frage gelesen, war empört und habe mit ihm bei Russanow eine unangenehme Auseinandersetzung gehabt.

Russanow hat ganz den Kopf Hadschi-Murads. Heute morgens am Hadschi-Murad schreiben wollen, aber ich habe den Entwurf verloren.

Etwas notiert, wills eintragen. Sujets, die wert sind, bearbeitet zu werden, und die man ausführen kann, wie es sich gehört:

1. Sergius, 2. Alexander der Erste, 3. Perssianinow, 4. die Geschichte des Petrowitsch, eines Mannes, der als Pilger gestorben ist. Die folgenden sind schlechter: 5. die Legende von der Höllenfahrt Christi und Wiederherstellung der Hölle, 6. der gefälschte Kupon, 7. Hadschi-Murad, 8. das vertauschte Kind, 9. das Drama der christlichen Auferstehung, meinetwegen auch 10. die Auferstehung, das Gericht über eine Prostituierte, 11. (ein vortreffliches) der Räuber, der Schutzlose ermordet, 12. die Mutter, 13. die Hinrichtung in Odessa.

Zu Hause ist es düster, aber ich will und werde heiter sein.

Einzutragen ist nur zweierlei:

1. daß die physische Verbindung mit einem zufälligen Gatten eine von Gott getroffene Einrichtung zur Verbreitung Seiner Wahrheit ist: zur Prüfung und Stärkung des Stärkeren und zur Aufklärung des Schwächeren.

2. Menschen, die sich zur Gotteskindschaft bekennen, begehen eine Sünde, einen großen Fehler, wenn sie sich ihres Lebens nicht freuen, wenn sie trübsinnig sind. Sobald man begriffen hat, daß der Zweck des Lebens darin besteht, Gottes Werk zu verrichten, ohne eigene Ziele zu verfolgen, kann diese Tätigkeit durch nichts mehr gehemmt und verhindert werden. Die Hauptsache aber ist, daß das Leben, ob man will oder nicht, vorschreitet zum Besseren, sowohl das eigene, als auch das der Welt. Wie sollte man sich dieses Vorschreitens nicht freuen? Man muß nur festhalten, daß das Leben Bewegung ist.

Ich schreibe und schlafe ein, darum drücke ich mich schlecht aus. Bis zum Abend, w. i. l.

Heute, 14. Dezember 97. Moskau. Morgens.

. . . . Vorgestern las ich die Korrespondenz von *** über den geschlechtlichen Verkehr, ärgerte mich sehr, ging zu Russanow, traf dort auf *** und sagte ihm scharf meine Meinung. Das quälte mich, und ich schrieb ihm gestern einen Zettel, worin ich um Verzeihung bat, und erhielt eine gute Antwort, die mich rührte.

Fühle mich sehr unwohl. Bin in der schlechtesten Stimmung und daher mit allem unzufrieden und unfähig zu lieben. Und eben fällt mir ein:

Wir betrachten die Krankheit als etwas Lästiges; sie ist aber eine notwendige, wohltätige Bedingung des Lebens. Nur sie allein (oder vielleicht auch nicht sie nur allein, aber sie ist eine der wichtigsten und allgemeinsten Bedingungen) bereitet uns zum Tode vor, das heißt zum Übergang in ein anderes Leben. Darum trifft sie auch alle, Kinder, Erwachsene, Greise, weil alle in allen Altern sterben. Wir nun finden sie lästig. Daß wir sie lästig finden, beweist nur, daß wir nicht leben, wie wir sollten, nämlich zeitlich und ewig zugleich, sondern daß wir ein zeitliches Leben leben.

Die Krankheit ist eine Vorbereitung auf den Übergang in ein anderes Leben, und das Murren über dieselbe ist nicht viel besser als das Murren über Regen und Kälte. Man muß sie benutzen und darf nicht murren. Nur diejenigen, die spielerisch leben, sind ob des Regens ungehalten, wer aber ernst lebt, freut sich dessen. So ist es auch mit der Krankheit. Und nicht nur mit der Krankheit, sondern auch mit der Verstimmung, Enttäuschung, mit dem Kummer, denn alles das hilft vom Weltlichen loskommen und erleichtert den Übergang in ein neues Leben.

In einem solchen Übergangsstadium bin ich jetzt.

Abends, 14. Dezember.

Den ganzen Tag fühle ich mich nicht wohl und bin in schlechtester

Stimmung. Kann mich nicht aufraffen, und alles ist mir unangenehm und schwer. Nichts getan, gelesen, gesprochen.

15. Dezember 97. Moskau. W. i. l.

Heute, 17. Dezember.

Soeben eine Menge Gäste da. Den ganzen Abend. Heute zwölf Briefe geschrieben, aber nichts getan.

Heute das sehr Alte gedacht: daß man sich in der Liebe vervollkommnen muß, was niemand hindern kann und was sehr interessant ist. Die Liebe besteht aber nicht ausschließlich in Anhänglichkeit, sondern auch in guten, nicht bösen Beziehungen zu allen lebenden Wesen.

Ich schließe das Heft in nicht guter Stimmung ab. Morgen fange ich ein neues an. Bin heute auch mit der Abhandlung über die Kunst unzufrieden.

Tagebuch 1897. 11. Dezember. Moskau.

Beginne das neue Heft, gleichsam in einer neuen seelischen Verfassung. Fünf Tage sind vergangen, seitdem ich nichts getan habe. Überdenke Hadschi-Murad, aber es fehlt die Lust und die Sicherheit. „Kunst" ist gedruckt. . . . . .

Gestern ein anonymer Brief, daß man mich töten werde, falls ich mich bis 1898 nicht gebessert hätte. Man gibt mir nur bis 1898 Zeit. Mir ist ein wenig bang und wohl. . . . . .

Laufe Schlittschuh. Ein Zeichen von geistiger Untätigkeit, daß nichts eingetragen ist.

Eben die Erzählung „Im Wagen" von Tschechow gelesen. Ausgezeichnet in bezug auf Darstellung, aber zuviel Rhetorik, sobald er versucht, der Erzählung einen Sinn zu geben. Außerordentlich hat es sich in mir dank dem Buch über die Kunst geklärt.

26. Dezember 97. Moskau.

Vorgestern erkrankt, mich noch nicht erholt. Lese viel. In mir sieht es nicht heiter aus. Abend.

27. Dezember 97. M. W. i. l.

Heute, 29. Dezember 97. M. Morgens.

Über Hadschi-Murad nachgedacht. Gestern entstand in mir der Plan, eine dramatische Komödie „Der Leichnam" zu schreiben. Noch immer unwohl.

Briefe gekommen mit der Drohung, daß man mich töten werde. Bedauerlich, daß es Leute gibt, die mich hassen, interessiert mich aber wenig und beunruhigt mich gar nicht.

Es ist etwas eingeschrieben.

Gespräch mit ***. Was für ein bedauernswerter Jüngling! Faßt alles richtig auf und ist zugleich doch wieder nicht imstande, den Dingen den Platz anzuweisen, der ihnen zukommt, lebt daher in einem unausdenkbaren Wirrsal.

Gedacht: 1. Man sagt gewöhnlich, die Lehre Christi, die wahre Lehre Christi, nicht die Kirchenlehre, zerstöre die Einheit, sie sei trennender „Individualismus". Wie falsch! Auch predigt das Christentum nur darum eine persönliche Befreiung — „Individualismus", wie sie es nennen, — weil diese Befreiung allen Menschen not tut, weil sie allen erreichbar, für alle ersprießlich ist und daher alle einigt, doch nicht mechanisch, durch den Druck einer äußeren Gewalt oder durch Verquickung mit der „Kultur", sondern chemisch, zu einer inneren, untrennbaren Einheit.

2. Du klagst zuweilen darüber, daß man deine Seele nicht liebe, sondern den Leib oder auch diesen nicht, und zürnst ihnen, tadelst sie und siehst nicht ein, daß sie nicht anders können; für sie ist deine Seele, das Innerste deiner Seele, das, was — wie du weißt — allein ein Sein hat, allein wirkt, ein Nichts, weil es unsichtbar ist wie die chemischen Strahlen des Spektrums.

3. Es gibt Leute, besonders Weiber, für die das Wort bloß Mittel zum Zweck ist; es ist für sie nicht Ausdruck irgendeiner Wirklichkeit. Diese Art Menschen sind schrecklich stark. Der Vorteil, den sie haben, ist mit dem zu vergleichen, den ein Mensch hätte, der von der Spitze des Rapiers, mit dem er ficht, die Kugel abgenommen hätte. Seine Gegner sind an gewisse Vorschriften gebunden, während er . . . Nein, das Gleichnis ist nicht gut. Es ist vielmehr wie mit einem Kartenspieler, mit einem Falschspieler. Werde es zu finden suchen.

Beispiele: Jemand hat die Absicht, Geld zu entwenden; nun stiehlt er es und erzählt, man habe ihn beauftragt, es zu nehmen, man habe ihn darum gebeten; er glaubt selbst daran, daß man ihn darum gebeten habe. Beweist man ihm, daß er lügt, so rechtfertigt er diese Lüge durch eine neue Lüge. Er tötet. Der Ermordete hat so gelitten, daß er bat, man solle ihn töten. Es treibt ihn, irgend etwas Häßliches oder Dummes zu tun, die Möbel umzudrehen, mit den Beinen nach oben, oder ausschweifend zu leben: er erklärt genau, wie von den Ärzten bewiesen ist, daß man dergleichen periodisch tun muß usw. Und er redet sich selbst ein, daß es so ist. Stellt sich dann heraus, daß es doch nicht so ist, so geht das an seinen Ohren vorbei, er führt wieder ein paar seiner Gründe an und vergißt dann alles, die eigenen wie die fremden Argumente. Diese Art Menschen sind schrecklich, entsetzlich.

4. Die Spiritisten sagen, daß nach dem Tode die Seelen der Menschen leben und mit ihnen verkehren. Mit Recht sagte Solowjow,

der Vater, daß dies der reine Kirchenglaube sei, an die Heiligen und ihren Beistand, wenn man sie anrufe. E. J. sagte auch ganz richtig, daß, wie die Paschkowianer das eine Dogma der Erlösung herausheben und alles andere diesem einen Dogma anpassen, die Spiritisten das Dogma von den Heiligen herausgreifen und diesem Dogma alles andere anpassen.

5. Ich aber sage über dieses Dogma, über die Seele, folgendes: Seele nennen wir das Göttliche, das Geistige, welches in uns durch den Körper begrenzt wird. Nur der Körper begrenzt dieses Göttliche, Geistige. Eben diese Begrenzung gibt ihm die Form, wie ein Gefäß einer darin enthaltenen Flüssigkeit oder einem Gas die Form gibt. Wir sehen aber nur diese Form. Zerschlage das Gefäß, und das, was darin eingeschlossen war, verliert die Form, die es hatte, es ergießt sich und dehnt sich aus. Ob es sich mit anderen Stoffen vereinigt, ob es eine neue Form erhält, das alles wissen wir nicht. Gewiß wissen wir nur, daß es jene Form, die es gehabt hat, verliert, weil das, was es begrenzt hat, zerstört ist. Ebenso ist es mit der Seele. Die Seele nach dem Tode hört auf Seele zu sein, und während sie als Geist, als göttliches Wesen beharrt, wird sie etwas anderes, etwas, worüber wir nichts aussagen können.

30. Dezember, M. 97. W. i. l.

Zwei Tage vergangen.

1. Januar 1898.

Sehr traurig, mutlos, ungesund begehe ich das Neujahr. Kann nicht arbeiten, fortwährend Leibschmerzen. Einen Brief von Fedossejew aus Wercholjensk über die Duchoboren erhalten, — einen sehr rührenden.

Weiters einen Brief von dem Redakteur der Zeitschrift „The Adult“ über die freie Liebe. Wenn Zeit wäre, möchte ich über diesen Gegenstand wohl schreiben. Wahrscheinlich werde ichs auch. Es ist hauptsächlich zu zeigen, daß die ganze Sache darauf hinausläuft, sich die Möglichkeit eines vermehrten Genusses zu sichern, ohne an die Folgen denken zu müssen. Außerdem predigen sie, was schon da ist, und sehr schlecht. Warum soll auch die Abwesenheit des äußeren restraint die ganze Sache bessern?

Ich bin freilich gegen jede Reglementierung und für die volle Freiheit, nur ist das Ideal die Keuschheit und nicht der Genuß.

Gedacht in dieser Zeit nur eins, aber etwas Wichtiges, wie es scheint, nämlich:

1. Wir alle glauben, es sei unsere Pflicht, unser Beruf, verschiedenerlei Sachen zu tun: Kinder zu erziehen, ein Vermögen zu erwerben, ein Buch zu schreiben, ein wissenschaftliches Gesetz zu entdecken und dergleichen mehr. Wir haben aber nur eines zu tun: unser Leben so zu

gestalten, daß es ein ganzes, ein gutes und ein vernünftiges Werk sei. Und ein Werk nicht in den Augen der Menschen, bei denen wir ein gutes Angedenken hinterlassen wollen, sondern vor Gott; daß man sich, seine Seele, Ihm darbringe als etwas Besseres als sie war, als Ihm näher, Ihm ergebener, mehr im Einklang mit Ihm.

So zu denken und besonders so zu fühlen ist schwer. Immer wieder gerät man auf den Abweg der menschlichen Eitelkeit; aber jenes kann man und muß man.

Hilf, Gott! Von Zeit zu Zeit, und eben jetzt, fühle ich das.

2. Januar, Moskau, 98. W. i. l.

Heute ist schon der 4.

Mir ist etwas besser. Ich möchte gern etwas arbeiten. Gestern hier gewesen Stassow und R. . . . . Wann werde ich mir merken, daß das viele Reden zu nichts führt?

Eine freigedruckte Broschüre erhalten.

Einzutragen habe ich nur das eine, daß jedes Leben sinnlos ist, mit Ausnahme eines solchen, das dem Dienste Gottes geweiht ist, der Erfüllung des unerforschlichen Willens Gottes.

Das werde ich noch näher ausführen. Jetzt eile ich.

Die liebe Mascha ist gekommen, nachher Tanja mit Sascha.

5. Januar 98. M. W. i. l.

Heute, 13. Jan. 98. M.

Mehr als eine Woche nicht eingeschrieben und fast nichts getan. Immer unwohl, niedergedrückt. Bald ist es gut und ruhig in mir, bald unruhig und nicht gut.

Vorgestern war mir traurig zu Mut. Da kamen Bauern: Bulachow mit St., Pet. und zwei andern aus Tula. Und ich wurde wieder heiter und froh. Man muß nur dem Einfluß der Umgebung nicht erliegen. In den Kreis Gottes und seiner Menschen kann man immer eintreten.

So schwer ums Herz war mir schon lange nicht.

Beständig denke ich daran, für Hadschi-Murad die rechte Form zu finden, und finde sie nicht. Doch ist mir, wie wenn ich ihr näherkäme.

Etwas ist eingeschrieben, etwas Wichtiges, wie mir scheint:

1. Von ungeheurer Wichtigkeit, und ich werde es gut ausführen müssen: Die Organisation, alle Organisation entbindet von jeglicher menschlichen, persönlichen, moralischen Pflicht. Alles Übel der Welt hat darin seinen Grund. Man peitscht die Menschen zu Tode, demoralisiert, verblödet sie — und niemand ist daran schuld. In der Legende von der Wiederherstellung der Hölle ist das die Hauptsache, das neue Mittel.

2. Jeder von uns ist das Licht, das göttliche Wesen, die Liebe, der Gottessohn — eingeschlossen in einen Körper, in Grenzen, in eine farbige Laterne, die wir selber so ausgemalt haben mit unsern Leidenschaften, Gewohnheiten, so daß wir alles, was wir sehen, nur durch diese Laterne sehen. Sich aufzurecken, um über sie hinauszublicken, ist unmöglich, denn auch oben ist ein solches Glas, durch welches wir Gott sehen, aber durch ein Glas, das wir selbst bemalt haben. Das Eine, was wir tun können, ist, daß wir nicht durch das Glas schauen, sondern in uns selbst das eigene Licht erkennen, es heller machen. Das ist auch die einzige Rettung aus allen Trübnissen des Lebens, aus allen Leiden und Verführungen; und das ist freudebringend und allzeit möglich.

Ich tue so, und es ist gut.

3. Der Traum ist ein Schauen, aber nicht durch das Glas in die Welt hinaus, sondern auf das Glas selbst und die mannigfach verschlungenen Zeichnungen der Gläser. Im Traum sieht man nur die Gläser, im wachen Zustand durch die Gläser die Welt.

4. Eine Frau, die einen Mann liebt, kann gute Eigenschaften in ihm sehen, die er nicht hat, ist er ihr aber gleichgültig, so vermag sie sogar seine guten Eigenschaften nur durch die Brille der Meinung anderer zu sehen. (Übrigens nicht richtig, scheints.)

5. Das Folgende schien mir wichtig, als ich es aufschrieb:

Christen streben zur Vereinigung und vereinigen sich untereinander und mit anderen durch das christliche Mittel der Einigung: durch Demut und Liebe. Aber es gibt Menschen, die dieses Mittel der Vereinigung nicht kennen, nichts davon halten und sich bemühen, sich mit anderen durch andere, äußere Mittel der Gewalt, der Drohung, zu vereinigen (denn alle Menschen bemühen sich, sich zu vereinigen). Man kann von diesen Menschen, welche die christlichen Mittel der Vereinigung nicht kennen und nicht begreifen, nicht verlangen, daß sie sich nicht ihrer Mittel bedienen sollen; aber völlig ungerecht und unvernünftig ist es, wenn diese nicht-christlichen Menschen diese ihre niederen Mittel der Vereinigung Menschen auferlegen, welche die höheren kennen und anwenden. Man sagt: Ihr Christen bedient euch unserer Mittel: wenn man euch nicht beraubt, nicht getötet hat, so verdankt ihr das uns. Darauf erwidern die Christen, daß sie auf alles, was ihnen die Gewalt liefert, verzichten, weil sie es nicht brauchen (und so ist es auch wirklich für einen Christen).

Darum, wenn es auch zulässig ist, daß Menschen, die das höhere Mittel der Einigung nicht kennen, sich des niederen bedienen, so ist es doch nie zulässig, daß sie ihr niederes Mittel als das allgemeine, einzige, betrachten und daß sie auch diejenigen, die es nicht brauchen, zwingen, es anzuwenden. Der wichtigste Schritt nach vorwärts, den die Menschheit zu

tun hat, ist der, daß die Menschen das christliche Mittel der Einigung nicht bloß anerkennen und zulassen, sondern auch erkennen, daß es das höchste ist, zu dem die ganze Menschheit hinstrebt und zu dem sie unstreitig einst gelangen muß.

6. Solange man mitten im Leben steht, in der Fülle seiner Kraft, lebt man und muß man für diese Welt leben; wenn man aber krank ist, stirbt man ab, das heißt man beginnt zu leben für jene Welt, für die Welt nach dem Tode. In dieser wie in jener Phase ist also Tätigkeit. Ist man krank, liegt man im Sterben, so muß man sich in sich selbst zurückziehen, an den Tod und das Leben nach dem Tode denken und sich nicht grämen über den Verlust dieses gegenwärtigen Lebens. Beide Vorgänge sind normal, und in beiden ist die dem Zustande angemessene Tätigkeit.

Fühle mich geistig ein wenig frischer.

14. Jan. 98. M. W. i. l.

Heute, 18.

Gesundheit ein wenig besser.

Heute den Plan zum Hadschi-Murad klarer als je ausgearbeitet.

19. Januar 1898, Moskau.

Schwer ums Herz, müßig. Kann nicht arbeiten. Mehr als einmal hat mir das Leben gezeigt, daß alles Unangenehme gleichsam wie eine Ermahnung ist, daß man sich vorwärtsbewegen, sich vervollkommnen soll.

Hilf, Vater! Komme und wohne in mir! Du wohnst schon in mir, Du bist schon ich. Meine Aufgabe ist nur, Dich zu erkennen. So schreibe ich jetzt und bin voll Verlangens. Und dennoch weiß ich, wer ich bin.

Heute, 2. Februar 98. M.

Sehr schwach und laß. Die ganze Zeit entweder gelesen oder die Korrekturen der „Kunst" gemacht. Muß mancherlei eintragen. Habe aber weder Kraft noch Lust. Weder Ereignisse noch Briefe.

3. Febr. 98. M. W. i. l.

Immer noch geistig ebenso unfruchtbar. Habe mich morgens erinnert, daß die Stelle über die Dreieinigkeit in der „Kunst" ausgelassen ist, und ging, da ich sowieso nicht arbeitete, zu Grot und von dort nach der Redaktion. Kam gegen drei Uhr zurück, las ein wenig, legte mich nieder, aß zu Mittag. Kamen Tarowat., später Menschikow, Popow, Gorbunow, dann Gulenko, Suller.

Den Landmann von Ljapunow gelesen und bin sehr gerührt.

Eingetragen ist das folgende:

1. In bangen Minuten sucht man unwillkürlich Hilfe bei Gott. Und

man darf um Hilfe bitten. Aber nur um solche Hilfe, die mir hilft und niemand schadet. Hilfe solcher Art ist nur eine: Liebe. Jede andere materielle Hilfe kann, ja muß dem materiellen Wohl des andern entgegenstehen. Nur die Liebe allein — die Vermehrung der Liebe in sich — befriedigt all das, was man wünschen kann, und kommt nicht in Widerspruch mit dem Wohl der andern. „Komme und wohne in uns!"

2. Die Weiber bedienen sich der Worte nicht, um ihre Gedanken auszudrücken, sondern um ihre Zwecke zu erreichen. Denselben Sinn vermuten sie auch hinter den Worten der andern. Das ist auch der Grund, warum sie andere so oft mißverstehen. Und das ist sehr unangenehm.

3. Der Sinn des Lebens ist nur die Selbstvervollkommnung, die Besserung der Seele. „Seid vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wenn das Herz dir schwer ist, wenn dich etwas quält, erinnere dich, daß im Leben nur du das Leben bist, und gleich wird dir leicht zu Sinn. Und heiter. Wie sich ein Reicher freut, der seinen Reichtum sammelt, so freust du dich, daß du nur in das allein dein Leben gesetzt hast. Und nichts kann dich hindern, dies zu erreichen. All das, was als Kummer, als Hindernis erscheint, ist nur eine breite Stufe, die sich, deiner Erhebung dienend, dir unter die Füße schiebt.

4. Hast du zu einem tätigen Leben die Kraft, so wende sie im Sinne der Liebe an; ist diese Kraft dir aber versagt und bist du schwach, so sei liebreich noch in deiner Schwäche.

5. Anorganisch nennen wir das, dessen Leben wir nicht begreifen können. Für die Flöhe ist mein Nagel anorganisch. Ebenso ist das Übel ein Unerforschlich-Gutes.

6. Diene Gott und den Menschen. Aber wie? Wodurch? Vielleicht ist dir die Möglichkeit dazu benommen? Aber das ist nicht wahr, diese Möglichkeit ist immer da, es ist die — besser zu werden.

7. Der Mensch ist ein Gottgesandter, wie Christus gesagt hat, und zwar ein Gesandter, dem nur wichtig ist, wie er seinen Auftrag erfüllen kann, und dem es gleichgültig ist, was man von ihm denkt. Möge man selbst das Schlimmste von ihm denken — auch das kann manchmal nötig sein — wichtig ist nur, daß der Auftrag erfüllt wird.

8. Einer der gewöhnlichsten Irrtümer ist der, daß man die Menschen für gut, böse, dumm, gescheit hält. Der Mensch ist aber etwas Fließendes, und in ihm sind alle Möglichkeiten: er war dumm, wurde gescheit, er war böse, wurde gut, und umgekehrt. Das macht die Größe des Menschen aus. Daher darf man über keinen Menschen aburteilen. Während man über ihn aburteilt, ist er schon ein anderer. Man darf auch nicht sagen: ich liebe ihn nicht. Du sagst es, und er ist schon ein anderer.

9. Man sagt vom Zaren, nicht er sei schuld, sondern seine Umgebung. Es ist nicht wahr, er allein ist die Ursache von allem. Bemitleiden kann man ihn und muß man ihn, aber man muß wissen, wo die Ursache ist.

10. Daß der Zweck des Lebens Selbstvervollkommnung, Vervollkommnung der unsterblichen Seele ist, der einzige Zweck des Menschenlebens, ist schon deshalb richtig, weil jeder andere Zweck angesichts des Todes sinnlos ist.

11. Wenn ein Mensch die Folgen seiner Handlungen abwägt, so sind die Motive seines Handelns keine religiösen.

12. Auf meinen Knien drehte sich vermöge seiner Schwere das Papiermesser um, und mir schien, es sei etwas Lebendiges, und ich zuckte zusammen. Weshalb? Weil es gegen jedes Lebewesen Pflichten gibt, und ich erschrak, weil es mir schien, als ob ich aus Unachtsamkeit einem lebenden Wesen ein Leids zugefügt hätte.

13. Die Kraft ist nur beim arbeitenden Volk. Duldet es seine Unterdrücker, so kommt es nur daher, weil es hypnotisiert ist. Daher kommt alles darauf an, diese Hypnose zu zerstören.

14. Man kann nicht umhin zu wünschen, daß man unsere Handlungen kenne und billige. Ein Mensch, der keinen Gott hat, muß wünschen, daß man seine Handlungen kenne und billige. Dem aber, der einen Gott hat, ist es genug, daß man seine Handlungen kenne. Dies ist ein Prüfstein, ob ein Mensch Gott in sich hat oder nicht.

4. Febr. 98. M. W. i. l.

Heute, 5., morgens.

Zum Schreiben keine Lust. Alle diese Tage, besonders gestern, empfand ich es deutlich und wende diese Erkenntnis auf das Leben an, daß der einzige Zweck des Lebens der ist, vollkommen zu sein gleichwie der Vater, dasselbe zu tun was Er, was Er will, daß wir tun sollen, das heißt zu lieben; daß die Liebe unser Leitstern sei in den Minuten der energischesten Tätigkeit und die Liebe uns durchdringe noch in den Minuten der größten Schwäche. Sobald etwas schwer, schmerzlich ist, braucht man sich nur dessen zu erinnern, und alles Schwere, Schmerzliche vergeht, und nur das Freudige allein bleibt zurück.

Ein Mensch, der ernst, aufrichtig seine Vernunft gebraucht, wird sich bald darüber klar sein, daß ihm alle Zwecke verschlossen sind; nur eines ist vernünftig: daß man lebe der Erfüllung der Forderungen Gottes, des eigenen Gewissens, der eigenen, höheren Natur (dies ist alles eines und dasselbe). Zeitlich ausgedrückt heißt dies, man soll so leben, daß man seine Seele für den Übergang in eine bessere Welt vorbereite. Wenn man dasselbe genauer und nicht zeitlich ausdrücken will: daß man sein Leben

mit dem zeitlosen Anfang, mit dem Guten, mit der Liebe, mit Gott vereinige. Ich befürchte nur eines: daß diese so stark und wohltätig auf mich wirkende Erkenntnis des einzig Vernünftigen und der Freiheit, die Freude des Lebens in Gott, sich abstumpfen könnte, daß sie ihre mich über die Eitelkeiten des Lebens emporhebende, befreiende Wirkung auf mich verlieren könnte. Ach, wenn allen so wäre, wenn es doch immer so wäre! Heute nachts, in diesem Licht, überdachte ich verschiedene Erscheinungen des Lebens, und mir war so wohl und freudig zu Mut. Will das Examen abwarten und mich darauf vorbereiten.

Beim Abschreiben vergessen:

1. Die Gegner der moralischen Selbstvervollkommnung sagen, daß ein wirklich aufopfernder Mensch seine persönliche Vollkommenheit dem Wohle der andern opfern werde; das heißt also, daß ein solcher Mensch bereit sein wird, böse zu werden, um gut zu handeln. Wie albern! Wahr ist nur soviel, daß der gute Mensch bereit sein wird, der Meinung der Menschen zu trotzen, wenn sein Gewissen ihm sagt, daß er gewissen Menschen nicht dienen, sich zu gewissen Handlungen nicht hergeben darf. Man kann einer Sache oder Menschen dienen, und dieser Dienst kann und kann auch nicht mit den Forderungen des Gewissens übereinstimmen, und man kann einer Sache oder Menschen nicht dienen, und dieses Nichtdienen kann und kann auch nicht mit den Forderungen des Gewissens übereinstimmen. Das sind Fragen, die für sich beantwortet werden müssen.

2. Nur einer, der nie über die Ursachen der sozialen Erscheinungen nachgedacht hat, kann zweifeln, daß der Ursprung aller Übel, an denen die Gesellschaft krankt, in der falschen religiösen Lehre zu suchen ist. Die Ursachen aller dieser Erscheinungen sind — Gedanken, menschliche Gedanken. Wie sollten denn falsche Gedanken nicht einen ungeheuren Einfluß auf die Gesellschaftsordnung ausüben? Einige, ein paar, Leute fahren bei dieser Gesellschaftsordnung gut, und es ist begreiflich, daß sie alles aufbieten, um die falschen Gedanken und die falsche Religion im Schwang zu erhalten.

3. Ich kann nicht schreiben, sehne mich und zwinge mich. Wie dumm! Als ob das Leben im Schreiben bestünde! Es besteht nicht einmal in der äußeren Tätigkeit. Nicht wie ich will, wie du willst. Erfüllter und bedeutsamer ist das Leben ohne das Schreiben. Und nun lerne ich, auch ohne das Schreiben auszukommen. Und es geht.

4. Es ist eingetragen, was ich hier schon gesagt habe, nämlich: daß sich vervollkommnen nicht heißt, sich auf ein künftiges Leben vorbereiten (man sagt nur so, zur Vereinfachung der Rede); wohl aber heißt sich vervollkommnen — dem Urgrund des Lebens sich nähern, wo weder Zeit noch Tod mehr ist, das heißt sein Ich aus dem körperlichen immer mehr und mehr in das geistige Leben übertragen.

5. E. J. erzählte von ***, daß sie nur dann ruhig ist, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Was sich nicht auf sie bezieht, ist ihr uninteressant, beschäftigt man sich aber mit anderen Leuten, so beleidigt sie das. Es dünkt ihr, daß das Leben ihrer Leute von ihr abhänge, daß diese ohne sie umkommen müßten. Beim leisesten Vorwurf überschüttet sie alle mit Beleidigungen, und zehn Minuten nachher hat sie alles vergessen und empfindet nicht die mindeste Reue.

Das ist der höchste Grad von Egoismus und Wahnsinn, aber es gibt zahlreiche Abstufungen bis dahin. Im Grund ist es ein vollkommener potentieller Wahnsinn, zu denken, daß man für sich selbst, für sein Vergnügen, für seinen Ruhm lebt.

Leben — gewiß: man kann nicht umhin, für sich selbst zu leben, man kann nicht umhin, sich zu verteidigen, wenn man überfallen wird, und man kann nicht umhin, nach Nahrung zu greifen, wenn man hungrig ist; aber zu denken, daß darin das Leben bestehe, und dieselbe Vernunft, die uns gegeben ist, um die Unmöglichkeiten eines solchen Lebens einzusehen, zur Verschärfung der Qual eines solchen in sich uneinigen Lebens zu gebrauchen, — das ist vollendeter Wahnsinn.

6. Das Weib kommt zum Mann und spricht so süß mit ihm, wie sie nie früher gesprochen hat. Der Mann ist gerührt. Und was ist die Ursache ihrer Zutunlichkeit? — Sie hat etwas Abscheuliches begangen.

7. Jean Grave, in seinem Buch „L'individu et la société", sagt: eine Revolution werde nur dann erfolgreich sein, wenn das „Individuum" einmal mäßig, uneigennützig, gut sein wird, wenn es hilfsbereit, nicht mehr ehrgeizig, auch nicht mehr tadelsüchtig sein wird, wenn es dereinst ein Bewußtsein seiner Würde haben wird, mit einem Wort, wenn es einst alle Eigenschaften eines Christen haben wird. Wie aber soll es diese Tugenden alle erlangen, wenn man es in dem Glauben erhält, daß es nichts weiter als ein zufällig zusammengewehter Haufe von Atomen ist? Diese Tugenden sind alle möglich und natürlich, ja ihr Mangel ist bei einer christlichen Weltanschauung unmöglich, unmöglich bei der Anschauung, daß wir alle Kinder Gottes sind und daß wir in die Welt gesandt sind, um Seinen Willen zu erfüllen; hingegen sind diese Tugenden mit der materialistischen Weltanschauung nicht vereinbar.

Die Uhr geht auf zwei. Ich gehe hinunter. Werde morgen einschreiben.

6. Febr. 98. M. W. i. l.

Heute ist der 19. Febr. 98. M.

Lange nicht eingeschrieben. Im Anfang krank gewesen. Seit etwa fünf Tagen geht es mir wieder besser. In dieser Zeit habe ich die letzten Kapitel der „Kunst" korrigiert, ergänzt und durch die Verbesserungen ver-

schlimmert. Habe beschlossen, Carpenter samt Vorwort dem „Nord. Boten" zu geben. Auch dieses Vorwort verbessert. Im großen und ganzen ist die Empfindung, die der Aufsatz über die Wissenschaft sowie auch das zwanzigste Kapitel in mir erregt, Reue. Ich fühle, daß es die Wahrheit ist, daß es gesagt werden mußte, aber es ist schmerzlich, so viele gute Irrende vor den Kopf stoßen, kränken zu müssen. Unter tausend werden keine neunhundertneunundneunzig verstehen, in wes Namen ich die Wissenschaft tadle, und alle werden empört sein. Ich hätte es mit mehr Güte tun sollen. Daß ich das nicht getan habe, dessen bekenne ich mich schuldig; aber jetzt ist es zu spät.

Jüngst hatte ich die Befürchtung ausgesprochen, daß mir die Freiheit, mich aus dem weltlichen, eitlen, verletzenden, aufregenden Leben in das Leben vor Gott, in das ewige Leben (hier und jetzt), zu erheben, verloren gehen oder das Gefühl hievon sich abstumpfen könne. Aber nun sind schon dreizehn Tage vergangen, und ich fühle es immer noch, fühlte es während dieser ganzen Zeit, freute mich und freue mich.

Da befrage ich in der Patience zuweilen das Schicksal, höre Gespräche mit an, die einen aufbringen, Widerspruch, bin unzufrieden mit meinem Schreiben, mit dem Tadel der Menschen, bedauere etwas — und plötzlich erinnere ich mich, daß mir das alles ja nur so scheint, weil ich mich niedergekauert habe und am Boden herumwühle, daß ich mich aber nur aufzurichten brauche in voller Größe, — und alles Unangenehme, Verletzende, ist nicht nur verschwunden, sondern verhilft noch zur Freude des Triumphs über meine menschliche Schwäche.

Noch habe ich dies nicht bei starken, physischen Schmerzen empfunden. Ob es anhalten wird? Es muß anhalten. Hilf, Herr!

Aber im allgemeinen ist die Stimmung eine freudige. Etwas Freudiges ist es, daß sich im Alter entschieden ein ganz neuer Zustand herausgebildet hat, der ein großes, unverlierbares Gut ist. Das ist keine Einbildung, sondern eine ganz bestimmte Empfindung, wie Wärme, Kälte, eine Veränderung des Seelenzustandes, ein Übergang aus dem Wirrsal des Leidens zur Klarheit und Ruhe, und zwar ein Übergang, der von mir abhängig ist. Es ist, wie wenn einem Flügel gewachsen wären. Ist es zu schwer, zu schmerzhaft, auf den Füßen zu gehen, dann breitet man die Flügel aus. Warum dann nicht immer auf Flügeln? Bin offenbar noch zu schwach. Noch nicht gewohnt, oder vielleicht ist ein Ausruhen nötig.

Es wäre interessant zu wissen, ob dieser Zustand eine Eigentümlichkeit des Alters ist oder ob auch Junge es empfinden können. Ich denke, sie können es. Man muß sich dazu gewöhnen. Das ist eben das Gebet.

„Das muß man verbergen, das muß man befürchten, das quält, das fehlt." Und siehe da, es ist nichts zu verbergen, es ist nichts zu befürchten, man braucht sich nicht zu quälen und es bleibt nichts zu wünschen. Haupt-

sache ist, daß man sich vom menschlichen Gerichte weg und zum göttlichen hinwendet. O, wenn es sich nur bis zum Tode erhalten könnte! Aber auch dafür, was ich empfunden habe, danke ich Dir, Vater.

Eingetragen ist das Folgende:

1. Die Menschen können sich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß alles Materielle nicht real ist. Bei alledem ist der Tisch doch da, er ist immer da; ich gehe aus dem Zimmer, und er ist doch da; für alle ist er derselbe wie für mich — sagt man gewöhnlich. Wenn man aber zwei Finger übereinanderlegt und dazwischen ein Kügelchen dreht, sind zwei Kügelchen da, oder man glaubt wenigstens, zwei zu verspüren. Und so oft ich das tue, es wird immer so sein; und für jeden, der das Kügelchen so zwischen den übereinandergelegten Fingern dreht, wird es ebenso sein. Und doch sind es nicht zwei Kügelchen. Ebenso ist auch der Tisch für die übereinandergelegten Finger meiner Sinne — ein Tisch; aber dieser Tisch kann ein halber Tisch, ein Tausendstel Tisch, er kann überhaupt kein Teil eines Tisches sein, sondern er kann etwas ganz anderes sein. Real ist daher nur mein immer wiederholbarer Eindruck, der durch die Eindrücke anderer Menschen bestätigt wird.

2. . . . . Ich habe schlecht gehandelt, als ich das Gut den Kindern übergab. Für sie wäre es anders viel besser. Nur mußte man es so einzurichten verstehen, daß man gegen das Liebesgebot nicht verstieß. Aber ich habe es nicht so einzurichten gewußt.

3. Man wundert sich manchmal, wie sonst gescheite und gute Menschen die Grausamkeit, die Gewalttaten, den wilden Aberglauben der Kirche verteidigen können. Doch man braucht sich nur zu erinnern, daß man auch schon angefangen hat, die Arbeiter zu verbannen, zu unterdrücken und zu kränken, um zu begreifen, daß es der Selbsterhaltungstrieb ist, der jene zu solchen Taten treibt. Nur so ist das zähe Leben des Patriotismus, der Kirche, zu verstehen.

4. Faressow erzählte mir von der Lehre Malikows: in dieser Lehre war alles wunderschön, alles christlich. Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel. Nur daß die ganze Lehre den Zweck hatte, auf die Leute zu wirken, und daß sie nicht die innere Befriedigung, die Antwort auf die Frage des Lebens, anstrebte, war nicht gut. Wirkung auf andere — das ist der schwache Punkt. Möge meine Lage vor den Menschen falsch sein. Vielleicht ist gerade das nötig.

5. Ein Priester, überhaupt jeder Mensch, der eine geistliche Würde bekleidet, muß, um seine Sünde gutzumachen, vor versammelter Gemeine von der Kanzel herab sich des Betruges anklagen und sagen: Verzeiht, daß ich euch betrogen habe . . . Was für eine starke Szene! Und wie wahr!

6. Unsere Kunst, die den Zweck hat, dem Ergötzen des Reichen zu dienen, ist der Prostitution nicht bloß ähnlich, sondern sie ist Prostitution.

20. Febr. Moskau. 1898.

***

Tobold

Erzählung von Robert Walser

Ich hieß früher Peter, so erzählte mir eines Tages ein sonderbarer stiller Mensch namens Tobold, und er fuhr fort mit ruhiger Stimme zu erzählen: Ich saß in einem abgelegenen kleinen Zimmer, schrieb Gedichte und träumte von einem ruhmvollen, großen Leben, von Frauenliebe und von allen schönen, großen Dingen. Des Nachts schlief ich nie, aber ich freute mich über die Schlaflosigkeit. Ich war immer wach und voll Gedanken. Die Natur und die versteckten Wege, die durch Wiesen und Wälder führten, bezauberten mich. Ich phantasierte und träumte tagelang, aber ich wußte eigentlich nie, nach was ich mich sehnte. Ich wußte es und wußte es wieder nicht. Ich liebte mein Sehnen leidenschaftlich und hätte es um keinen Preis verschwinden sehen mögen. Ich sehnte mich nach einer Gefahr, nach einer Größe, und nach Romantik. Die Gedichte, die ich als Peter schrieb, gab ich viel später unter dem Namen Oskar bei guter Gelegenheit und zu guter Stunde heraus. Oft lachte ich wie verrückt über mich selber und war voller guter Laune, riß Witze. Als Bruder Lustig, das heißt zu Zeiten, wo ich sehr gut aufgelegt war, nannte ich mich Wenzel. In dem Namen liegt etwas Lustiges, Humoristisches, Weltfreundliches, Komisches. Als Peter verzweifelte ich eines Tages gänzlich, und von da an schrieb ich kein Gedicht mehr. Ich hatte mir eingebildet, Feldherr werden zu sollen. Welch ein jugendlicher Wahnsinn. Ich sank in ein völliges Verzagen. Meinen Kameraden ging es übrigens damals auch nicht viel besser. Franz wollte ein großer Schauspieler, Hermann ein Virtuose und Heinrich ein Page werden. Sie sahen die Lächerlichkeit ihrer Träumereien ein, sanken von den hohen Postamenten ihrer kühnen Einbildungen herab, wurden Soldaten und gingen in den Krieg. Oder vielleicht wurden sie auch friedliche Beamte und Bürger, ich weiß es nicht genau. Ich hingegen, hingerissen von der unendlichen Trauer darüber, daß ich zu nichts Hohem in der Welt taugte, lief in den süßen Wald und rief laut weinend und bittend den Tod herbei, da ich mich nach einem Ende sehnte, und der gute mitleidige Tod kam aus den Tannen auf mich zu und erdrückte mich in seinen Armen. Meine arme unglückliche Brust zerbrach und das Wesen erlosch, aber ein neuer Mensch stand aus dem Getöteten herauf. Dieser neue Mensch wurde mit der Zeit Tobold genannt, welcher hier vor dir ist und dir dieses alles erzählt. Als Tobold war ich wie neugeboren. — Ich schaute als solcher die Welt mit neuen Augen an, und frische Zuversicht verlieh mir ungeahnte Säfte und Kräfte. Hoffnungen und Aussichten, die ich

nie für möglich gehalten hatte, sprangen auf mich zu, um mich zu küssen, und das Leben lag mit einmal wunderbar glänzend und heiter vor der wiedergefundenen oder neugeschaffenen Seele. Durch den Tod hindurch ging ich hinein ins Leben. — Ich mußte zuerst sterben, bevor ich fähig war zu leben. Die schrecklichste Lebensmüdigkeit führte mich zum Lebensgenuß und zu einem besseren Verständnis. Als Peter hatte ich noch keinen eigentlichen Lebensgedanken, und daher starb ich. O wie müde macht dich das Leben, wenn du keinen tragenden und emporhebenden Gedanken kennst, der dich mit allen Enttäuschungen freundlich aussöhnt. Dem Ruhm fragte ich jetzt nichts mehr nach, und das Große schaute ich nicht mehr an. Ich hatte eine Liebe für das ganz Kleine und Geringe gewonnen, und mit dieser Liebe ausgerüstet dünkte mich das Leben schön, gerecht und gut. Ich verzichtete mit Freuden auf allen Ehrgeiz. Eines Tages wurde ich Diener und kam als solcher in ein Schloß zu einem Grafen.

Ich war übrigens noch ziemlich lang mit dem bloßen Einfall, mit dem bloßen spielenden Gedanken herumgelaufen, der sich mit der Zeit fast bis zur fixen Idee entwickelte. Mit einem sehr feinen, klugen, angesehenen Herrn hatte ich, wie ich mich lebhaft erinnere, bei Gelegenheit ein lebhaftes Gespräch über diesen Punkt. Die Idee, so verrückt sie scheinen oder wirklich sein mochte, war einmal in meinem Kopf und ließ mir keine Ruhe. Ideen streben nach Vergegenwärtigung und Versinnbildlichung, und ein lebhafter Gedanke will früher oder später in lebendige Wirklichkeit und Körperlichkeit verwandelt sein. „Sie sind aber als Diener, wie mir scheint, gar nicht der geeignete Mensch," sprach obengenannter Herr zu mir, worauf ich entgegnete: „Muß man denn unbedingt geeignet sein? Ich glaub ganz wie Sie, daß ich absolut nicht geeignet bin. Trotzdem muß ich nach der Ausführung streben. Es gibt eine innere Ehre, und dieser Ehre muß ich Genugtuung verschaffen. Was ich von langer Hand her wünsche auszuführen, das soll und muß auch eines Tages durchgesetzt sein. Ob ich tauglich bin oder nicht, scheint mir Nebensache. Ob die Angelegenheit dumm oder klug ist, scheint mir ebenfalls Nebensache. Tausende und aber Tausende von Menschen haben eine Idee und lassen sie dann wieder fahren, weil die Idealisierung oder Realisierung ihnen zu umständlich, zu dumm, zu schwer, zu nutzlos vorkommt. Ein Unternehmen ist nach meinen Begriffen schon darum ein gutes und rechtschaffenes Unternehmen, weil es Mut erfordert. Ob das Unternehmen gelingt oder mißlingt, ist nebensächlich. Daß man den Mut und den Willen zeige und daß man das Unternehmen überhaupt unternehme, ist von Gewicht und gibt den Ausschlag. Und so will ich meine Idee wahr machen, denn die Wahrmachung allein wird mich befriedigen. Die Klugheit macht mich unter keinen Umständen glücklich. Ist denn nicht Don Quichote in seiner

Verrücktheit und Lächerlichkeit ein wahrhaft glücklicher Mann? Ich bezweifle das keinen Augenblick. Ein Leben ohne Verrücktheiten und Sonderbarkeiten ist eigentlich kein Leben. Wenn der Ritter von der traurigen Gestalt seine Ritteridee wahr machte, so will ich meinerseits meine Dieneridee wahr machen. Was nützen mir alle klugen Belehrungen aus Ihrem Mund. Probieren geht über Studieren, und ich möchte, wenn es möglich ist, durch die Tat selber belehrt sein." Solches gab ich dem Herrn zur Antwort, der sehr fein und geistreich zu den Worten, die ich hervorbrachte, lächelte.

Ich hatte Wedekind und Verlaine gelesen und Gemäldeausstellungen besucht. Zeitweise trug ich einen Gehrock und Glacéhandschuhe und trat dann und wann in ein elegantes Kaffeehaus, was mir, offen gestanden, Vergnügen machte. Meine dichterische Neigung führte mich zu den Leuten, die auf Grund einer hochentwickelten Intelligenz in der Welt den Ton angeben, indem sie das zeitgenössische Wissen und die zeitgenössische Bildung vertreten. Ich lernte allerlei bedeutende Menschen kennen, deren Anblick und Bekanntschaft mir jedoch vor allen Dingen in Erinnerung riefen, daß ich mich zu beeilen habe, selber zu einer Bedeutung zu gelangen. Ich führte eine Zeit lang das Leben eines jungen Mannes nach der besten und neusten Mode, aber dieser Lebenswandel befriedigte mich nicht, sondern bestärkte mich nur noch mehr im Entschluß, irgend etwas aus mir zu machen und eine bestimmte Schule zu durchlaufen. Mit Lesen war es nicht getan, es galt den kräftigen Schritt auszuführen. Eines Tages, im Spätsommer, langte ich auf einer ländlichen Eisenbahnstation an; ein Fuhrwerk wartete auf mich. „Sind Sie Tobold?" fragte mich der Kutscher. Da ich die Frage bejahte, so wurde mir erlaubt, auf den Wagen zu klettern. Eine nette Mamsell oder Jungfer stieg mit mir auf den Leiterwagen. Das war der Anfang.

Zum Anfang gehört außerdem folgende kleine Szene: Als wir auf unserem Leiterwagen oder groben Lastfuhrwerk in den Schloßhof hineinfuhren (ich sah zum erstenmal in meinem Leben einen solchen, nämlich einen Schloßhof), sprang mit sehenswerter Behendigkeit und Geschicklichkeit die Mamsell oder Zofe vom Fuhrwerk herab und beeilte sich, auf einen jungen feinen Herrn in vornehmer grüner Jägertracht hinzuzuspringen, dem sie unter einem graziösen altfranzösischen Knicks und Huldigungskompliment zierlich und überaus flink die vornehm dargehaltene Hand küßte. Der Handkuß hatte für mich etwas Verblüffendes und Erstaunliches. „Sonderbare altertümliche Sitten hier!" glaubte ich für mich murmeln zu müssen. Wie sich später ergab, war der feine junge zarte Herr, dessen Hand untertänig geküßt wurde, der Sekretär oder Geheimschreiber des Grafen, ein Däne von Geburt, ein Mensch, von dem ich

bei Gelegenheit noch einiges sagen werde. Mich hingegen, der ich Betrachtungen anzustellen für gut fand, riß ein Kerl und Grobian erster Klasse aus allen Nachdenklichkeiten mit den barschen und gebieterischen Worten heraus: „Kommen Sie!" Der grobe barsche Kerl war, wie ich sogleich erfuhr, der Verwalter, Hausmeister oder Kastellan des Schlosses, ein Donnerwetterskerl von Pole, einer, der mir im Anfang nicht sonderlich gefallen wollte, den ich aber in der Folge liebgewann, gerade weil er ein so derber, grober Kerl war. Was blieb mir auf das „Kommen Sie" anders übrig als freundlich und fleißig zu gehorchen. Der Kastellan war mein Vorgesetzter, und damit basta!

Zehn oder weniger Minuten später stand ich in einem schönen, großen, halbdunkeln Gemach einem Herrn gegenüber, den ich soeben angeführt habe und den wir daher bereits einigermaßen kennen, nämlich vor dem Sekretär oder zarten blassen Dänen, der mit einer Art leisem dänischen Deutsch und mit einer so feinen abgedämpften Stimme, wie man sie gewiß nur in Schlössern zu hören bekommt, Folgendes zu mir redete: „Sie sind Tobold, nicht wahr, und treten mit heutigem Tage in den Dienst des Herrn Grafen als gräflicher Diener. Man hofft, daß Sie fleißig, treulich, pünktlich, artig, höflich, ehrlich, arbeitsam, pflichteifrig und allezeit folgsam hier bei uns sein werden. Ihr Anblick ist befriedigend, hoffentlich wird auch Ihre Aufführung befriedigend sein. Sie müssen von jetzt an alle Ihre Bewegungen abzudämpfen und zu verfeinern suchen. Eckiges und lautes Wesen ist hier im Schloß nicht beliebt und wird es auch niemals werden. Wollen Sie sich das gütigst ein für allemal merken. Hier, müssen Sie wissen, sind die Stimmen leise, und die Geste ist allezeit vornehm und wohlabgewogen. Schleifen Sie schleunig ab, was noch grob und hart an Ihrem Betragen ist. Versuchen Sie vom ersten Tag an, ob Sie fähig zu sein vermögen, stets mit äußerster Sorgfalt auf dem Boden aufzutreten. Der Herr Graf ist hierin ungemein empfindlich. Seien Sie schnell, flink, exakt, aufmerksam und leise. Im übrigen empfehle ich Ihnen Kälte und Ruhe zur Schau zu tragen. Sie werden das alles in kurzer Zeit lernen, denn Sie sehen glücklicherweise durchaus nicht unintelligent aus. Sie können gehen." Das alles wurde mit leiser, hochvornehmer, fast müder und schläfriger Stimme gesprochen. Ich verbeugte mich ganz schloßmäßig und stilvoll, fast wie ein Mann aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert, und verließ das Zimmer auf den Zehen.

Der Däne näselte und dänelte so und redete wie ein Vögelchen. Ganz anders der Kastellan oder verfluchte Pole, der die deutsche Sprache redete, als verachte er sie und wolle sie züchtigen. Aber er war ein ganz netter guter Kerl dabei. Freilich in eine Schule nahm er mich, wie ich noch in keiner gewesen bin. „Kommen Sie, Tobold" hieß es immer, oder:

„Wo stecken Sie, Tobold?" Immer war er hinter mir her wie ein Jagdhund. „Machen Sie rasch," sagte er oder: „Sie müssen flinker sein, hallo." „Wenn ich Sie rufe, Tobold," sprach er, „so sollen Sie auch schon zur Stelle sein, eins, zwei, haben Sie verstanden? Und wenn ich im Sinn habe, Ihnen zu sagen, daß Sie verschwinden sollen, so haben Sie meine Absicht zu erraten und sollen verschwunden sein, ehe ich dazu gelange, Sie dazu aufzufordern. Sie sollen flink sein wie der Wind, der mit einmal da ist, und fest wie Eisen, das nicht zerbricht. Wenn Sie den Kopf hängen lassen, so ist es aus mit uns beiden. Sie sollen bei mir etwas lernen, das Sie nachher werden anwenden und verwerten können. Nicht lange besinnen, Tobold. Das ist nicht gut. Jeden Augenblick müssen Sie bereit sein, und Sie sollen entschlossen sein zu allem wie Feuer, das, wenn es einmal angezündet ist, fort- und fortbrennt. So! Abmarschieren." — Auf diese Art trieb er mich umher. Einmal wollte er mir eine Ohrfeige geben. Ich saß in meinem Zimmer und rauchte Zigaretten, anstatt bei der Pflicht zu sein. Er stürmte herein und machte Miene, mich zu verunehren. Ich hielt ihn aber sachte am Arm und durchbohrte ihn mit einem Blick, der mehr sagte als eine ganze flammende Rede. Ganz nah, Gesicht an Gesicht, Nase dicht an Nase, standen wir einander gegenüber, und ich sagte ihm das eine kleine Wort: „Wagen Sie das nicht." Da wurde er mit einmal ganz zart und behutsam. Ja er wurde sogar weinerlich. Um die günstige Lage völlig auszunutzen, meldete ich mich sogleich beim Sekretär, den ich auf die Frage, was mir gefällig sei, mit fester und deutlicher Stimme ersuchte, mich sofort aus dem Schloß und Schloßdienst zu entlassen: „Ich habe es satt, und ich wünsche diesem Schloß entschieden den Rücken zu drehen."

„Und warum?" wurde fein und zurückhaltend gefragt.

„Weil der Kastellan ein grober Mensch ist und weil ich mir hier keine Grobheiten gefallen lassen will," gab ich frech zur Antwort.

Man sagte: „Es beliebt uns nicht, uns auf derlei Dinge einzulassen. Wir ersuchen Sie freundlich, wieder an Ihre gewohnte Arbeit zu gehen. Mit dem Kastellan wird man reden."

Mit dem verfluchten Kerl wurde geredet, der mir nun fast leid tat, weil ich ihn verklagt hatte, womit ich vielleicht noch ein wenig hätte warten können.

Park und Dorf waren reizend. Nach und nach wurde es Herbst. Ich bekam eine Livree, das heißt einen Frack, und ich war sehr stolz darauf. Ich fing nach und nach an, übermütig, selbstbewußt und dreist zu werden. Der Kammerdiener fühlte sich eines Tages, voll verletzter Würde, veranlaßt, mir eine Lektion zu erteilen, und zwar im Speisesaal während des Mittagessens, als wir vier Diener, der Kastellan, der Kammerdiener, der

erste und zweite Diener servierten. Während des Essens ging es natürlich immer höchst fein, stilgerecht und feierlich zu. Ich war eben im Begriff, einen hohen Haufen frische Teller auf die Hand zu nehmen, um kühn mit dem ganzen Berg um die Tafel herumzuspazieren. Die Herrschaften saßen schmausend beim Essen. Als der Kammerdiener, dieser Vertreter alles dessen, was schicklich in Schlössern ist, meine Kühnheit sah, trat er sehr erhaben, mit strafender und vorwurfsvoller Miene auf mich zu und sagte mir mit leiser Stimme: „Wir machen hier keine Kellnerkunststücke. Man muß Ihnen deutlich sagen, daß Sie zu wenig Gefühl für Würde haben. Sie dienen hier in einem feinen und großen Hause und nicht in einem Restaurant. Da Sie das nicht würdigen zu können scheinen, was lebhaft zu beklagen ist, so muß man es Ihnen sagen. Stellen Sie gefälligst die Hälfte der Teller wieder ab." Das Gesicht voll Verachtung, die Augen voll Zorn und stolzer Mißbilligung und die Stimme, mit der er mir das sagte, werde ich niemals vergessen. Der Kammerdiener war ein Muster, während dagegen ich in vieler Hinsicht noch lange nicht als mustergültig betrachtet werden konnte, was ich jederzeit sehr gut begriff. Ich kam dem Kammerdiener stets ein wenig verdächtig vor.

Da der Kastellan sah, daß ich mir Mühe gab und fleißig war, so wurde er ganz zufrieden mit mir, und er sagte mir das auch offen, was mich ehrlich freute. Das Jagen und Treiben vermochte er indessen nie ganz zu lassen. Im Anfang meines Aufenthaltes im Schloß stieß ich einmal, als ich durch die Gebüsche des Parkes ging, mit einem der beiden Jäger zusammen, der mich, offenbar weil er in mir einen herrschaftlichen Menschen vermutete, ehrfurchtsvoll und ganz entschieden viel zu höflich grüßte. Dafür grollte er mir nachher, und ich war doch für den Irrtum, den er begangen hatte, keineswegs verantwortlich zu machen. Mit dem Grafen selber kam ich nie in eine eigentliche Berührung. Wir waren für einander kaum vorhanden. Mir war das selbstverständlich ziemlich gleichgültig. Mein Zimmer zu ebener Erde gefiel mir sehr gut, und das war mir eigentlich die Hauptsache. Hier ist ein Engländer zu erwähnen, ein Hauptmann der englischen Armee und scheinbar naher und vertrauter Freund des Grafen. Dieser Engländer gab in allem stets den Ton an. Was er anordnete, war fein und wert, daß es sogleich ausgeführt wurde. Ich weiß nicht, ob es auf sämtlichen deutschen Grafenschlössern einen Engländer gibt oder gab, der in hohem Ansehen steht und einen besonders hohen Grad von Achtung genießt. Bei uns war jedenfalls einer da, und er besaß starkes Gewicht. Im übrigen, das muß ich sagen, war der Monsieur Engländer ein artiger Mensch, sein Auftreten zeichnete sich durch große Einfachheit aus, und aus seinem klugen Gesicht sprachen Menschenfreundlichkeit, Energie und Bildung.

Das Schloß war mächtig, und die zahlreichen schönen Zimmer und Gemächer fesselten natürlich meine Aufmerksamkeit und mein Interesse stark, die einzelnen Räumlichkeiten enthielten Sehenswürdigkeiten in großer Menge, wie zum Beispiel schöne zierliche Öfen aus dem Zeitalter der Galanterie. Der große Estrich war vollgestopft mit Gegenständen aus vergangenen Zeiten. Der Graf schien ein eifriger Sammler von Antiquitäten zu sein. Im Bibliothekzimmer herrschte eine feine, edle Stimmung. In den weitläufigen Gängen, die oft vom Sonnenlicht reizend durchflutet waren, hingen an den Wänden köstliche alte Bilder, eigentümliche und interessante Zeugnisse vom Kunstfleiß aus vergangenen Tagen. Familienbilder und Stadtansichten waren zu sehen. Im großen Saal standen reichverzierte kostbare Möbel: Tische, Stühle, Leuchter und Spiegel. Es war hier eine große, stolze Pracht versammelt. Dann gab es wieder Zimmer voll entzückender Sachen aus der Empire- und Biedermeierzeit. In der Halle stand ein alter Schlitten, aber des Grafen Schlafzimmer war ganz kahl. Hier herrschte eine absolut moderne beabsichtigte Nüchternheit und Schmucklosigkeit. Nur ein altertümlicher Bet- oder Beichtstuhl stand im Winkel. Der Graf schien mit Vorliebe englische Schriftsteller zu lesen, zum Beispiel Shaw.

Eine der hervorragendsten Obliegenheiten, die ich zu erfüllen hatte, bestand in der Besorgung der zahlreichen Lampen, eine Beschäftigung, die mir großes Vergnügen verursachte, weil ich sie liebgewinnen lernte. Ich brachte sozusagen allabendlich, bei einbrechender Dunkelheit, Licht in die ringsherum herrschende Dämmerung oder wenn man will: Finsternis. Da der Graf ein Liebhaber von schönen Lampen und Lampenschirmen war, so mußten dieselben stets mit äußerster Sorgfalt geputzt und gepflegt werden. An schönen Abenden, wenn ich so in den Zimmern herumschlich und alles so mäuschenstill und voll zarter Stimmung war, kam mir das ganze Schloß wie verzaubert vor. Alle Gemächer waren Zaubergemächer, der Park war ein Zauberpark und ich selbst erschien mir mit meinem leisen, vorsichtigen Lampenlicht wie Aladin mit der Zauber- oder Wunderlampe, der die große breite, mit orientalischen Teppichen belegte Palasttreppe hinaufspringt. Eine zweite ebenso wichtige und bedeutende Pflicht war die Heizung und Zentralwärme oder das Besorgen der Öfen, da es kälter zu werden begann. Diese Obliegenheit entzückte mich. Einheizen und Einfeuern ist bei mir immer beliebt gewesen und hat mich immer auf eigentümliche Art gefreut. Ich brachte also den Menschen, das heißt meinen Herrschaften, neben dem Lampenlicht, dessen sie sich durch meinen Pflichteifer zu erfreuen hatten, auch die belebende, belustigende Wärme, und ich darf sagen, daß ich es hinsichtlich dieser Übung und Handhabung bis zur offenkundigen, unumstrittenen, allgemein anerkannten Künstler- oder Meisterschaft brachte.

Reizend dünkte mich die Behandlung der Kamine. Ich konnte halbstundenlang am Fußboden beim Kamin kauern und in die fröhlichen, geistvollen, graziösen Flammen schauen. Eine unendliche Seelenruhe kam, wenn ich so das Feuer betrachtete, über und in mich, und die Gemütlichkeit und Heimlichkeit, die ich beim Anblick des seltsamen Wesens, bei der Betrachtung dieses züngelnden, lodernden romantischen Elementes empfand, machte mich im vollen Umfang des Begriffes und Wortes glücklich. Vom Kohlen hin und her Schleppen, von derben plumpen Holzklötzen und schmalen zarten Kienspänen und davon, daß ich mich im Kohlenkeller immer schwarz machte, was vom Kastellan gerügt zu werden pflegte, wobei er „Tobold, wie sehen Sie aus!" zu mir sagte, will ich weiter nicht viel sagen, da sonst der Worte und Andeutungen nur zu viele werden.

Himmlisch schön war öfters leiser Spätherbstregen und die Nacht im Schloßpark, wenn ich träumend oder lesend beim Schein der Lampe in meinem Zimmer saß und das Fenster offen stand und die ganze nächtliche Welt wie ein guter Freund zu mir in die Stube hereinzuschleichen kam, um mir Mut und Trost und Zuversicht ins Herz zu flößen. Wenn der grobe ungestüme Pole, der Herr Kastellan, mich beim Lesen überraschte, so machte er ganz bekümmerte Augen und sagte: „Nicht lesen, Tobold, nicht lesen. Nur um Gottes willen nicht zu viel lesen. Das ist nicht gesund. Das schadet Ihnen, Tobold. Das macht arbeitsunfähig. Gehen Sie lieber schlafen. Schlaf ist gut. Schlafen ist wichtiger und besser als lesen."

Über ein Fäßchen allerfeinsten Kornbranntwein, das zu des Kastellans und zu meinem eigenen schmunzelnden Vergnügen ankam, um alsogleich sorgsam geprüft und gehörig erforscht zu werden, werde ich mich hüten mehr Worte zu verlieren als diese wenigen.

Eines Abends schrieb ich, wie ich mich erinnere, folgende geheimnisvolle

Studie über den Adel.

Statt in der Hauptstadt auf unlauterer Grundlage den zweifelhaften Lebemenschen zu spielen, elegante Manieren zur Schau zu tragen, daneben aber guten Menschen als Nichtstuer zur Last zu fallen und als unverbesserlicher Tagedieb, Tunichtgut und Taugenichts angeschaut zu werden, lebe ich hier auf Schloß D. . . als Diener des Grafen K. . ., bin arbeitsam, energisch und tätig, verdiene durch tägliche ehrliche Arbeit mein tägliches Brot und lerne nebenbei auch noch den Adel bestens kennen, den kennen zu lernen für die meisten Menschen wenn nicht unmöglich so doch ziemlich schwierig ist, weil der Adel auf Burgen haust und in unnahbaren, uneinnehmbaren Schlössern sitzt, wo er befiehlt und residiert wie ein Gott oder doch wenigstens wie ein Halbgott! Herrlich sind die Wohnplätze- und

Sitze des Adels, und seine Ställe sind voll der schönsten und feurigsten Pferde. Seine Sitten sind altherkömmlich und hochvornehm, seine Bibliotheken sind voll Prachtbücher und seine Säle strotzen von Pracht, Eleganz und Luxus. Diener, wie Schreiber dieser Zeilen einer ist, bedienen ihn auf das zuvorkommendste und eilfertigste, und wenn ich mich nicht irre, so speist er auf Gold und Silber. Einen Grafen frühstücken zu sehen wirkt beklemmend und niederschmetternd, und es erscheint als ratsam, sich vor der Verwegenheit wohl in acht zu nehmen, einen Grafen zu stören, der zu frühstücken geruht. Was beliebt dem Adel im allgemeinen zu essen? Diese schwierige und feinsinnige Frage wird meiner Meinung nach am einfachsten dadurch beantwortet, daß man sagt: Der Adel ißt mit Vorliebe Speck mit Ei. Außerdem verzehrt er gern allerlei köstliche Marmeladen. Wenn wir nun die Frage aufwerfen: Was liest der Adel?, so hoffen wir den Nagel auf den Kopf zu treffen, indem wir antworten: Außer den Briefen, die ihn nie erreichten, liest er wenig. Welcherlei Musik schmeckt und mundet ihm am meisten? — Ei, die Wagnersche. — Was tut und unternimmt der Adel so den ganzen lieben Tag lang? — Er geht auf die Jagd. — Und des Adels Frauen, wodurch heben sie sich vorteilhaft ab und hervor? Die behende und graziöse Zofe Antwort eilt geschwind herbei und meldet: Ich vermag nicht viel zu sagen. Soviel aber kann ich sagen, daß Herzoginnen sich in der Regel durch imponierende Körperfülle auszeichnen. Baroninnen sind meist schön wie eine milde und sinnverwirrende Mondnacht, Prinzessinnen sind eher zart, mager und spindeldünn als robust und breit. Gräfinnen rauchen Zigaretten und sind sehr herrisch. Fürstinnen sind sanft und bescheiden.

Diese knappe und kurze Abhandlung oder Studie sandte ich warm und eilig an die Redaktion eines bedeutenden Tageblattes, aber die Bemühung erwies sich als nutzlos, denn das Geistesprodukt blieb ungedruckt und wanderte sehr wahrscheinlich in den Papierkorb, was der Autor natürlich bedauerte, ohne zornig zu werden, da er niemals ein großer Schriftsteller zu sein meinte. Ich erinnere an Nordamerika, wenn ich erzähle, daß ich eines Tages, als ich gerade weiter nichts zu tun zu haben glaubte und in dem Tagebuch blätterte, das im prächtigen Hauptsaal auf einem Spieltisch zu liegen pflegte und in welches die Gäste des Grafen sich gerne einzeichneten, auf den Namen Vanderbilt zu stoßen kam, welche Begegnung mich frappierte.

Ich möchte hier nicht verfehlen zu sagen, daß mir unser Herr Graf trotz der Kälte und des Stolzes, die er ganz natürlicherweise sehen ließ, und trotz einer gewissen Härte, die er seine Umgebung fühlen ließ oder wollte fühlen lassen, sehr gut gefiel. Ich fühlte mich bewogen, ihm einen guten Charakter und ein schönes Herz zuzumuten. Daß ich ihn respektierte,

versteht sich ganz von selber. Das Gegenteil wäre unmöglich gewesen. Der Graf gehörte zu den Leuten, die sich aus angebornem Geschmack härter und böser und häßlicher darbieten, als wie sie in Wahrheit sind, während niedrige Seelen sich meistens beeilen, menschlich und mitleidig zu scheinen, um einen Vorteil zu erringen. Der Graf hatte nicht nötig, derlei Manöver einzuleiten und eine Miene zu machen, als wenn er der Heiland sei. Leute wie mein Graf verachten jederlei Täuschung, es ist nichts Schwindlerisches, Verräterisches an ihnen. Sie sind nicht lieb, nicht süß, aber man darf sich dafür auf ihr Aussehen und Auftreten fest verlassen. Sie betrügen und hintergehen nicht mit ihrer Erscheinung, geben sich unschön, aber hie und da fällt aus ihrem harten bösen Mund ein Wort, schön und kostbar und gut wie Gold, und dann merkt man plötzlich, wer und was sie sind.

Im November, zum Beginn der Jagden, wurde es lebhaft im Schloß. Gäste kamen und gingen, es wimmelte oft von Menschen in dem großen Gebäude, und die Diener hatten bald entweder nichts, bald wieder nur zuviel zu tun. Manchmal war es traumhaft still im Schloß; dann raschelte und rauschte wieder das lebhafteste Leben durch die Gänge und Säle. Frauen tauchten stolz und groß an irgendwelchem Punkte auf. Es galt aufmerksam, klug und arbeitsam zu sein. Der Kastellan war in fortwährender aufgeregter Bewegung. Der Kammerdiener entfaltete eine fabelhafte kammerdienerliche Hoheit. Der Sekretär bat mich einmal, der Baronin H . . . in seinem Namen ein Glas Zitronenlimonade aufs Zimmer zu bringen. Der schwierige und zarte Auftrag setzte mich in das allerfreudigste Entzücken. Feierlich und doch auch behend trug ich das Getränk zu der schönen Frau, die mir ganz aus lauter frischer Milch gebaut und geformt schien. Die Baronin H . . . war in der Tat eine ungewöhnliche Schönheit, groß und schlank, aber doch auch weich und voll. Nietzsche sagt gewiß mit Recht, daß kleine Frauen, er meint solche, die klein von Figur sind, niemals schön sein können. Ich trat in das Gemach ein und überreichte der Baronin, die ich ganz einfach anbetete, die Limonade mit folgenden äußerst vorsichtigen oder unvorsichtigen Worten: „Mich wertlosen und unbedeutenden, aber glücklichen, wenn nicht überglücklichen Menschen schickt der Herr Sekretär, der gewiß in diesem Augenblick ebenfalls glücklich ist, hier mit dem Glas Zitronenlimonade zu der schönsten Frau der Welt, um derselben zu überbringen, um was ihr gefiel zu bitten. Der Herr Sekretär hat mir befohlen, der Frau Baronin zu sagen, daß er sich ihr mehr als tausendmal ganz dienstfertig empfiehlt. Ich weiß nicht, wo er sich in diesem Moment befindet; das aber weiß ich und kann ich sagen, daß er, wo er immer auch sein mag, der gnädigen Frau in Gedanken stürmischer, als es sich vielleicht nach den Gesetzen des feinen Anstandes schicken mag, die Hand küßt, da

er sich als der gehorsame und zu allem entschlossene Ritter der gnädigen Frau fühlt. Die schönen und freundlichen Augen der gnädigen Frau Baronin ruhen, wie ich sehe, mit Verwunderung und mit begreiflichem Erstaunen auf dem Abgesandten und Überbringer, der die Sprache derer redet, die in einem Rausch von Glück sind, weil sie den Liebreiz und die Schönheit bedienen dürfen. Die Frau Baronin macht ja jeden, der vor sie hintreten darf, glücklich. Dieser Umstand muß die Rede, die ich halte, und den Ton, in den ich gefallen bin, entschuldigen."

Ob ich die kühne, vermessene und verliebte Ansprache nun wirklich hielt oder nicht, ob ich sie nur phantasierte und träumte oder tatsächlich vom Stapel laufen ließ: jedenfalls bekam ich, wie mir deutlich in angenehmer Erinnerung ist, von der schönen Frau einen überaus gefälligen und freundlichen Blick aus den schönsten weichen Augen und ein Wort artigen Dankes, das eine Art liebenswürdiger Beute war, mit der ich mich unter einer tiefen Verbeugung sorgfältig entfernte. Mehr mürrisch und ungnädig als freundlich hatte mich dagegen ein Mensch angeschaut, der mit ungeduldigen Schritten im Gemach auf- und abgegangen war. Das war der Herr Gemahl der schönen Frau Baronin gewesen, der mich vielleicht am liebsten hätte durchprügeln lassen mögen für die Unverschämtheit des glücklichen und freudigen Gesichtes, das ich in der Nähe seiner Frau zu machen mich erfrechte. Als mich nachher der Sekretär fragte, wie sich die Baronin beim Überbringen des Glases Limonade benommen habe, sagte ich: „Ganz entzückend! Sie ist eine reizende Frau. Sie hat ein Lächeln, das wie ein Kuß ist. Die Augen der Baronin sind unsagbar schön. Sie läßt Ihnen für Ihre Artigkeit bestens danken." Der Sekretär war mit meinen Worten sehr zufrieden. Vom Sekretär ist zu sagen, daß er sehr schön Klavier spielte. Ich hatte ihn aus diesem Grunde insgeheim sozusagen lieb. Weshalb sollte man nicht Menschen, die uns einen Genuß bereiten, liebhaben?

Schon fiel der erste Schnee mit großen nassen Schneeflocken in den Schloßhof hinab, was mir eine eigentümliche geheime Freude bereitete. Die Herrschaften kehrten von den Ausflügen oft ganz durchnäßt nach Hause. Schnee und Regen sind recht unhöfliche, ungebildete und ungeschliffene Gesellen, die nicht wissen, daß man auf das gute Herkommen, auf die vornehme Abstammung und auf die hohe gesellschaftliche Stellung, auf den Rang und auf den Reichtum stets ganz besonders Rücksicht zu nehmen hat und daß man es klugerweise mit hohen und höchsten Herrschaften niemals verderben darf. Aber das Wetter ist frei und unabhängig wie ein König und darf sich daher wohl Unmanierlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten erlauben, sooft und soviel als es will. Niemand nimmt ihm das übel, weil jedermann weiß, daß das absolut zwecklos ist. Unmittelbar nach ihrer Heimkehr nahmen ja dann die Damen und Herren

in der Halle den Tee, der von uns behenden und flinken Dienern heiß und graziös und aufs feinste und schnellste dargebracht und vorgesetzt wurde, damit alles wieder froh und warm sei und sich ja kein einziger von den hohen Abkömmlingen erkälte. Hochadel war in Masse vertreten, so auch ein Intendant oder Hoftheaterdirektor und Leiter von Schauspielen. Kaufleute und Industrielle jedoch sah man keine, eine Tatsache, die mir persönlich übrigens vollkommen gleichgültig war. Wir Diener hatten nicht die geringsten gesellschaftlich-politischen Interessen. Wer uns das gröbste und schwerste Trinkgeld gab, war für uns der Kaiser. Reizend und fesselnd war für mich nicht nur manches, sondern eigentlich alles, und das Schloß liebte ich, wie wenn es mein eigenes gewesen wäre. Eine merkwürdige innere Fröhlichkeit machte mich beinahe hüpfen und ließ mich alle Leute und Gegenständlichkeiten aus der Seele und aus ganzem vergnügten Herzen lieben und willkommen heißen. Alle Dinge, die ich sah, kamen mir schön und gut vor, und mit den Mißlichkeiten, die ich täglich etwa auch erlebte, söhnte ich mich im Nu aus, indem ich mich mit allem, was hart und unfreundlich sein mochte, aufs beste befreundete, was für mich offenbar nur vorteilhaft war.

Unmittelbar vor der großen Hauptmahlzeit oder Abendtafel mußten die Gänge, Treppen, Hallen und ganz besonders das Eßzimmer sowie die hieranstoßenden Gemächer mit feinduftendem Rauchwerk durchräuchert werden, eine Obliegenheit, die auf den schlechten Achseln des Schreibers und Verfassers dieser Zeilen ruhte. Herrlich, gleich einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht duftete es dann im Schloß und schlängelte sich wie reizende, anmutvolle Schlangen durch alle Räumlichkeiten, um alle mißbeliebten Dünste und übelriechenden Küchengerüche vollständig zu verbannen und zu vertreiben. An großen Dinerabenden glich das Schloß einem schönen Traum voll holder, beseligender Unwahrscheinlichkeiten. Großartige Röcke, vielmehr Roben und Schleppen rauschten und knisterten durch die Säle und durch den langen breiten schimmernden Korridor, durch welchen, bevor das Essen begann, ein Mensch mit einer Schweizer- oder Kuhglocke langsam schritt, um die Gäste mit lauthallendem melodischen Tönen und Klingen daran zu mahnen, daß alsogleich die hohe Vorstellung oder der hohe Schmaus anhebe und beginne. Reizend, bei Gott, dünkte mich das abenteuerliche Glockenschellen und das tiefe schöne Schallen, worauf alle Türen aufgingen und alle anwesenden Menschen, fürstlich geschmückt und kostümiert, sich zur Eß- und Plauderlust versammelten. Wunderbar genug mit Kerzenlicht und verstreuten Blumen, mit schimmernden Gläsern und Tellern, mit gerötеten Menschengesichtern, mit Mozarttönen und hellem übermütigen Gelächter sah mir das Eßzimmer und das Abendessen selber manchmal aus. Viele Worte dürfen

jedoch wegen Platzmangel und Papiermangel nicht gemacht werden. Der Platz hier ist, wie Bauplatz, kostbar und teuer, und darum will ich mich mäßigen und beherrschen, was ich hoffentlich mühelos kann.

Die offen abgedeckten und schön zur Schau gelegten, schneeweichen und -weißen Frauenbusen dünkten mich zu keiner Zeit ein unangenehmer Anblick. Vielmehr belebte und erquickte mich ein solches Naturschauspiel, auf das die Kerzen noch ihr Schimmerlicht hinabwarfen, um es gleichsam zu vervollständigen, stets aufs höchste. Einmal hatte ich insofern während eines großen Nacht- oder Mittagessens eklatanten und niederschmetternden Mißerfolg, als ich die Dummheit beging, den Senf auf einer Gräfin Toilette herunterfallen zu lassen. Ein vernichtender Blick auf den Unglücklichen war die wohlverdiente Strafe. Aber der Unglückselige ging an dem strafenden Blick doch nicht gänzlich zugrunde. Ein anderes Mal aber war es anders, und die Niederlage wurde durch einen großen Sieg ganz reizend ausgeglichen. Der Erfolg war groß und sichtlich durchschlagend, und ein harmloser Holzwurm war an dem starken Erfolg schuld. Es gelang mir nämlich, während ich bei Tisch aufwartete, einen Wurm, der greulich über das schneeweiße Tischtuch und an einer Damenhand vorbei seine Bahn weiterverfolgen wollte, geschickt mit der freien Hand zu erhaschen, worauf das arme Tier ins Kaminfeuer wanderte. Der Graf selber war Zeuge meiner Meisterschaft und nickte beifällig und sehr anerkennend. Ich muß gestehen, daß ich über die Holzwurmangelegenheit den ganzen Abend glücklich war, und der Kastellan beneidete mich aufrichtig wegen des Stolzes, den ich durchaus berechtigterweise um des glücklichen Zufalls willen stark zur Schau stellte. Spielen nicht Kleinigkeiten im Leben der Menschen oft eine große Rolle? Das will ich meinen!

Wenn ich so als simpler Schuft von Diener das Zauberschauspiel eines Essens aufmerksam betrachtete, wozu ich ja Gelegenheit genug hatte, da es immer etwa eine kleine Schaffenspause für mich gab, so sagte ich mir mit flüsternder Stimme, daß ich mit keinem Menschen, den ich am Tisch sitzen und seine Rolle spielen sah, hätte tauschen mögen, weil es nach meinem Gefühl schöner war, Essenden und Schmausenden beim Essen, Schwelgen und Schmausen zuzuschauen als selber an den Genüssen teilzunehmen, um dann doch als Beteiligter und Mitinbegriffener den herrlichen Gesamtüberblick verlieren zu müssen, der als höchster Genuß gelten durfte. Auf diese Art war ich mir meines Wertes und Lebensgenusses bewußt und freute mich über das bescheidene Dasein, das ich verkörperte. Auch gibt es Menschen, die das helle Licht für ihre Person weniger lieben als den dämmernden wohlwollenden Schatten, in welchem sie sich auf Grund einer tiefen Neigung, die zurück in die Länder führt, die schon vor der Geburt für uns existieren, aufrichtig wohlfühlen. Ich betrachtete stets mit großer

Lust den Glanz; mich selbst aber wünschte ich von jeher in den ruhigen schönen Hintergrund zurückgestellt, um von dort aus in das helle Leuchten mit frohen Augen hinein- und hinaufzuschauen.

Einmal zerbrach ich durch unvermutetes Fallenlassen eine wertvolle alte Tasse, welchen dummen Streich oder unerhörten Unglücksfall ich nicht zögerte, sogleich dem grimmigen Kastellan zu melden. Er machte ein ganz bedenkliches Gesicht und meinte: „Das ist bös, das ist sehr schlimm, Tobold. Sie haben da etwas ganz Schlimmes angerichtet. Gut und klug von Ihnen ist immerhin, daß Sie mir Ihre Ungeschicktheit und damit das Übel ohne langes Verheimlichen und Verwischen angekündigt haben. Dieses Verhalten bessert den Vorfall und macht die Sachlage jedenfalls um ein Bedeutendes angenehmer. Der Graf muß es natürlich noch in dieser Stunde, wenn nicht Minute erfahren, darauf müssen Sie sich gefaßt machen. Aber seien Sie ruhig. Es geht nicht ums Kopfabreißen. Der Graf ist kein Menschenfresser. Er wird ohne Zweifel eine Entschuldigung finden, und er wird begreifen, daß ihm seine Tassen und Teller niemand hier in seinem Hause böswillig und absichtlich zerbrechen und in tausend Stücke schlagen will. Es liegt ja keine Fahrlässigkeit, sondern offenbar nur Mißgeschick vor, und der Graf wird das wohl verstehen. — So, Schluß! An die Arbeit!"

Der alte Schloßnachtwächter, der verbitterte Dorffriseur, der einen Zuckerdiebstahl verübte und deswegen als armer Sünder gefänglich eingezogen oder als Gefangener abgeführt wurde, der Herr Amtmann, zwei eitle Dorfschönheiten, ein Tanzlokal und Tanzabend mit dörflicher Blasmusik, eine Wirtsstube mit Wirtin und Tochter, welche letztere lahm ging, dieses Gebrechen jedoch durch einen schönen Gesichtsausdruck ersetzte, ein Schreiner, ein Schmied, ein Lehrer, der sich sehr vornehm gebärdete und das Dienervolk ziemlich tief einschätzte, eine arme kranke Taglöhnerin in der Armut- und Elendstube, Gänse auf der Dorfstraße, die Kirche und das Pfarrhaus und der Herr Pastor selber, ein Mann oder Wirt mit nur einem einzigen Auge, statt daß er zwei aufzuweisen gehabt hätte, eine Anzahl Raufgesellen, Maurer, Stallburschen und Tapezierer, August der Pole, ein jugendlicher Tänzer, Koch und Köchin und Kutscher, eine bleiche böse ränkesüchtige Kammerjungfer, der Schloßgärtner und, um auf Herrschaften zu sprechen zu kommen, die Gräfin J . . . oder „Gräfin mit dem Totenkopf", wie es mir im geheimen gefiel sie zu nennen, weil sie ungewöhnlich abschreckend war (ich hatte der Gräfin mit dem Totenkopf einmal einen Wertbrief zu überbringen, bei welchem Unternehmen ich vor Schreck über den gespenstischen Anblick des merkwürdigsten weiblichen Wesens beinahe von Sinnen kam und fast zu Boden stürzte, was ich nie vergessen werde) und sonstige Heiducken und Nebenpersonen mehr möchten hier gerne Er-

wähnung finden und Erläuterung genießen, aber ich darf mich von Nebenfiguren nicht vom fortschreitenden Fluß und Strom der wunderlichen Erzählung abhalten lassen, sondern bin gezwungen, über Trümmerhaufen und Schutt in Gottes Namen dem Ziele entgegenzuschreiten.

Der Dienst wurde mir von Tag zu Tag leichter, denn ich eignete mir von Tag zu Tag mehr Geschicklichkeit an, und an Gewandtheit ließ ich es mit der Zeit keineswegs fehlen. Fleißige Übung macht ja bekanntlich den Meister. Die Arbeit, der ich mich zu unterwerfen hatte, lief mir wie träumend aus der Hand. In Treppengeschwätz und Hintertürenangelegenheiten, in die Intrigen, die in Schlössern so wenig wie in allen großen Anstalten und Instituten fehlen, mischte ich mich nie. Bald wollte mich der Koch gegen den Kastellan, bald der Kastellan gegen den Koch aufreizen, aber aller Parteizank und Klassenkampf ließ mich kalt, weil ich nicht das geringste Interesse daran haben konnte. Wo ein schöner und vernünftiger Kampf ist, nehme ich unter Umständen mit Vergnügen Anteil und habe meinen Spaß, wenn es hüben und drüben Hiebe und Schläge regnet, aber an kleinen Gehässigkeiten mich zu beteiligen muß unter der Würde sein, die mir Gott sei Dank Vater und Mutter eingegeben haben. Die Arbeit liebte ich leidenschaftlich, und ich verrichtete sie fast mechanisch, fast gedankenlos. „Wo bin ich denn jetzt eigentlich?" mußte ich mich mitunter plötzlich fragen, wenn sich meine Umgebung vor meinen Sinnen und Augen in einen Traum verwandeln wollte. Oft kam ich mir beinahe wie der Held des Grafenschlosses vor, ohne daß ich mir jedoch hierüber eine genaue Rechenschaft abzulegen vermochte. „Wo war ich, wo bin ich, und wo werde ich einstmals sein?" Solche eigentümliche Fragen kamen dunkel und groß zu mir heran. Im übrigen machte ich mir klugerweise nicht die geringsten Gedanken. Ich fragte mich nie, ob ich mich etwa enttäuscht fühlen könnte. In dieser Hinsicht war ich mir selber gegenüber außerordentlich kühl. Mit freiem, ruhigem und unbelästigtem Kopf ging ich meiner Sache und meiner Nase nach, tat ich meine Pflicht! Derart fühlte ich mich gehoben, ja, ich kann sagen, hoch über die eigene Person emporgehoben, die ich kaum noch irgendeines flüchtigen Gedankens würdigte. Ich tat Dienst! Ich diente! Folglich war meine Lage gut, und meine Person war in Ordnung. Das Leben ist uns erst dann schön, sobald wir gelernt haben, ohne Anspruch zu sein, individuelles Wünschen zu vergessen, dafür aber uns recht aus der freien gutwilligen Brust heraus an ein Gebot oder an einen Dienst hinzugeben, Menschen mit unserem Benehmen zufrieden zu stellen, sanft und kühn auf die Schönheit zu verzichten. Wo ich auf eine Schönheit verzichte, weil ich trotzen müßte, wenn ich nicht verzichten wollte, fliegt mir zum Lohn für den guten Willen eine neue und tausendmal schönere Schönheit entgegen, und wo ich aus freiem Willen

und mutig auf den Himmel verzichte, fliege ich zum Lohn in einen tausendmal schöneren Himmel. Immerhin möchte ich nicht vergessen zu sagen, daß mich oft das Feldbett, in welchem ich schlief, heimtückisch aus dem dichtesten Schlaf und schönsten Traum schnellte. Ich träumte meist sehr stark: wilde tolle Geschichten, dann wieder von Engelsgesichtern und -Gestalten, von phantastischen Gebüschen, von wunderbaren Farben, von Melodien und Küssen, von Ruinen und todesmutigen Rittern, von Frauenhänden und den süßen Liebkosungen derselben und von unaufhörlichen geheimnisvollen Zärtlichkeiten. Der starke herrschaftliche Kaffee oder Grafenkaffee, den ich ziemlich unvorsichtig zu trinken pflegte, bevor ich mich schlafen legte, mochte mich besonders befähigen, Traumgebilde in einer durchdringenden Deutlichkeit zu schauen und vielerlei schöne Stimmen im Traum zu hören.

Eines Abends, da es bereits dunkel zu werden begann; ich durch eines der wohlbekannten Korridorfenster den herrlich glänzenden Abendstern aus blassem Himmelsgrund herüberfunkeln sah und ich so mit irgendeiner Beschäftigung im Kopf, gleichsam in Gedanken verloren, in Wirklichkeit aber ganz klar und unbefangen mit leisem Schritt in das Bibliothekzimmer ging, gewahrte ich, am Tische sitzend, mit einem Brief, den sie in der Hand hielt und den sie offenbar soeben gelesen hatte, die Fürstin M . . . Sie war ganz schwarz gekleidet, als wolle sie schon durch ihre Gewandung ankündigen, daß sie in hoher Trauer sei; blaß war ihr Gesicht; auf dem schönen Kopf, in das dunkle Haar eingedrückt, trug sie ein Diadem, das im Dämmerlichte wunderbar funkelte, ähnlich wie der Stern, den ich eben durch das Fenster hatte hereinschimmern sehen. Die großen Augen der Fürstin, die in eine Abwesenheit, in eine Ferne gerichtet waren, standen voll Tränen. Ich blieb unwillkürlich stillstehen, von der Schönheit, die ich sah, bezwungen. Die Fürstin sah mich wohl, aber sie beachtete mich natürlich in keiner Weise. Eine eigentümliche Kühnheit kam über mich. Ein schönes Bild, ein schöner Anblick hat mich noch immer kühn gemacht, und ich fand es seltsamerweise ganz selbstverständlich, die schöne Frau anzureden: „Weinen auch Fürstinnen? Bisher habe ich das für unmöglich gehalten. Eine so hochgestellte Frau, dachte ich immer, besudelt und beschimpft nie ihre reinen, klaren Augen, den reinen blauen Himmel ihres Augenlichtes mit befleckenden Tränen, die den Ausdruck, den stets festen, ihres Antlitzes entstellen. Warum weinen Sie? O, wenn Fürstinnen weinen, reiche und mächtige Menschen ihre Ruhe und ihre gebieterische Haltung verlieren, mit einmal kraftlos sind und eine tiefe Müdigkeit fühlen, was will man dann noch sagen, wenn man sieht, wie die Bettler und Bettlerinnen sich im Elend und im Schmerz krümmen; wenn man sieht, wie die Armen und die Erniedrigten ihre Jammerhände in der Verzweif-

lung ringen und sich nicht anders zu helfen wissen, als sich in einem Stöhnen und Strom von elenden Tränen zu baden. So ist denn also nichts in dieser von Stürmen und Heimsuchungen zerrütteten Welt fest. So ist alles, alles schwach, da selbst Fürstinnen weinen und lange vor sich hin schauen in eine Leere vor Verlegenheit und Bangen. Dann sterbe ich gerne eines Tages und nehme mit Vergnügen Abschied von der harten Welt, um im lieben guten Grabe von allen Angstlichkeiten auszuruhen."

Die Fürstin hörte alles, was ich sagte, denn ich sprach laut und deutlich. Sie schaute mich mit großen Augen verwundert und lang an. Mit einmal fragte sie mich: „Wie heißen Sie?" Ich sagte: „Tobold." Die Fürstin ließ lange ihre sinnenden Augen auf mir ruhen. Sie schaute mich sehr ernst, aber durchaus nicht hart, vielmehr eher beinahe freundschaftlich an und sagte: „Sie haben gute und wahre Worte gesprochen." Der Augenblick und die Szene waren seltsam feierlich. Da ich indessen Schritte näher kommen hörte, so entfernte ich mich, denn ein müßiges Stillstehen im Zimmer, wo die Fürstin sich aufhielt, würde sich nicht gut ausgenommen haben und hätte einen dritten stutzig machen müssen. Im übrigen war es höchste Zeit, die Lampen anzuzünden, da die Dunkelheit bereits herrschend geworden war. Ich hörte auch schon aus einiger Entfernung den Kastellan fluchen. Wir alle wußten, daß der Graf ernstlich böse wurde, wenn die Lampen nicht rechtzeitig brannten.

Der Graf ging bald daraufhin auf Reisen, und da man mich weiter nicht mehr nötig hatte und man mir das in einer freundlichen Form sagte, so nahm ich Abschied vom Schloß. Man besaß die Güte, mir ein gutes Zeugnis auszustellen, worin es unter anderem hieß, daß ich recht sehr zuverlässig und daneben auch noch recht sehr fleißig und brav sei, eine Beurkundung, die mich natürlich freute. „Hören Sie, Tobold," sprach der Kastellan zu mir, indem er gutmütig lachte: „Sie gehen jetzt von uns fort, fahren in die Welt hinaus. Sie haben hier etwas gelernt, und ich bin überzeugt, daß man Sie überall gut wird brauchen können." Der Sekretär schenkte mir zum Abschied eine Stecknadel. „Ein Dutzend gute Hemden werden Ihnen zuverlässig nachgeschickt." Man übergab mir hundert Mark Gratifikation. Alles redete mich mit vieler Freundlichkeit an. Alle Leute zeigten sich zufrieden und gewogen. Am andern Morgen flog ich auf einem Wagen, den August lenkte, den Schloßhügel herab. Ich werde diese fröhliche Fahrt nie vergessen, die von einem feuchtglänzenden Sonnenschein aus bewölktem Winterhimmel verherrlicht wurde. Wie ein großer Herr saß ich im Wagen, und während ich mir eine französische Zigarette drehte, um dieselbe nachher in den Mund zu stecken, rief ich voll frohen Übermutes und herzlichen Lebensmutes aus: „Jetzt bin ich

ein Kerl. Jetzt kann kommen, was kommen will, ich trete ihm zuversichtlich und unverblümt entgegen. Mir ist, als vermöchte ich es jetzt mit der ganzen oder wenigstens halben Welt aufzunehmen. Eine große Lebenskraft ist nun in mir. Laut muß ich wahrhaftig fast darüber lachen. Göttlich schön und gut ist doch die Welt. Ich begreife keine Bangigkeit mehr. Donnernd stürzt das Leben mir vor die Füße. Der Himmel zeigt da und dort ein schüchternes kleines Blau. Das will ich für ein gutes Zeichen halten. Leben: ich will mit dir kämpfen! Soeben komme ich vom Erleben, und jetzt reise und fahre ich weiterem Erleben und ferneren Erfahrungen lebhaft entgegen. So ist es schön. Etwas aushalten, etwas ertragen muß man. Durch kräftiges Dulden und Erleben wird das Leben leicht. Hurra!, hinein in die Wellen als guter unverzagter Schwimmer. Ich habe jetzt einiges überstanden und kann mit festen Schritten und mit festem Blick vorwärts marschieren."

Über einige Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Zivilisation*

von Ernst Troeltsch

Die angelsächsische Zivilisation ist, ganz abgesehen von ihrer politischen Bedeutung und Organisation, eine geistige Weltmacht, die weit über das britische Reich und über Nordamerika hinauswirkt, vielleicht die größte geistige Macht, die heute existiert und die es jemals gegeben hat. Versucht man ihre Eigentümlichkeiten zu erfassen, so zeigt sich vor allem eine durchgängige Doppelrichtung, die in England selbst mit der sozialen Grundschichtung, dem Unterschied des geschäftlichen Mittelstandes und des landbesitzenden Herrenstandes, zusammenhängt und die sich in den großen Hauptparteien, der liberalen und konservativen, bis zu einem gewissen Grade widerspiegelt. Dieser Gegensatz wurzelt in der englischen Heimat, ist aber nicht an sie gebunden, sondern ist dem angelsächsischen Geiste derart eingeprägt, daß er überall sich irgendwie wiederfindet, auch wo von der sozialen Schichtung des Mutterlandes und seiner Parteigegensätze nicht die Rede ist. Dabei handelt es sich um keinen ausschließlichen Gegensatz, sondern um eine Doppelrichtung, innerhalb deren es allerhand Übergänge und Verschmelzungen gibt, ja die oft als solche gar nicht zu Bewußtsein kommt, sondern als Charakter des English Mind sich gern mit sehr viel größerer Einheitlichkeit gibt, als sie wirklich besitzt. So sind ja auch die sozialen Schichtungen nicht so scharf und dauerhaft geschieden, wie etwa in Preußen, sondern bieten in Erwerbsweise, Besitz und Rang mancherlei Übergänge und Gemeinsamkeiten.

Der Gegensatz besteht kurzgesagt, in einer christlich-liberal-moralisierenden Lebenshaltung auf der einen Seite, in einem völlig unbedenklichen Macht- und Herrensinn auf der anderen. So kommt ja auch zu den bereits genannten sozialen und politischen Schichtungen der Unterschied der mehr oder minder pietistisch-rigoristischen Freikirchen und der halb katholisieren-

* Der Aufsatz ist ein Vortrag, den der Verfasser am 22. Oktober 1916, also vor der Rede Greys am 23. Oktober und der des Kanzlers am 9. November, auch der Rede Wilsons in Cincinnati, gehalten hat. Die mit diesen Reden einsetzende Entwicklung empfängt durch ihn vielleicht eine gewisse Beleuchtung einiger völkerpsychologischer Voraussetzungen. Der Druck ist aus äußeren Gründen erst jetzt möglich geworden, der Text selbst unverändert geblieben. Sein Recht erweist sich gerade darin, daß er den Gang der Dinge richtig konstruiert hat. Die Grundlagen dieser Darlegungen liegen in Studien, die längst vor dem Kriege gemacht waren und mit ihm gar nichts zu tun haben. Übrigens interessiert die Leser der „Rundschau" vielleicht die neulich durch die U-Deutschland erhaltene Nachricht, daß der englische Zensor die „Rundschau" seit einiger Zeit nicht mehr nach Amerika durchgehen läßt.

den Staatskirche hinzu, von der freilich ein großer Teil, die sogenannte Low Church, unter den pietistischen Einflüssen steht. Es ist ein außerordentlich tiefgreifender, aber überall verdeckter Gegensatz. Die Verdeckung erklärt sich einfach genug. Beide Gruppen sind, wie man heut zu sagen pflegt, imperialistisch, das heißt auf eine möglichst ausgedehnte Handels- und Seeherrschaft Englands gerichtet; auch die freikirchlichen und pietistischen Mittelklassen haben das Herrengefühl und den Herrenberuf. Es sind nur jedesmal Mittel und Sinn verschieden. Auf der anderen Seite vertritt auch die Herrenschicht eine feste kirchliche Christlichkeit, deren Sitten ja weltbekannt sind; neben jedem englischen Tennisplatz der großen Kurorte steht die englische Kirche, und die Tyrannei des englischen Sonntags ist in diesen Kreisen nicht geringer als in den andern; offenkundige Verletzungen der christlichen Übereinkömmlichkeiten werden von diesen Kreisen scharf geahndet, wie das Schicksal Byrons und Shelleys und jüngst noch das Oscar Wildes zeigt. Aber Wirkung und Bedeutung dieser Christlichkeit ist eine ganz andere als die der erstgenannten. Ist sie dort der stärkste, wenn auch keineswegs einzige, Ausgangspunkt in der Bildung der geistigen Art, so ist sie hier vor allem eine verstärkende und unterstützende Nebenerscheinung des eigentlich die Instinkte beherrschenden machtpolitischen Geistes.

Diese den Unterschied fast verdeckenden Gemeinsamkeiten weisen darauf hin, daß sich die Gegensätze erst innerhalb einer bereits durchgesetzten gemeinsamen Grundrichtung gebildet haben, daß sie auf eine Spaltung innerhalb einer bereits fixierten geistigen Gesamthaltung sich zurückführen. Das ist in der Tat der Fall. Das England der Tudors, das aus dem Mittelalter kam, hatte nach den langen Kämpfen mit dem sich bildenden französischen Nationalstaat auch seinerseits bereits die Richtung auf einen starken und selbständigen Nationalstaat, auf Selbständigkeit und Geschlossenheit der eigenen Wirtschaft, auf Beherrschung der nächstgelegenen Seegebiete, insbesondere des Kanals, auf die Unabhängigkeit einer englischen, mit dem Staate eng verbundenen Kirche. Das Elisabethanische Reich, das den Höhepunkt und Abschluß dieser Politik der Tudors bildet, ist durch alle diese Tendenzen charakterisiert. Es schafft die Flotte und begünstigt den überseeischen Kolonialerwerb, es begründet das englische Selbstgefühl in dem siegreichen Kampf mit den kolonialen katholischen Großmächten, es rettet die englische Religion gegen den spanischen Kreuzzug, es entfaltet eine staatliche Wirtschaftspolitik im Sinne des damaligen Merkantilismus. Damit sind die Grundzüge gelegt: englisches Macht- und Herrengefühl, englische Anwartschaft auf große politische Entfaltung durch Beherrschung der See, enger Zusammenhang der politischen Macht mit der wirtschaftlichen Handels-

politik und geistiger Zusammenschluß in einer völlig englischen, höchst eigenartigen Religion, von der man sagt, daß sie noch heute mehr als das spezifische Staatsgefühl das Engländertum der ganzen Welt zusammenhält. Schon meldet sich auch der Grundsatz, die kontinentalen Mächte durch einander in Schach zu halten oder die Theorie des europäischen Gleichgewichtes, das es England ermöglichen soll, eben dadurch das Übergewicht über alle zu haben. Die Einzelheiten können hier auf sich beruhen. Es kommt ja hier nicht auf das Politische als solches an, sondern auf den Geist dieser derart begründeten Zivilisation. Er ist durchaus nicht durch die gelegentlich halbheidnische Elisabethanische Renaissance-Literatur bezeichnet, die wie alles Literarische nur ein Außenwerk für englisches Denken bedeutet, sondern durch ein hoffnungsvolles und sicheres Herrschaftsstreben, das auf der insularen Lage und auf dem Handel beruht, durch das Hochgefühl einer spezifisch englischen Religion und die Behauptung einer damit gegebenen besondern religiösen Vortrefflichkeit und Weltmission und schließlich durch den Besitz besonderer politischer Freiheitsinstitutionen, die zwar nur den Privilegierten zugute kommen, in denen aber doch ein Rest von mittelalterlichem feudalen Individualismus und ständischer Selbstsicherheit dem Volke zu reicher Fortentwickelung erhalten blieb. Das Mittelalter ist hier überhaupt viel weniger ausgetilgt worden als auf dem Kontinent. Nicht nur das römische Recht blieb ferne, sondern auch der Humanismus trat erst spät und dann nur sehr relativ aus seiner Verkirchlichung bewußt heraus. Kirchlich-religiöse Maßstäbe der christlichen Gesellschaft und mittelalterlich ständischer Unabhängigkeitssinn dauerten fort. Der rationalisierte, reine Beamtenstaat des Kontinents und die bewußte Weltlichkeit der Bildung sind hier nie in voller Folgerichtigkeit entstanden. Wie die Gotik in ihren großen Denkmälern unzerstört blieb, so behielt das gewaltige, bald höchst modern wirtschaftliche Imperium gerade in wichtigen Punkten des öffentlichen Geistes eine starke Kontinuität mit dem Mittelalter. Das mittelalterliche Corpus Christianum dauert in dieser Vereinigung von ständischem Staat und allein rein bewahrter altchristlicher Bischofskirche länger fort als irgendwo sonst und ist in gewissem Sinne sogar noch heute eine der Voraussetzungen des englischen Lebens.

Das ist die einheitliche Grundrichtung, innerhalb deren jene Spaltung erst eintrat. Aus dem ganzen Charakter wird es verständlich, daß das Wesen dieser Spaltung gerade ein religiöser Konflikt war, der freilich mit den Gegensätzen der sozialen Schichtung vielfach, wenn auch nicht durchweg, zusammenhing. Die Spaltung ist begründet in dem großen Ereignis, das gleich nach den Ergebnissen der Tudorschen Reichsbildung das wichtigste für die Gestaltung des heutigen England ist, in der purita-

nischen Revolution. Sie ist ein sehr verwickelter Vorgang. Zunächst ist es die Empörung der alten ständischen Selbständigkeit, des kleinen Landadels und des Bürgertums gegen den dem französischen Vorbild angeähnlichten Absolutismus der Stuarts und die Ertrotzung ihres Rechtes und Interessenschutzes. Damit verbindet sich die streng calvinistische religiöse Opposition, die in der stolzen und laxen englischen Bischofskirche noch nicht den reinen und echten Protestantismus anzuerkennen vermochte, sondern wie die Schotten die Befolgung des strengen Genfer Vorbildes des radikalsten Protestantismus verlangte, der seinerseits mit ständischer Opposition sich oft genug verbunden hatte. Schließlich gewann die Führung eine auch darüber hinausgehende streng pietistische Partei, die überhaupt keine staatliche Zwangskirche, auch keine calvinistische, sondern freie christliche Vereinigungen unter staatlicher Oberaufsicht und Fürsorge wollte, die aber mit dieser religiösen Freiheit und der rigorosen christlichen Moral zusammen auch die weltlichen Bedürfnisse des frommen Bürgers und Landedelmannes fördern wollte. So kam es zu der kurzen, aber unendlich folgenreichen Herrschaft Cromwells, unter der in England die strenge Sittenzucht herrschen sollte wie in Genf, die christlichen Gemeinden frei und ohne Zwang sein sollten wie im Urchristentum und das so gereinigte und befreite England den irdischen Segen und Lohn seiner sittlichen Würdigkeit genießen sollte wie dereinst Israel, das auserwählte Volk Gottes.

Es ist deutlich erkennbar, wie hier sich die Scheidung zwischen der alten Herrenschicht und der neuen Schicht von Gentry und Bürgertum vollzieht und wie der letztere Mittelstand die religiösen Züge einer strengen moralischen Gesetzlichkeit, eines bevorzugten und auserwählten Gottesvolkes und einer religiösen und bürgerlichen Freiheit annimmt, zu der die wirtschaftliche nur noch ein Jahrhundert später hinzukommen mußte, um den Typus des heutigen englischen Mittelstandes und seinen Gegensatz gegen die alte Herrenschicht mit ihrer aristokratischen und machtpolitischen Tradition schließlich hervorzubringen. Zwar ist der aus der Revolution heraus behauptete Rest von Dissentern oder Freikirchlern zunächst schmal genug gewesen und politisch in seinen Rechten eingeschränkt. Aber sein Geist und Einfluß erstreckt sich tief hinein in die staatskirchliche Bevölkerung und ist innerhalb dieser seit dem achtzehnten Jahrhundert wieder erneuert worden im Methodismus, einem freilich etwas anders gearteten Nachzügler der alten puritanischen Kritik am Offiziellen staatlichen Kirchentum; dieser hat seinerseits stets von neuem weitere Nachzügler hervorgebracht; einer der letzten ist die Heilsarmee. Der religiöse Geist der Staatskirche steht weithin unter diesen Einflüssen, die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu ihr macht daher in dieser Hinsicht nichts Wesentliches aus. Dazu kamen dann mit den neuen Wahlrechten des neunzehnten Jahrhunderts die Auf-

hebung der Rechtsschranken gegen die Dissenter und die mannigfachen Verschmelzungen des religiösen Individualismus und Freikirchenprinzips mit dem von Frankreich herüberströmenden demokratisch-rationalistischen Geiste. Aus allen diesen Einflüssen entsprang dann, angegliedert an die Reste der alten Whigistischen Partei, der englische Liberalismus, der Geist und die Kultur der englischen Mittelklassen, der dann natürlich auf diese Klassen nicht beschränkt war, sondern je nach Überzeugung oder politischem Bedürfnis auch von andern angeeignet wurde und wird. Ihr gegenüber stand und steht die alte Herrenschicht, eng verbunden mit der Staatskirche und mit dem Grundbesitz, über eine alte höchst vornehme gesellschaftliche Kultur verfügend, locker und beweglich genug, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen und ihren Bestand aus dem mittelständischen Reichtum immer neu aufzufrischen und zu ergänzen, eine typische konservative Herrenklasse, die instinktiv alle Mittel der Herrschaft benutzt und Gesellschaftssitte, Religion, Umgangsform, Reichtum und Einfluß ganz unbedenklich und selbstverständlich als Mittel politischer Machtbildung benützt, die englische Weltstellung und Weltherrschaft als das naturgemäße Piedestal ihrer Herrenstellung und ihrer Lebenssitte betrachtet. Daß sie berechtigte populäre Forderungen und soziale Reformen nötigenfalls auf ihren Schild schreibt und allen die Liberalität englischer Umgangsformen zugute kommen läßt, ist nur ein Zeichen ihrer Herrschbefähigung und ihrer Gewöhnung an große, weiten Blick erfordernde Verhältnisse.

Damit stehen wir vor der Anfangs genannten Doppelrichtung. Ihre Gemeinsamkeiten, die von der gemeinsamen Grundlage herstammen, sind leicht verständlich. Ihre Unterschiede sind aber erst in den Grundzügen angedeutet und verlangen weitere Erläuterung. Denn sie sind es, auf die es vor allem ankommt und aus deren Verständnis erst eine Einsicht in den von allem kontinentalen so ganz verschiedenen Geist des Engländertums möglich wird. Dabei kann in diesem Zusammenhang davon abgesehen werden, daß auf das Zeitalter der Revolutionskriege die englische Aufklärung und aus ihr erwachsend der Liberalismus folgt, eine Fortsetzung und Verbürgerlichung der Renaissancekultur unter steigendem Einfluß des französischen Rationalismus. Auch von der Gegenwirkung der Romantik kann abgesehen werden, die seit Burke die konservative Welt mit einer neuen geistigen Kraft erfüllt. So sehr das alles gegenüber dem Cromwellschen Zeitalter einen neuen Lebensstil bedeutet und so wichtig das für ein Gesamtbild der englischen Kultur natürlich an sich ist, so sind doch die beiden hier gemeinten Grundrichtungen inmitten alles dessen erhalten geblieben und nur mit den neuen Elementen sehr eigenartig und mannigfaltig gemischt. Für die politische Beurteilung treten sie trotz aller Mischungen und Abschwächungen doch immer wieder recht deutlich hervor.

Die sehr viel geringeren Schwierigkeiten bietet hierbei die zweite machtpolitische und konservative Gruppe. Sie ist die eigentliche Trägerin der englischen Politik gewesen und hat das Erbe der Elisabeth und Cromwells, soweit dieser höchst doppelseitige Mann einer der größten Träger des englischen Imperialismus war, mit größtem Erfolge fortgeführt und erweitert. Der Unterschied der bekannten, seit dem endgültigen Sturz der Stuarts gebildeten Parteien, der Whigs und der Tories, bedeutet hierfür wenig. Sie gehörten im wesentlichen beide dieser Klasse an und unterschieden sich nur durch die verschiedene Auffassung des dynastischen Legitimitätsprinzips. Die Tories verharrten bei der Legitimität der Stuarts, betonten die Exklusivität der Staatskirche und stützten sich vor allem auf den alten adligen Grundbesitz. Die Whigs erweichten das Legitimitätsprinzip zugunsten der Oranier, vertraten eine versöhnliche Kirchenpolitik und stützten sich zugleich auf das neue Großkapital. Diese Überlieferungen machten sie später beim Aufkommen des Liberalismus im neunzehnten Jahrhundert fähig, aus den neuen Strömungen heraus sich zu erneuern, womit freilich auch ihr alter Charakter verloren ging. Aber das Gleiche geschah auch mit den Tories, die nicht minder mit dem neuen Geist zu paktieren verstanden. Das die ganze alte Herrenschicht erfüllende Ethos des Machtbewußtseins und der Machtpolitik ist dabei ganz unabhängig von diesen Teilungen und Wandelungen stets erhalten geblieben und hat sich seit der Erschütterung der englischen Monopolstellung des neunzehnten Jahrhunderts durch das Auftauchen großer und mächtiger Wettbewerber wieder mit vollem Bewußtsein zusammengefaßt. Das berühmte Buch Seeleys über „die Ausdehnung Englands" ist das Programm dieses Geistes, und kurz vor dem Weltkrieg hat Cramb ihm in dem Buche über „England und Deutschland" noch einen starken und klaren, noblen und entschlossenen Ausdruck gegeben. Das Programm beruht ganz einfach auf der Idee, daß die Erhaltung Englands in dem heutigen, wesentlich auf Handel und Industrie begründeten Zustande schlechterdings die absolute Beherrschung der See und die Niederwerfung jedes dieser Seeherrschaft gefährlichen Konkurrenten verlange. Das bedeutet den Zusammenschluß des Mutterlandes mit den Kolonien zu einer politisch-militärischen Weltmacht, die Sicherung der Seestraßen durch Flottenstationen und Seefestungen an allen in Betracht kommenden Punkten, Erwerbung neuer Kolonien zur Verbindung und Sicherung der alten, Beherrschung der großen Verkehrsstraßen auch zu Lande, vor allem rücksichtslose Sicherung der Verbindung mit Indien. Moralisch gerechtfertigt wird eine solche Politik dadurch, daß sie die einzige Möglichkeit ist, England vor dem Schicksal Venedigs oder Karthagos zu bewahren, daß sie den unter England unterworfenen Völkern die freien englischen Institutionen, den freien englischen Lebensstil und die Anteil-

nahme am englischen Reichtum und Geschäft bringt, daß sie die Eigenschaften kriegerischen Heldentums und hochherzigen Wagemutes entfaltet. Freilich müssen dabei nötigenfalls alle fremden Rechte und alle fremden Lebensansprüche zertrümmert werden, muß England der Welt sein Recht als das allein mögliche vorschreiben. Allein dazu ist der Herr der Welt berechtigt, der ja zugleich das Chaos von ihr fernhält und ihr das wirtschaftliche Gedeihen bringt. Die andern Völker, die zu spät gekommen sind, sollen die unabänderliche Entscheidung des Schicksals erkennen und sich rechtzeitig beugen unter die Macht, der nun einmal die glücklichen Würfel gefallen sind. Sie müssen sich mit ihrem Schicksal abfinden und können als Glieder, Vasallen oder Freunde des englischen Reiches immer noch am besten zu der ihnen möglichen Wohlfahrt und Entfaltung kommen. Die Tatsachen haben für England gesprochen, und daraus dürfen und müssen alle Folgerungen ohne jede Sentimentalität und Schwächlichkeit gezogen werden. Das ist im wesentlichen der Geist aller Herrenschichten der Welt und die überall gleiche unerbittliche Logik des Machtgedankens. Herrschaft kann nur durch rücksichtslose Unbedingtheit wirklich erhalten werden, da jeder Kompromiß gefährliche Einbruchstellen schaffen würde. Es ist ihre Pflicht gegen sich selbst, sich ins Absolute zu steigern, da jede Relativität unberechenbare Unsicherheiten bringt. Das gilt natürlich vor allem von der Seeherrschaft, die leichter verwundbar ist als jede andere. So wurde schon der römische Senat von Eroberung zu Eroberung gedrängt, und die englische Herrenschicht hat den Geist des römischen Senates, wie sie selber gern hervorhebt. Mit der betonten kirchlichen Christlichkeit verträgt sich dieser Herrengeist, wie er sich überall in der Welt mit dem Christentum zu vertragen pflegt. Das Christentum ist hier wesentlich objektivierte Kirche und Institution, Sitte und Herkommen, Respekt vor den unergründlichen Geheimnissen des Weltalls, die nicht jede beliebige krittelnde Vernunft in Frage stellen darf, Angelegenheit des öffentlichen Lebens und Bürgschaft der Ordnung, ritterlich vornehmer Konservatismus. So dient es an seinem Teil der Aufrechterhaltung aller historischen Macht und dem Schutz der Herrenschicht selbst, die jedenfalls jeden öffentlichen Skandal und jede zersetzende Kritik vermeiden wird. Der tiefe Respekt vor dem Irrationalen, die Ehrfurcht vor allem Überverstandsmäßigen ist einer Herrenschicht selbstverständlich, die an sich selber das Irrationale aller Macht empfindet und vor Augen hat, und andrerseits entlädt sich manche von den hier gebundenen Energien nach innen in religiöser Subjektivität und Wärme, da sie nach außen sich nicht entladen kann. Ja, solches Christentum kann die historisch gewordene Machtverteilung zu Hause und in der Welt als Ordnung der Vorsehung betrachten und damit das machtpolitische Bestehen auf diesen Andeutungen der Vorsehung religiös rechtfertigen. Innerhalb der Kirche und unter den Bischöfen finden sich natürlich viele

echte Christen, aber das ist ohne Bedeutung für die Gruppe als Ganzes, lediglich eine Berufsangelegenheit oder persönliche Gefühlssache, allenfalls für soziale Ausgleichung warmherzig verwendet. Dem inneren Geist des Christentums selbst ist natürlich dieses Ethos völlig entgegengesetzt, und Cramb findet den ehrlichen Ausdruck für diese Denkweise, wenn er am Schlusse seines Buches alle christliche Verbrämung fallen läßt und lieber von Odin, dem heidnischen Kriegsgott, redet, der seine beiden Lieblingskinder in einen Kampf auf Tod und Leben hineinschickt und von den Wolken herab sich freut an dem Kraftspiel des Kampfes. Das ist der Geist des englischen Sports, nicht der des Christentums, und darum ist auch der Sport für diese Kreise so wichtig wie die Kirche, in Wahrheit viel wichtiger und wirksamer als sie. In diesen Kreisen war auch die Agitation für die allgemeine Wehrpflicht längst zu Hause und galt der Sport bewußt als Vorschule des Krieges.

Aber die modernen englischen Staatsmänner führen selten diese Sprache. Ihre öffentliche Sprache trieft vielmehr umgekehrt von Humanität, Weltfrieden, Recht der Unterdrückten und kleinen Nationen, von christlicher Gerechtigkeit und Menschenliebe, von Freiheit und Menschenrechten des Individuums, von Verheißungen einer demokratischen Welterlösung. Woher kommt das? Das kommt von der Rücksicht auf das andere, das zweite England, das liberale, demokratische, christliche und humanitäre England der puritanisch beeinflußten Mittelklassen. Nur mit diesen können sie heute Politik machen, deren Sprache müssen sie reden, deren Instinkte und Ideale müssen sie erregen, deren Leidenschaften müssen sie in Bewegung setzen. Teilweise mögen sie auch selbst unter deren Einfluß stehen und die entgegengesetzten Welten in ihrer eigenen Seele tragen, um sie je nach Bedarf geltend zu machen. Die grundsätzliche Abneigung gegen Systematik und Theorie, die allen politischen Herrenmenschen eigen ist, mag ihnen das erleichtern. Sie spielen auf dem Instrument der christlich-demokratischen Massenüberzeugungen, weil ohne dieses Instrument in dem demokratisierten heutigen England überhaupt keine Politik zu machen ist, und weil das auch nach außen allein die grenzenlose Härte britischer Machtpolitik erträglich macht. Sie tun das um so mehr, je mehr sie der liberalen Partei angehören; von Grey sagten manche, die ihn kennen, er würde nicht ungern einen pazifistischen Abgang nehmen. Einem Mann wie Lloyd George, der mit persönlichem Nachdruck Baptist und überdies gesinnungsmäßig wohl eigentlich Republikaner ist, fällt diese Sprache nicht schwer; darin liegt sein agitatorischer Wert für das Kabinett. Überdies ist er Gegner jedes Junkertums und kämpft er gegen die preußische „Militärkaste" mit derselben Leidenschaft wie gegen das Oberhaus; sofern die Mittel eines rücksichtslosen

Imperialismus hier zum Ziele helfen, sind sie ihm willkommen; sie dienen ja auch seinem eigenen politischen Aufstieg. Insofern kann er Imperialismus und moralisch-demokratische Phrase leicht vereinigen. Andern fällt das schwerer. Ganz können auch die Konservativen es nicht vermeiden. Mit wieviel oder wenig Überzeugung das geschieht, das ist Privatsache. Genug, daß es geschieht und daß die ganze der britischen Macht zugängliche Presse mit gleicher Virtuosität auf diesem Instrumente spielt. Auch hier ist das Maß der Überzeugung Privatsache.

Damit sind wir auf das andere Glied des Gegensatzes, auf den puritanisch-demokratisch beeinflußten Mittelstand hingewiesen. Dessen Psychologie ist verwickelter und singulärer als die der Herrenschicht. Man kann in sie nur eindringen, wenn man wirklich an die Ehrlichkeit und den Ernst ihrer christlichen Grundpositionen glaubt und von deren Eigenart aus die Verschmelzung mit dem modernen Geschäftsgeist, mit der Demokratie, mit dem Pazifismus und dem englischen Weltherrengefühl zugleich sich klar macht. Im alten Puritanismus des Revolutionszeitalters liegen die Wurzeln, die heute freilich vielfach vertrocknet und überwachsen sind. Von hier aus sind diese Mittelklassen in die Welt des Kapitalismus hineingewachsen, innerhalb dieser haben sie sich mit der modernen Demokratie verschmolzen und auch die sozialen und politischen Gegenbewegungen gegen den Kapitalismus schließlich sich assimilieren lernen. Das Zeitalter des modernsten englischen Imperialismus und die Bedrohung durch fremden Wettbewerb hat schließlich auch sie dahin geführt, Geschäft und Profit ebenso wie Moral und göttliche Weltmission als englisches Vorrecht gegen alle Mächte der Hölle und der Barbarei um jeden Preis zu sichern. Aber nicht ganz Wenige haben diesen Verballhornungen und Verschiebungen des puritanischen Geistes trotzigen Widerstand geleistet, den Druck der Unpopularität und die mitunter äußerst schweren Bestrafungen der Regierung auf sich genommen, ein unmißverständliches Zeugnis für den eigentlichen und echten Ursprung dieses Geistes.

Das Entscheidende und Wesentliche an diesem religiösen Geiste war ursprünglich der Gegensatz eines strengen calvinistisch-protestantischen Individualismus und Subjektivismus, der sich in der wesentlich kultisch objektiven und politischen Zwecken dienenden Staatskirche nicht befriedigt fand. Dieser radikale Protestantismus war ursprünglich durch den strengen Prädestinationsglauben charakterisiert, und dieser bedeutete schon an und für sich die völlig einsame Gegenüberstellung des Subjekts gegen den geheimnisvollen göttlichen Willen und beständige Beschäftigung des Subjektes mit sich selbst, da es die Kennzeichen der Erwählung an sich aus eigener Einsicht und Gewißheit feststellen muß. Indem diese Religiosität noch überdies auf

den Weg der freien Kirchenbildung ohne und gegen den Staat gedrängt war, steigerte sich natürlich ihr individualistisch-persönlicher Charakter und trat sie in Verbindung mit dem alten ständischen Unabhängigkeitssinn der parlamentarischen Opposition. Hierin ist die Eigentümlichkeit des englischen Liberalismus und Unabhängigkeitssinns, der wesentlich auf Gewissen und persönliche Unabhängigkeit gestellte Freiheitsgedanke der Engländer begründet, der sich von dem rationalistischen Freiheits- und Gleichheitsgedanken der Franzosen so scharf unterscheidet. Aber es ist nur natürlich, daß bei der Verkümmerung der ursprünglich puritanisch-calvinistischen Wurzeln dieser Religiosität allerhand Vermischungen mit der französischen Freiheitsidee eingetreten sind, so daß heute keine scharfe Scheidung mehr zu vollziehen und nur ganz im allgemeinen allerdings die besondere Temperatur der englischen Freiheitsidee sehr wohl fühlbar ist. Sie ist mit dem Christentum aufs engste verbunden, ist in England genau so freikirchlich-christlich, als sie in Frankreich antiklerikal ist. Das aber ist schon ein überaus wichtiges Ergebnis: die Verbindung der Christlichkeit mit Liberalismus, Demokratie, Völkerfreiheit, Recht der kleinen Nationen, und wie die anderen demokratischen Schlagworte alle heißen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die praktisch-gesetzliche Richtung dieser Christlichkeit, die ursprünglich die Prädestination oder Erwähltheit an dem Kennzeichen strenger sittlicher Korrektheit feststellte und dadurch dem englischen Wesen jenen Zug mitteilte, den wir als pharisäisch-moralistische Rechthaberei und Selbstbewunderung empfinden. Auch dieser Zug hat die ursprüngliche Stärke und Größe weit überdauert, aber dann erst recht mit äußerem Zwang der Sitte und Konvention das englische Wesen gebunden. Darin liegt nicht nur der in allen Fragen der Sitte und des Herkommens überaus konservative Charakter des englischen Liberalismus, sondern überhaupt der moralisierende Zug, der alle Politik moralisch verbrämt und rechtfertigt und für die Masse eine moralische Begründung großer politischer Aktionen unentbehrlich macht. Bismarck nannte das den „tantenhaften" Zug der englischen Politik. So mußte die gegenwärtige englische Regierung, die in Wahrheit den Weltkrieg als die große Gelegenheit zur endgültigen Festigung der englischen Position ansah, den Krieg als Rettung Belgiens und Schutz der kleinen Nationen ausgeben und die Situation derart drehen, daß für Deutschland nur die Initiative eines Durchmarsches durch Belgien möglich war, wenn es nicht von vornherein kapitulieren wollte. Damit aber hatte der englische Imperialismus seinen moralischen Kriegsgrund, der von der ungeheuersten und allgemeinsten Bedeutung wurde, überall da durchschlug, wo die Maßstäbe angelsächsischen Denkens herrschend waren.

Ein noch wichtigerer Punkt ist die ursprüngliche Richtung jener praktisch-moralischen Bewährung des Erwählungsglaubens. Das ist in erster Linie die Arbeit, die den eigenen Erwerb im Beruf bewirkt und die die Mittel zur Ausübung der Nächstenliebe gibt. Die Arbeit, an die hier gedacht ist, war bei dem Klassencharakter dieses Bürgertums kaufmännische und gewerbliche Arbeit und wuchs mit dem ungeheuren Aufschwung des englischen Geschäftslebens sich schließlich zu der gewaltigen Arbeitsleistung der englischen Industrie aus. Der geschäftliche Erfolg erschien als Lohn und Segen Gottes für derartig fleißige und lückenlose, allen Luxus und alle Verschwendung ausschließende Arbeit. Davon ist der enge Zusammenhang von Geschäftsgeist, Wohltätigkeit und Bemessung des sittlichen Wertes nach dem geschäftlichen Erfolg bis heute geblieben. Die englische Moralität steht nicht im Gegensatze gegen den kapitalistischen Geschäftsgeist, sondern ist mit ihm innig verschwistert. Verdienst und Gewinn ist nicht bloß Grundlage einer sozialen Vorzugsstellung, sondern göttliches Siegel auf die Tüchtigkeit und den moralischen Wert. Von hier aus war der Weg zur freien wirtschaftlichen Konkurrenz nicht weit, und es ist leicht ersichtlich, daß auch dieses System mit den religiös-ethischen Grundinstinkten wohl harmoniert trotz aller seiner Härten. Der politische und wirtschaftliche Liberalismus fand in diesen Kreisen einen wohl vorbereiteten Boden, und sie sind seine stärksten Träger geblieben. Die von da aus erwachsenden schweren sozialen Probleme sind zunächst durch eine großartige und echte Wohltätigkeit, teils durch eine zur Arbeit möglichst zwingende Armengesetzgebung gelöst worden. Als diese Mittel nicht mehr halfen und die Arbeitermassen sich das Recht der Selbsthilfe erzwangen, hat man schließlich auch damit sich abgefunden. Es entstand kein Sozialismus im kontinentalen Sinne, sondern ein zunftartiges Gewerkschaftswesen, das sich den nötigen Verdienst zu sichern versteht und damit trotz aller anfänglichen Abneigung des Besitzes doch dem ganzen ethischen System gleichartig einfügte. Christentum, Humanität, Freiheit, Liberalismus, Demokratie, Geschäftssinn und Reichwerdenwollen sind in ihm eng verbunden und gehen von einer mehr spezifisch christlichen Färbung durch allerhand Übergänge in eine rein weltliche über, ohne den Zusammenhang zu verlieren.

Leicht ersichtlich ist der Zusammenhang des vielberufenen englischen Utilitarismus mit diesem System. Er hat schon in der puritanischen Frömmigkeit selber seine Wurzeln und ist durch dieses Gegengewicht von Hause aus ehrwürdiger, als der Kontinentale es verstehen kann, der darin meist nur einfachen praktischen Materialismus sehen möchte. Die puritanische Frömmigkeit hütet in der Religion das absolute und unbegreifliche Geheimnis der Offenbarung, verwirft alle müßige Spekulation und Me-

taphysik, die doch nur in die Irre führen, verlangt aber für den weltlichen Beruf und dessen praktische Interessen einen nüchternen Tatsachensinn und eine praktisch-realistische Bildung. Dem schroffen Supranaturalismus auf der religiösen Seite entspricht ein schroffer Utilitarismus und Praktizismus auf der weltlichen, wo er auch seinen Nutzen für die Bewährung des Glaubens in der Berufsarbeit unmittelbar dartut. Die verschwommenen Mittelstücke philosophischer und wissenschaftlicher Bildung, mit denen der Halbglaube diese Kluft ausfüllt, existieren für diesen harten Wunderglauben nicht. Das ist der Boden, auf dem erst jener philosophische Utilitarismus erwachsen konnte, und er wirkt sogar bei einem Bentham, Mill und Spencer immer noch unsichtbar nach, soweit sich diese Philosophen von allem puritanischen Glauben auch entfernt haben. Das ist auch der Untergrund für alle Demokratie und Freiheit, die doch wesentlich Freiheit des Verdienens und der wirtschaftlichen Selbststeigerung ist, nicht angeborene Menschenwürde einer abstrakten Vernunft. Nur was produktiv wirkt und praktisch ist, entspricht der Wahrheit und Vernunft. Das gilt vom religiösen Glauben so gut wie von der politischen Theorie und dem Unterrichtswesen. So erklärt sich der den Kontinentalen meist so völlig unerträgliche und unverständliche Zusammenhang von Bibel, Liberalismus, Geschäft und Utilitarismus. Es ist nicht Heuchelei, sondern ein wirklicher innerer Zusammenhang, bei dem der britische Sinn für Selbstschutz eine bewunderungswürdige Unempfindlichkeit für die oft grellen Widersprüche erzeugt hat. Man versteht dann auch, wie fremd Carlyle — übrigens ein Schotte — mit seiner Begeisterung für Goethe und Novalis in dieser Welt erscheinen mußte, ja wie spröde im Grunde doch auch sein eigener erneuerter, vergeistigter und echt religiöser Puritanismus der deutschen Phantasiewelt gegenüber war.

Man sollte meinen, daß eine solche Denkweise dann wenigstens der rücksichtslosen Machtpolitik, dem nationalen Egoismus, heute dem Streben nach maritimer und kolonialer Weltherrschaft, entgegentreten müßte. Allein gerade das ist — wenn man von einigen Schwankungen absieht — nicht der Fall. Wie der geschäftliche Erwerbsegoismus sich in diese Christlichkeit und Humanität vortrefflich einpaßte, so ist das auch mit dem nationalen Herrschaftsegoismus der Fall. Wie der Reichtum der legitime Lohn der sittlichen und gläubigen Tüchtigkeit ist, so ist die Weltherrschaft Englands das Siegel Gottes auf die Frömmigkeit und Tüchtigkeit Englands, durch dessen Vermittlung hindurch Gott auch den anderen Völkern Anteil an Englands Segen gibt. Die Engländer sind das auserwählte Volk Gottes und in ihnen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde. Es ist das nicht so paradox, wie es zunächst scheinen möchte. Eine universale Religion kann mit starken nationalen Ansprüchen und Hoffnungen über-

haupt nur vereinigt werden, wenn sich das betreffende Volk als Hauptorgan und -träger dieser Religion empfindet und sich als deren Vermittler für die übrige Völkerwelt weiß. So hat auch Fichte seinerzeit die Deutschen als das ursprüngliche Volk der Freiheit und den Mittler der Freiheit für die Menschheit konstruiert; so haben die Franzosen die Religion der Menschenrechte zum welthistorischen Prestige ihrer Nation gemacht; so empfinden sich die Russen als die allein echten Christen und Welterlöser; so hat das Judentum sich als Knecht, Prophet und Mittler Gottes für die Welt gefühlt. Es hätte für die Engländer gar nicht der Berufung auf die Juden des Alten Testaments bedurft, um diesen Ausweg zu finden. Da ihn nun aber einmal das vom Calvinismus überhaupt so stark betonte Alte Testament darbot, so war die biblische Begründung und Rechtfertigung natürlich doppelt willkommen. England ist nach seiner eigenen und aufrichtigen Meinung das religiöseste und christlichste Volk der Welt, hat den Protestantismus zweimal gerettet, hat den Segen Gottes in ungeheurem Reichtum empfangen und nimmt daher die Mission auf sich, auch die Weltherrschaft Englands in diesem Sinne zu gestalten als die Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung und Gerechtigkeit in der Welt, als die Kontrolle der Moralität der einzelnen Staaten, als das Rückgrat aller planetarischen Ruhe und Wohlfahrt. Auf die englische Christenheit ist Erwählung und Verheißung des alten Israel übergegangen, und ein paar theologische Grübler haben ihm sogar die Abstammung von den verlorenen Israelsstämmen zugeschrieben. Gott hat sich zu ihm bekannt, indem er dem großen Seevolke das Meer und die Herrschaft über es gab. Diese unverkennbare Tat der Vorsehung sollen und müssen auch die übrigen anerkennen und sich unter sie beugen. Sie beugen sich damit unter Gottes Weltregierung, nicht unter England, und werden gerade darin ihr eigenes Glück, freie Institutionen, freien Handel, Reichtum und Sorgenfreiheit finden. So habe England allen Kolonien das Reich zu einer Heimat gemacht und müsse jeder, der sich auf sein Glück versteht, sich ihm anschließen. England lohnt für jede solche Unterwerfung dadurch, daß es englische Freiheit und englische Zivilisation bringt. Sein Zepter ist nach Gottes Ordnung das Glück der Menschheit. So hat nach manchen Schwankungen schon Cromwell gedacht; er hat den protestantischen glaubensverwandten Niederländern ein Bündnis angetragen, und erst als sie dieses als eigentlich die Vasalität bedeutend ablehnten, hat er ihre Seemacht zertrümmert. Wem Gott diesen Beruf gegeben hat, der muß und darf auch die Mittel wollen, die ihn zu verwirklichen geeignet sind. Gladstone, ein wahrhaft und ernstlich christlicher Staatsmann, hat mehrfach wichtige Machtpositionen freiwillig aufgegeben, aber Ägypten rücksichtslos erobert. Diese Grundgesinnung lebt auch in dem von der alten puritanischen Grundgesinnung

ganz gelösten Liberalismus fort. Er war eine Zeitlang bereit, auf die Kolonien und jede Zwangsausbreitung zu verzichten, aber doch nur, weil er annahm, daß das wirtschaftliche Monopol von selbst die Weltherrschaft Englands garantiere. Diese selber war und ist auch für ihn eine Selbstverständlichkeit. Seit Konkurrenz und veränderte Weltlage dieses Monopol in Frage gestellt haben, ist auch der humanste Liberalismus, mit wenig Ausnahmen, bereit, jedes Mittel für die Aufrechterhaltung der Weltmission Englands zu gebrauchen. Daher auch stets der doppelte Maßstab in diesen Dingen. Wenn andere Völker das Gleiche tun, ist es Rebellion gegen die Weltordnung, das natürliche Gesetz und die Vorsehung; wenn England es tut, ist es Gehorsam gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Gottes. Wenn England über Deutschland einen raffinierten Hungerkrieg verhängt, ist es die logische Konsequenz seiner gottgewollten Weltstellung, die ohne dieses Mittel nicht bewahrt werden könnte, und daher geboten; wenn Deutschland U-Boote und Zeppeline schickt, ist es ein gottloser Frevel und eine Verletzung der heiligsten Gesetze.

Im Zusammenhang mit dieser religiösen Weltstellung ist England das Land der Mission. Sieht man von der katholischen Mission ab, so ist die englische und amerikanische Mission die eigentliche große Missionsleistung der Christenheit überhaupt. Dabei ist wiederum der an sich naturgemäße Widerstreit zwischen christlichen und nationalen Interessen, der überall die Schwierigkeit der Mission ist, so gut wie ausgeschaltet. Es ist angelsächsisches Christentum, das hier verbreitet wird, oft mit großem Ernst und stets mit ungeheuren Opfern. Aber es ist zugleich angelsächsische Ethik, Freiheit, Geschäftsmoral, was eben damit zugleich verbreitet wird. Ja noch mehr, es ist ganz von selbst die Vorbereitung für angelsächsisches Geschäft und für politische Ausbeutung. Der Bibel folgt der Handel, dem Handel folgt die Flagge: das ist ein völlig naiver Grundsatz, wie er sich für die besten Christen der Welt von selber versteht. Sie bringen mit dem Christentum sich selbst und mit sich selbst die Polemik und Abneigung gegen alles Fremde, Nichtangelsächsische, das englische Denken und den englischen Lebensstil unter gleichzeitiger Ausschaltung aller Farbigen von jeder Herrschaft und Ebenbürtigkeit mit dem Briten.

Und auch das Letzte und Wichtigste wird von hier aus verständlich, die Neigung dieser gewaltsamen Weltherrscher und Koloniengründer zum Antimilitarismus und Pazifismus. Auch das ist nur scheinbar paradox. Der Antimilitarismus bedeutet nicht die Ablehnung notwendiger Kriege und die Abwesenheit heldenmäßigen Sinnes und Wagemutes. Er bedeutet nur die Ablehnung eines allgemeinen und zwangsmäßigen Kriegsdienstes. Das geht den Angelsachsen gegen das Gewissen und gegen die persönlich-individuelle Freiheit. Wie die allgemeine Zwangskirche, so lehnt der Purita-

nismus das Zwangsmilitär ab. Cromwell hat nur diejenigen in seine Truppen genommen, die der Geist zur Verteidigung der Freiheit trieb, dagegen das christliche Gewissen, das den Krieg verwarf, geschont. Von dieser Gesinnung ist heute noch ein gutes Teil lebendig, und viele solcher Christen leiden heute schwer in den englischen Gefängnissen. Aber es geht auch gegen die persönliche Freiheit. Wer als Pionier und Kolonialsoldat für das Reich arbeiten, gewinnen und Fortune machen will, der möge es tun. Hier hat England nie versagt. Aber der Zwang geht gegen die persönliche Selbstbestimmung. Auch sträubt sich der englische Lebensstil gegen den Zuschnitt der ganzen Gesellschaft, ihres Rangwesens und ihrer Umgangsformen auf das militärische Vorbild, wie das in den großen Militärstaaten die notwendige Folge ist. In der Heimat tritt das Militär nach Möglichkeit zurück, um den Lebensstil englischer Unabhängigkeit nicht zu stören. Von da aus ist die Verbindung mit der demokratischen Abneigung der Massen gegen die von den oberen Zehntausend angezettelten Kriege naheliegend genug. Zu den christlichen Gegnern des Zwangsdienstes, unter denen heute noch die Quäker die entschlossensten sind, kommen die völlig weltlichen, demokratisch-kommerzialistisch-utilitaristischen. Die Voraussetzung ist aber dabei immer, daß Englands Machtstellung in Wahrheit unerschütterlich ist und für die Verteidigung wirklicher Interessen immer genügend freiwillige Kämpfer finden werde. Sobald diese Voraussetzung hinfällt oder zweifelhaft wird, strömt auch der Imperialismus der Massen in den Krieg, wie wir es heute erleben, und will die Störer der göttlichen Weltordnung züchtigen. Strafe und Ausrottung des fremden Militarismus wird dann die Parole. Auch dann noch aber halten sie den Krieg nur für etwas Vorübergehendes, für einen Durchgangspunkt zu einer bessern Ordnung der Dinge, die eintreten kann, sobald die Störenfriede und Verkenner der natürlichen Weltordnung zertrümmert sind. Das ist das Wesen des angelsächsischen Pazifismus oder der auf eine Diplomatie der Kriegsverhütung durch demokratische Machtkontrolle und durch schiedsgerichtliche Austragung etwaiger Konflikte gerichteten idealen Zukunftspolitik. Auch hier mischen sich christliche, demokratische, kommerzialistische, utilitaristische und persönlich-individualistische Elemente in einer spezifisch angelsächsischen Weise. An der Ehrlichkeit des Gedankens und dem Idealismus vieler seiner Vorkämpfer ist nicht zu zweifeln. Aber ebenso darf nicht übersehen werden, daß dieser Pazifismus, genau wie seinerzeit die Verzichte der Liberalen auf die Kolonien, einen selbstverständlichen und stillschweigenden, oft wohl gar nicht einmal klar im Bewußtsein liegenden Vorbehalt hat. Der Pazifismus und die Diplomatie der Schiedsgerichte wirkt nämlich naturgemäß zugunsten der Besitzenden, der alten Mächte und ihrer Ansprüche, dagegen zuungunsten aller neuen und emporstrebenden Mächte. Dem eng-

lischen Herrengefühl ist die englische Weltstellung und das englische Seerecht so selbstverständlich, daß sie auch eine pazifistische Diplomatie nur als Aufrechterhaltung des Bestehenden und als Niederhaltung unwillkommener Störenfriede betrachten. Zudem gibt ja die Machtstellung in allen solchen Schiedsgerichten einen derartigen Einfluß, daß man Schädigungen und Überstimmungen durch die im Grunde doch abhängigen Kleinen nicht zu fürchten braucht. So ist das englische Christentum und der englische Liberalismus der hier gemeinten Gruppen geschwängert mit einem theoretischen Pazifismus, der als Inbegriff humaner Kulturgesinnung gilt und der doch dem englischen Imperialismus keine Opfer auferlegt. Der literarischen Weltpropaganda Englands ist es gelungen, diesen Pazifismus als eine Weltdoktrin zu verbreiten, der alle kleinen Staaten und alle Demokratien begeistert mit und ohne Hintergedanken zustimmen, während Deutschland mit seinem Militarismus und seiner grundsätzlichen Ablehnung des Pazifismus und der Schiedsgerichtsdiplomatie als der unverbesserliche Raufbold und Störenfried, der Rhetoriker und Liebhaber einer heidnischen Gewaltphilosophie, als der Evangelist der gepanzerten Faust und Verewiger barbarischen Faustrechts dasteht.

Das ist auch der Punkt, wo vor allem das gemeinsame Angelsachsentum Englands und Nordamerikas trotz sonstiger starker Gegensätze zum Ausdruck kommt. Auch in Amerika fehlt die imperialistische Gesinnung und Machtpolitik, wie sie die englische Herrschaft erfüllt, nicht ganz. Roosevelt hat ihr gelegentlich starken Ausdruck gegeben, freilich nicht ohne manche sehr unkonsequente und wesentlich phrasenhafte Zugeständnisse an den Puritanismus. Auf alle solche Zugeständnisse hat ein Homer Lea verzichtet. In der Hauptsache aber ist doch der Puritanismus und seine Abarten die Gesinnung der amerikanischen Massen und das Wesen ihres Idealismus und Optimismus. Das angelsächsische Übergewicht in der Welt, jetzt durch zwei Reiche, durch die Union und Großbritannien, vertreten, ist auch für sie selbstverständlich und auch in ihrer Meinung lediglich ein Glück für Moral und Kultur der Welt, die sich mit dieser Fügung der Vorsehung abfinden soll und ohne das dem Chaos verfallen würde. Auf der Grundlage des angelsächsischen Geistes aber sollen Demokratie, persönliche Unabhängigkeit, wirtschaftliche Freiheit, Christentum, pazifistische Friedensgesinnung und schiedsgerichtliche Diplomatie die Welt von den alten reaktionären Greueln des Mittelalters, dem Faustrecht, dem Gottesgnadentum, der heidnischen Brutalitätsmetaphysik befreien und erlösen. Das wird gerade das Werk Amerikas sein, das auch von den großbritannischen Resten mittelalterlicher Machtpolitik frei ist und einen viel reineren, uninteressierteren Idealismus zu besitzen meint. Dabei fehlen dem sportgeübten Volk kriegerische Instinkte keineswegs, oder es würde sie am liebsten im Dienste einer moralischen Welt- und Friedenspolizei verwerten.

Die Union als Friedensrichter sichert damit ihre eigene Stellung. Wilson möchte unzweifelhaft am liebsten wie Gladstone ein christlicher Staatsmann sein, der die europäische Raubtiergesellschaft endgültig durch das aus dem Krieg sich ergebende Übergewicht Amerikas domestiziert und pazifiziert. Er rechnet dabei auf das Einverständnis des britischen Christentums und der britischen Demokratie, die er als wahlverwandt empfindet und im Bunde mit der er der Welt den Frieden und den Segen angelsächsischen Geistes schenken zu können meint, während er Deutschland dem Anschein nach für einen unverbesserlichen Leugner aller Menschheitsgrundsätze ansieht. Man wird schwerlich irren, wenn man es für den Traum seines Ehrgeizes hält, Deutschland in den Friedensbedingungen eine amtliche Anerkennung des Pazifismus aufzuzwingen. Viele Anzeichen in Amerika und England deuten auf solche Absichten hin. Ein während des Krieges erschienenes Buch von Roger W. Babson: „Die Zukunft des Weltfriedens"* faßt alle diese amerikanische Abartungen des angelsächsischen Geistes in beinahe klassischer Weise zusammen: Christentum, Demokratie, Geschäft, Utilitarismus, Idealismus und Garantie des Weltfriedens durch ein wesentlich von Amerika geleitetes Weltparlament, das die Seewege neutralisiert und die Handelsgegensätze der Staaten vermittelt. Christentum und Demokratie machen allein die Völker geschäftlich produktiv, darum sind sie die Wahrheit und die Mittel für eine Lösung der Weltkrisis.

Dieses politische Ethos nun, das dem angelsächsischen Puritanismus und Liberalismus eigen ist, ist es gewesen, das von der englischen Regierung und Presse in einer geradezu ungeheuerlichen Weise aufgepeitscht und mobil gemacht wurde in der ganzen Welt. Die kleinen Staaten, die Deutschland fürchten, stimmten in die Parole ein. Die Franzosen glichen ihre des Christentums sehr ungewohnten Menschenrechte an diese Rhetorik erfolgreich an und stießen in das gleiche Horn. Die Russen hatten durch die Berufung des Haager Schiedsgerichtes von vornherein einen Stein im Brett und versprachen in Zukunft ein liberales Regiment, das das Ergebnis des Krieges sein würde. Indem die englische Diplomatie meisterhaft auf diesem Instrument spielte, hat sie den ganzen Chorus internationaler Entrüstung zusammengebracht und Deutschland geistig isoliert. In

* Roger W. Babson, The Future of World Peace, Boston, Batsons statistical organisation, 1915. Ähnlich ist von englischem Standpunkt aus das sehr nobel und klug gedachte Buch von S. Lowes Dickinson „The European Anarchy" London, April 1916, neu aufgelegt im Oktober 1916, das mir inzwischen bekannt geworden ist. Hier findet sich Seite 22 der Satz: „Sir Edward Grey is probably the most pacific Minister that ever held office in a great nation. But our past inevitably discredits, in this respect, our future. And when we profess peace it is not unnatural that other nations should suspect a snare."

welchem Maße dabei deutsche Stimmen selbst benutzt wurden und wie sehr Deutschlands wirkliche oder angebliche Selbstisolierung in den Haager Verhandlungen dabei ausgebeutet wurde, das weiß alle Welt. Auch unsere Freunde draußen finden daher einen deutschen Sieg bedenklich, wie neulich ein „Deutschenfreund" in der „Neuen Züricher Zeitung" sagte, und unsere versteckten Gegner stellen die scheinbar lediglich neutral-humane Formel auf: Sühnung des Unrechts an dem armen unschuldigen und schwachen Belgien sowie Unterwerfung unter die gemeinsame pazifistische Weltüberzeugung. So hat es neulich ein großes holländisches Blatt in einem Artikel „Die zwei Hauptstücke" getan. Den gleichen Gedankengang gehen die zahlreichen im stillen wirkenden privaten Verhandlungen, die von dem Amerikaner Ford inspiriert und finanziert zu sein scheinen, und das tausendfache Echo solcher Ideen tönt aus den Ententeblättern. Die Greuellegenden sind nur das Tüpfelchen auf dieses I.

Damit stehen wir aber auch schon vor der Frage nach der praktischen Bedeutung dieser Dinge für uns. Hierüber mögen zum Schlusse noch einige Gedanken geäußert sein. Wir fangen erst allmählich an, diese ganze Situation zu durchschauen, wie sie denn auch erst nach und nach in ihrer ganzen Bedeutung sich vor uns entwickelt hat. Wir werden darüber noch viel nachzudenken haben, da es sich in der Tat um sehr schwierige internationale Probleme handelt. Jetzt ist nur erst möglich, die allereinfachsten Auswege und Orientierungen zu suchen.

Da ist nun zunächst allerdings etwas sehr Einfaches zu sagen: wir dürfen uns durch diese Weltsuggestion nicht verblüffen und nicht überrumpeln lassen. Wir müssen klar und deutlich die Doppelseitigkeit des englischen Wesens erkennen und trennen. Wir dürfen nicht müde werden, die rein machtpolitische Zusammenwirrung beider Richtungen durch die englische Staatskunst zu entlarven, die tiefe Verlogenheit aufzudecken. Darin hat uns der wirkliche Gang der englischen Politik mit seiner rücksichtslos kaltblütigen Opferung, Vergewaltigung und Zertrümmerung unbequemer oder schwacher Neutraler, mit seinen schwarzen Listen und seinem geheimen Handelskrieg gegen Freund und Feind bereits sehr unterstützt und wird uns noch weiter unterstützen. Die Wahrheit wird sich Bahn brechen, und wir dürfen das nur nicht hindern durch unbesonnene Übereinbehandlung alles englischen Wesens, einerlei woher es kommt und wie es sich gibt. Wie England gegen uns die Lehre von den zwei Deutschland ausgespielt hat, so können wir mit sehr viel mehr Recht gegen es die Lehre von den zweierlei England ausspielen.

Trennen wir aber einmal die zwei englischen Seelen voneinander und richten wir unser Verhalten gegen sie verschieden ein, dann ist das Verhalten gegen die reine imperialistische Machtpolitik uns klar und einfach vorgezeichnet, soweit rein theoretische Dinge in Frage kommen. Wir mögen

ihr zubilligen, daß die englischen Staatsmänner in der vielleicht bedrohlicher gewordenen Lage des britischen Reiches dieses in einem solchen Weltkrieg endgültig festigen zu sollen meinten. Was das für uns bedeutet, wissen wir. Es bedeutet die englische Weltherrschaft und die Versperrung aller Zukunftsmöglichkeiten, mit denen wir die in unserem schmalen Lande eingepreßten Massen ernähren und fortentwickeln können. Es bedeutet die Einschrumpfung des deutschen Reiches, sowie Herabdrückung zu einem englischen oder russischen Vasallenstaat. Dagegen gibt es nur den Kampf auf Tod und Leben, soweit unsere Kräfte reichen, und die Hoffnung, daß die englische Staatskunst bei der Einsicht in die Unüberwindlichkeit Deutschlands dessen Lebensbedürfnissen in ihrem eigenen Interesse Rechnung tragen lerne. Eine solche Hoffnung ist nun freilich dadurch erschwert, daß die englische Diplomatie zur Deckung ihrer Machtpolitik jenen leidenschaftlichen Moral- und Kulturkrieg entflammt hat, der die Massen glühen macht, der aber schwer wieder abgestellt und gelöscht werden kann. Eine Politik des Hasses und der Leidenschaft scheint jede wirkliche Staatskunst zu überwältigen, und wir können leider nur hoffen, durch militärische Erfolge jene Leidenschaft zur Nüchternheit wirklicher Staatskunst zurückzuführen. Vorher kann es keinen Frieden geben.

Sehr viel schwieriger und verwickelter aber ist das Verhalten zu der andern englischen Seele, zu dem christlich-demokratisch-pazifistischen Prinzip. Es ist eine Weltmacht geworden, die wir nicht einfach ignorieren können und dürfen. Sie wird es vermutlich mit dem steigenden Grauen vor diesem fürchterlichsten aller Kriege immer mehr werden. Auf das Zeitalter der Napoleonischen Kriege folgte die Heilige Allianz als Friedensversicherung im Stil der damals herrschenden Ideen. Auf den gegenwärtigen Krieg wird vermutlich wieder ein Versuch der Friedensversicherung folgen und von allen heißen Wünschen der Völker begleitet sein. Der Stil der heute herrschenden Ideen ist für diesen Zweck der Pazifismus oder die Diplomatie der Schiedsgerichte, verbunden mit einer Demokratisierung der Staaten. Die Macht dieser Gedanken erfahren wir heute schon aufs allerstärkste, wir werden sie vermutlich noch stärker erfahren und ihnen unter den Friedensvorschlägen begegnen. Es ist unmöglich, darauf lediglich mit dem Hohn auf den schwärmerisch-sentimentalen Utopismus zu erwidern und mit dem Säbel aufzustoßen. Wir mögen Bedenken gegen die Durchführbarkeit und den praktischen Nutzen haben, aber wir dürfen eine praktische Mitarbeit nicht grundsätzlich und von vornherein verweigern. Auch ist es für uns keine Inkonsequenz, nach dem Kriege auf etwas einzugehen, was vorher für uns unmöglich war. Der Beweis, daß unsere Millionen nicht einfach im Lebensinteresse anderer erdrückt werden können, mußte vielleicht in solchem Kampfe wirklich erst geliefert werden, wenn wir die nötige Rücksicht auf das unsere bei weniger gewaltsamen Aus-

einandersetzungen sollen erwarten dürfen. Die Schwierigkeiten brauchen uns dann nach dem Beweis unserer Unüberwindlichkeit nicht zu schrecken. Wir mögen insbesondere jene schon berührte Vorzugswirkung des Systems für die Herrschenden und Besitzenden betonen und unsere Freiheit zu wahren für nötig halten. Aber einmal würden wir bei günstigem Ausgang doch selber den Nutzen von dieser Bevorzugung der Besitzenden haben, und überdies bleibt uns die Ehren- und Existenzklausel immer offen. Es komm dann eben auf das diplomatische Geschick an, auch unsererseits auf diesem zweifellos ehrwürdigen und kostbaren Instrument zu spielen. Jedenfalls ist eine einfache Ablehnung aus taktischen und sachlichen Gründen unmöglich.

Über die taktischen Gründe und Mittel ist hier nichts weiter zu sagen. Sie sind Sache der Diplomatie, der hier eine sehr schwierige und heikle, aber unumgängliche Aufgabe erwächst. Sie wird den Moment kennen, wo sie zuzugreifen hat und die Grenzen ausdenken, innerhalb deren sie auf die Sache eingehen kann. Für das Volk im allgemeinen ist taktisch nur zu sagen, daß alle Äußerungen der Presse und Kriegsliteratur immer neben der Wirkung nach innen auch die nach außen im Auge behalten müssen, daß die nötige Festigkeit gegen den Zerstörungswillen der Feinde doch die Nebentöne der Billigkeit gegen jeden politischen internationalen Idealismus nicht vermissen lassen darf, daß die ausschließliche Betonung des eigenen Rechts ohne jede Rücksicht auf wieder mögliche internationale Beziehungen eine Unklugheit und ein Unrecht ist. Der Hang zum übereinfachen Dogmatisieren der Macht und des militärischen Selbstvertrauens muß eingedämmt werden, und die nötige Einstellung auf die Verschiedenheiten der gegnerischen Gedankenmassen und Interessen muß sich durchsetzen.

Aber in Wahrheit handelt es sich doch in der Tat gar nicht bloß um Taktik und Diplomatie. Es kommt doch schließlich auch ein wirkliches sachliches Recht jener Denkweise in Betracht, der wir uns nicht entziehen wollen und können, sobald wir uns einmal die Frage in ihrem vollen Umfange vor uns stellen. Sie ist an ihre nicht immer sympathische englische Form nicht gebunden, und als ethischer Idealismus der Politik auch uns nicht unbekannt, sondern auch mit unseren besten Überlieferungen verbunden. Vor allem ist das Christentum doch auch in Deutschland nicht bloß offizielle Staatsreligion, sondern lebendige geistige Macht in Unzähligen, in Katholiken, Protestanten und kirchlich Unabhängigen. Schließlich ist auch bei uns mit dem Christentum die Humanitätsidee unserer größten Denker eng verbunden und ist die angebliche deutsche Gewaltphilosophie weder deutsch noch Philosophie. Und insbesondere will unser großes, treues, ehrliches, fleißiges und tapferes Volk nichts als einen Frieden, der ihm Arbeit und Gedeihen unter Kompensierung unserer engen territorialen Basis durch Handel und Kolonien ermöglicht, und anderes hat auch unser

Kaiser nie gewollt. Es ist ja nur das Mißtrauen und die Unsicherheit unserer kontinentalen Lage gegenüber einem uns die Lebensbedingungen abschneidenden Überfall der alten Großmächte, der den ganzen Gewalt- und Rüstungsstandpunkt begründet. Und daß dieser Grund gegenüber dem englischen Erbgrundsatz, den stärksten Wettbewerber stets durch große Koalitionskriege zu erschlagen oder zu verkrüppeln, nur allzu zutreffend ist, das kann heute auch der Blindeste sehen. Aber dies ist auch der einzige Grund, und es kann keine Rede davon sein, daß er in Wahrheit viel tiefer in dem unbegrenzten Ehrgeiz und Herrschaftswillen einer starken Rasse läge, die der Welt ihr Gepräge aufdrücken wolle. Dies mag für Gefühle nationalen Stolzes und heldischer Kraft eine bisweilen verlockende Ideologie sein, aber es wäre die Verewigung des Kampfes und des Elends und die Selbstvernichtung aller europäischen Kultur. Weiß man aber das, dann muß man auch die Folgerungen daraus ziehen. Dann müssen alle Forderungen und Hoffnungen in den Grenzen des durch die wirklichen Lebensbedürfnisse Geforderten und des der wirklichen Macht und Zahl Entsprechenden bleiben. Dann muß der Kampf um unser Recht doch immer begleitet sein von den Gedanken an ein allgemeines Recht der Völkerwelt überhaupt und von einem Ideal gegenseitiger Anerkennung und Aufeinanderstimmung. Dann gilt es nicht das Mißtrauen stets aufs äußerste zu schüren als Quintessenz aller politischen Weisheit und nicht stets die Lehre einer selbstgefällig illusionslosen, darwinistisch-biologischen Betrachtung der Völkerverhältnisse zu preisen, sondern es gilt Vertrauen zu zeigen und zu erwecken zu einem hinter all dem liegenden besseren Geist der Menschheit. Wir können kein blindes Vertrauen haben, das ist deutlich genug. Das Vertrauen an sich aber muß Ziel und Hoffnung aller Politik bleiben, muß einen Ausblick auf bessere Weltlagen bedeuten, die auch wir nachdrücklich und ernsthaft wollen. Unsere Politik muß sich grundsätzlich zu einem idealen Ziel und Hintergrund bekennen, nicht nur ein nationales, sondern auch ein internationales Kredo haben und zeigen. Das ist Sache unserer Literatur und Publizistik, die hier ernste Pflichten hat. Man hat diesen Hintergrund formuliert als das Ziel eines planetarischen Gleichgewichts der Großmächte, England eingeschlossen, das an die Stelle eines bloß europäisch-kontinentalen, England zum Herrn machenden treten soll. Das ist in der Tat eine gute Formulierung. Sache unserer Presse, unserer Literatur, unserer Parlamente und unserer Redner ist es, die Welt glauben zu machen, daß wir dies und nichts anderes wollen. Das ist freilich zunächst nur Gesinnung und Theorie, aber gerade auf Gesinnung und Theorie kommt es im Augenblick vor allem an, wo wir um den Heldenmut und die Opferwilligkeit unseres Heeres und um seine praktischen Leistungen uns nicht zu sorgen brauchen.

Gedichte

von Emil Alphons Rheinhardt

Magie der Luſt

Die tiefere Entzückung
Weiß keine Angeſichte mehr.
Kindheitsgelüſte vielleicht
Werden ſich erkennen
An Rauſchen von Kleidern,
An Düften aus Gartennachmittag.
Was hinriß aus blauen Blicken,
Mit neuer Luſt verlockt,
Mit Zuckung und Verſchleierung,
Das lächelt tief und wegelos.
Das Du iſt nicht mehr Du.
Das menſchenäugige Warten
Iſt ohne Ruf. Der Vogelflug,
Das Grün herbſtlicher Himmel
Meint nicht mehr Jahr und Menſchenwolken.
Die Zeichen ſind in ſich gewandt,
Sich zugetan und innerlich
Samenloſe Früchte.
Kein Irgendwo der Geltung mehr
Entzaubert die Blutfernen.
Und ſelbſt die Blicke, die ſehr alt
Verhaltnem Mädchenſchritt gefolgt,
Erblinden ſanft im tieferen
Geſichte, dem die Mienen
Abwelken und ein Ruhendes
Dartum als Sein und Antlitz.
Das aber weiß kein Sinn mehr.
(Wiſſen ging mit dem Vogelflug
Und ſchläft im Gartennachmittag
Über abdunkelnden Teichen.)
Kein Sinn mehr weiß. Kein Angeſicht
Neigt ſich in die tödliche
Luſt, die ſich überwand in Luſt
Zu tieferer Entzückung.

Heimkommen in der Nacht

Die Augen, die durch einen langen Menschentag
So vielen untertan gewesen,
Die gut und liebend, kalt und wehrend,
Sehnsüchtig, heischend und am Ende müde,
Ganz müde schauen mußten,
Erlösen sich aus dem Gehorsam
Und sehen, eigenem Müssen hingegeben,
Ins Dunkle jetzt, gebannt und unbeirrt.
Der Mensch, der redende und wirkende,
Der sich nun heimholt aus dem Tage,
Die fremde Rede, über ihn gebreitete,
Die ferne Liebe, über ihn geliebte,
Abtut wie Kleid und Miene,
Neigt aus zerrissener Unruh sich den Augen nach,
Und aus ihm horcht es tief,
Und aus ihm schaut es still.
Ferne im Quellenden und Ungeheueren,
Wo reines Dunkel rauscht,
Im Fraglosen, im Insichseienden
Geht neubekannter Klang vorbei:
Die Rede aus dem Tage, die hingesprochenen Worte,
Die Züge um die Munde, der hingespielte Blick,
Das kaum verhehlte Grauen, das Altern ohne Wandlung,
Das Huschende und Schnelle von Hingehn und Geschick . . .
Gesammelt und für immer wird jedes Stammeln Rede,
Von allem Tiefsten Rede, da unten widerhallt.
Geschlossen und beendet sind Züge Angesichte,
Sind Schicksal alle Blicke, ist Geste schon Gestalt.
Empfangend den Geneigten am dunklen Brunnenrande,
Fragloses Sein im Fließen sagt sich dahin ins All.
Da reicht der Tag ins Ewige, und jede Menschenstimme
Hat Sinn aus allem Sinne wie Meer und Wasserfall.

Regung im Ruhenden

In den untergegangenen Parken,
Daraus Sehnsucht und Glanz dem Glänzenden,
Das Welt sein kann, begegnen kann,
Geht Abendwind und Rauschen.
Die endgiltigen Bäume denken an Herbst,

An unbeschiedenes Welken, und neigen sich.
Über den Wegen zaudert die goldene Wolke,
Und im gekräuselten Spiegel rosig gewellt.

Als Sturm und Sturm kommt Sinn und Sinn,
Tagweisheit, Liebesgedanke, Menschen – Neues,
Und biegt sich wund, vermißt sich heiß –
Und fällt, wo keine Blätter fallen.
Herbst selbst versucht sich, rotgoldener Gott,
In maßlos blauer Reifensaureole,
Spiegel an Spiegel, Wolke an Wolke,
Rosig an Rosig .... hält ein, wird still,
Blaßt aus und war, wo Alles ist.

O tiefes Ungeheures, Ewigkeit im Hingegangenen!
O du Unwandelbares, das nun auch,
Wenn Zukunft tiefer sucht und liebender liebt,
Der Nächte blaue Glocke beben macht!
Denn Abendwind und Rauschen stand schon auf
Im Ruhenden, Beschlossenen, Beendeten.
Leicht, daß dort nun, wenn hier der Tag verging,
Endgiltige Bäume treiben können werden,
Und solche Wege, die schon unbeschreitbar,
Sich selber gehn und ohne Ich und Du,
Weg sind nun ganz für Weg,
Gehendes völliges Gehn, Sinn ohne Gegenstand,
In den aufgegangenen Parken
Über der untergegangenen Seele.

Rundschau

Das Goethebuch

von Georg Simmel

Diese Überschrift, mit der ich Friedrich Gundolfs Buch über Goethe (Berlin, bei Georg Bondi 1916) anzeigen will, soll durchaus nicht bedeuten, daß mit ihm das definitive, keinem weiteren Raum lassende Buch über Goethe gegeben wäre; sondern eigentlich das Gegenteil davon. Denn es stellt den Typ hin, von dem es eine nicht zu beschränkende Zahl von Goethebüchern geben sollte. „Das" Goethebuch in jener abschließenden, ausschließenden Bedeutung ist eine „Idee" — nicht ein „Ideal", für das jede Wirklichkeit nur Annäherung und Fragment wäre; sondern im vollen Sinne realisierbar, nur jeweilig in einer individuellen Gestalt. Was das Gundolfsche Buch zu leisten übrig läßt, ist keineswegs nur eine Ergänzung nach der Seite des dargestellten Objekts, sondern vor allem der darstellenden Subjekte hin; immer mehr und immer verschiedener eingestellte Spiegel sollten dieses Bild zurückwerfen. Goethes Wort: „Und so teil ich mich, Ihr Lieben, Und bin immerfort der Eine" — gilt auch für die unbegrenzten Möglichkeiten des Erfaßtwerdens, in die er „sich teilt", ohne daß er darum weniger „der Eine" ist. Die Antwort der Kulturwelt auf die Tatsache und das Problem Goethe ist kein einmaliges Dogma, sondern ein unendlicher Prozeß. Und da eine Stelle in diesem nur durch die Qualität der einzelnen Antworten erworben oder verscherzt wird, so kann es zwar zuviel Goethebücher geben, aber nie genug.

Darin, daß diese berechtigende Qualität hier — in diesem Umfange zum ersten Mal — festgelegt ist, sehe ich die kulturgeschichtliche Bedeutung des Buches. Goethebiographien des geistigen Ranges wie die noch verbreitetsten sollten nun nicht mehr möglich sein. Seien wir vorbereitet, daß das Nicht-Mögliche dennoch wirklich bleibt, und froh, daß das Allein-Mögliche einmal wirklich geworden ist. Solche höchst pädagogische Bedeutung kommt dem Buch noch in inhaltlich bestimmterem Sinne zu. Es ist ganz und gar Antwort auf die Grundfrage: welcher Ton und

Rhythmus, welche epochale Art von Leben in Goethe war es, dem die jeweiligen Dichtungen entwuchsen? Damit ist die übliche Formel: „Leben und Werke" erst zu ihrem rechten Sinne gekommen; das Und bedeutet nun nicht, wie in den meisten so bezeichneten Biographien, ein Nebeneinander und eine Alternierung, sondern die lebendige Einheit eines Wachstums, dessen „bewegliches Gesetz" es zu finden gilt. Damit ist die Art, Goethe aufzunehmen, die seiner geistesgeschichtlich unvergleichbaren Bedeutung für uns allein entspricht, eindeutig festgelegt. Alles kommt für diese Aufnahme darauf an, daß das Gefühl und die Einsicht wirksam werde: wir haben an Goethe mehr als die Summe seiner Werke. Dadurch daß jede seiner Äußerungen in einer unerhörten Einheit und Kontinuität aus der rein selbstgesetzlichen Innerlichkeit dieses Lebens quillt, haben sie alle untereinander, bei aller Unterschiedenheit ihrer Inhalte und auch ihrer Werte, eine organische Beziehung zueinander, als gehörten sie demselben Blutkreislauf an, und so, daß das einzelne Werk in seinem letzten Sinne und seiner Bedeutung für uns aus der Gesamtheit der Lebensleistung weniger gelöst ist, als es bei Kunstwerken zu sein pflegt. Denn grade der reine Sinn des Kunstwerks scheint solche Angewiesenheit und Verbundenheit über seinen Rahmen hinaus abzulehnen und die Betrachtung „als wäre es vom Himmel gefallen" zu beanspruchen. Tatsächlich nimmt Goethe hier die Ausnahmestellung ein, die ihn zu einem einzigartigen Besitz des deutschen Geistes macht. Sieht man von unseren musikalischen Genien ab, die durch die Sonderart der Musik hinsichtlich des Verhältnisses von Leben und Kunst hier aus der Parallele rücken, so war Goethe doch wohl unsere größte Künstlernatur. Aber grade darum gilt für ihn sein eigenes Wort: „Alles in seiner Art Vollkommene geht über seine Art hinaus." Er hätte nicht der größte Künstler sein können, wenn er nicht mehr als Künstler gewesen wäre. Und dies reflektiert sich in seinen Werken, indem jedes Einzelne wie ein jeweiliges Zentrum ist, um das sein ganzes Leben wie die Peripherie liegt, deren Form und Größe ihm Gefülltheit und Ort — nicht nur den biographischen, sondern den inhaltlich ideellen — gibt. Wo wir sonst in Biographien aus der geistigen Welt der Deutung einzelner Schöpfungen aus dem Leben des Schöpfers begegnen, pflegt sie gar nicht aus seinem „Leben", sondern aus dessen äußeren Umständen und zufälligen Begegnissen und Anregungen geholt zu sein. Gundolf aber schöpft sie aus der Entwicklungsrhythmik, in der die Lebensquelle ihrer innerlich eigenen Norm und formenden Kraft gemäß fließt und die deshalb als ganze eingesetzt werden muß, um das Einzelne aus seiner Tiefe zu begreifen — der Tiefe, die über das Einzelne hinauswirkt um in das Einzelne einzugehen. Es ist das, was im letzten Grunde Dilthey wollte; aber da er nie über die Halbklarheit hinauskam, so sprang er immer

zu kurz nach seinen genialisch konzipierten Zielen hin. Er bleibt bei dem „Erlebnis" stehen, statt bis in das „Leben" als reine, aber in jedem Wesen in jedem Augenblick individualisierte Form zu dringen. Gundolfs Buch nun zeigt die reine Erreichtheit. Nun wird Punkt für Punkt klar, daß in Goethes Werk wie durch gemeinsame Wurzel hindurch ein jedes mit dem Kern und der Reihe aller anderen verbunden ist und dadurch mit Beziehungen und Bedeutungen, mit einer Totalität gelebten Lebens ausgestattet, wie keine andere Erscheinung der Geistesgeschichte. Jenes zentrale Bekenntnis: „Und so teil ich mich, Ihr Lieben, Und bin immerfort der Eine" — macht die volle Aneignung dessen, worin er „sich geteilt" hat, der einzelnen Leistungen, nicht nur davon abhängig, daß man in jeder „den Einen" finde; sondern eben darum bilden für jede alle anderen ein untrennbares Geleit, jede strahlt auf jede über und bereichert die einzelne um den Umkreis des Ganzen. Bleibe es also auch dahingestellt, ob Vollendetheit und erschütternde Kraft irgend einem einzelnen seiner Werke so einwohnt, wie der Orestie und dem Lear, der Mediceerkapelle oder Rembrandts Altersporträten, der H-Moll-Messe oder dem Cis-Moll-Quartett — aber indem es mit der Gesamtheit aller lebendig verbunden und durch sie ausgeweitet ist, ist uns damit ein Besitz geschenkt, der von der Wertvergleichung des isoliert betrachteten Werkes mit irgendeinem anderen Kunstwerk überhaupt nicht betroffen wird. Darum ist, was er selbst inbezug auf Weltliteratur sagt: „Nur wer Hafis liebt und kennt, Weiß, was Calderon gesungen" — zunächst auf ihn selbst gültig zu übertragen; nur wer seinen Osten kennt, weiß, was sein Westen besagt, und das Geheimnis des Organismus: daß der einzelne Teil erst aus dem Ganzen seine grenzüberschreitende Bedeutung erhält und sichtbar macht, wird an diesem sozusagen organischsten aller Geister zum Symbol dessen, was er für sich und was er für uns ist.

Gundolf nun nimmt seine Stellung an dem Angelpunkt, wo diese Verbundenheit des Einzelnen mit dem Ganzen und seiner Entwickelung — die große Entscheidung und Wertform der Erscheinung Goethe — sich vollzieht. „Punkt" ist dabei nicht im statischen Sinne gemeint, Gundolf legt ihn nicht mit dogmatischen Begriffen fest; es ist nur die symbolische Zuspitzung für die Funktion, die alle Resultate dieses Lebens mit dem Prozeß dieses Lebens und damit auch unter sich dynamisch verbindet, und den Gundolf auf jeder Seite sichtbar macht. Ich nenne dies das Pädagogische des Buches, weil es zeigt, wie Goethe gelesen werden soll, damit jene Wertform uns seine Inhaltswerte entfalte. Und noch in einem anderen Sinne ist dies pädagogisch: indem es uns das Exemplarische der Goetheschen Existenz für unsere eigene bewußt macht. Zu den großen Trennungslinien, die das Menschenwesen in je zwei polare Parteien scheiden

— unbeschadet aller Mischungen und Übergänge, die vielleicht keiner empirischen Erscheinung die absolute Stellungnahme an einem Pol gestatten — gehört diese. Indem der Mensch sein Leben, das er als ein wirkliches erfährt, zugleich in den Dienst eines Sollens stellt, so nimmt damit die Idee dieses gesollten Lebens gleichsam eine Pyramidenform an. Aber bei den meisten Menschen nicht so, daß es von sich aus der Spitze, die den Sinn seiner Kräfte in sich sammelte, zudrängte, sondern ein einzelnes Ideal: sozialer oder künstlerischer, religiöser oder intellektueller, gefühlsmäßiger oder im engeren Sinne sittlicher Art erlegt es, sozusagen von sich aus, dem Leben auf, ihm zuzustreben. In dem anderen Bezirke aber stehen seltenere Menschen unter dem Zeichen, daß ihr Leben als ganzes etwas „soll". Ihre konkreten Pflichtleistungen sind natürlich angebbaren Inhalts. Aber sie sind nur Vereinzelungen oder man könnte sagen Ausbuchtungen der einheitlichen Forderung, die sich aus dem einheitlichen Leben erhoben hat, von seiner nur auf sich selbst hörenden Innerlichkeit hervorgetrieben, nicht von einem Äußeren — wie auch idealen und seelischen Äußeren — ihm abverlangt. Begrifflich ausdrückbar ist dieses Einheitssollen so wenig wie das Individuum, das sich in ihm zusammenfaßt: Individuum est ineffabile. Aber nur wo der Mensch von einem solchen, statt von einer Einzelpflicht als letzter bestimmt ist, kann sich die ideale Forderung jedem Lebensinhalt unvoreingenommen anschmiegen, während die Verpflichtung auf ein angebbares letztes Ideal unvermeidlich irgend welche Lebenskräfte dem Sollen fernstellt. Auf welcher Seite nun Goethe steht, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wenn irgend ein Leben, so hat das seine als ganzes etwas gesollt; nicht Dramen dichten oder Naturwissenschaft treiben oder praktisch wirken — mit all diesen Aufgaben wirken sich nur die einzelnen Begabungen seiner Natur aus. Sondern dies Leben war von seiner Wurzel so einheitlich individualisiert, daß man seine Ungetrenntheit wie durch ein Ideal seiner Ganzheit, eben durch jenes unbenennbare Sollen normiert empfindet. Höchst denkwürdig deutet er dies Schiller gegenüber an: „Da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte weit übersteigt" usw. Nicht etwa ein einzelnes Unternehmen ist gemeint, sondern die Gesamtheit seiner Lebensleistungen; aber er bezeichnet sie nicht als „meine Unternehmen", sondern als ein einziges: „mein Unternehmen" — diese Leistungen, die sich zwischen Dichtung jeder Form und dem geschichtsphilosophischen Studium der früheren Farbenlehren spannen, von Theorien über Knochen bis zur systematischen Darstellung des Dilettantismus, von der Erzählung orientalischer Geistesgeschichte bis zu den Regeln für Schauspieler. Da Interesse und Arbeit für jedes aus der vollen Spontaneität seines Wesens hervorgeht, so sind es ihm nicht selbständig sachliche und darum heterogene Aufgaben,

sondern alles ist miteinander verwurzelt, als „mein Unternehmen" schlechthin. Daher seine heftige Abneigung gegen alle „Profession", die ersichtlich die definitive Ausformung der anderen, von der Einzelaufgabe herkommenden Lebensintention ist; daher die Leichtigkeit und gleichzeitige Pflichtmäßigkeit, mit der er einen fast unübersehbaren Aufgabenkreis erfüllte; daher das gute Gewissen, mit dem er Begonnenes liegen ließ — Werke, Verhältnisse, Interessen — und sich Neuem zuwandte, da er sich nicht der Konsequenz mannigfaltiger Dinge, sondern der Konsequenz seiner einheitlichen Natur verpflichtet wußte. Denn sein „Sollen überhaupt" war eine Entwickelung wie sein Leben selbst, die heterogensten Inhalte aufnehmend und „immerfort das Eine" und ihn in jedem Augenblick nur an diejenige Aufgabe bindend, die seiner von innen gesetzten Entwickelungsstufe gemäß war.

Ich lasse nun dahingestellt, ob die Goethesche Forderung, „daß der Mensch von innen heraus leben müsse", so von ihm selbst verwirklicht, mit Recht an einen jeden gestellt werden kann; ob zu der Führung durch jenes übereinzelne Sollen ein jeder einheitlich genug und, vor allem, harmonisch genug mit den gültigen Ansprüchen der Verhältnisse, Ideen und Menschen ist — was eben das Glück der Goetheschen Natur war, um dessentwillen er sich selbst den Liebling der Götter nennen durfte. Fest steht aber, daß jedenfalls vielen jene Enthebung aus dem ethischen oder überhaupt forderungsmäßigen Spezialistentum möglich wäre, daß für viele ein Sollen nur latent ist, dessen Subjekt ihr ganzes Leben und nicht eine einzelne Seite oder eine Diskontinuität mehrerer Seiten ist. Aber sich praktisch dazu zu bekennen fehlt ihnen die Vertiefung und der Mut. Und das ist nun das Erzieherische des Gundolfschen Buches, daß es an dem größten uns bekannten Beispiel darstellt, wie ein Leben rein gemäß jenem Ineffabile eines Sollens verläuft, das rein individuell ist, nur der fordernden Stimme des inneren Dämon gehorcht, dafür aber die einheitliche Ganzheit dieser Individualität zum Mutterboden hat; womit denn auch jedem Egoismus — der immer auf dem einseitigen Überwiegen einer Tendenz beruht —, jeder Zersplitterung und jeder Willkür vorgebeugt ist. Indem Gundolf fortwährend kenntlich macht, wie diese Natur rein durch das einheitliche, schlechthin übereinzelne Ideal ihrer inneren Entwickelung durch deren kaum übersehliche Schöpfungen hindurchgeführt wird und so das ihr in jedem Augenblick Angemessene schafft — welches das Höchste ist, was sie überhaupt in diesem Augenblick schaffen kann — entstrahlt diesem Buch eine unendliche Zuversicht zur Ganzheit des persönlichen Lebens; ich hoffe, daß es Unzähligen den Mut gibt, diese Ganzheit nicht nur als etwas Wirkliches, sondern als den Quell einer oder der idealen Forderung zu erleben — und die Kraft, ohne die dies freilich nicht zu erfullen ist: diese Ganz-

heit auch als Einheit unter aller Vereinzelung der „Forderungen des Tages" zu fühlen.

Diese erzieherische Möglichkeit des Buches liegt nur in seinem vollen Umfang und ihr Erweis also außerhalb dieser Zeilen. Eher aufzuzeigen dagegen ist das von ihm unmittelbar Erreichte: der Aufbau der Gestalt Goethe gemäß dem „Gesetz, nach dem er angetreten". Die Tiefenschicht, in der der Aufbau beginnt, die Richtung, in der er in die Höhe geführt ist, wird am einfachsten und ohne weiteres aus einigen Anführungen sichtbar werden. Gundolf spricht von der strengen Begrenzung und Selbstbegrenzung, die Goethes Leben durchzieht, und wie sich sein Bedingtheitsbewußtsein sozusagen in jeden Atemzug mischte, mit dem er die Luft des Unendlichen und Absoluten in sich einzog. Und nun sagt er: „Bedingtheit war für ihn nicht eine Aufhebung, Trübung, Entwürdigung des Absoluten, das für ihn das Leben war, sondern selbst eine Funktion des Lebens, teilhaft also der ganzen Ehrfurcht, die er dem Leben zollte." Tatsächlich gehört dies zu den letzten Formulierungen, die die Goethesche Existenz fordert und verträgt. Resignation, für andere oder äußerlich angesehen eine vom Schicksal aufgedrungene Kürzung der Lebensexpansion oder Versagung des eigentlich Gewollten, gehörte in den positiven Sinn seines Lebens und dessen ursprünglich gesetzlichen Plan hinein, das verzichtende Nein der Bedingtheit war von dem großen Ja seiner Natur genau so umgriffen wie alles Vollbringen und Genießen. Wer diesen Sinn der Goetheschen Resignation als einer von innen her gesetzten Formung und in gleicher Linie mit allen Darbietungen seines Lebens nicht begriffen hat, dem ist die eigentliche Größe seines Daseins, sozusagen sein innerer Umriß, entgangen.

Mit einer Wendung dieses Motivs löst Gundolf endgültig das Napoleon-Problem in Goethes Leben. „Die unbedingte Geistigkeit, den ausschließenden Absolutismus der Idee hat keiner so in Napoleon erkannt wie Goethe, quer durch alle Brutalitäten und Interessenpolitik hindurch. Diese Verwirklichung des Unbedingten erschütterte ihn, den immer weise Entsagenden und Grenzsuchenden, und mit einer Art erhabenen Neides freute er sich der Urkraft, der es gestattet war, ohne Verzicht bis zum Ende, und sei es der Untergang, sich auszuwirken, die prometheisch, cäsarisch, mahometisch begonnene Bahn im gleichen Tempo und ohne anderen Widerstand als dämonischen durchzustürmen. Denn der Entsager empfand in diesem heroisch-tragischen Ausleben, so wenig er es teilen mochte, ein Vergönntsein, das ihm verwehrt war; ähnlich empfand er Lord Byron."

Es gehört zu dieser Beschränkung seines Lebens, die ebenso eine fortwährende Aktivität war wie dessen rastlose Erweiterung, daß sein ganzes Weltverhältnis — so wenigstens stellt es Gundolf dar — ein augen-

mäßiges war und sozusagen mit seinem Zentrum, dem lebendigen Leib, durch eine nie aus dem Sinn verlorene Kontinuität verbunden blieb. Daher versagte er sich allen allgemeinen Begriffen, denen eine konkrete, formhafte und begrenzte, leibhaftige Anschauung nicht zu grunde lag. „Nun beruhen fast alle großen Schlagworte der modernen Welt, woran sich die Begeisterung von noch dumpfen Massen und besonders von jungen Einzelnen entzündet, all diese großen Lockrufe der Aufklärung und der Revolution, Freiheit, Menschheit, Gleichheit, Fortschritt und dergleichen, nicht auf Anschauungen, sondern sind bestenfalls Zielsetzungen, Forderungen: sie hatten also für Goethe keine Wirklichkeit, keine Wirksamkeit. Goethe konnte nicht von einem unbekannten, nur geforderten, nicht geschauten, nicht besessenen Allgemeinbegriff aus wirken und nicht auf einen solchen, sondern nur von dem, was er selbst besaß oder sich angeeignet hatte: vom seelisch-körperlichen Kräftezentrum auf wirkliche Gegenstände und Wesen, die in der Reichweite seiner Sinne und folglich seiner Kräfte und Gedanken lagen."

Ausdehnung und Begrenzung waren die Seiten dieses einen Lebensprozesses, der eben dadurch seine Form gewann. Aber diese Form war in fortwährender Entwickelung begriffen:

„Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still."

Nicht so, als hätte er sich einem Ziel gewollt oder nur tatsächlich in steigender Vollkommenheit genähert. Es gehört vielmehr zu seinen tiefstgegründeten Überzeugungen, daß der Mensch „wohl ein anderer, aber kein besserer werde". Weil jede Epoche seines Lebens nur die Besonderheit war, in der sich jeweils sein ganzes Leben ausdrückte, darum stellte eine jede den ihr eigentümlichen Wert in sich und nicht erst als Etappe zu einem Endwert dar. Die im reinsten Sinne organischen, das heißt hier: typisch-menschlichen Charaktere dieser unterschiedlichen Epochen hat Gundolf an dem Ausdruck bestimmt, den sie in seinem Werk gefunden haben. So faßt er einen Typus von Gedichten der Weimarer Zeit vor Italien als „Resümierende Lyrik" zusammen (besonders „Zueignung" und „Seefahrt") die, unterschieden von dem Gedicht-Werden einzelner Erlebnisse oder überpersönlicher Schauungen, gewissermaßen „Lyrische Panoramen, Überblicke über das Ganze seiner Liebe oder seines Schicksals" sind. In dieser Zeit war „das Deutlichwerden über sich und den Gang seines Daseins das erregende Moment für ihn. Sein Leben überschauen, lenken und bilden zu können, dies Glück und diese Pflicht selbst war für ihn ein dichterisch erregendes Erlebnis. Einem Menschen, der eben nach einer Staroperation sehen gelernt hat, wird zunächst weniger ein Erlebnis

sein, was er setzen kann als daß er sehen kann — und so ist für den Goethe zwischen der Berufung nach Weimar und der Italienischen Reise das große Erlebnis, daß er zur Klarheit über sich und die Welt gelangt, daß er seine Sinne reiner, seine Begriffe deutlicher, seine Vorstellungen bestimmter werden fühlt, daß ihm Sinn und Aufgabe seines mächtig getriebenen und erregten Daseins aufzugehen beginnt. Diesen Prozeß selbst wird er nicht müde in dieser Zeit zu besingen oder darzustellen: eben den Bildungsprozeß selbst, das Sehen-Lernen und Schauen, den Akt des Schauens, nicht die Gegenstände — während erst die nächsten Jahre der Darstellung des Geschauten, dem Inhalt, der Anwendung des Schauens gewidmet waren. In der Zeit seiner Reife und Helle war ihm das Hellwerden und Überschauenkönnen selbst kein Erlebnis, keine dichterische Erregung mehr, sondern nur die Gegenstände um ihn, Gott und Welt und seine momentanen Begegnungen mit diesen Gegenständen." Und dann faßt er die letzte Epoche abschließend zusammen: „Nicht die Intensität des einzelnen Erlebnisses bestimmt mehr Goethes Leben und Werk, sondern das aus seinem Leben hervorgegangene und erkannte Gesetz bestimmt Maß, Gewicht und Stelle, die jedes in seinem Leben einzunehmen hatte."

Dieser Bestimmtheit durch das höchst Persönliche konnte er sich beruhigt anvertrauen, da er in dieser letzten Epoche sein persönliches Leben mehr und mehr in das gegensatzüberwindende göttliche All-Leben hineingewachsen fühlte. Wie sich dies zum Gedicht-Symbol kristallisiert, schildert Gundolf an der Deutung von „Weltseele" und „Wiederfinden". „Ihr Gegenstand ist die Weltwerdung durch die Liebe, die erotische Kosmogonie. Die Vereinigung von Mann und Weib, als seelisches Erlebnis, ist zugleich das Zeichen, der Anfang und die Vollendung des kosmischen Geschehens, wodurch die Welt wird und sichtbar wird. In „Wiederfinden" feiert Goethe die Raumwerdung des liebenden Menschen, in „Weltseele" die Menschja die Liebe-werdung des beseelten Raumes. „Wiederfinden" geht lyrisch von einer seelischen Erschütterung, „Weltseele" didaktisch von einer erhabenen Schau aus. Beide durchmessen den Raum zwischen Ich und All, aber auf entgegengesetztem Weg. „Wiederfinden" ist die Ausbreitung eines Glutkerns in Erleuchtung, „Weltseele" die Verdichtung eines Lichtmeers zum Brennpunkt. In „Wiederfinden" waltet daher die Schwingung des Werdens als ein mitreißender Flug, in „Weltseele" ist die erhabene Gewißheit des gesicherten Alls und der mild ruhevolle Herabblick von der unfehlbaren Überwölbung. Dort ist die menschliche Sehnsucht leidenschaftlich ins All hinausgeworfen, hier ist die Ruhe des göttlich-bewegten Alls bis in die menschliche Liebe hineingebreitet, welche nicht mehr als Seelenvorgang, sondern als Naturgeschehen erscheint." —

Wenn diese höchst fragmentarischen Anführungen genügen, von dem

fruchtbar Entscheidenden des Gundolfschen Buches: der Feststellung des allein-möglichen Niveaus der Goethebetrachtung zu überzeugen, so ist damit das Urteil letzter Instanz über die bisher im Schwange befindlichen Goethebiographien gesprochen. Die Urteilsgründe mag man dahin zusammenfassen, daß diese Bücher für die „reifere Jugend" — in verschiedenen Graden der Reife — geschrieben sind. Für diese aber gibt es ein für allemal kein Goethebuch, sondern nur ein Goethe-Anekdoten-Buch; welches übrigens ein durch Geist und Geschmack durchaus achtbares Unternehmen sein kann. Dem Niveau der Jugend aber ist Goethe versagt, nicht weil das einzelne Werk als einzelnes zu schwer oder zu tief wäre — nach dieser Richtung möchte ich der Jugend grade mehr als es gewöhnlich geschieht zutrauen — sondern wegen jener Beziehung des Werkes zu der Lebenstotalität, von der ich als der über alles Goethe-Verständnis entscheidenden, sprach. Es gibt genug Werke innerhalb der Geistesgeschichte, die nur im Rahmen des ganzen Lebens ihres Schöpfers ganz zu begreifen sind. Allein dieses Verhältnis steigert sich hier gewissermaßen bis zu seiner Umkehr: hier ist das einzelne Werk eigentlich nur der Rahmen, in dem sich das Goethesche Leben, als Fülle und Einheit, darbietet. Dem aber kann die Jugend nicht nachkommen, die ja selbst erst an Aufbau und Erfassung des Lebens arbeitet. In diesem Stadium mag man alle möglichen Einzelheiten verstehen, eine Lebensganzheit als solche aber erst, wenn man sie, als Form, an sich selbst erfahren hat. In einem höchst wortgenauen Sinn aber gilt von Goethe, daß man ihn nur „ganz oder gar nicht" verstehen kann — so sehr man ihn auch in dem ersteren Falle auf materiell höchst verschiedene Weise verstehen mag. Damit daß das Gundolfsche Buch in jeder Zeile dies Hindurchleben der ganzen Goetheschen Existenz durch jede einzelne ihrer Äußerungen zum eigentlichen Gegenstand hat, ist seine Höhenlage von selbst gegeben. —

Angesichts des Entscheidenden und Vorbildlichen, das diese Gesamthaltung des Buches leistet, würde ich mit der Hervorhebung abweichender Auffassung von Geringerem und Wesentlicherem, vielleicht sogar der zugrunde liegenden Lebensintention, meine jetzige Aufgabe für verschoben halten. Es gehört zu den charakteristischen Verfehlungen des modernen Intellektualismus, ein Werk dieser Art durch vielleicht berechtigte Einwände, ja sogar Fehlernachweise, als „widerlegt" anzusehen und seinen eigentlichen Wert davon betreffen zu lassen. Nur rein theoretische Einzelbehauptungen haben an solchen Nachweisen ihr Wertkriterium, denn sie können nur wahr oder falsch sein und ihre Falschheit macht sie überhaupt nichtig. Ein vielgliedriges Gebilde aber, das sich als ganzes dem einfach logischen Urteil über Wahr oder Falsch überhaupt nicht stellt, ist soviel wert wie das Beste an ihm wert ist, relativ gleichgültig dagegen, wieviele Elemente

unterhalb seiner Höhepunkte bleiben. Der Intellektualismus, mit seiner verhängnisvollen Neigung zu verneinender Kritik, liebt es umgekehrt, ein Ganzes von unten her zu beurteilen. Es offenbart sich darin die mit seinem Prinzip verbundene Unfähigkeit, Einheiten jenseits ihrer Einzelheiten aufzufassen, wie seine Fremdheit gegen alle künstlerische Schätzungsweise. Denn insbesondere den Gesamtwert einer Kunstepoche wird man zweifellos nach ihren höchsten Erzeugnissen und nicht nach ihren niedrigsten und nicht nach einem Durchschnitt beider abschätzen, die Bedeutung eines Künstlers nach seinen vollkommensten Werken, nicht nach denen seiner schwachen Stunden. Was Goethe uns wiegt, bestimmt sich — wenn überhaupt nach einzelnen Momenten — nach dem Gewicht von „Faust" und „Iphigenie", dem „Meister" und den „Wahlverwandschaften", nicht aber nach dem des „Bürgergeneral", des „Großcophta" und der Theaterreden. Ein Buch wie das Gundolfsche ist man natürlich berechtigt als ganzes anzuerkennen oder abzulehnen, insoweit darüber nicht Gründe verstandesmäßiger Kritik, sondern die Richtung des geistigen Seins entscheidet. Dem einzelnen gegenüber aber sollte man sich an das halten, was einem als Höhepunkt und positiv Wertvolles erscheint, und an dem anderen einfach vorübergehen. Denn ein solches Werk ist doch nicht wie eine Rechnung, deren Gesamtresultat negativ wird, wenn ein einziges Glied es ist; dies Gesamtresultat überhaupt darf man wirklich nicht aus dem quantitativen Verhältnis zwischen dem Anerkannten und dem Widerlegten errechnen wollen. Aber die Art der Kritik, die dieses Symbol zugespitzt-radikal andeutet, liegt dem Intellektualismus besonders nahe, und ich möchte behaupten, daß er vielleicht noch uns alle falsch lesen gelehrt hat. Goethe selbst ist das erhabenste Beispiel der Positivität des Aufnehmens, mit der wir von allem Gebotenen uns aneignen, was uns gemäß ist und was wir objektiv anerkennen, bei dem übrigen aber uns nicht aufhalten. Vielleicht wird uns die Not unserer Zeit auch hier zur besseren Erzieherin. In sozialer wie in religiöser, in künstlerischer wie in politischer, in personaler wie in wissenschaftlicher Hinsicht haben wir unzählige Werte verneint, weil mit ihrem Positiven anderes verbunden war, das wir verwerfen mußten. Der Überfluß und der grenzenlose Spielraum des vergangenen Friedens schien so sorglose Verschwendung zu berechtigen. Die Hoffnung auf ein in sich harmonischeres, gefestigt bleibendes Deutschland ruht aber auf einer ganz geänderten Einstellung, darauf, daß deren bestimmender Ton auf das Positive rückt, das der eine vom andern nehmen, an ihm anerkennen kann, daß Personen und Parteien sich in wachsendem Maß an dasjenige an Personen und Parteien halten, wozu sie Ja sagen können und, unter Vorbehalt der unvermeidlichen Lebensbasierung auf Ja und Nein, sich öfter und öfter der Nietzscheschen Tafel erinnern: „Wo man nicht lieben kann,

soll man vorübergehen." Es scheint mir nicht unverhältnismäßig, dieses Allgemeinsten in der Zeit zu gedenken, wo an dem größten Heros deutscher Kultur — der zugleich ihr größter Ja-Sager war — dieses Buch erwachsen ist. Vieles daran mag der eine, vieles der andere verneinen; aber zu irgendwelchem Wesentlichen darin wird auch der prinzipiell anders Gerichtete Ja sagen müssen. Und ob das geistige Deutschland dieses und nicht jenes in den Punkt des schärfsten Sehens rückt, wird ein Symbol dafür sein können, ob jene Umstellung des deutschen Geistes auf das Positive — deren Gegenteil wir uns nun nicht mehr gestatten können — sich zu vollziehen beginnt; und wird damit den tiefen Zusammenhang offenbaren, in dem diese zukunftverbürgende Umstellung und die Rechtsbegrenzung des Intellektualismus unserer Vergangenheit sich gegenseitig bedingen.

Leibnizens Modernität

von Eugen Lerch

Ich darf also wohl mit gutem Grund annehmen, daß all die verschiedenen Klassen von Wesen . . . nur ebensoviele Koordinaten ein und derselben Kurve sind . . . Die Menschen stehen also mit den Tieren, die Tiere mit den Pflanzen, und diese wiederum mit den Fossilien in nahem Zusammenhang . . . Das Gesetz der Kontinuität fordert: wenn die wesentlichen Bestimmungsstücke eines Wesens sich denen eines andern nähern, daß dann auch alle sonstigen Eigenschaften des ersteren sich stetig denen des letzteren nähern müssen. So bilden alle Ordnungen der natürlichen Wesen notwendig eine einzige Kette, in der die verschiedenen Klassen, wie ebensoviele Ringe, so eng ineinander haften, daß es für die Sinne und die Einbildung unmöglich ist, genau den Punkt anzugeben, wo die eine anfängt und die andere endigt: denn die Grenzarten, das heißt die Arten, die gleichsam rings um die Wende- und Schnittpunkte herum liegen, müssen eine doppelte Deutung zulassen und sich durch Merkmale auszeichnen, die man mit gleichem Recht auf die eine oder die andere der benachbarten Arten beziehen kann . . . Die zwingende Kraft des Kontinuitätsprinzips steht für mich so fest, daß ich nicht im mindesten erstaunt wäre über die Entdeckung von Mittelwesen, die in manchen Eigentümlichkeiten, etwa in ihrer Ernährung und Fortpflanzung, mit ebenso großem Rechte als Pflanzen wie als Tiere gelten können und so die gewöhnlichen Regeln umstoßen würden, die auf der Voraussetzung einer vollständigen und unbedingten Trennung der verschiedenen Ordnungen der Wesen, die gleich-

zeitig das Universum erfüllen, aufgebaut sind. Ja, ich würde darüber, wiederhole ich, nicht nur nicht erstaunt sein, sondern ich bin sogar davon überzeugt, daß es solche Wesen geben muß . . ."

Schrieb so der junge Darwin? Nein: das steht in einem Briefe von Leibniz an Varignon. So nahm er, anderthalb Jahrhunderte vor dem Erscheinen des ‚Ursprungs der Arten', den Darwinismus vorweg — wie er anderthalb Jahrhunderte vor Robert Mayer (obwohl er von den Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft über die Verwandlung der einen Energieform in die andere noch nichts wissen konnte) das Gesetz von der Erhaltung der Energie aufstellte. Das ganze Sein als eine Art Stufenleiter: die Steine als schlafende Seelen, die Pflanzen als träumende, die Tiere als wache, die Menschen als wache und dabei bewußte, und Gott als die vollkommenste, als Weltseele — ermißt man die Größe und Fruchtbarkeit dieser Konzeption? Mehr noch: er geht über den rein mechanistischen Darwinismus bereits hinaus: er stellt die Natur, die er im einzelnen nach mechanischen Prinzipien aus sich selbst heraus erklären will, als Ganzes in den großen Rahmen eines Geistigen und Göttlichen: der Mechanismus wirke ohne Ausnahme, doch er verwirkliche den Zweck. Hinter den wirkenden Ursachen sieht er die Endursachen; er fragt nicht bloß: warum?, sondern auch: wozu? So überbrückt er die Kluft zwischen den beiden Reichen der Natur und des Geistes, zwischen dem Bezirk des toten Gesetzes, das uns heute schon sagen läßt, wo ein Planet in tausend Jahren erscheinen wird, und des lebendigen Menschenwillens, der immer wieder anders und ewig unberechenbar ist und uns heute noch nicht sagen läßt, was morgen sein wird — zwischen strenger Ordnung und bunter Mannigfaltigkeit; so befriedigt er gleichermaßen die widerstreitenden Ansprüche der beiden großen Mächte seiner Zeit: der jungen Naturwissenschaft, die sich im Rausch der Renaissance, im Rausch ihrer ersten Erfolge sonnte, der die revolutionierenden Entdeckungen eines Kopernikus, Galilei und Kepler den prometheischen Mut gegeben hatten, alles und jedes mechanisch und gesetzmäßig erklären zu wollen, und der alten Theologie, welche fortfuhr, alles und jedes aus Zwecken zu erklären (nämlich aus den Absichten Gottes). So hält er in seinem reichen Arsenal schon die Waffen bereit, womit man seit Eduard von Hartmann den Darwinismus bekämpft: den Einwand, daß die mechanische Selektion wohl die Ausschaltung des Unzweckmäßigen, nicht aber die positive Hervorbringung des Zweckmäßigen erklären kann und daß aus der scheinbar geistverlassenen Natur im Verlaufe der Entwicklung das Geistige nur hervorgehen kann, wenn der Geist von Anfang an in der Natur wirkend gedacht wird. Wir sind heut nicht mehr so leichthin geneigt, von göttlichen Zwecken zu reden — daß aber die rein kausal-mechanische Betrachtung der Welt ihr nicht gerecht wird, daß man,

um die Erscheinungen des Lebens befriedigend zu erklären, zweckvoll wirkende Kräfte annehmen muß, ist unsere tiefste Überzeugung, und eine Lehre, die alle Aufwärtsentwicklung aus dem „Zufall" verstehen will, die die Wirksamkeit von Zwecken in der Natur beharrlich leugnet, erscheint uns als eine Art umgekehrter Theologie. So nimmt auch Bergson, dem das Leibnizische Weltbild zumindest durch seinen Lehrer Ravaisson zugeflossen ist, das Lebendige wieder als das Primäre an: er entwickelt es nicht mehr aus dem Toten, sondern faßt die Materie als die „Umkehrung", Stabilisierung, Erstarrung des Lebensstromes, als Zerstreuung und Auflösung des stetigen Werdens, als Entspannung des Geistes — und die Entwicklung nicht mehr als mechanisch-zufällige, sondern als schöpferische.

Leibniz ist das Gebirge, von dem alle Ströme entspringen. Gewiß: die Nachgeborenen mußten die Abgründe, die er notdürftig überbrückt oder nachtwandlerisch übersprungen hatte, wieder aufreißen und nur noch mehr erweitern — und doch ist er ihr gemeinsamer Stammvater. Seine Philosophie ist reicher und umfassender als irgendeine (ebendeshalb freilich auch skizzenhafter als irgendeine). Wie in Goethe schon alle spätere Literatur bereit liegt, so ist alle spätere Philosophie in ihm schon keimhaft enthalten. An seine „Neuen Versuche über den menschlichen Verstand" (sie sind soeben, mit einer aufschlußreichen Einführung von Ernst Cassirer, bei Felix Meiner in Leipzig neu herausgekommen), worin er die grundlegende Unterscheidung vollzieht zwischen den notwendigen Wahrheiten der Vernunft, die nur aus „angeborenen Ideen" bewiesen werden können, und den zufälligen Erkenntnissen der Erfahrung, welche zwar lehrt, was geschieht, aber nicht, was notwendig geschieht — worin er Raum und Zeit bereits als „Ordnungsprinzipien", als „Weisen der Betrachtung" bezeichnet, knüpft später der junge Kant an. Er hatte diese Schrift, sein philosophisches Hauptwerk, zeitlebens im Schreibtisch schlummern lassen — man weiß nicht recht warum — und so war das Eigenste, das er zu geben hatte, noch lange verborgen geblieben, so hatte noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode in der Zurechtmachung Christian Wolffs ausschließlich das geherrscht, was Lessing später die exoterische Seite seiner Philosophie genannt hat: man hielt sich an die ‚Theodicée', die seine Lehre von der Weltharmonie mehr mit Rücksicht auf die theologischen Vorstellungen und erbaulichen Bedürfnisse weiter Kreise darstellte. Nach dem Erscheinen der ‚Neuen Versuche' kommt nun endlich bei Lessing und Herder ihr esoterischer Charakter zum Durchbruch. Hier wird die Weltharmonie nicht mehr religiös, sondern aus der natürlichen Stufenfolge der Dinge, aus den Gradunterschieden und den „kleinen und dunklen Vorstellungen der Monaden" begründet. Hier erprobt er die „Monadologie" an Lockes „Versuch über den menschlichen Verstanden": nachdem Descartes, der Ver-

fechter des ſtrengen Dualismus zwiſchen der „denkenden" und der „ausgedehnten" Subſtanz, unſere Vorſtellungen als angeborene bezeichnet hatte (wogegen man einwenden konnte, daß dann ja jeder Säugling ſie beſitzen müßte), hatte Locke ſie lediglich aus der Erfahrung entſtehen laſſen, hatte er die Seele mit einer leeren Tafel, einer „tabula rasa" verglichen, die von der Außenwelt erſt beſchrieben werde. Eine ſolche Paſſivität der Seele konnte Leibniz, den Tätigen, der überall Tätigkeit ſah, nicht befriedigen. Er zieht die Syntheſe zwiſchen Descartes und Locke und entdeckt die unbewußten, keimhaften Vorſtellungen, aus denen ſich die klaren und bewußten erſt allmählich entwickeln, und zwar ſo, daß ſie mit der Außenwelt vollkommen übereinſtimmen: gleicht die fertige Erkenntnis einer Skulptur, ſo iſt die der Anlage nach vorhandene wie ein Marmorblock, in deſſen Adern jene Skulptur jedoch gleichſam ſchon vorgezeichnet iſt, ſo daß ſie nur herausgemeißelt zu werden braucht. Der Formel der Scholaſtiker und Lockes: „Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu" fügt er die wundervolle Ergänzung an: „nisi intellectus ipse" — ausgenommen der Verſtand ſelbſt, das heißt ſeine Kraft, die Erkenntniſſe aus ſich ſelbſt zu entwickeln (denn die Monaden haben ja keine Fenſter). Das iſt Leibnizens Pſychologie: Werden und Wollen.

Leſſing, der die „Neuen Verſuche" überſetzen wollte, läßt ſich viel mehr als von Spinoza von Leibniz anregen. Er, bei dem ſich das Kritiſch-Aufkläreriſche und das Dichteriſch-Gefühlsmäßige die Wage halten, ſteht noch ſo recht im Zentrum der Leibnizſchen Lehre. Schon aber teilen ſich die Wege: den einen wandeln die Reimarus, Mendelsſohn und Nicolai, den andern die Hamann, Herder und Lavater. Bei ihnen empören ſich die dunklen Vorſtellungen wider die klaren: Gefühl und Glaube, die in den Tiefen des Blutes, im Unbewußten und Inſtinktiven des naturgeborenen Genies wurzeln, erklären die Welt intenſiver und umfaſſender begreifen als können als die „ſpärliche Leuchte des Verſtandes". Dieſe Ideen wirken weiter bei Jacobi und Schelling, den Philoſophen der Romantik (und wieder bei Bergſon, dem Neuromantiker). Dazwiſchen ſtehen die Stürmer und Dränger der Literatur, der junge Schiller und der junge Goethe (von dem man weiß, wieviel er Herder verdankt), während dem alten der Leibnizſche Begriff der Stete ſo teuer war. Und die nachkantiſchen Philoſophen, dieſe Kerle, die da ſpekulierten und die fette grüne Weide ringsum verſchmähten, die mit Begriffen Fangball ſpielten und die ganze Welt aus ihrem Innern herausſpinnen wollten — erinnern ſie nicht an Leibnizens fenſterloſe Monaden, auf die die Außenwelt keinen Einfluß hat, die all ihre Vorſtellungen aus ſich ſelbſt heraus entwickeln? Und als dann, unter dem Einfluß der üppig blühenden Naturwiſſenſchaften, der große Umſchwung kam, als man wieder einſah, daß ſich ein philoſophiſches

Gebäude nicht vom Dach her konstruieren läßt — da griff man wieder auf Leibniz zurück, dem Physik und Mathematik die Grundmauern seines Systems geliefert hatten. Nun kam sein Begriff der Kraft, dieses Bindegliedes zwischen Körperwelt und Geist, wieder zu Ehren. Fechner, Lotze, Eduard von Hartmann, Wundt — sie alle philosophieren in seinem Geiste. Sie bauen vorsichtig von unten herauf, sie gründen die Metaphysik auf die Physik, sie ordnen die mechanistische Betrachtung der Naturwissenschaften als dienendes Glied in eine an Zwecken orientierte Weltanschauung ein. Hartmanns Lehre vom Unbewußten ist ohne die „kleinen und dunklen Vorstellungen" nicht denkbar. Kraft und Wille sind bei Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche, Wundt, Fouillée (und Bergson), Kern der Welt. Wenn Wundt sagt: „da wir nun unmöglich annehmen können, daß die Objekte überhaupt kein eigenes Sein haben und ein anderes eigenes Sein als unser Wille uns nirgends gegeben ist..., so wird hier unweigerlich eine Ergänzung gefordert durch die Hypothese: das eigene Sein der Dinge ist dem unseren gleichartig; es ist Wollen" — was ist das anders als eine Entfaltung des Leibnizischen Gedankens, wir müßten die Substanzen auffassen à l'imitation de la notion que nous avons des âmes? So war Wundt, unser repräsentativer Philosoph, wie kein anderer erwählt, uns die Leibnizische Lehre wieder nahe zu bringen (Wilhelm Wundt, Leibniz. Verlag Alfred Kröner in Leipzig, 1917).

Man braucht seine Philosophie nur ihres feierlichen Priesterornats zu entkleiden — so hat man die neue Dynamik und Energetik, die unsere Zeit durchglüht. Wir gehen, in Philosophie, Kunst, Dichtung, Erziehung, Lebensführung, Politik, an dem mechanischen Weltgetriebe, das den Moralisten die Hölle dünkt, nicht mehr vorüber — noch darin auf. Wir denken mit Dehmel: „Noch hat keiner Gott erflogen, der vor Gottes Teufeln flüchtet". Wir streben zu Gott — nicht vorbei an der Welt, sondern hindurch. Auch wir realisieren Zwecke — mit Hilfe der kausalgebundenen Tatsächlichkeit.

Das alles ist in Leibniz dem Riesen: Aufklärung und Romantik, dumpfgärende Intuition und wasserklare Begrifflichkeit, irdischer Fortschrittswille und Aufschwung zum Überirdischen. Er ist, wie seine Monaden, noch immer ‚schwanger von Zukunft'.

Die Welt als Bewegung, als Kraft und Wille, als rastlose Tätigkeit, als unendliches Werden und Wirken, als Entwicklung und Vervollkommnung — das Glück nicht als Zustand, als Ruhe, als Genuß, als ‚Herden-Weideglück', sondern im fruchtbaren Schaffen zu sehen — diese Dynamik, die sich, in verschiedener Färbung, bei Lessing und Herder, bei Goethe (Faust!) und Schiller, bei Kant und Fichte, bei Schelling und

Hegel, bei Schopenhauer und Nietzsche wiederfindet, ist ebenso deutsch, wie etwa die statische Auffassung, die Welt als starres Bauwerk, das der analysierende Verstand aus wenigen Begriffen deduzieren könne (Descartes!) französisch ist. (Wir sahen es oben in der Psychologie: für Descartes sind die Vorstellungen ein Seiendes, Angeborenes, für Leibniz ein Werdendes, sich Entwickelndes.) Von dieser Dynamik aus ist auch sein Wort zu verstehen, das uns Ringenden zunächst wie eine Gotteslästerung klingt: das viel bespöttelte Wort von dieser Welt als der denkbar besten. Sie war es ihm nicht, weil sie bereits vollkommen sei, sondern weil sie alle Möglichkeiten der Vervollkommnung in sich birgt, weil selbst das Böse noch ein Antrieb zum Guten ist, wie etwa der Krieg noch den schlummernden Eros des Mutes und der Hingabe aufweckt. Der Willensmensch aber ist ganz von selbst Optimist, muß es sein – weil Pessimismus lähmt . . . Leibnizens Denken wäre deutsch, auch wenn er ausschließlich französisch oder lateinisch geschrieben hätte, auch wenn er mit der deutschen Sprache und Dichtung auf dem Kriegsfuße gestanden hätte wie Fridericus rex. Er ist sich jedoch seines Deutschtums auch bewußt geworden. Er wurde es, wie wir es wurden: weil er sein Volk in Gefahr sah. Sie drohte, wie heute, von Ost und West. Da mußte er seine sprühende Aktivität auch in die Politik werfen. Als Dreiundzwanzigjähriger sucht er den Polen more geometrico zu beweisen, sie müßten zum Nachfolger Johann Kasimirs einen deutschen Pfalzgrafen küren, nicht aber den vom Zaren vorgeschlagenen russischen Kronprinzen, weil es sonst zu Ende sei mit ihrer Freiheit, Gesittung und Bildung, weil sonst Polen, „die Vormauer des Christentums gegen die Barbaren", verloren sei. Gegen die Gewaltpolitik des Sonnenkönigs, der schon gewichtige Stücke der spanischen Niederlande abgerissen hatte und bald auch Straßburg raubte, schlägt er gleich darauf im „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf festen Fuß zu stellen" die Gründung eines starken deutschen Fürstenbundes vor. (Man findet diese Denkschrift im zweiten Band („Vaterland und Reichspolitik") der „Deutschen Schriften", die Walther Schmied-Kowarzik, ein Schüler Diltheys, soeben bei Felix Meiner in reizvoller Modernisierung der Sprache, die aber doch das altfränkische Kolorit wahrt, herausgebracht hat; im ersten stehen die noch zu erwähnenden Gedanken über „Muttersprache und völkische Gesinnung"). Um den französischen Ehrgeiz von Deutschland abzulenken weist er ihn nach Ägypten, das die Pforte zu den unermeßlichen Reichtümern Indiens sei (Consilium Aegyptiacum): ein Vorschlag, wie ihn ein kluger deutscher Diplomat in den letzten Jahren vor dem Kriege nicht klüger hätte machen können.

Wenn aber das Reich, das durch den dreißigjährigen Glaubenskrieg

zerrüttete, nicht verschlungen werden sollte, mußte er den religiösen Zwist beseitigen, mußte er versuchen, Katholiken und Protestanten durch ein für beide Teile annehmbares „Theologisches System" wieder zu vereinigen, und als dies mißlang, als ihn seine Verhandlungen mit Bossuet in den Geruch brachten, ein verkappter Katholik zu sein, wenigstens den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten aufzuheben. Doch darf man diese Bemühungen nicht etwa für nackte Diplomatie halten. Versöhnen und vermitteln, Brücken schlagen zwischen Gegensätzen, Disharmonien in Harmonien auflösen war eine der zentralen Triebkräfte seiner Philosophie. Er scheiterte nicht deshalb, weil er die Religion unterschätzte, sondern weil er sie metaphysisch faßte, weil er Religion und Kirche gleichsetzte, weil er übersah, daß die Kirchen von Natur aus politisch-soziale Institutionen mit Machtbegierden sind, die sich der Vereinigung widersetzen müssen.

Ein wichtiger Kitt für das verfallende Gebäude war die Muttersprache. Für ihre Reinheit und ihr Ansehen, für eine deutsche Akademie zu ihrer Pflege legt er sich in der Zeit des Alamode-Unwesens ins Zeug, ohne doch die Ausschreitungen der „Reindünkler" (seiner und unserer Zeit) mitzumachen, deren Sprache „eine Suppe von klarem Wasser" sei, nämlich „ohne Unreinigkeit und ohne Kraft": die Klarheit ging ihm über die Reinheit, und er hat nichts dawider, „einigen guten Worten der Ausländer das Bürgerrecht zu verstatten".

So lebendig ist der alte Leibniz!

Metaphysische Figuren

von Max Krell

Sechs Bücher von sechs Autoren gemeinsam besprechen kann heißen: sie auf ihren geistigen, zeitlichen, künstlerischen Generalnenner bringen; die unbewußte Subjektivität des Beurteilers rückt sie in eine nahezu gleiche Beleuchtungslage oder gruppiert sie auf Gegensätze, die verbinden. Zeitliche Gemeinsamkeit schließt häufig die geistige in sich. Aus der Forderung: Triumph des Fleisches über den Geist wurde „Lucinde" symptomatisch, Schlegel repräsentativ, zeitlich und geistig. Für: Erlösung aus Lust und Blut durch den Geist (die Werte, oder nur die Wege sind umgekehrt, das Ziel bleiben die faustischen Quellen) fand Meyrink heute die Formel einer metaphysischen Figur. Stellt der Beurteiler dieser sechs Bücher den Refraktor entsprechend ein, so kann er statuieren, daß diese sechs Dichter ihren Trieb: in sich alle kosmischen Urstrahlungen zu sammeln,

um Totalität zu werden, in metaphysische Figuren kleiden, die als dämonische Kräfte die Welt ihrer Gestalten lenken.

I

Aus Beziehungen: der Parallelität von Charakteren und Bildern, wolle man nicht schließen, Gustav Meyrink habe in dem Roman „Das grüne Gesicht" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig 1917) eine Paraphrase des Golemmotives versucht. Auch daß beide Bücher die Kontinuität des Geistes aussprechen, ist noch immer eine Ähnlichkeit äußerer Ursache. Eher gilt: im „Golem" sei das Gerüst einer Anschauung errichtet, dessen polyphone Füllung der zweite Roman oder überhaupt ein späteres Werk Meyrinks erwarten ließ. Eine Wirkung nach außen war gegeben, ein Spiel geheimer Kräfte im Erfolg sichtbar aufgezeichnet. Was an der bildlich gemachten Gestalt singulär und mehr romantischer Eindruck blieb, wird durch „Das grüne Gesicht" in einen Reichtum okkulter Beziehungen gehoben, die Vermittlung von der Wirkung zu den Energien angestrebt. Zusammenfassung des Okkulten überhaupt und Figuration der Kraft über den Dingen — verläuft es nicht schon in der Definition; sonst wäre episches Bestrahlen Verschwendung. Aus geistigem Erlebnis und unerhörter innerster Zerpflückung wirkt es positiv. Den „großen Innerlichen" substanziert in den Bereich des Bewußten zu rücken wurde der dichterische Sinn des Buches.

Chidher Grün gleicht Ahasver, dem nie erlösten Wanderer zur Ruhe; doch ragt seine Struktur, in Bildhaftigkeit für das ganze Werk, als massives Produkt zahlloser Legenden und Kulte — unbeirrt von deren Tendenzen: denn alles ist vermischt, nicht mehr herrschend (Kabbala, buddhistische, ägyptische, christliche Mystik), weil seine Welt des Übersinnlichen Unterschiede nicht mehr kennt. Aus allem genommen, hat er — und ist er vielleicht — die Seele von allem, oder wenigstens (mit Goethe:) „ihr Dasein in Tätigkeit gedacht;" unsichtbar-sichtbare Figur, seine Maske erzhaft oliven, daß sie Gesichtern Vorzeitlicher gleich in schwarzgrünem Golde schimmert („grün, „sagt Meyrink," ist an sich keine wirkliche Farbe . . . sie ist aus einer Mischung von Blau und Gelb entstanden. . . Erkenne du aus diesem Beispiel, daß, wenn er dir als ein Mann mit grünem Antlitz begegnen sollte, sein wahres Gesicht dir trotzdem noch immer nicht offenbar ist") und mit schwarzer Binde umhüllt: nur Berufenen sei sein Anblick gegönnt; er reicht vom Gestern in das Morgen: vom Anfang in das unerforschte Glück. Chidher Grün bedeutet Kopfwesen, geistige Macht des Unwirklichen, Sammlung dessen, was menschliche Grübelei aus Übersinnlichem sog, und motorisches Zentrum der ganzen Magie. Denn — und das unterbricht die Starre seiner ewigen Existenz —: er darf Reine zur

Freiheit, Strebende zum Loges führen. Nicht ein einzelnes Beweis-Beispiel genügt Meyrink: er zieht eine ganze Welt in die hundertfache Strahlenbrechung seiner Linse.

Der Erlösung vom Krieg — Voraussetzung für den Ablauf des Buches — folgten nicht so sehr Besinnung und Ausgleich, als elende Lust: Amsterdam wurde Becken der Unzähligen — Leidenden, Träumer, Wüstlinge, Genußsüchtigen, dazu der Wunschvollen nach Vergeistigung und der Ekstatiker um ein neues tausendjähriges Reich. Aus dem Rembrandtschatten der Grachten flammt mystische Begierde: arme Konventikler, Schuster, Schnapshändler, exaltierte Weiber, geschmückt mit biblischen Namen, warten der Geburt des Geistmenschen. Sie und ein anderer Kreis, in dem die Schärfe der Ekstase durch Skepsis und Resignation gemildert wird, bindet der Wunsch: „lieber alte Formen mit neuen Augen, statt neue Formen mit alten Augen sehen zu lernen." Erkenntnis: ist nicht das Neue. Alle Wesenheiten sind unverloren und kehren wieder; ihr Ferment ist: was von innen kommt, das innere Wort — „der große Innerliche". Zur letzten Konsequenz erfüllt sich das Schicksal des Fortunat Hauberrisser und seiner Geliebten Eva van Druysen, die den Stachel des Schmerzes brechen: erst müsse man sich die alten Augen aus dem Kopf weinen, ehe man vermöchte, die alte Welt mit neuen Augen lächelnd zu betrachten. Das Rezept dieses Sieges heißt: am Anfang sei das Wachsein, die vollkommene Anspannung des reinen Willens. Die als Erwachte sich erneuern (sie haben nichts zu tun mit dem Reich der Toten, sie sind unspiritistisch, ihr Ziel ist „ewiges Sein") darf der große Innerliche in die letzte Höhe führen über — nach Menschenmeinung — leiblichen und geistigen Tod und einen Gomorrhasturm hinweg, der die Erde unter ihnen zu Splittern fegt.

Chidher Grün wirft die Geschicke seiner Wesen durch alle Bezirke; Metaphysik kreuzt sich mit wirklichem Bestand: es gibt keine Grenzen zwischen ihnen, also auch keine Lösung des Verblüffenden, keinen Versuch, mit der Säure des Wirklichen eine Reaktion zu vollziehen. So bleiben die Begriffe — selbst dort, wo sie sich dem Barocken zeitlichen Witzes verbinden — nur fühlbar dem Überempiriker von Meyrinkscher Einsamkeit. Unbestreitbare Größe liegt im Möglichwirken der Darstellung: in einem futuristischen Spiel (des Konkreten und Abstrakten, des Tiefschlafs und der hellen Sonne), das an Bluff hinstreift und plötzlich Tiefe aufreißt, unverlegen um Effekt und Laune. So körperlich stellen sich die transzendenten Begriffe auf, daß kein Ernsthafter ihnen entrinnt und jeder, zweifelnd an der Wahrheit seiner Existenz, durch eine geistige Wiedergeburt schreitet. Dunkelheit ist zu überwinden und als das zu nehmen, was sie tatsächlich ist: am neuen Stoff das ungeheure Erlebnis eines weisen Mannes, der

nach Worten strebt, es mitzuteilen, leicht aber am Unzulänglichen unseres Aufnahmevermögens scheitert.

2

In irgendeiner Weise Metaphysik gestalten auch vier neue Bücher vom „Jüngsten Tag" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig, 1917). Sie begnügen sich nicht mit den äußeren Erscheinungen, sondern entkleiden sie — durch eine Expansion von Geist und Gefühl —, daß sie sich als Katarakte innerster Gestalten hinschütten. Franz Kafkas Erzählung „Das Urteil" berichtet in einem edlen Ton die Stunde eines jungen Mannes: der junge Mann steht in seinem Zimmer, er ist wirklich, mit wenigen klaren Strichen aufgezeichnet; aber das Zimmer, als ein abgeschlossenes von der äußeren, ganz realen Welt, ist erfüllt mit den geheimen, nur fühlbaren Beziehungen zu jener anderen, aus der die Kräfte kommen: das Bestimmende, der höhere Zwang und die tiefere Neigung. Etwas sehr Äußerliches tritt den jungen Mann an, er empfängt einen Brief, der Brief schüttelt Gedanken und Empfindungen auf, fördert Wege, Gespräche und den Ausklang eines selbstmörderischen Urteils, das mit dem Brief und dem abgeschlossenen Leben kaum in Einklang steht. Wie einer den Boulevard entlang schreiten kann, sich plötzlich umkehrt, bewußt: ein Bestimmter geht einen halben Kilometer hinter ihm unter Menschen, so atmet der junge Mann die bittere Ahnung: später einmal könnte, was der Brief berührt, seinem Leben die letzte Hürde sein. Er hat den Mut, aus dunkler Voraussicht, aus einer plötzlichen psychopathischen Klarheit den Schluß zu suchen. Kafka, dessen schöne Stärke es ist, ohne Zerpflückung den Gehalt eines Gefühls oder eines Augenblickes zu sagen, hat mit vollkommener Durchdringung der Begriffe das ganze Süße und das ganze Bittere, das vor dem Tod ist, in eine geistige Dämmerung gefaßt. Die Plötzlichkeit des tödlichen Entschlusses strebt aus ihr wie mystische Figur und bleibt figürliche Erhabenheit (wie ein Christus, schritte er heute durch die Stadt), als der junge Georg sich von der Brückenrampe fallen läßt . . . „in diesem Augenblick ging über die Brücke ein geradezu unendlicher Verkehr".

Max Brod aber geht weiter. Er symbolisiert, in der Gespenstergeschichte „Die erste Stunde nach dem Tode" den Aufstieg in das Metaphysische mit einem landläufigen Gespenst: er läßt den Minister eines kriegführenden Staates Zwiesprache halten mit einem Wesen, das sich auf dem Durchgang vom Diesseits ins Jenseits befindet. Es werden Dinge gesagt, die ein Minister nie hören noch zu Ende denken würde, es sei denn von und mit einem Gespenst. Was für Meyrink das Ausschlaggebende, das Natürliche, schon die Bedingung ist: die große Selbstverständlichkeit im Wechsel der Sphären, diese geistige Equilibristik, der unbekümmerte Sprung vom

Parterre in alle Dimensionen — das bereitet Brod die eigentliche Schwierigkeit. Jeder Übergang weckt in ihm: sachliche Überlegung des Hirnmenschen; obwohl er den rassigen Intellekt mitbringt, die unfaßbaren Dinge zu sagen, fehlt es ihm an Mut, die bindende Konstruktion einfach zu überschlagen. Nur Umriß und Anlage geraten überempirisch, die Auseinandersetzung bewegt sich im Rein-Philosophischen und tastet die letzten Dinge mit einer Logik von überaus feiner Reaktionsfähigkeit ab. Das Mißlingen des Wurfes ist bedauerlich; denn das Ausschöpfen eines Gedankens weiß Max Brod stets mit schöner Bewegung durchzuführen, mit kluger Wendung zu betonen und, in der Vermittlung vom Gedanken zum Bild, harmonisch abzuschließen. Entsprechend dem innersten Trieb: an alles Unerklärliche mit absoluter Logik heranzugehen, löst er die Zufälle und Augenscheinlichkeiten des Momentes sofort und subtil. Das aber nimmt seiner metaphysischen Figur die Einheit und reißt sie in ihre Elemente auseinander.

Beherrscht diese — Meyrink, Kafka, Brod — die Sucht: Dinge, die in ihnen nach Erhellung streben, als ein Ganzes, Summarisches, Rundes auszugeben und über ihr Werk zu stellen, so erscheint in Gottfried Benn, der die Novellen „Gehirne" schrieb, der Revolutionär — selbst in dieser Idee. Ihm ist Metaphysik eine längst erfüllte, nicht mehr behauptete, sondern bewiesene Welt, parallel unserer Wirklichkeit. Er steht mitten drin mit einer an Brutalität grenzenden Klarheit, er identifiziert sich mit ihr. Benn greift weiter — als Meyrink, Kafka, Brod — Benn wird selbst zum metaphysischen Element, das den Realitäten ihre Farbe und ihre Sprache entreißt, das Diesseitiges und Jenseitiges zu einem unerhörten Expressionismus zerbricht. Die Stücke der alten Welt fliegen unter seinen Händen auseinander, um — hier wendet sich Benns negative Produktivität — an den Bruchflächen die Pole des Neuen zu weisen. In diesem Gestalter, den Gott selbst aus vulkanischem Ton machte, steckt das Heimliche, Starke, den Mikrokosmos Erfassende des Unbeirrbaren, das heißt des Dichters, der die großen Zusammenhänge schon mit dem ersten Instinkt ahnte.

Nur der Technik nach schlägt Mynona in den Grotesken „Schwarz-weiß-rot" einen andern Weg ein. Seine Satire realisiert den Witz in zeitlichen Gebilden; sie spielt das Tatsächliche so aus, daß es sich in karikierenden Reflexen überstürzt und ein bunter prismatisch gebündelter Kram wird. Aus jeder der sechs Grotesken pfeift sich der Witz, er sammelt sich, bekommt Blut und Wesen, dessen Antlitz die Überwindung des Realen durch den Geist mit Lächeln und Sarkasmus begleitet.

3

Ein anderer hebt über die Masse einen großen Begriff, indem er für etwas ganz Abstraktes die Gestalt einer modernen Midgardschlange aus

Phantomen formt; er hat mit Meyrink den Gedanken: ein leitendes Prinzip leidenschaftlich und in dämonischen Ausmaßen zu verkörpern. Sein Buch mit dem „grünen Gesicht" in Parallele zu setzen, wäre gleichwohl ungerecht gegen beide; die Parallele würde eine Wertverschiebung bedeuten.

Der Wiener Alfred Bratt erlebte, angezogen von den (unwienerischen) Zentrifugalkräften Berlins: Masse, Kapital, Idee, Wille, Verkehr, Steigerung: Großstadt. Hinter der ersten Peripherie entdeckte er Hamburg, Paris, London, Amerika. Die Entwicklungskurve ist heute alltäglich, höchstens der Bluff färbt sie romantisch. Bratt leugnet nicht, daß sein Roman „Die Welt ohne Hunger" (Verlag Erich Reiß, Berlin) einen Stammbaum hat, der das Erlebnis ergänzt: Kellermann, Johannes V. Jensen, H. S. Harrison, Frank Norris, das heißt ausgesprochen amerikanische Ahnen oder solche mit amerikanisierenden Tendenzen. Aber er bringt — hier beginnt das Persönliche — einen Faktor in die Rechnung, der das mechanistische Zeitalter vor eine immaterielle Aufgabe stellt ... Kellermann schlug aus Maschinen Rekord und schuf aus der Welt eine Riesenfabrik: Werk zu schaffen um des Werkes willen. Seine Idee wurde Berechnung und in soundsoviel Energien umgesetzt ... Bei Johannes V. Jensen ist Stadt, Arbeit, Abenteuer — Relief. Er hebt die leitenden Instinkte heraus, die heimlichen Kräfte, das Revolutionäre — seine geistigen Zusammenhänge und seine verborgenen Führer; er interpretiert das Problematische im Amerikanischen an einzelnen vorzüglichen Charakteren. Für Alfred Bratt ist Jensens „Neue Welt" das dritte — dominierende — Evangelium: die technische Gegenwart: Tatsache, Element, Ausgangspunkt. Bratt konzentriert sie, indem er eine Utopie von ihr gibt, um, wie ja auch Kellermann, die mögliche Steigerung eines Unmöglichen auszuführen. Zur bewegenden Energie wählt er eine amerikanische Einfalt: den Humanitätsdünkel, dieses: die Menschheit mit einer erhabenen Geste von aller sozialen Not befreien wollen. Der Chemiker Bell — oder vielmehr die Kräfte, die hinter ihm stehen, seinen idealen Gedanken aufgriffen und mit einer schleunigen Drehung ins Profitliche auf die Masse loslassen möchten — Bell verdichtet sich zum Sinnbild einer Imagination: der Welt ohne Hunger. Im Roman wiegt das mehr als nur ein technischer Kniff; es zeichnet ein Stück Profillinie der Nation auf und zieht soziale Umschaltungen von riesenhaften, nicht zu belächelnden Dimensionen, Verdrehungen gangbarer Begriffe nach sich.

Bell hat einen Würfel errechnet, der die tägliche Nahrungsmenge eines Menschen enthalten soll. Die Tatsache für sich hätte Vereinfachung der Lebensweise bedeutet. Doch Bell ist Idealist: der Würfel war erst das Sekundäre, der Würfel war nur das Technische, der Hebel der Idee: den Hungernden sollte die Sorge um ihr tägliches Brot genommen

werden. In den Folgen aber öffnet sich sein eigentliches Wesen: der Weg zur Umwertung, die nach rechts und links fallenden Perspektiven, das Ja und Nein der Arbeiterfrage, das Plus und Minus der Sozialpolitik. Bell erwirkt in Amerika ein Gesetz, das den Arbeitslosen von Staatswegen — durch jenes nur dem Staat überlassene Präparat — vor dem Hunger bewahrt. Die praktische Durchführung schafft: eine Welt ohne Hunger; das furchtbarste, vielleicht greifbarste Abstraktum ist in den Nebel hinausgezwungen. Aber es kehrt in seiner eigenen Negation zurück, beweist seine positiven Kräfte im Versagen der hungerlosen Menschheit. Das Präparat nährt die Arbeitslosen mit Trägheit und Widerstand, die Streikenden mit Ausdauer, den Pöbel mit gieriger Lust. Den Asen des modernen Wirtschaftslebens, den Trustmagnaten, den Siegelbewahrern des Taylor-Systems, droht Bells Hungerzerbrecher die einzige zwingende Knute zu entwinden. Deshalb stehen sie, die Großen, gegen die Kleinen auf, und die Kleinen gegen die Großen; an die alte Welt wird Lunte gelegt ... Der Hunger, oder was dasselbe wird: die Hungerlosigkeit dirigiert eine ungeheure Zersetzung ... da — das ist der reifste Zug des Buches —: die allen sozialpolitischen Phantasien selbstverständliche Entladung verpufft. Zwei Ströme desselben Beckens stoßen aufeinander: die Streikenden, die, hungerlos, den Zweck der Arbeit nicht mehr finden und die alte Fron vernichten wollen — und die Frauen der Streikenden, die als erste den Segen, die fruchtbare Macht des Hungers spüren; denn auf ihnen ruht der Fluch der Arbeitsscheuen. Vor diesen müden, wissenden Frauen strecken die Männer ihre Waffen, oder sie erheben sie nur noch mit ihnen — den Regulator der Wirtschaft, das ausgleichende Element der Arbeit wieder in sein Recht einzusetzen: den Hunger. Das Präparat wird vernichtet.

Nicht immer ist die große Beherrschung der Geste gelungen wie in diesem Schlußmarsch. Die Lust zur Sensation, die sich an technischen Wundern sättigte und der Masse reichliche Verehrung zuträgt, zerbricht mehrmals den reinen, starken Drang der entwicklungssicheren Darstellung. Gleichwohl: der geistige Effekt wurde erreicht: die Verdichtung eines dämonisch leitenden Prinzips zu krasser Sichtbarkeit — das Kreisen der Masse — die Geburt ihrer Sehnsucht — endlich das Sterben einer Phantasmagorie — und die mit festen Strichen und einer außerordentlichen Ambition dozierte Moral.

Politische Chronik / von Junius

Dem Grafen Clam-Martinic, des jungen Kaisers erstem Ministerpräsidenten aus eigner Wahl, wird offenbar die Amtsbürde schon schwer, kaum daß er sie zu tragen angefangen hat. Man spürt allerlei hinter so einer schüchternen Notiz der Zeitungen, die eben das Verschwinden des famosen Herrn von Körber in die Amtslosigkeit zu melden und die Motive des hochverräterischen Doktor Karel Kramarcz mitzuteilen hatte.

Die Hydra des Nationalitätenstreites erhebt also wieder ihr Haupt, vorsichtig noch, verschämt und verstohlen; aber sie vegetiert doch weiter, sie gibt sich so leicht nicht auf, sie hat ja die schwielige Haut des berüchtigten passiven Widerstandes, der all die Jahre die politische Maschine in der Habsburger Monarchie lähmte. Offenbar hat auch das Ungeheuer Weltkrieg ihm das Genick noch nicht völlig gebrochen.

Die Hemmung ist da, und sie stellt sich hart und grimmig auf den Weg zu Österreichs Erneuerung. Wir Reichsdeutsche hatten unsere Hoffnungen auf sie gesetzt, solange die Wahnidee uns beherrschte, es möchte ein großer Staatsmann, ohne den Umweg über den Weltkrieg, diese Brücke zum europäischen Südosten fest und gangbar machen. Wir erinnerten uns, daß diese Brücke während langer Jahrhunderte europäischer Geschichte eine große Notwendigkeit gewesen war; und immer war sie Österreichs besondere Mission. Sie hat die Abwehr der Türken um Jahrhunderte überlebt, und zur Zeit des Berliner Kongresses schrieb der kroatische Bischof Stroßmayer an Gladstone, wie unerläßlich die österreichische Vermittlung zwischen Ost und West, zwischen Slawen und Germanen sei.

Auf diesen großen Staatsmann also warteten wir beklommenen Herzens seit der Annexionskrisis und der Balkanspannung, welche die Lage unheimlich versteifte. Aber er kam nicht, und in zwei Reichstagen und siebenzehn Landtagen tobte der Kampf weiter. Der Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, Mähren und Schlesien, der zu seinen augenblicklichsten Aufgaben gehörte, schleppte sich wie ein müder Gaul durch eine sandige Wüste.

Während dessen fraßen sich die franko-russischen Neigungen immer tiefer in die tschechische Intellektualität, die, nicht nur bei panslawistischen Verbrüderungen, offen mit dem böhmischen Staatsrecht liebäugelte und das Vorbild der verhaßten Ungarn im Herzen trug. Gleichzeitig lagerten dicke schwere Eisbeutel zwischen den beiden ‚suveränen' Reichshälften. Die Unabhängigkeitspartei Pests zerrte an den Gemeinsamkeiten, der Deaksche Ausgleich von 1867 wurde ganz unverblümt als Etappe zur nackten Personalunion ausgelegt, an der Wehr- und Wirtschaftsgemeinschaft, der elementarsten Voraussetzung für den Bestand einer habsburgischen Groß-

macht, wurde heftig gerüttelt; in den Delegationen, dem kümmerlichen Ersatz eines gemeinsamen und den Völkern verantwortlichen Reichsparlamentes, standen sich unversöhnlich zis- und transleithanische Stimmungen und Wünsche gegenüber; und draußen in Europa, in Petersburg wie in London, in Paris wie in Rom, summierte man alle diese Vorgänge als Symptome eines unaufhaltsamen Zerbröckelungsprozesses. An ihn knüpften seit Mazzinis Tagen die Dogmatiker aller Kanzleien ihre Folgerungen, die an dem Ausbruch des Weltkrieges ihren Anteil haben.

Wir sahen vieles anders und glaubten es besser zu verstehen. Überall waren die Großstaaten über den nationalen Rahmen hinausgewachsen, weder England noch Rußland waren rein national konstruierte Weltstaaten, — die Entwicklung trieb, schon aus weltwirtschaftlichen Ursachen, über den nationalen Rahmen hinaus. Sollte hier ein Großstaat, bestehend aus Teilen, die seit Jahrhunderten ökonomisch und kulturell unauflösbar ineinander gewachsen waren, einer Summe kleiner schein-suveräner Gebilde Platz machen, die allein, zwischen Weltstaaten, macht- und wirtschaftspolitisch ohne Geltung sein mußten? Alle Erfahrung widersprach.

Das Gerede von dem zusammeneroberten, zusammengeerbten und zusammengeheirateten Staat ist eine schulbücherhafte Oberflächlichkeit. Warum wohl die Ungarn, die Böhmen, die Kroaten vor Jahrhunderten die Habsburger zu Königen wählten? Neben politischer Berechnung war wirtschaftsgeographischer Zwang sehr entscheidend. In der lebendigen Wirklichkeit war es doch tatsächlich so, wie es von denen dargestellt wird, die an Österreichs Erneuerung glaubten und glauben, von Carl Ludwig von Bruck bis Karl Renner eine stattliche Zahl umsichtiger Männer nicht bloß deutscher Abstammung: auch Palacky, der bedeutende tschechische Historiker, hegte in der Epoche der revolutionären Erschütterungen den österreichischen Staatsgedanken. In der Praxis hat sich der Staats- und Wirtschaftsgedanke doch noch mächtiger erwiesen als der Nationalitätsgedanke. Das scheint, obenhin gesehen, paradox; die politischen Kämpfe, die wir seit 1848 und dem Triumph des nationalen Prinzips erleben, scheinen eher den Gedanken des Gesamtstaates zerfetzt als der willigen Unterordnung unter ihn Sympathien geworben zu haben. Im stillen jedoch hat das kapitalistische Ordnungsprinzip gewirkt, hat es Zusammenhänge und Abhängigkeiten geschaffen, die für das Leben der einzelnen und der nationalen Gruppen entscheidend waren. Der Adriahafen Triests ist für die Böhmen jeglicher Nationalität gleich wichtig. Die Industrie Deutschböhmens ist wirtschaftlich mit Galizien und Ungarn inniger verflochten als mit den deutschen Alpenländern. Renner hebt hervor, daß, solange eine Nation wie die tschechische rein bäuerlich und handwerksmäßig wirtschaftete, ihr die Selbstbeschränkung auf ihr Siedlungsgebiet als weiseste Haltung erscheinen mußte;

als agrarische und industrielle Nation bedarf sie aber eines großen Wirtschaftsgebietes: ihre Sparbanken arbeiten in der Bukowina, in Agram, in Triest, ihre Textilindustrie findet in Galizien, Ungarn, in Bosnien Absatz, die Gerste der Hanna und der Hopfen Böhmens, das Vieh der Sudetenländer finden ihren Markt weit außerhalb der Heimat. Die ökonomische Differenzierung setzt, wissenschaftlich gesprochen, Integrierung, unbehindertes Durcheinanderfluten in einem großen Freihandelsgebiet mit Verkehrs- und Finanzgemeinschaft voraus; und dafür gibt der Gesamtstaat, territorial geschlossen nach außen, eine technisch unendlich bessere Voraussetzung als kleine oder mittlere nationale Gruppen, die durch ein System mühsam erklügelter Handelspolitiken kündbare Anschlüsse, Ab- und Zuflüsse suchen müssen. An solchen Tatsachen scheitert, sollte man meinen, der nationalistische Wahn, der die Sphäre seiner legitimen Ansprüche überschreitet. Man braucht kein marxistisch geschulter Denker zu sein, um ihr Gewicht zu fühlen. Freilich, die Voraussetzung ist eine gerechte Ordnung dieser legitimen nationalen Ansprüche. Gewalt oder schwankendes Taumeln von Gelegenheitsrezept zu Gelegenheitsrezept, unterbrochen durch Rückfälle in diktatorischen Absolutismus, kann sie nicht ersetzen. Die bitterbösen kroatischen Erlebnisse des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege sind eine Warnung.

Andrerseits konnte ein Sack von Irredentas, in der Atrappe eines Großstaates, ebensowenig existieren. Daher setzt seit 1848 der Streit aller großen und kleinen Nationen um den Anteil am Staate ein, und nur, wo dieser Streit wegen der Herrschaftsansprüche bevorrechtigter Gruppen, der Deutschen und der Magyaren, auf überstarke Hindernisse stieß, entartete er zu einem Kampf gegen den Staat . . Wir glaubten also an eine grandiose Umbildung des vorläufigen Dualismus in einen Staatenstaat, an einen Sieg der österreichischen Gesamtstaatenidee auch über Ungarn — so kühn waren unsere Erwartungen gegen allen Augenschein. Und wir hielten diese Umwandlung nur durch widerlichen Kleinmut, durch die Blindheit privilegierter Kliquen und die politischen Unschlüssigkeiten der Regenten für getrübt und verzögert. In der Einführung des allgemeinen Wahlrechts (auch in Ungarn) sahen wir die Vorstufe zur Errichtung eines Zweckverbandes nationaler Autonomien, zur Synthese von Zentralismus und Föderalismus, ohne die auf die Dauer Österreich-Ungarn als europäischer Großstaat nicht existieren kann. Ohne diese neue Ordnung aber — wir müssen aus Selbsterhaltungstrieb heute ganz ehrlich sein — glaubten wir unser solidarisches Haftverhältnis mit der Donaumonarchie, dem Drehpunkt unserer kontinentalen Stellung, gefährdet. Wir nennen diese neue Ordnung demokratischen Föderalismus, er allein ist der Kristallisationskern für den Staatenstaat an der Donau. Alle Erneuerungsversuche kreisen um ihn, und ein Ministerium, das ihn nicht zur Bezwingung der Aus-

gleichsschwierigkeiten mit Ungarn, der südslawischen, der böhmischen, der polnischen Frage herbeiruft, das ihn für den Neuaufbau des Donauimperiums nicht rücksichtslos verwertet, ist zum Tode verurteilt, es heiße Körber oder Clam-Martinic oder wie immer. Man soll von seinen Feinden lernen. Ohne self-government all-round, ohne das elastische System der freien kolonialen Selbstverwaltungsgebiete wäre Kanada heute ein Glied der Vereinigten Staaten, wären die Buren eben in vollem Aufruhr.

Also nicht der Laune und den Verlegenheiten des Augenblicks, wie Herr von Madeyski („Die Nationalitätenfrage in Österreich und ihre Lösung") sich ausdrückt, verdankt unser großer südöstlicher Bundesgenosse sein Dasein, es ist ein organisches Produkt der historischen Entwicklung Europas und hat an der östlichen Berührungslinie der drei großen europäischen Rassen eine hohe kulturelle und politische Mission zu erfüllen. Den Politikern und Völkern waren darum die Wege zur Erneuerung deutlich vorgeschrieben, über alle Schutthaufen hinweg sahen willensstarke und den Agitationsphrasen abholde Menschen die Ziele und die Mittel des österreichischen Staatsgedankens: die nationale ‚Autonomisierung' oder den demokratischen Föderalismus.

Ohne die territoriale oder, in allzu gemischtsprachigen Gebieten, die personale Verselbständigung der nationalen Gruppen, ohne Reichsparlament, ohne gesetzlich festgelegten Willen zur gemeinsamen Amts- und Verkehrssprache und die Reform der Verwaltung nach technischen Gesichtspunkten ist er nicht durchzuführen. Und ohne ihn durchzuführen können Deutsche, Ungarn, Austroslawen im Habsburgerreich weder ihre besonderen nationalen Aufgaben noch ihre große europäische Mission erfüllen. Darum enthielt aber der Gedanke des Oberstaates, eines Imperialismus des Ausgleichs und der Versöhnung im Gegensatz zu dem der Eroberung, von vornherein Merkmale, die die absolute Selbstherrlichkeit jedes Einzelteiles einschränken, schon um des gemeinsamen Schicksals willen, das Österreichern und Ungarn der gemeinsame Anteil an den Südslawen und an dem Annexionsgebiet auferlegte. Wer sich gegen diese Folgerungen auflehnte, arbeitete auf die grundsätzliche staats- und völkerrechtliche Unselbständigkeit der beiden Reichshälften, auf Zertrümmerung des machtstaatlichen Rahmens der Gesamtmonarchie, auf ein südöstliches Chaos und die europäische Katastrophe hin. Seit 1907 schienen endlich die Gefahren gebannt, die von der ungarischen Unabhängigkeitspartei her drohten. Der Krieg hat in den beiden eigentlichen Staatsvölkern der Monarchie, den Deutschen und den Magyaren, die letzten Zweifel darüber zerstreut, er hat — muß man annehmen — ihr Solidaritätsgefühl gereinigt und geläutert, aber gerade, weil jedes Heil und jede Rettung von der Festigkeit und Heiligkeit des politischen Wollens abhängt, dürfen wir über die bitteren Er-

fahrungen, die im einzelnen mit den Tschechen und den Südslawen gemacht wurden, heute nicht mehr so leicht hinweggleiten. Mit der Binde vor den Augen kann man nicht sehend werden. Darum ein Wort über Karel Kramarcz.

Er galt bis zu den Balkankriegen als loyaler Österreicher und — tschechischer Chauvinist zugleich. Ein kluger, gebildeter, in Wirtschaftsdingen bewanderter Mann; nur war er dem altösterreichischen Hofratsregime gründlich abgeneigt. Er hielt einen territorial abgegrenzten böhmischen Nationalstaat für möglich, ohne den machtpolitischen Rahmen der Gesamtmonarchie zu sprengen und die starken und kulturell so wichtigen deutschen Minderheiten zu vergewaltigen. Noch waren seine slawophilen Neigungen durch hochverräterisches Paktieren mit Rußland nicht befleckt. Es kamen das Gewaltregime in Slawonien und Kroatien, die Regierungszeit des Herrn von Lukácz und des Grafen Khuen Héderváry, die böse Diktatur des Banus Cuvaj, die Aufhebung der kroatischen Verfassung, die Aufhebung der serbischen Kirchenautonomie ... Die Völker der österreichischen Meeresküste und ihres Hinterlands, an deren guter und reichstreuer Gesinnung die Lebensinteressen der ganzen Monarchie ihren stärksten Rückhalt hatten, waren so bereits aufgewühlt, als die Balkankriege kamen und die panserbische Propaganda ihre Minierarbeit fieberhaft steigerte. Um diese Zeit war es, daß Kramarcz im Reichsrat und in den Delegationen seine Warnungen aussprach, die sich naturgemäß gegen den spezifisch ungarischen Standpunkt und die magyarische Verwaltungspolitik wandten. Er sagte sachlich nichts anderes, als was Fürst Karl Schwarzenberg und der Deutsche Dr. J. M. Baernreither, heute Minister im Kabinett Clam-Martinic, geltend machte. Er sah die Monarchie, die Dynastie, das wirtschaftliche Gesamtinteresse, das großösterreichische Balkanprestige bemakelt und bedroht: — er sprach als Großösterreicher. Er, der tschechische Nationalist, klagte den magyarischen Chauvinismus mit seinem Ziel der wirtschaftlichen Ausbeutung an. Erst als der Weltkrieg nahte und der Strick um die Mittelmächte gelegt war, verlor er die Besinnung und glaubte offenbar an die Möglichkeit, durch eine unhistorische Radikalkur von außen und mit russischer Hilfe das tschechische Problem zu lösen: es war ihm wichtiger geworden als das österreichische. Hier, in der Trübung seines historisch-politischen Blicks, lagen die Wurzeln seines Verbrechens. Seine Berechnung der lebendigen Kräfte, die den Krieg entscheiden werden, war falsch. Der Fall Masaryk liegt ähnlich. Sein Realitätssinn wollte vor der europäischen Katastrophe die grundsätzliche Autonomisierung innerhalb des Reiches, er hielt auf keinem anderen Wege einen modus vivendi zwischen den europäischen Großmächten, ein beruhigtes Nebeneinander der drei Kaiserreiche für erreichbar. Er dachte in den englischen Vorstellungen elastischer

Selbstverwaltung für die einzelnen Teile des Imperiums. Obwohl Slawe, hielt er die aggressiven Auswüchse des Panslawismus für gefährlich und utopisch. Heute ist er entwurzelt und pflegt, über die Irenbehandlung in London enttäuscht, seine gestrandeten Hoffnungen in Petersburg. Ein Zusammenbruch, in seinen Anfängen begreiflich, in seinen Folgen schmerzlich. Es ist nützlich, sich diese Zusammenhänge vor Augen zu halten.

Wir sausen den Niagara weiter hinunter, und Lloyd George, der starke Mann Englands, steht an der Spitze seiner Mannschaft vorn am Steuer und lästert die Vorsehung.

Denn sie besteht aus Zusammenhängen und baut die Völkerschicksale historisch auf. Wir haben in allem Freimut, weil es da nichts zu verbergen gibt, die Schwierigkeiten des Nationalitätenstreites in Österreich-Ungarn angedeutet; der Krieg zwingt unsere Bundesgenossen und uns, für diese das europäische Leben in erster Linie entscheidenden Aufgaben sofort Lösungen zu finden, — nicht theoretisch oder dialektisch zu suchen. Daß an diesen Aufgaben gleich im ersten Anhieb sich viele Minister und mehrere Ministerien verbrauchen, ist allzu begreiflich; daß alle Mittel versucht werden, die zwischen der Oktroyierung von oben und der parlamentarischen Gesetzmäßigkeit liegen, kann nur Doktrinäre stutzig machen, die nicht einsehen können, daß in Österreich-Ungarn die Parlamente, als Produkte des Chaos, nicht die Fähigkeit zu haben brauchen, das Chaos zu überwinden: aber man ist ehrlich an der Arbeit und wird Lösungen finden, die immerhin aus historischer Vernunft geboren und die Lokalfarbe der Menschen tragen, deren Zukunft von ihnen abhängt. Doch solche Überlegungen fechten Lloyd George und seine westdemokratischen Genossen wenig an: sie, die bei sich und dem großen östlichen Zufallsbruder der tausendfältig verfilzten Nationalitätenfragen in langsamster Annäherung oder nur durch Gewalt Herr werden können, sie vermessen sich, in Zentraleuropa alle staatlichen Rahmen, die annoch festesten Säulen menschlicher Gesittung, zu zerschlagen und diktatorisch zu „ordnen". Über die historisch-politische Umbildung und den empörenden Dilettantismus von Englands ‚stärkstem' Mann — der sich doch im Innenbezirk der Heimatspolitik bewährt hat — könnte man lächeln, wenn nicht Hekatomben Blutes seine stündlichen Opfer wären. Allein aus dem Glauben, daß in solch gotteslästerlichem Dilettantismus sich nimmermehr das ‚fortgeschrittenste' menschliche Format oder gar das Gesetz der Geschichte offenbaren könne, schöpfen wir die Kraft zu hoffen und zu handeln.

Unseren Regierenden bleibt ein Weg nur, ein einziger, um Europa von der englischen Krankheit zu heilen, die seit Jahrhunderten an seinem Mark

zehrt: den Kontinent von sich aus und nach kontinentalen Gesichtspunkten zu ordnen, durch jedes Mittel, meinetwegen durch Konzessionen, durch Opfer, wofern sie nur zum Ziele führen, das europäische Gleichgewicht von Englands Gnaden ein für allemal wie einen Lindwurm zu erschlagen. Illusionen, die gestern noch konstruktive Gedanken schienen, sind entseelt. Die Zwangsläufigkeit, durch deren Tore wir jetzt schreiten, ist nicht anmutend, aber sie könnte klar und fest und frei machen, — wenn ihre Forderungen begriffen würden . . .

Ein aufmerksamer Leser fragt, weshalb ich an der Erklärung vom 5. Dezember 1916, an der Proklamierung des polnischen Nationalstaates, Aussetzungen mache. Ich bitte ihn in des Fürsten Bülow Rechenschaftsbericht die Geschichte unserer Ostmarkenpolitik nachzulesen: die wichtigsten Daten stehen da beisammen, bis zum Gesetz über die Enteignung. Natürlich findet sich da auch eine Kritik der Kritik und der Versuch, eine positive Bilanz herauszurechnen, während sehr gute und sehr kluge und vorausschauende Deutsche ihre dicken Fragzeichen aufrichteten, je mehr wir uns dem Weltkriege näherten. Das ist gewesen. Aber was ist, sehen wir jetzt. Bismarck hielt ‚bekanntlich' — es ist alles und nichts bekannt, im Stimmengebraus steht die Unwissenheit heute gleichberechtigt neben der Wissenschaft — der Meister hielt einen Krieg mit Rußland schon deswegen für unproduktiv, weil er die polnische Frage als eine internationale aufrollen mußte. Aber welches Gesicht zeigt sie heute? Wer behaupten wollte: ein endgültiges, ist um seine Naivität zu beneiden. Posen, Schlesien, Ost- und Westpreußen sind ebenso viele Warnungen. Vorläufig konstruiert ist ein Pufferstaat, ein Abwehrstaat. Und in unserem (und europäischen) Interesse ist ein polnischer Nationalstaat nur als Brücke wünschbar und existenzberechtigt, als Gebilde, das Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, wenn ein dauernder modus vivendi zwischen Deutschland und Rußland geschaffen ist. Ist man in der Lage, diesen zu schaffen: um so besser. Sonst sehe ich alle Berechnungen und Erwartungen in graues Zwielicht entsinken.

Anmerkungen

Vom Schaltwerk der Gedanken

Nachdem die Naturwissenschaft, tiefer und tiefer in die Geheimnisse der Bewegung eindringend, selber begonnen hat, die voreilig aufgerichtete Zwingmauer des Materialismus zu zerbrechen, scheint sich so etwas wie eine Aussöhnung mit der Metaphysik anzubahnen. Sei es in Form einer früher unerhörten Duldung, oder gar in der Hoffnung einer gegenseitigen Durchdringung und Befruchtung. Daß dieses Annähern ein einseitiges Bedürfnis des Wissenschaftlers ist, ist klar, denn in der Ordnung des metaphysischen Denkens kann sich der Platz der Wissenschaft nicht ändern, mag sie sich selbst und ihre Geltung im Leben auch noch so gewaltig ausdehnen. Aber die Naturwissenschaft kann an den Grenzen des mechanisch und mathematisch Feststellbaren — sobald der Durst nach Wahrheit darüber hinaustreibt, der metaphysischen Erweiterung nicht entraten. Zuweilen liegt die Grenze schon am Ausgangspunkt. Nur die mechanistische Voraussetzung, die Gewißheit, durch die exakte Methode zum positiven Resultat zu kommen, hat ihn überrannt. Bis die Erfolglosigkeit zur Um- und Einkehr zwingt. Carl Ludwig Schleich, obwohl ein Mann der praktischsten und unproblematischsten aller Wissenschaften, Chirurg „von Fach", hat den Mut zu solchem Bekenntnis. Nicht den der demund wehmütigen Abbitte, sondern den fröhlichen Mut des Schaffenden, der gewiß ist, auf diesem Wege das Positive zu finden, das die allein vorgehende Wissenschaft sich selber schuldig bleibt. Sein neuestes Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken" (bei S. Fischer, Berlin) ist dem Versuch gewidmet, die auseinandergerissenen Schwestern gleichsam durch Bloßlegung und Ineinanderfügung ihrer Berührungsorgane wieder zum Zusammenwachsen zu bringen: er denkt nicht nur mit dem Gehirn, er denkt vor allem durch das Gehirn. Das Gehirn ist ihm der Schnitt- und Kreuzpunkt aller in das Bereich des Menschengeistes tretenden Wirklichkeiten. Vergleichsweise etwa eine Widerstands-Einschaltung in den Strom des Ur- und Allgeistes, der hier in individuelle Willensspannungen umgeschaltet und in eine dem ewigen Werden und Vergehen entgegenarbeitende, sich innerhalb des Energetischen als eine besondere Weltprovinz aussondernde Organisation dieser Kräfte übergeleitet wird. Damit ist eine mechanistische Grundlage für das Urproblem alles Denkens erdacht: eine Erforschungsmöglichkeit für die organischen Bedingungen, unter denen die Umschaltung des Ewigen ins Zeitliche, des Unbegrenzten ins Räumliche, des Bestimmungslosen ins Ursächlich-Wirkliche erfolgt. Das heißt: unter denen sich das menschliche Leben aufbaut, soweit es bewußt, als Verwirklichung unsrer besonderen Vorstellungswelt, von uns gestaltet wird. Die Verfeinerung der Gehirn-Anatomie ist bis zu einem Grade vorgeschritten, über den hinaus noch höhere Aufschlüsse kaum zu erhoffen sind. Für einen vorausfliegenden Geist wie Schleich ist jedenfalls die Höhe erreicht, von der aus es nur noch eine Möglichkeit gesteigerter Erkenntnis gibt: dem metaphysischen Problem

die Hand zu reichen. Verzicht zu leisten auf die törichte Erwartung: auch wenn sich die Verfeinerung noch zehnfach überfeinerte — in dem mechanischen Geheimnis des Organismus auf seine Triebkräfte zu stoßen. Das Höchste, was der Organismus samt seinem Zentralorgan offenbaren kann, ist seine Eigenschaft als Werkzeug. Doch nie vom Werkzeug aus, nur von den Werken läßt sich schließen auf die Kraft, die es bewegt. Wenn es auch gelänge, das Gehirn in seiner Arbeit zu beobachten, es würde uns vom Geiste, der in ihm arbeitet, nicht mehr verraten, als der Dieselmotor mit seinen hundert tickenden Hebeln einem Naturkinde von dem Geist, der ihn ersann, von den Ursachen und Wirkungen, die er umsetzt, von dem Sinn seiner Arbeit. Darum kann nur der Forscher den wirren Wundern des Gehirnmotors eine Ordnung abwinnen, der sie mit den Wundern des menschlichen Schöpfergeistes in funktionelle Verbindung zu bringen weiß, und nicht nur mit diesen, sondern beide zugleich mit allen Äußerungen des Weltgeschehens überhaupt. Schleich führt den Beweis, daß auf dem jetzigen Stand der Gehirnanatomie die Brücke zwischen Übermenschlichem und Menschlichem, zwischen Übersinnlichem und Sinnlichem, zwischen geistiger Idee und materieller Auswirkung sehr wohl erkennbar ist.

Daß das nicht der „exakte" Beweis des Mechanisten sein darf, ist klar. Nur fühlend kann der Geist ihn führen. Sein Material umfaßt die ganze Welt der Erscheinungen. Nicht nur die menschlichen Werke und Lebensäußerungen, die er in bezaubernder Fülle umgreift. Von dem Leben der Atome und Jonen an bis zur verwickeltsten Gehirnfunktion ist jedes Beweisstück gleich erhaben und wichtig. Mit klarem Instinkt wird da die Doppelwelt geschieden: der Zweck und das Mittel. Jenseits und diesseits des Mittels — dessen Kulmination das Menschengehirn ist — ragt teilend und zusammenfassend der ewig schaffende Geist in die uns erscheinende Welt, auch dort wirklich, wo wir ihn nicht begreifen, nur fühlen . . . Freier, lebendiger Weltatem weht aus dem hochgestimmten Buche . . .

Das kühne Messer, das, indem es das Gehirn durchquert, den Schnitt gleich weiterführt — mitten zwischen Wissenschaft und Monismus hindurch, hätte ich nur noch etwas radikaler gewünscht. Es bleibt stecken — vor der Entwicklungslehre. Ich weiß, es gibt ein pietätvolles Herkommen. Die Wissenschaft „verdankt" der Entwicklungslehre so viel! Ich hoffe indes die Zeit nicht fern, da diese Verpflichtung in dasselbige Aktenregal wandert, worin die unselige Kraft-Stoff-Meierei bereits ihrer kosmischen Zerstäubung entgegenschlummert. — Schleich ist ein starker Optimist. Er glaubt an die Weiterentwicklung der Menschheit. Diese seine immanente Gewißheit hat sich mit den Methoden der Entwicklungslehre verbunden. Das lag in der Zeit. Ob nicht die rein geistige Erkenntnisarbeit, die in diesem Buche so glänzende Siege feiert, auch schließlich in der Entwicklungslehre den materialistischen Klumpfuß finden wird? Mir ist es von jeher aufgefallen, daß gerade für den Optimismus in der Entwicklungslehre der wenigste Trost zu finden ist. Wo und wann geht der Weg über Phidias und Homer, über Alexander und Moses, über Platon und Jesus — in die Höhe? Oder, worin zeigt uns der Weltkrieg menschlich fortgeschritten gegen Perser- und Römerkriege? Die Gehirne haben sich verfeinert im Sinne der Vielspältigkeit, aber vergröbert doch im Sinne der schöpferischen Unmittelbarkeit. Sie können mehr nach außen bewegen als früher, aber nach innen werden sie um so lahmer. Je näher (historisch) die Genieleistung, um so angestrengter und unausgeglichener. Die Entwicklungslehre scheint mir eines von den Systemen, die mittels einer zufällig angeregten metaphysischen

Voraussetzung der Wissenschaft ihren eigenen Weg verbauen — den Weg des freien Geistes. Um wieviel fruchtbarer würde all das dieser Voraussetzung geopferte Material entwickelt werden können, stellte man es etwa in den Dienst der Auferstehungsidee! Man entkleide es nur der historischen Zwangsjacke — und sofort erscheint es wie aus dem dunkeln Drange dieser Idee erschaffen. Es paßt ihr sozusagen wie angegossen. Wieviel geisterverwirrender Größenwahn verschwände da aus den Gehirnen. Der Mensch wäre mit der Mission geboren, im Namen der Allmacht den nach Milliarden Ansätzen immer noch nicht geglückten Versuch der Natur zu wiederholen, das höchste Geschöpf auf die Füße zu bringen? Wie unehrerbietig und anmaßend zugleich! Trägt nicht der Mensch die Bedingungen der Vollkommenheit seit jeher in sich? Sind es nicht vielmehr die Schalen einer unaufhörlichen Entwicklung seiner Vorstellungswelt, die ihn von der Vollkommenheit trennen? Als Wesen bleibt er sich doch immer und allezeit gleich! Er ist geboren, um immer wieder dazusein. Der stets mit neuer und gleicher Mühe vom Keim bis zum Manne zu durchmessende persönliche Entwicklungsweg bringt ihm nicht historische Zuwächse, sondern die immer gleiche Kette der Erlebnisse, die ihn aufbauen und fähig machen, das immer Gewesene zu neuer Gegenwart zu entfalten. Genügt das nicht für einen unverblendeten, alle Herrlichkeiten der menschlichen Schöpfungswelt in seinen Vollkommenheitglauben einsaugenden Optimismus? Wer mit so durstigen Schönheitsinnen ins zeitlose Leben schaut, wie Carl Ludwig Schleich, der müßte, glaube ich, zu dem „Endschnitt" nicht mehr weit haben. Wie würde sich sein „Schaltwerk der Gedanken" vereinfachen und klären zum Werkzeug der allgegenwärtigen, keiner Entwicklung bedürftigen Weltharmonie . . .

Hermann Gottschalk

Ein Roman*

Wie oft sitzt man über einem modernen Roman, den man gut und wer weiß wie bedeutend findet, und fragt sich doch: wann wird nun endlich der Verfasser sich unterbrechen und dem quälenden Trug dieser Verengung, in welche er mich und die Welt preßt, ein Ende machen? daß ich den Alp wieder los werde, den ein zu seinem Thema, zu seinem Eigensinn Verfluchter auf mich beschworen hat. Offenbarungen, aus dem innersten Geäder der Seele unzweifelhafte Kunde ans Licht bringend — und zuweilen genügt ein Blick durchs Fenster auf die Baumwipfel oder auf irgendein Ding, das, nur weil es da ist, die Unendlichkeit des Lebens bezeugt, genügt, das Unwiderlegbare zu widerlegen und das Bedeutungsvolle ärmlich zu machen.

Und so, nicht mißtrauisch, aber verschüchtert, nehme ich wieder einmal ein neues Buch zur Hand, der Autor unbekannt, der Titel: „Irregang" nicht viel versprechend; denn er ist ein Domino, und jeder zweite Roman könnte ihn tragen. Aber kaum daß ich nur ein paar Zeilen gelesen habe, so wird mir wohl, und ich gerate in eine Sphäre, die mich weder auf die Wirklichkeit stoßen, noch mich von ihr getrennt fühlen läßt. Der Verfasser erzählt, und er tut weiter nichts, als daß er erzählt. Wir lernen ein junges Weib kennen (im Florenz der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts), sehen ihrer ersten, blumenhaft unwissenden Liebeserweckung zu und gehen, über nichts eigentlich verwundert, ihren wunderbaren, lieblichen, schrecklichen, ahnungslosen Weg mit ihr. Sie wird verstoßen und verlassen; sie bringt bei einer Kupplerin ihr Kind zur Welt und verliert es in der Geburt, ob durch Mord oder durch Raub, erfährt sie nie; sie geht im Hause der

* Irregang. Roman von Georg Munk. Im Insel-Verlag, Leipzig, 1916.

Kupplerin durch viele Hände, bis ein alter vornehmer Herr die Reine ins Reine rettet, und als dieser, von vielerlei im Leben bedrückt, am meisten aber von der adligen, dünnen, freien Schwermut seiner Seele, sich getötet hat, wird sie Gattin eines deutschen Freundes ihres Beschützers, folgt ihm in seinen nördlichen, vom Schicksal der erwachsenen Kinder beunruhigten Bezirk. Sie wird Witwe, gerät in Mordverdacht und Prozeß, muß es immer wieder erleiden, daß sie Leidenschaften erregt; aber endlich findet sie in das verwunschene, von Greisentreue durchzitterte Gartenhaus zurück, das ihr Retter ihr bereitet hatte, und während sie eine Stickerei hervorholt, die sie vor zehn Jahren hat unfertig liegen lassen, nehmen wir Abschied von ihr.

Wie ein Fluß die Nebenflüsse, so nimmt die Geschichte dieser heilig-unheiligen Theresa viele Novellen und Romane in ihrem Strome auf. Wir lieben mit einer brüderlich verbrecherischen, brüderlich verklärten Liebe das anmutige Geschöpf, das so zierlich ist, weil seine Mutter es als Kind ein Schwalbenherz hat essen lassen. Aber nach allem, was wir sie haben tun und erdulden sehen, nach einem langen Romane — wissen wir nicht ganz, wer sie ist. Und das ist das Wundervolle an ihr und an dem Buch, das von ihr erzählt. Sie ist eine der unerklärlichen, verhüllten Gestalten von scheinbar ganz passiver Weiblichkeit, wie Marie Grubbe und Renate Fuchs, nur einfacher noch, ganz rätsellos, ganz rätselhaft. Ist sie, mit ihrer Stickerei in den Händen, jetzt in Ruhe, oder wartet sie, weiter, ewig? Wir wissen es nicht; nur soviel wissen wir von ihr, daß sie nie selbst einen Schritt gehen wird.

Ein einziges Mal sind wir ihr gram das ist, als sie, nach einem alten Liebhaber, einen ältlichen Mann nimmt. Wir werfen ihr eine Taubheit des edelsten Instinktes vor, die uns fast bereuen läßt, sie selbst geliebt zu haben. Aber allmählich fügen wir uns, wenn auch nicht ohne Trauer, das süß Quälende ihrer Unerkennbarkeit steigert sich sogar daran, und wir geben nach kurzem Schwanken auch hierin der Verfasserin recht — denn Georg Munk ist eine Frau.

Nicht viele Frauen, die Bücher verfassen, vermögen wie diese das Arom des Weibes zu geben; nicht viele Männer, wie sie zu schreiben. Ohne Reflexion, ohne Schilderung, in reiner Erzählung schreitet die Geschichte fort, in einem gelassenen, klassischen Stil, der völlig frei ist von dem Hochmütigen und Exklusiven einer unfruchtbaren Frau, das dem nachgemachten Klassischen sonst leicht genug anhaftet. Es ist ein meisterliches Buch.

Moritz Heimann

Klinger-Ausklang

Max Klinger legt bei Amsler und Ruthardt 46 neue radierte Blätter vor. Die Liebhabertechnik graphischer Geschäftlichkeit hat das Werk außerordentlich verteuert. (Das Exemplar kostet 4800, der Vorzugsdruck 25000 Mark.) Es kann nur in wenige Hände gelangen; die kompakte Minorität der Klingerverzückten hat also, was sie will. Vom Tode handelte Klingers letzte Arbeit, vom Kriege sein letztes Blatt. Nun wendet er sich wieder dem Leben zu, dem Leben in der Zeitlosigkeit, im Märchen. Das alte Leitmotiv, die ewige Eva, hat ihn wieder. Er begeistert und erwärmt sich, doch nach früherer Klingerweise entrüstet er sich auch daran. Der alte Hellene im Nazarenermantel. Der zweiseitige Fall: die Schönheit ist dem Künstler, die Sünde ist der Schönheit. Anbetung und Bußpredigt.

Als bildnerischer Sinnspruch ist dem Werke ein vom Weib unterjochter Mann mitgegeben, ein Motiv aus der Strindbergschen Monomanie. Literarische Einflüsse sind wie immer bei Klinger so auch hier unverkennbar. Der große Gebildete tritt hervor, der Europäer klassischer Vergangenheiten, humanistischer Weltgelehr-

samkeit, barocker Geistesgrazie, neuzeitlicher Psychologeninstinkte. Und ein wichtiges Kennzeichen solcher Altersleistung ist: daß in den Kriegsgreueln der Gegenwart, wo eine völkertrennende Scheinethik auch an den Seelen der in Schönheit Schaffenden zerrt, dieser Mann ein ganzer universaler Künstlermensch geblieben ist. — Dieser Künstlermensch nun, der ein Abenteuer vom Weibe schaffen wollte, hat sich um Klarheit und Deutlichkeit nicht eben gekümmert. Die mystischen Triebe des Alters sind über ihm. Er hatte allerlei bildnerische Visionen und schrieb sie hin — schrieb die meisten mit der alten Sicherheit seines genialen Metiers, worin Nadel, Stichel, Aquatintaätzung miteinander und durcheinander spielen; aber manche auch nur so obenhin, flüchtig, launenhaft, mit zeichnerischen Entgleisungen. Die graphische Gesprächigkeit ist ebenfalls ein Zeichen, daß die Schatten des Lebens länger werden.

Doch Eva ist noch immer schön: Klinger sieht sie im Nachhall melancholischer Spätreize. Sie ist Segen und Fluch zugleich, Beherrscherin und Opfer. Sie ist in eine Fülle mystischer, exotischer, deutschfabelhafter, sexualpathologischer, barbarischer, ja schauerromantischer Begebenheiten verwickelt: im Zelt auf freier Ebene in der Unschuld nomadischer Verhältnisse ist sie geboren, und am Ende ihrer schlimm-heiligen, ausbündig phantastischen Laufbahn steht eine heidnische Himmelfahrt, — ein Astralleib, ein Wolkenkahn, eine des Irdischen nicht entkleidete holde Charontin und eine Luftspiegelung seliger Gefilde, wo der sündige Leib unter begreifenden und verzeihenden Seelen seine Ruhe finden wird. Das Schönste aber sind nicht die, teilweise sich aus dem älteren Klingerfundus wiederholenden, Erfindungen der Einbildungskraft, sondern die Beobachtungen der Natur und des Lebens: impulsiv hingeschriebene Landschaften von Berg und See und dampfendem Sumpfgelände, eine Sommernacht von irdisch-überirdischer Leuchtkraft, der Schimmer und Glanz des menschlichen Körpers, eine vielfach nüancierte Bewegungsrhythmik, ein seltener Reichtum malerischer Tanzvisionen, die Rassigkeit und Massigkeit der Tierschilderung und die bizarren Ausgeburten der Erdschöpfung, die zugleich den Stempel anderer Reiche tragen.

Nimmt man das buntverworrene Bilderbuch als ein Capriccio, wie man alle Arbeiten dieses hellsehenden, vom Himmel durch die Welt zur Hölle schweifenden Grüblers, selbst seinen „Christus im Olymp" zu nehmen hat, so kann man genießend sich das Seinige daraus wählen und den alten Klinger einen guten Mann sein lassen.

Julius Elias

Mitteilung

Aus meinem Aufsatz über Kunstauktionen (Dezemberheft 1916) kann man ein Mißverständnis herauslesen, aus dem Satze, daß in Amerika ein altes Bild, trotzdem es von Friedländer, Bode und Bredius beglaubigt sei, manchmal noch nicht den Preis bringe, den die Honorarkosten für die Atteste betragen. Es sollte damit angedeutet werden, daß ein solches Bild gelegentlich gar nichts bringen könne. Denn es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß die genannten drei Kenner es mit ihrer Würde als wissenschaftliche Forscher für unvereinbar halten, sich für Atteste honorieren zu lassen. Da mir aber mitgeteilt wird, daß der dem Fachmann unmittelbar einleuchtende Sinn von Laien vielleicht mißverstanden werde, so sei hier diese Feststellung ausdrücklich gemacht.

E. Waldmann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Internationale

von Paul Lensch

I

Das Bedürfnis des modernen Proletariats, mit den Arbeiterklassen der anderen Länder gewisse Beziehungen aufrecht zu erhalten, ist so elementar, daß es bereits im Jahre 1864 zur Gründung einer ersten Arbeiterinternationale kam. Das praktische Verlangen, das ihr eine gewisse Stärke verlieh, war der Wunsch der englischen Arbeiter, sich die Streikbrecher vom Kontinent vom Leibe zu halten. Aber schon damals trat ein kennzeichnender Unterschied zwischen England und den Festlandstaaten auf. Auf dem Kontinent hat die Organisation der Internationalen in irgendeiner Form weitergelebt, in England ist sie nur eine Episode im Gewerkschaftsleben geblieben, die nicht die geringste Spur hinterließ. Der Versuch, eine selbständige englische Arbeiterpartei zu gründen, wurde durch das Torykabinett 1874 schnell verhindert und zwar mit den für die englische Bourgeoisie so charakteristischen Mitteln: man kam den Forderungen der Arbeiterklasse möglichst weit entgegen. So wurden die Chefs der Gewerkschaften befriedigt und von einer selbständigen Arbeiterpartei war keine Rede mehr.

Auf dem Kontinent ging die Internationale in die verschiedenen Richtungen der Arbeiterbewegung über, das gemeinsame Band aber war durch den siebziger Krieg und seine Folgen zerrissen. Im Jahre 1889 kam es zur Gründung der zweiten Internationalen. Auch sie ist das Opfer des Krieges geworden. Heute stehen wir vor ihren Trümmern.

Es ist eigenartig, welch hohe Erwartungen man in weiten Kreisen gerade der deutschen Arbeiterbewegung auf die Wirksamkeit der Internationalen im Kriegsfall gestellt hatte. Heute muß man sagen, daß von allen diesen Erwartungen nicht das Geringste eingetreten ist. Einzig und allein in Deutschlands Arbeiterklasse ist im großen und ganzen jener Geist internationaler Gesinnung wirksam geblieben, der, neben allem Eintreten für die Erhaltung der nationalen Einheit, schon vor dem Kriege in ihr lebendig gewesen war. Zerbrochen ist die zweite Internationale durch das Ver-

halten der Arbeiterschaft in den westlichen Ländern, vor allem in Frankreich und England.

Allein, was hier zerbrach, war im Grunde nur eine Illusion. Die zweite Internationale war niemals eine wirkliche internationale Aktions- und Arbeitsgemeinschaft geworden, sie war immer nur eine lose Verbindung selbständiger, in sich abgeschlossener und auf Grund der verschiedensten Organisationsformen aufgebauter nationaler Parteikörper geblieben. Ihre Tätigkeit erschöpfte sich in der Wahrung einer gewissen Gleichrichtung, in der gelegentlichen Ausgabe politischer Parolen und in der Veranstaltung öffentlicher Kundgebungen. Erst im Kriege zeigten sich die tiefen Differenzen, oder besser gesagt, es zeigte sich, daß die Arbeiterbewegungen in den angeschlossenen Ländern inzwischen so vollkommen im allgemeinen Volksleben aufgegangen waren, daß eine vom nationalen Volksempfinden abgesonderte Stellungnahme für sie ausgeschlossen blieb. Zum deutsch-französischen Krieg veröffentlichte der Generalrat der Internationalen eine Adresse, in der er den Standpunkt der internationalen Arbeiterklasse als einer besonderen Schicht mit eigenen Interessen und Forderungen auseinandersetzte. Im Jahre 1914 wäre eine derartige Publikation unmöglich gewesen. Nicht nur, weil jetzt ein Vandervelde da steht, wo früher ein Marx stand, auch nicht bloß deshalb, weil der Krieg keine Stätte mehr frei ließ, wo man mit internationaler Öffentlichkeit und Unparteilichkeit hätte reden können, sondern vor allem deshalb, weil in den Arbeiterklassen der verschiedenen Länder das Gefühl, eine aparte Klasse mit selbständigen Interessen zu sein, im Augenblick des Kriegsausbruchs völlig zurücktrat vor dem anderen Gefühl, Glieder ihres bedrohten Volkes zu sein. So erklärt es sich, daß bei Ausbruch des Weltkrieges niemand ein ähnliches historisches Manifest, wie es die Adresse der Internationalen vom Jahre 1870 darstellt, irgendwie vermißte. Nur in der Erklärung, mit der die deutsche Reichstagsfraktion ihre Zustimmung zu den Kriegskrediten am 4. August begründete, wurde noch einmal der internationale Akkord angeschlagen. Dann zersprang die Saite.

Es ist nicht die Absicht dieser Darstellung, auf die Formen näher einzugehen, in denen sich der Zusammenbruch der zweiten Internationalen vollzog. Das ist am anderen Orte geschehen. Hier soll es sich um die Gründe handeln, die diesen Zusammenbruch notwendig machten.

An sich könnte man denken, daß in einem Kriege die Sozialdemokratie jedes Landes mit den anderen Parteien des Staates gemeinsame Sache machen müsse; denn im Kriege schwiegen alle Parteiunterschiede, und gerade die Arbeiterklasse, als deren Vertreterin sich die Sozialdemokratie fühlt, habe im Kriege am meisten zu leiden. In der Tat ist das die vulgäre Methode, die Haltung der sozialdemokratischen Parteien zu Beginn des

Weltkrieges in allen beteiligten Hauptländern zu erklären. Allein, wenn das wirklich so völlig richtig wäre, wie man es jetzt gern hinzustellen beliebt, so hätte das Verhalten der Sozialdemokratien im Kriege niemals Gegenstand sehr eingehender Verhandlungen auf verschiedenen internationalen Kongressen sein können. In Wahrheit trifft der Gedanke, daß im Kriegsfalle alle Parteiunterschiede aufhören, nicht einmal für die Parteien der herrschenden Klassen zu. Für die beherrschten Klassen vollends gilt der Satz: der Krieg ist eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln in ganz besonderem Maße. Wenn das Gesellschaftssystem, gegen das sie im Frieden aufs leidenschaftlichste gekämpft haben, durch den Krieg plötzlich vor die Frage der Existenz gestellt wird, so stehen sie, rein theoretisch, zunächst vor der Entscheidung, ob die speziellen Interessen der unteren Klassen durch die Niederlage nicht vielleicht mehr gefördert werden als durch den Sieg, oder ob der Ausbruch des Krieges zum wenigsten nicht die Möglichkeit bietet, wesentliche Errungenschaften dem herrschenden System abzutrotzen. Hierauf basierten alle Erwartungen auf revolutionäre Erhebungen in den feindlichen Ländern, die zu Beginn des Weltkrieges gehegt wurden. Die Entente rechnete sicher auf eine sozialdemokratische Erhebung bei den Zentralmächten, und die Zentralmächte ebenso sicher auf Revolutionen in Irland, Indien, Ägypten und anderen Kolonialländern. Mit Ausnahme von Irland haben sich alle derartigen Erwartungen als Illusionen herausgestellt. Immerhin beweisen sie deutlich genug, daß man von unterdrückten Ländern und Klassen es gar nicht anders erwartet, als daß sie den Krieg im eigenen Interesse kräftig ausnützen. Außerdem weiß man, daß für reaktionäre Staaten eine Niederlage oft der Beginn innerer Erneuerung wurde. Man denke an 1807 in Preußen und an 1856 in Rußland. Der Weg zum Aufstieg war in beiden Ländern mit Niederlagen gepflastert.

Jedenfalls war nur auf Grund der Überzeugung, daß die Arbeiterklasse auch in der Frage Krieg und Frieden besondere Interessen zu vertreten habe, die Haltung verständlich und möglich, die die zweite Internationale bis zum Weltkriege eingenommen hatte. Diese Haltung war, das ist nicht zu leugnen, immer mehr rein pazifistisch geworden. Um so mehr konnte es überraschen, daß mit Kriegsausbruch an die Stelle des reinen Pazifismus der reine Kriegsfanatismus getreten war. In den westlichen Ländern der Entente, besonders in Frankreich, waren die Trümmer der Internationale zu Kriegswerkzeugen in den Händen der Staatslenker gegen Deutschland geworden. Die Frage ist nun: wie ist ein derartig schneller Umschlag möglich gewesen? Man vergegenwärtige sich, daß es gerade englische und französische Sozialisten gewesen waren, die noch im Mai und Juni 1914 für den Fall eines Krieges den Generalstreik verlangt hatten. Heute sind sie die entschlossensten Gegner des Friedens, und vor kurzem erst erklärte

der englische Arbeiterminister Barnes als Antwort auf das deutsche Friedensangebot: mit einer Bestie können wir keinen Frieden schließen.

Nun mögen die Barnes und Genossen ihre Haltung immerhin subjektiv mit dem zu rechtfertigen versuchen, was sie das deutsche „Hunnentum" nennen. Eine wirkliche Erklärung für den Zusammenbruch der Internationalen ist damit nicht gegeben. Sie liegt ausschließlich in den objektiven Verhältnissen, in Geschichte, Politik und Ökonomie der am Kriege beteiligten Länder.

2

Beginnen wir mit England. Bis zum Kriege waren von den 3,3 Millionen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter ungefähr 800000 Mann dem internationalen Gewerkschaftsbunde angeschlossen. In ihnen sind die rund 35000 Sozialisten eingeschlossen, die es vor dem Kriege gab. Diese Zahlen, an sich schon nicht gerade imponierend, lassen jedoch den Einfluß der Internationalen auf die englische Arbeiterwelt noch als größer erscheinen, als er in Wahrheit gewesen ist. Zunächst ist von einem erzieherischen und bildenden Einfluß der Gewerkschaften auf ihre Mitglieder in England kaum die Rede. Der englische Arbeiter faßt seine Trade-Union als eine Versicherungsgesellschaft auf, der er pünktlich seine Beiträge zu zahlen hat und von der er dafür ebenso pünktlich Unterstützung bei fast allen Ereignissen des Arbeiterlebens beansprucht. Arbeitslosigkeit des Mannes, Tod der Frau, Geburt eines Kindes: für alle solche Fälle ist in den großen Gewerkschaften Vorsorge getroffen. Aber um das innere Leben seiner Organisation bekümmert sich der Mann nicht. Ein solches inneres Leben existiert auch kaum. Gewerkschaftsblätter im deutschen Sinne gibt es nicht, politische Arbeiterblätter, die unter der Leitung und Kontrolle von Arbeiterorganisationen stünden, noch weniger. So ist der englische Arbeiter bei dem vergleichsweise tiefen Bildungsniveau seiner Klasse — erst 1876 begann man die allgemeine Schulpflicht einzuführen — der Lektüre ordinärster Schundblätter ausgeliefert, die seinem patriotischen Dünkel schmeicheln und seine politische Erziehung verlottern lassen. Die Schulung durch das allgemeine Wahlrecht, der wir in Deutschland den geistigen Aufstieg des Proletariats zum guten Teile mit verdanken, kann in England nicht voll wirken, da dort die Hälfte der Arbeiterklasse das Wahlrecht nicht besitzt. Dazu kommt die außerordentliche Zersplitterung der Gewerkschaftsverbände. Ihre Anzahl betrug im Jahre 1910 noch 1153, gegen noch nicht 50 in Deutschland. Der Geist, der in diesen kleinen Organisationen steckt, ist notwendigerweise selber klein und angefüllt mit dem unerquicklichen Bruderzwist der bekannten „Grenzstreitigkeiten". Ob nun seine Union dem Internationalen Gewerkschaftsbunde angeschlossen ist, darüber ist der durchschnittliche Gewerkschafter Englands kaum unterrichtet. Jedenfalls übt die Zu-

gehörigkeit zur internationalen Klassenorganisation des Proletariats auf ihn wohl nur selten irgendwelchen Einfluß aus. Man lese die in Broschürenform erschienene Rede des Vorsitzenden des deutschen Metallarbeiterverbandes Alexander Schlicke — er ist jetzt ins Kriegsamt berufen — über internationale Verbindungen der Gewerkschaften, Hamburg 1915, und man wird dort reiches Material über das höchst geringe Interesse finden, das die angeschlossenen englischen Gewerkschaften dem Ausbau der gewerkschaftlichen Internationale entgegenbrachten. Meistens reichte es nicht einmal zur Beantwortung der offiziellen Vorschläge aus. Der Herstellung eines Normalvertrages zur Regelung des Gegenseitigkeitsverhältnisses haben die englischen Vertreter der Metallindustrie passiven und aktiven Widerstand entgegengesetzt. Man wollte sich die Ausländer am liebsten völlig vom Leibe halten, nur durch strengste Absperrung des Zuzuges vom Kontinent glaubte man der Gefahr des Lohndrucks zu entgehen. Gelang die Sperrung nicht, so wußte man wenigstens dem zugezogenen ausländischen Arbeiter den Eintritt in die englische Organisation durch lächerlich hohe Eintrittsgebühren oder durch die Art der Beschäftigung zu verrammeln. Schlicke schreibt zusammenfassend: „Die Verhinderung des Zuzuges, die Erschwerung des Zuganges zu den eigenen Organisationen, um dadurch den Zutritt zu Arbeitsplätzen zu erschweren, einerseits, die Gleichgültigkeit der Entwicklung gewerkschaftlicher Organisationen andrerseits, ist eine hervorstechende Taktik der amerikanischen und auch der englischen Organisationen, und diese Taktik ist kaum auf etwas anderes zurückzuführen als auf den Spleen, der diesen Völkern geradezu in Fleisch und Blut übergegangen ist und der sie Vergleiche mit anderen Ländern stets zugunsten des eigenen ausschlagen läßt."

Aus alledem ergibt sich, daß schon vor dem Kriege von einer Internationalen in England kaum geredet werden konnte. Für den Durchschnittsgewerkschafter existierte der Begriff einer internationalen Solidarität des Proletariats überhaupt nicht. Der Gedanke war und ist vollkommen „unenglisch" und daher für ihn nicht vorhanden. Der Gewerkschaftsführer seinerseits war zwar ebenfalls weit davon entfernt, nichtenglische Organisationen als gleichwertig anzuerkennen, immerhin hielt er es für nützlich, seinen Verband der Internationalen anzuschließen. Aber nicht etwa, um einer ihm vollkommen imaginären internationalen Solidarität nachzulaufen, sondern lediglich, damit die Internationale unerwünschten Zuzug von Arbeitskräften oder gar Streikbrechern von England fernhalte. Was die Internationale sonst noch tat oder wollte, war ihm vollkommen gleichgültig. Es war im großen und ganzen der gleiche Geist, der schon 1864 für die englische Haltung in der ersten Internationalen maßgebend war. Diese englische Auffassung ist in deutschen Gewerkschaftskreisen erst sehr spät oder gar nicht klar erkannt worden. Hier nahm man es mit der

Internationalen stets viel ernster und setzte seinen Stolz darein, in der Erfüllung der „internationalen Pflichten" alle Nationen, nicht zuletzt auch die finanziell leistungsfähigeren Engländer, zu übertreffen. Die Haltung der Engländer erklärt sich sofort, ohne daß man seine Zuflucht zur „Spleen"-hypothese nehmen müßte, wenn man einen Blick wirft auf die Weltstellung Englands und auf den Einfluß, den diese Weltstellung auf die Mentalität des englischen Proletariats ausüben mußte.

Als die moderne Industriearbeiterschaft in England aufkam, ging die englische Bourgeoisie den glanzvollsten Tagen ihrer Weltherrschaft entgegen. In den Jugendjahren der englischen Arbeiterklasse gab es nirgendwo in der Welt eine proletarische Schicht, deren soziale Existenzbedingungen und demgemäß deren Kampfziele die gleichen gewesen wären wie ihre eigenen. England war die Werkstatt der Welt, England hatte das Industriemonopol, in den anderen Ländern herrschte noch das Handwerk, und erst in ganz bescheidenen Ansätzen regte sich Neues. Die kontinentalen Handwerksburschen und Manufakturarbeiter konnten für die großen Kämpfe der englischen Arbeiterklasse, die schon in der Mitte der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts einen gewissen Höhepunkt erreicht hatten, unmöglich praktisches Verständnis aufbringen. So gab es für das Proletariat Großbritanniens gerade in den schweren Jahren seiner ersten wirtschaftlichen Kämpfe keine Gelegenheit, internationale Solidarität zu üben oder geübt zu sehen. Es war vollkommen isoliert. Und lange schon bevor es auf dem Kontinent endlich nennenswerte Industriearbeiterschichten gab, hatte die englische Gewerkschaftswelt mit der Bourgeoisie ihren Frieden gemacht. Nach dem Zusammenbruch der Chartistenbewegung wurden die Gewerkschaften und ihre Methoden legalisiert. England stand im Zenit seiner Macht. Es war gewissermaßen die herrschende Klasse der Welt geworden. Alle Bevölkerungsschichten hatten ihren Nutzen an dieser Beherrschung der Welt durch Englands Bourgeoisie. Es ist die Zeit, für die Friedrich Engels ausdrücklich eine erhebliche Verbesserung in der Lage großer Teile des englischen Proletariats, vor allem der Fabrikarbeiter und der großen Gewerkschaften, sowie die relative Wiederherstellung ihrer Körperkonstitution und ihre moralische Überlegenheit anerkennt. Was Wunder, als gegen Ende des Jahrhunderts die kontinentale Arbeiterbewegung nun wirklich erstarkt war und in der zweiten Internationalen sich ein Organ ihres Wirkens schuf, daß die englische Arbeiterklasse diesen Emporkömmling nicht für voll ansah und für eine internationale Politik überhaupt kein Verständnis besaß? Sie fühlte sich mit den Kapitalisten Englands vereinigt als die Herren von einem Fünftel der Erdoberfläche und einem Viertel der Menschheit und war nicht gesonnen, um windiger Weltverbrüderungsphrasen willen auf diese glänzende Ausnahmestellung zu ver-

zichten. Wer Englands Weltherrschaft angriff, der griff sie selber an. Es war die historische Situation, die vor einem halben Menschenalter Karl Kautsky vollkommen zutreffend folgendermaßen kennzeichnete:

„Nirgends ist das Proletariat stärker, nirgends eher imstande, eine selbständige Politik zu verfolgen, und nirgends zeigt es sich abhängiger von der bürgerlichen Politik als in England! Das hat wohl seinen Grund nicht bloß in den Gewohnheiten, die es noch aus der goldenen Zeit des manchesterlichen Aufschwungs bewahrt hat, sondern auch in materiellen Verhältnissen der neuesten Zeit. Mit den Kapitalisten vereinigt fühlen sich auch die Arbeiter Englands als eine bevorrechtete Klasse gegenüber der Bevölkerung der eroberten Gebiete. Diese Gebiete scheinen ihnen erschlossen nicht bloß für den Unternehmungsgeist der Kapitalisten, sondern auch für den der überschüssigen Proletarier . . ."

Die Stellung Englands als der herrschenden Klasse der Welt ist hier deutlich zum Ausdruck gebracht. Unter diesen Umständen war es selbstverständlich, daß 1914 die englische Gewerkschaftswelt sofort, als durch den Krieg die englische Klassenherrschaft über die Welt erschüttert zu werden drohte, entschlossen an die Seite ihrer Bourgeoisie trat und dabei ihr Gewissen weder mit tiefsinnigen Betrachtungen über Angriffs- und Verteidigungskrieg beschwerte, noch mit Untersuchungen, was wohl die Internationale dazu sagen würde. Die deutschen Sozialisten hatten bekanntlich, als sie am 4. August 1914 die Kriegskredite bewilligten, es für notwendig gehalten, ausdrücklich zu betonen, daß sie sich dabei im Einklang mit der Internationalen fühlen; denn, so hieß es damals, die Internationale habe das „Recht" jedes Volkes auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung jederzeit anerkannt. Die Engländer traten sofort in eine höchst intensive Agitation für den Krieg ein, die Gewerkschaften trieben ihre Mitglieder in dichten Massen in die Kader von Kitcheners Freiwilligenarmee, und als sich später die Einführung der verpönten allgemeinen Wehrpflicht als notwendig herausstellte, da waren es wieder die Gewerkschaftsführer, die der Regierung ihre vielleicht entscheidende Hilfe dabei liehen. Und dabei ist es charakteristisch, daß, je entschlossener die Regierung den Krieg führte, desto freudiger die Arbeiterpartei sie unterstützte. Lloyd George, dessen Boxerrede bekannt ist, der den Krieg bis zur absoluten Vernichtung Deutschlands führen will, gilt als der in den englischen Gewerkschaftskreisen populärste Minister, so heftige Angriffe zuweilen auch gegen ihn erhoben wurden. In seinem Ministerium sitzen nicht weniger als sechs Arbeiter, und soeben erst hat der Kongreß der Arbeiterpartei zu Manchester mit gewaltiger Mehrheit die Teilnahme von Mitgliedern der Partei an der Regierung gebilligt. Der gleiche Kongreß sprach sich mit einer Mehrheit von 800000 Stimmen (1½ Millionen gegen 700000) gegen den Antrag

aus, daß gleichzeitig mit der Friedenskonferenz ein internationaler Sozialistenkongreß stattfinden solle. Eine Resolution, die sofortige Friedensvorschläge verlangte, wurde gar mit 1,7 Millionen gegen nur 300000 Stimmen abgelehnt. Lediglich der Vorschlag, eine Arbeiterkonferenz der Alliierten abzuhalten, fand Gnade.

Das war das Resultat eines Arbeiterkongresses nach zweieinhalbjähriger Kriegsdauer, das war die Antwort englischer Arbeiter auf die deutsche Friedensbereitschaft. Man erkennt, wie vollkommen hier der Friedensruf der deutschen Sozialdemokratie: keine Annexionen! der englischen Arbeiterpsychologie gegenüber versagt. Die Deutschen wollen den Engländern gewiß nichts fortnehmen, auch das „Recht" auf Selbständigkeit und Selbstverteidigung, das die Internationale nach der deutschen Erklärung vom 4. August jedem Volke einräumt, kommt hier nicht in Frage; denn Englands Boden war nie in Gefahr, und kein Angriff drohte ihm. Und trotzdem konnte nach der Gesamtlage der englischen Arbeiterklasse niemals der geringste Zweifel darüber walten, daß im Kriegsfall ihre Haltung so sein würde, wie sie tatsächlich gewesen ist. Diese Haltung bedeutete viel weniger den Zusammenbruch der Internationalen als den Zusammenbruch der Illusionen über die Internationale. Sie brachte ans Licht, daß in England von einer Internationalen eigentlich kaum gesprochen werden konnte und daß der Begriff: internationale Solidarität des Proletariats dem englischen Arbeiter eine vollkommen unverständliche Formel geblieben war. Nach unseren bisherigen Ausführungen wird man begreifen, daß das seine guten historischen und wirtschaftlichen Gründe hatte.

3

Nun zu Frankreich. Auch hier hat die Internationale versagt, wenn auch aus völlig anderen Gründen wie in England. Die Zahl der französischen Gewerkschafter hat sich niemals genau feststellen lassen. Man wird nicht sehr fehl gehen, wenn man sie, soweit ungefähr regelmäßige Beitragszahler in Frage kommen, auf rund 400000 Mitglieder veranschlagt. Die Zahl der politisch organisierten Sozialdemokraten hat die Zahl von etwa 80000 wohl nie überschritten. Zu Ende des Jahres 1915 war sie auf 25000 gesunken. Jetzt mögen noch 8—10000 Mann da sein. Mehr steckt hinter dem, was sich stolz: französische Sozialdemokratie nennt, organisatorisch nicht. Die Parteipresse ist sehr unentwickelt. Sie besteht aus einigen unbedeutenden Blättchen in der Provinz und der Pariser „Humanité", die aber auch nicht recht vorwärts kommt. Schon vor dem Kriege sprang die deutsche Sozialdemokratie dem Blatte mit einigen Tausenden zu Hilfe, jetzt verlauten von neuem Stimmen über ihre schwankende Grundlage. Dem Blatte fehlt eine leistungsfähige Arbeiterorganisation als Rückendeckung.

Es hatte im Jahre 1915 eine tägliche Auflage von 70000 Exemplaren, gegen 200000 von Hervés „Victoire", 700000 vom „Echo de Paris" und 2,1 Millionen des „Petit Parisien". Zwischen der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung herrschten in Frankreich seit langem gespannte Beziehungen. Die Partei war und ist weniger eine Organisation der Arbeiterklasse, als vielmehr eine Gruppe von Literaten, Intelligenzlern, Schullehrern, Universitätsprofessoren und vor allen Dingen von Rechtsanwälten, die die sozialdemokratische Partei gern als Sprungbrett für die Ministerlaufbahn benutzen, siehe Millerand, Viviani, Briand. Die in den Gewerkschaften zusammengeschlossenen Arbeiter standen diesen Elementen immer mit scharfem Mißtrauen gegenüber, das seinen politischen Ausdruck im halbanarchistischen Syndikalismus fand. Erst der Krieg hat eine Vereinigung der beiden Gruppen herbeigeführt, von der es jedoch mehr als fraglich ist, ob sie den Krieg überdauern wird.

Die Eigenart des französischen Sozialismus erklärt sich aus der Geschichte und Ökonomie des Landes. Frankreich ist in der Hauptsache heute noch ein kleinbürgerliches Land. Es ist zugleich aber auch der Staat, der den Kontinent nach dem Niedergang der deutschen Zentralmacht im sechzehnten Jahrhundert kulturell und teilweise auch materiell beherrschte. Der Glanz der französischen Geschichte, der gerade in jenen letzten Jahrhunderten am hellsten strahlte, als Deutschland aus der Reihe der politisch in Betracht kommenden Staaten ausschied und als das in den Zeiten des Mittelalters unbekannte Nationalgefühl allenthalben immer stärker erwachte, war für die Glut und Reizbarkeit des französischen Volksbewußtseins von ausschlaggebender Bedeutung. In der deutschen Arbeiterbewegung hat man von diesen äußerst wichtigen Zusammenhängen nur eine undeutliche Vorstellung oder ist geneigt, sie zu unterschätzen; und doch liegt hier einer der Gründe, der die in Deutschland so enttäuschende Haltung der Franzosen zur Internationalen erklärt. Der deutsche Arbeiter hat für das starke nationale Selbstbewußtsein des Franzosen kein Verständnis, was freilich nicht etwa, wie er sich gern schmeichelt, eine Folge der besseren sozialistischen Schulung, sondern nur eine Folge der unendlich schlechteren deutschen Geschichte ist. So erklärt es sich, daß der deutsche Sozialdemokrat die wahre Affenbosheit, mit der der französische Sozialist ihn seit Kriegsbeginn überschüttet, einfach nicht ernst nimmt und eher geneigt ist, in seinem französischen „Freunde" ein krankes Kind zu erblicken, das man schonen muß und dessen Fieberphantasien nichts bedeuten. Und doch kommt in der entgegengesetzten Haltung der beiden sozialdemokratischen Parteien nichts Geringeres als das entgegengesetzte Schicksal der beiden großen Völker in den letzten vier Jahrhunderten zum Ausdruck.

Die Revolution zeigt das französische Volk noch einmal in seiner ganzen

geschichtlichen Größe. Aber dann geht es bergab. Zwei Gründe sind es vor allem, die hier wirksam waren. Indem die französische Revolution das feudale Frankreich bis auf den letzten Rest zertrümmerte und die uneingeschränkte Herrschaft der Bourgeoisie durchführte, errichtete sie zugleich eigenartige Hindernisse für die industrielle Entwicklung Frankreichs. Sie schuf die noch heute rund zwei Drittel der Gesamtbevölkerung umfassende Klasse der freien Grundeigentümer, das heißt der Klein- und Mittelbauern, und damit die bisher unerschütterte Grundlage für den kleinbürgerlichen Wirtschaftscharakter Frankreichs. Aus dieser Wurzel sproß das Zweikindersystem und das Kleinrentnerideal, das für das nachrevolutionäre Frankreich bis auf den heutigen Tag charakteristisch geblieben ist. So verkrüppelte die großindustrielle Entwicklung. Der Typus des französischen Bourgeois hatte immer die kleinbürgerlichen Merkmale seiner Geburt behalten, und stets blieben ihm der kühne Wagemut und schaffende Unternehmungsgeist, das heißt die eigentliche Liebe zu seinem Berufe, fremd. Das wurde um so verhängnisvoller, als sich inzwischen an seiner Ostgrenze das geschichtliche Phänomen des deutschen Aufstiegs immer deutlicher abzuheben begann, der zweite Grund für den welthistorischen Abstieg Frankreichs. Die ersten Ansätze dieses Phänomens zeigten sich bereits um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Das neunzehnte Jahrhundert zeigte deutlich, daß sich das große Zentralvolk Europas auf dem Marsche zu seiner wirtschaftlichen Neugeburt und seiner nationalen Einigung befand. Die ersten Etappen wurden 1848, 1866 und 1870 erreicht. Es war eine welthistorische Umwälzung, deren Konsequenzen in erster Linie Frankreich treffen mußten. Seine europäische Stellung beruhte seit vier Jahrhunderten auf der Ohnmacht und Zerrissenheit des deutschen Zentraleuropas. Der Weltkrieg setzte unter diese säkulare Entwicklung, die in schweren Zusammenstößen der beiden großen Völker sich vollzog, das vorläufige Schlußsiegel.

Lag so die geschichtliche Situation zwischen Deutschland und Frankreich, so mußte auch das Verhältnis der beiden Arbeiterklassen zueinander und zur Internationalen von ihr beeinflußt werden. Die Traditionen der Revolution mußten sich in der Psychologie der französischen Arbeiterklasse ebenso bemerkbar machen wie der Mangel derartiger Traditionen in der deutschen. Das alte Frankreich war in jenen großen Jahrzehnten auch als Staat in Atome zerschlagen, die alten historischen Landschaften in ungeschichtliche Departements zerlegt worden, um von der neuen Staatsgewalt rein äußerlich wieder zusammengeschoben zu werden. Diese Atomisierung der Verhältnisse hatte auch auf die Menschen übergegriffen. Sie standen einander nicht mehr wie im alten Frankreich als Angehörige genossenschaftlicher Verbände, sondern als fremde Individuen gegenüber, getrennt durch das persönliche Interesse. Dieser radikale Sieg des Individualismus, der in

gewisser Hinsicht viel tiefer griff als in England, hat bis zum heutigen Tag den Organisationsgedanken selbst in den proletarischen Massen Frankreichs nicht zum Durchbruch kommen lassen. Daher die mangelnde Stärke der Gewerkschaften. Der revolutionäre Elan, der allerdings häufig genug durch die revolutionäre Phrase ersetzt wurde, blickte gern auf die tägliche, mühselige Kleinarbeit des Tages als auf eine spießbürgerliche Simpelei hohnlächelnd herab, deren das geschichtliche Volk der Revolution nicht bedürfe. Gerade hierin trat der Gegensatz und schon früh sogar eine gewisse Animosität gegen die deutsche Methode scharf hervor. Die deutschen Arbeiterorganisationen, die politischen wie gewerkschaftlichen, waren auch insofern echte Kinder des mühseligen deutschen Aufstiegs, als sie zu ihrer Größe — vor dem Kriege hatte die deutsche Sozialdemokratie eine Million organisierter Mitglieder, die Gewerkschaften zweieinhalb Millionen — nur durch die mühseligste Kleinarbeit gelangt waren. Je unbestrittener die Deutschen das tragende Rückgrat der Internationalen wurden, desto lebendiger wurde in den Franzosen die Eifersucht, worüber sich in den Briefen von Engels manche lustige Episode findet. Die französische Internationalität hat zur Voraussetzung, daß die Franzosen in ihr die erste Rolle spielen, daß sie die Großmütigen, die Gebenden sind; dann ist sie imstande, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit spielen zu lassen. Es war die Zeit, noch weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein, wo französische Sprache und französische Kultur Gemeineigentum der gebildeten Klassen aller Länder war. In der Tat: nur wenn die Internationale französisch war, waren die Franzosen gute Internationalisten. Je mehr aber durch den deutschen Aufstieg die einstige französische Suprematie verflog, desto kühler wurde ihr Verhältnis zur Internationalen.

Diese historische Wandlung mußte sich in der Haltung der französischen Sozialdemokratie um so deutlicher abzeichnen, als diese Partei weniger aus Arbeitern als aus kleinbürgerlichen Intelligenzlern bestand. Jaurès war der einzige unter ihnen, dem es nach und nach gelungen war, die spezifisch französische Lokalborniertheit abzustreifen und eine internationale Position zu erobern. Es ist bezeichnend, daß sich unter den bekannten sozialistischen Politikern Frankreichs kein einziger Arbeiter findet. Aber auch die geistige Entwicklung der französischen Arbeiterklasse litt unter dem kleinbürgerlichen Wirtschaftscharakter des Landes. Selten kam der französische Proletarier ins Ausland. So vermochte er nie, sich den Traditionen und Schlagworten der bürgerlichen Revolutionen seines Landes zu entziehen, er blieb stets, trotz aller noch so radikalen Reden der Syndikalisten, ein rückwärts gewandter Revolutionär und wurde gerade dadurch das vielleicht treueste Spiegelbild für das im Absteigen begriffene Frankreich.

In dieser historischen Perspektive gesehen bleiben die konkreten Umstände,

unter denen dann im August 1914 und den folgenden Monaten die Internationale vollends zerbrach, verhältnismäßig gleichgültig. Der Schwatz über die „Vergewaltigung Belgiens," die Greuellegenden und das Gerede über die von den „Boches" bedrohte Demokratie und Kultur hätte niemals bei den französischen Sozialisten verfangen können, wenn nicht schon vorher die psychologischen und wirtschaftlichen Bedingungen vorhanden gewesen wären, unter denen allein das alles möglich war. Durch den Krieg trat nur plötzlich zutage, was sich in den stillen Jahrzehnten vor dem Kriege angebahnt hatte: Der Verlust der französischen Großmachtstellung und eine totale Verschiebung der europäischen Gewichtslage zugunsten des Zentrums. Einer derartigen weltpolitischen Neuorientierung waren die sozialistischen Kleinbürger Frankreichs nicht gewachsen. Sie verloren vollkommen das Gleichgewicht und vernichteten den letzten Rest einer selbständigen Haltung gegenüber der Regierung, genau so wie die Regierung ihre Selbständigkeit gegenüber England hatte preisgeben müssen. Sie halfen ihr, die Ermordung ihres Führers Jaurès zu vertuschen, sie billigten die zügellosen Eroberungspläne, die in den Verträgen der Ententemächte niedergelegt waren und von denen seiner Zeit der russische Minister in der Duma einen Zipfel lüftete. Und auch die „Spaltung", die sich jetzt in ihren Reihen anbahnt, will wenig besagen. Die Gegensätze zwischen Renaudel und Longuet, bei denen zwar sehr viel von dem Wiederaufbau der Internationalen die Rede ist, bestehen nur darin, daß Renaudel sich davon für Frankreich nichts, Longuet aber sehr viel verspricht. Denn wohl gemerkt: nicht um die Internationale selber handelt es sich dabei, sondern nur um die Frage, wie weit diese Internationale für Frankreichs Interesse nutzbar gemacht werden kann. Auch Longuet wünscht — siehe seinen Artikel im „Populaire du Centre" vom 29. August 1916 — nicht etwa eine Verständigung, sondern „eine möglichst schallende Niederlage" des deutschen Imperialismus. Und die Berufung eines internationalen Kongresses will er nicht etwa, wie er dort ebenfalls ausführt, um den Frieden herbeizuführen, sondern weil er sicher zu sein glaubt, daß ein derartiger Kongreß die tiefsten Sympathien für Frankreich aussprechen und dessen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen kräftig unterstützen würde. Hierbei beruft er sich auf die Haltung einer Konferenz, die die Sozialisten der neutralen Länder im August 1916 im Haag abgehalten hatten.

Hiermit könnten wir in eine Untersuchung über die Bedingungen des Sozialismus in den neutralen Ländern eingehen. Allein das würde den Rahmen dieser Skizze überschreiten. Wir hatten nur die Absicht, die Haltung der Arbeiterparteien in den beiden für das Schicksal der Internationalen ausschlaggebenden Ländern des feindlichen Auslandes zu umreißen. Für die übrigen Länder, besonders die der neutralen, genüge der

Hinweis, daß ihre sozialdemokratischen Parteien zu Beginn des Krieges ausnahmslos, später mit einigen Ausnahmen, in der denkbar schärfsten Form gegen Deutschland und seine Sozialdemokratie vorgingen. So liegen die Dinge auch heute noch. Die Parteipresse Hollands, der Schweiz, Spaniens, der Vereinigten Staaten ist ausgesprochen deutschfeindlich, in Schweden ist der Parteichef Branting ein fanatischer Deutschenfeind, aber nicht die gesamte schwedische Parteipresse folgt seinem Beispiel. Die Parteiblätter Dänemarks und Norwegens sind neutral. Von den feindlichen Ländern zeichnet sich noch die italienische Sozialistenpresse durch einen ungefähr dem französischen Niveau entsprechenden Ton gegen die deutsche Sozialdemokratie aus. Für die objektive Haltung der deutschen Arbeiterpresse den ausländischen Sozialisten gegenüber findet sich auf der Gegenseite kein Beispiel.

4

So ist denn auch die zweite Internationale der Arbeiterklasse zusammengebrochen. Man könnte die Frage erheben, ob denn nicht die Idee von einer Internationalen sich nunmehr endgültig als eine Illusion erwiesen habe, der ernsthafte Politiker nicht mehr nachlaufen sollten. — Eine derartige Frage wäre glatt zu verneinen. Wir wiesen bereits in der Einleitung darauf hin, daß die erste Internationale mit der Ausnahme von England allenthalben tiefe Spuren in der geistigen und politischen Entwicklung der Arbeiterklassen hinterlassen habe und in die verschiedenen Richtungen der proletarischen Bewegung überging. Sie hat also eine historische Aufgabe geleistet. Das gleiche wird man von der zweiten Internationalen ebenfalls sagen dürfen. Entstanden im Auslauf der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in einer Zeit des noch unentwickelten Kapitalismus des Kontinents hat sie für ein gewisses Gleichmaß und für eine gewisse Gleichrichtung der selbständigen Arbeiterparteien der kapitalistischen Nationalstaaten gesorgt und für die Zeiten des Friedens die Grundlagen für ein internationales Zusammenarbeiten in Organisationsfragen gelegt. Daß ihr noch recht schwächlicher Körper dem furchtbaren Sturm des Weltkrieges nicht gewachsen war, darf, wie die Dinge nun einmal sich enthüllt haben, nicht mehr wundernehmen. Das Einrücken des geeinigten deutschen Volkes nebst seinen fremdvölkischen Anrainern — das heißt also Mitteleuropas — in die ihm gebührende Stellung innerhalb der großen Völkerfamilie ist ein derartig ungeheures Ereignis, daß es sich nur unter einem Weltbeben vollziehen konnte. Es verletzte die Lebensinteressen der beiden großen westlichen Völker, der Franzosen und der Engländer, in ihrem Kern; darüber hilft alles naive Beteuern der Sozialdemokratie, daß wir doch so friedlich seien und keinen „Angriffskrieg" führten und auch „keine Annexionen" planten, nicht hinweg. Dieser

deutsche Aufstieg, dessen Wurzeln anderthalb Jahrhunderte zurück reichen, mit seinem Weltkrieg als Höhepunkt und vorläufigen Endergebnis, bildet welthistorisch gesehen das fast genaue Gegenstück zu dem deutschen Abstieg im sechzehnten Jahrhundert, der ebenfalls anderthalb Jahrhunderte später im Friedensschluß des Dreißigjährigen Krieges seinen Tiefstand und Schlußpunkt erreichte. Hat der Historiker so völlig unrecht, der da sagt: die Geschicke der Völker vollziehen sich in den Angeln der Schlachten? —

Aber zu einer die ganze Welt erschütternden Revolution wird der deutsche Aufstieg erst durch die Tatsache, daß er die auf der deutschen Ohnmacht basierende englische Weltherrschaft notwendig in Stücke schlägt. Dadurch führt er ein neues Zeitalter herauf, und Fragen, die bisher als Utopie gegolten, rücken jetzt in die Sphäre des politisch-aktuellen Kampfes. Die Überwindung des Individualismus, die Sozialisierung der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, der Sozialismus selber setzt sich auf die Tagesordnung der Weltpolitik. Auf der anderen Seite wird erst durch die Erschütterung der englischen Weltherrschaft eine gewisse Gleichheit unter den Weltvölkern ermöglicht, und damit ergibt sich eine ganz neue Situation für den Wiederaufbau der Internationalen. Wir hatten gesehen, wie gerade die Ausnahmestellung Englands ihren tiefen Einfluß auf die Geisteswelt des englischen Proletariats ausgeübt und es in eine isolierte Stellung hineinmanövriert hatte, wo es Hand in Hand mit der englischen Kapitalistenklasse den Arbeiterklassen der anderen Länder gegenüberstand. Das war der Grund, weshalb es in England keinen Sozialismus und kein Interesse für die Internationale gegeben hatte. Beendet der Weltkrieg die überragende Stellung Englands und gliedert es ein in die Reihe der übrigen großen Weltvölker, so ändert sich damit notwendigerweise auch die Stellung der englischen Arbeiterschaft. Sie wird sich eines Tages allgemein auf das gleiche Niveau gebracht sehen wie die Arbeiter des Auslandes. Und das ist die Situation, in der es, wie Friedrich Engels einst sagte, in England wieder Sozialismus geben wird und in der, wie wir hinzufügen können, die materiellen Grundlagen für eine neue Internationale gelegt werden. Diese Umwälzung wird durch den Krieg natürlich nur verursacht, aber nicht zugleich beendet. Der Krieg selber ist noch nicht zu Ende, unabsehbar aber sind die Verschiebungen, die in seinem Gefolge sich ergeben werden und von denen man noch nicht weiß, wieviel Zeit sie zu ihrem Ablauf benötigen. Man darf sich das, was wir die Erschütterung der englischen Weltherrschaft nennen, nicht so vorstellen, als ob es mit dem Tage des Friedensschlusses Ereignis wäre. Aber die dem Friedensschluß folgenden Zeiten werden in der gleichen Richtung wie der Krieg zersetzend auf die englische Herrscherstellung wirken und werden so den Kämpfen der englischen Arbeiterklasse ganz neue Bedingungen stellen.

Die kommende dritte Internationale wird dem inzwischen gesteigerten Reifegrad des Kapitalismus entsprechen müssen. Die Zeit der großen internationalen Kapitalverbände, Truste und Kartelle, die seit der Gründung der zweiten Internationalen entstanden waren, wird nach dem Kriege sicherlich abgelöst werden von einer Periode des Hochimperialismus mit weitester Weltwirtschaft und internationaler Verflechtung des Kapitals auf größter Stufenleiter. Und diesem kommenden kapitalistischen Internationalismus gegenüber wäre ein Institut wie die verflossene zweite Internationale dem Proletariat wenig nütze. Was es braucht, ist eine internationale Aktions- und Arbeitsgemeinschaft, das heißt die Errichtung internationaler Gewerkschaftsverbände mit gemeinsamen internationalen Sekretariaten, Verständigungs- und Aktionsausschüsse, die Organisierung sozialistischer Vermittlungs- und Arbeitsausschüsse, um das Zusammenarbeiten der sozialistischen Landesparteien bei wichtigen Gelegenheiten sicherzustellen, gegenseitige Förderung und Unterstützung des sozialistischen Bildungs- und Unterrichtswesens in den einzelnen Ländern, Schaffung internationaler Preßausschüsse und Nachrichtenbüros, interparlamentarische Komitees, um die Kontrolle der Diplomatie zu erleichtern — und als Krönung des Ganzen wäre eine Art von internationalem Zentralbüro zu errichten, wo alle Fäden zusammenlaufen.

Es ist klar, daß eine solche Organisation nicht das Werk weniger Tage sein kann. Wahrscheinlich wird die Neuerrichtung der Internationalen längere Zeit auf sich warten lassen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Trümmer der alten Organisation nun vollkommen als Instrument des Völkerfriedens auszuscheiden hätten. Der Friede ist eine so heilige Sache, daß man ihn mit allen Mitteln zu erreichen suchen muß. In der Tat sehen wir, wie sich die Bemühungen, den Frieden zu fördern, auch in den Bruchstücken der zweiten Internationalen noch kräftig regen. Immer wieder bemühen sich die sozialistischen Wortführer einiger neutralen Länder, zusammenzukommen und für den Frieden zu wirken. Je stärker die Kriegsmüdigkeit in allen Ländern steigt, desto mehr haben sie Aussicht, daß ihre Stimme gehört wird. Von seiten der deutschen Sozialdemokratie sind diese Bemühungen stets und mit allen Kräften gefördert worden, wie sie es verdienen.

So fällt ein versöhnendes Licht auf den Ausgang der zweiten Internationalen, die in ihrem raschen Zusammenbruch so viele Hoffnungen enttäuscht und die doch schließlich ihre begrenzte historische Aufgabe erfüllt hat. Ihre wichtigste Leistung aber würde sie erst vollbringen, wenn sie die Sozialisten aller Länder, und nicht an letzter Stelle die Deutschen, zu einer etwas mehr historisch vertieften und damit realpolitischen Betrachtung der Dinge dieser Welt führen würde.

***

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel

Den ganzen Winter wurde Johanna durch Dunkelheiten gewirbelt und fand keine dauernde Rettung. Kaum dämmerte über ihrer Seele, aber nur einem heranschweifenden Vogelzuge gleich, ein freundlich gutes Bild aus geborgenen Tagen, so wurde sie hinterrücks wieder in alle grauen Verschlingungen gezerrt, die es ihr über den Kopf warf: Dann war ihr Vater wieder an ihr und ihrem Manne gestorben, es gab eigentlich weder Leben noch Tod, sondern nur das uferlose Dasein ihres Mannes. Helene war kaum ihr Kind, sondern ein geheimnisvolles, gespensterhaftes Wesen, der ganze Sintlingerhof mit all seinen Insassen hing auf dem Hügel wie über einem Abgrunde.

Der Sintlinger aber wagte nie mehr, ihr zum Troste, die unendliche Weite zu zeigen, in die er durch die Augen seines blinden Kindes gestiegen war. Ob sie ihn auch oft mit fremden Blicken maß und zusammenschrak, wenn er sie anredete, nie wurde er an dem Leben irre, zu dem ihn das Schicksal innerlich überwunden hatte, und erlahmte nicht, gütig um sein Weib zu sein und zu hoffen, daß nach vielen Nöten die Schatten von ihr fallen mußten und sie in das Licht eingehen würde, das hinter dem Spiegel der Augen ihres Kindes leuchtete.

Sicher aus jener Zeit stammt ein großer Teil der Blätter, die zusammen ein schmächtiges Bündel ausmachen und die nach seinem Tode als spärliche Meilensteine des seltensten Weges durch eine hohe Welt gefunden wurden, den je ein Mann gegangen ist.

Wohl im Hinblick auf die vielen verborgenen Kirchengänge seiner Frau schrieb der Heiligenbauer ein Tagebuchblatt, das in unserer Art sich auszudrücken unter Wahrung der kräftigen Bildlichkeit lautet: Wer glaubt, Menschen hätten Bußwerke, Reue und Selbstpeinigung notwendig, um gerecht zu werden, der gleicht einem Bleicher, der das Wasser peitscht, um es zu reinigen. Der schmutzigste Tümpel wird von selbst klar, wenn er in sich zur Ruhe kommt. Nur Pfaffen, die auf der Menschheit wie Knechte auf Pferden reiten wollen, erfanden das Lied von der Erlösung durch einen andern.

Doch niemals störte er mehr diesen Prozeß der „Selbstheilung", wie er ihn auf einem Blatte nennt, durch jähes Zugreifen oder gar mit irgendeiner Art Schulmeisterei. Allein gegen das Frühjahr hin nahm der Zustand Johannas Formen an, als sei sie halb aus der Welt und ihrem Leben hinausgesprungen, und der Sintlinger beugte sich oft zum Fenster hinaus

und hielt Umschau über das Hügelgewoge, das grün um seinen Hof quoll, ob nicht irgendwo der Schimmer einer Rettung zu erspähen sei. Manchmal war es so schlimm mit Johanna, daß ihr Mann fürchten mußte, der Geist seines armen Weibes schweife schon in ziellosem Gaukeln hinter Irrwänden.

Ein Maitag brachte endlich die Erlösung und zwar aus einer Gegend, in die zu schauen dem Sintlinger nicht eingefallen war.

Johanna hatte in jener Zeit aus Gründen, welche sie wie die Nachwirkung eines vergessenen Traumes spürte, aber nicht ermaß, eine Gepflogenheit angenommen, die der Sintlinger voll Besorgnis als den Ausfluß der immer weiter fortschreitenden Verstörtheit auffaßte. Bald nach Beendigung ihrer morgendlichen Tätigkeit legte sie bessere Kleider an und begann, die kleine Helene am Händchen mit sich führend, um den Hof zu streifen. Sie stieg den Zufahrtsweg bis zur Hälfte des Hügels hinunter, ging in der Richtung nach Brederode zu oder wandelte den breiten Wirtschaftsweg bis zur „Hohen Kippe", jener Stelle empor, von wo einst der alte Wirtschafter Adolf Zenker nach dem verschwundenen Sintlinger ausgeschaut hatte. Sie tat das wie einer, der von irgend woher Besuch erwartet oder wie einer, der, von der Unruhe zu einem Ausflug ergriffen, die ersten Schritte der Ausführung zum voraus kostet. Sie begann eilig wie auf dringenden Anruf hin zu laufen, daß sie ihr Kind gewaltsam nachschleifen mußte, verlor aber schon nach den ersten hundert Schritten das unnatürliche Feuer, geriet ins Trödeln und stand endlich, den Blick unverwandt ins Gras zu ihren Füßen geheftet, lange Zeit still, um an den Hof zurückzukehren und auf einem anderen Wege, gleich dem Gefangenen in einer Festung, das Spiel einer Flucht von neuem zu beginnen. Am Schluß setzte sie sich, wo immer sie stand, nieder, brach sehr behutsam, umständlich, ja fast ängstlich Blumen, sah sie lange und aufmerksam an, hielt sie liebevoll in den Händen und strich sie am Schluß mit einem gequälten Zug im Gesicht beim Aufstehen von der Schürze, wie man lästigen Unrat von sich schüttelt. Auf diese Weise trieb sie seit Tagen eine unerklärliche Unruhe um den Hof.

Am Morgen jenes Tages, der ihr die Errettung von allen zerwühlten und zersonnenen Verwirrungen bringen sollte, fuhr der alte Zenker mit einem Ochsenjungen in den Wald, um eine Fuhre Durchhiebsholz zu holen. Der Junge leitete das Gespann den Wirtschaftsweg bergan, und der Alte folgte an der Seite des Sintlingers dem Wagen in gemächlichem Gange. Die beiden Männer sprachen über Wirtschaftsangelegenheiten und kamen so von selbst auf das beklagenswerte Treiben der Bäuerin. Eigentlich spielte Zenker in den Disput hinüber, um nur einmal all den Kummer los zu werden, von dem er im geheimen gepeinigt wurde. Nach der Weise ein-

facher Seelen redete er in kurzen Worten von den vielen Absonderlichkeiten, die seit Monaten seine sonst so sanftsichere Herrin beherrschten, erregte den Sintlinger aber nicht mehr, als daß ein Schatten seine Augen trübte, ein starrer Blick sich auf einen Nu in die Höhe verlor oder eine Schwere seine Schritte verlangsamte.

Unter diesem Gespräch waren sie bis zur Hälfte der Entfernung nach der „Hohen Kippe" gekommen, an jene Stelle, wo der Weg, einer schwachen Einmuldung folgend, sich eine Strecke leicht senkte, und übersahen nun den Teil des Abhanges, der von der Hügelwölbung ihnen bisher verdeckt worden war. Da erblickten sie unter dem Feldbirnbaum Johanna mit Helene unbeweglich und so versunken am Raine sitzen, daß sie nicht einmal von dem Gepolter des herannahenden Bretterwagens getroffen wurde.

Der alte Dienstmann warf dem Sintlinger einen trauervoll verständigenden Blick zu. Der Bauer blieb plötzlich wie an der Brust gepackt stehen und rief sich vergessend gepreßt aus: „Wahrhaftig, wenn man wüßte, daß es einen Nutzen hätte, ich ließ alles hier, wie es steht und wächst, liegen, nähme mir das Weib auf den einen und das Kind auf den andern Arm und lief in alle Welt hinaus." Dann kam er wieder zu sich, lächelte eigentümlich und wiederholte kopfnickend: „Wenn es einen Sinn hätte." Und nach einigem Nachdenken setzte er noch hinzu: „Aber mit uns Menschen ist es wohl nicht anders wie mit jedem Baume. Er wächst von innen her und verdorrt auch so." Dann gab er dem Alten Anweisungen über den Lageplatz des zu ladenden Holzes, schickte ihn allein dem Gefährt nach und näherte sich seinem Weibe, die unbewegt und teilnahmlos dem Wagen nachstarrte.

Der Alte hatte bald den Wagen eingeholt und fuhr in einer schnelleren Gangart der Höhe zu, denn dieses schmerzvolle Heraustreten des Bauern aus seiner gewohnten, hartnäckigen Überlegenheit hatte den Graukopf erst recht schreckvoll verwirrt, und er suchte in der Furcht vor einer Katastrophe den schwatzhaften Jungen so bald wie möglich aus der Nähe der beiden zu bringen. Auf der „Hohen Kippe" angelangt, knallte er einige mal laut in die lichtsatte Mailuft, winkte mit der Peitsche aufmunternd dem Bauer zu und trieb dann das Gespann im Trabe dem Hemsterhuser Wege zu, mit dem vereint der Wirtschaftsweg durch eine breite Einsattlung dem Walde zuzog. Dieser dehnte sich in einem weiten Bogen von den Fürstlich Arenbergschen Forsten von Querhoven über die Hügel herüber, bald seine Grenze nach den Kuppen zu zurückschiebend, bald in Gründen weiter in die Felder laufend, und bildete in der Flurbreite Hemsterhusens den besonderen Stolz der beiden Fremdhöfe. Denn mit diesem ausgedehnten Waldbesitz waren die Brindeisener und Sintlinger von jeher aus der übrigen Bauernschaft etwas herausgehoben und den Rittergutsherren nahe gebracht worden.

Der Hemsterhuser Weg bildete nicht die Grenze der Fremdhofwälder, sondern lief ganz auf dem Sintlingerschen Gebiet, doch so, daß dessen größter Teil sich rechts neben der Straße bis an die Brederoder Bauernbüsche heranstreckte. Eichen, nun in der Maienröte der jungen Belaubung, bildeten den Hauptbestand; da und dort zitterte die schwingblättrige Krone einer Espe, stumpfgrüne Kiefernkegel drängten sich an verschiedenen Stellen durch, und hin und wieder lag eine Birke mit schwebendem Geäst über dem anderen Geblätter in der Höhe. Unnötig breit schob sich der Weg unter weit ausladendem Eichengeäst über den Hügel hinauf mit halb verfallenen Anschlägen und alten Löchern, bald eine einzige Sandwuhle, bald nur eine Felsrippe. Der Wagen schlug und stieß, aber der alte Zenker lag mit den Ellenbogen auf seinen gespreizten Knien, hielt zum Herabfallen lässig die Zügel in der Linken, die Peitsche in der Rechten, stierte sich mit großen Augen verloren durch seine tiefe Kümmernis in die Welt, ließ dann und wann ein achtloses „Hott" und „Hü" aus dem Munde fallen und richtete nur manchmal seine grau überbuschten Augen sichernd nach der rechten Seite, wo in weiten Abständen schnurgerade, schmalere Rasenwege in den Wald hinein führten.

„Zwei," sagte er zu sich, als sie wieder an ein solch verwildertes Buschsträßlein kamen. „Drei," erwiderte der Ochsenjunge und hustete. „Zwei," behauptete Zenker zerstreut und maß den Jungen mit einem solch drohenden Verdutzen, daß der Halbwüchsling abstieg, an das Hinterrad ging und den alten Schmutz aus den Felgen trat. Von diesem sicheren Platz aus behauptete und verteidigte nun der Ochsenjunge seine Behauptung weiter, was ihm einige kräftige Lümmelehrungen, aber doch die Genugtuung einbrachte, daß der alte Zenker knurrend das Gefährt wendete, die Straße zurückfuhr und in den zweiten Abweg hineinlenkte. Je weiter das Gespann nun im Walde vordrang, desto enger wurde der Weg. Die tief hängenden Zweige peitschten den Alten fortgesetzt ins Gesicht, daß er endlich abstieg, dem Jungen die Zügel reichte und, die Hand auf die Runge gelegt, gedankenversunken hinter dem Wagen her ging.

Plötzlich wurden die Pferde unruhig, schnoben, wirbelten mit den Ohren, peitschten die Schwänze rechts und links in die Weichen und wollten nicht weiter. Eine Fliegenwolke, grün und blau schillernd, mit dem metallischen Summen unzähliger, winziger Rädchen, schwankte über dem verschatteten Wege geil auf und nieder.

Manchmal verschwand das Geziefer durch das Gezweig in den Wald, drang aber bald wieder brausend über den Weg und summte sich zur geschlossenen Wolke zusammen. Der Schwarm rückte bald tiefer hin, bald stob er um die Köpfe der Pferde. Der alte Wirtschafter hatte wohl des Jungen Manöver gesehen, doch nur achtlos, wie schräg hin aus seinem Taumel-

sinnen heraus; aber kein Schreien, kein liebenswürdiges Zupfen, kein wilder Hieb durch die Fliegenwolke brachte das Gespann vorwärts. Nun griff er in die Angelegenheit und gebot dem Jungen, den Sitz zu verlassen und die Pferde an den Köpfen schonend vorwärts zu bringen. Der Ochsner hatte bei der Geburt einen geheimen Einguß des Reinteufels bekommen, leugnete alles, was Zenker sagte, und meinte, daß die Fliegen nur von dem nahen Buchteiche rührten, und wenn man ihn gelassen hätte, wäre er ganz schön vorwärts gekommen. Trotzdem folgte er doch pünktlich wie immer, stieg vom Wagen, streichelte den Pferden die Mähnen zurecht, klopfte sie den Hals herauf und hatte die Aufregung der Tiere bald so weit überwunden, daß er sie mit schmeichelndem „Hola, Hola" an der Halfter weiter ziehen konnte. Aber nur ein paar Schritte folgten sie widerstrebend. Da spritzte das Fliegengeschmeiß schon wieder durch das Gezweig über den Weg, die Pferde verdrehten die Augen, daß das Weiße hervorkam, schnoben, daß der Schaum flog, und machten Miene, auf den Hinterbeinen stehend, den Wagen zurückzuschieben und ins Geschirr zu fallen. Der Junge hing emporgerissen an ihrem Kopfe und schrie vor Wut fast weinend fortwährend: „Ihr Satane! Ihr Satane!" Der alte Zenker griff endlich ein und brachte alles wieder ins reine, führte die Tiere ein paar Schritte zurück, und obwohl für ihn kein Grund vorhanden war, den Überlegenen zu spielen, tat er so, als ob er es gleich gesagt hätte, daß die Nähe des Wassers nicht schuld an dem Fliegengetolle sein könne, weil der Buchteich ja über dem Hügel drüben, gut eine halbe Stunde entfernt sei, sondern es müsse hier herum irgendein Aas im Walde liegen, ein Reh, das der Fuchs geschlagen habe oder etwas Ähnliches, und während er die noch immer bebenden Pferde hielt, machte sich der Junge auf die Suche. Eben begannen die Fliegen wieder durch das Geäst in den Wald zu sickern, und der Ochsener folgte, dann und wann um sich schlagend, der flimmernd sausenden Spur, die sie in die Luft über ihm zogen, tiefer hinein. Nicht lange und er stand vor einer dicht umbuschten kleinen Blöße, auf der die Sonne lag, bog das Gesträuch auseinander und hob den Körper hinein. Aber schon nach einem Blick würgte er sich springend heraus und rannte mit dem entsetzten Ruf: „Ein Toter, ein Toter!" zurück. Sein Gesicht war schreckensblaß, seine Lippen zitterten. Er riß an dem Alten herum, schluckte und stotterte immer nur dasselbe, beschwor ihn, sofort umzukehren, und brachte es erst einige Schritt hinter dem Wagen fertig, zu melden, es liege eine nackte Leiche im Walde, und irgendwer sei noch dabei. Er habe zwei unheimliche Augen nach ihm hinstarren sehen.

Der Alte klatschte noch einmal die Pferde, schüttelte den Kopf und musterte den entsetzten Boten. Als er sich überzeugt hatte, daß es nicht

Sch . . . . angst bei dem Jungen sei, hieß er ihn von hinten anpacken. Sie schoben den Wagen eine Strecke zurück und banden die Pferde an einen Baum. Darauf ergriff Zenker einen Knüttel, befahl dem Jungen auch etwas zur Verteidigung aufzuraffen und machte sich auf den Weg zur Blöße. Als der Graukopf einen Blick durch das Geäst geworfen hatte, wäre er am liebsten auch davongelaufen, wenn es nur wegen des Jungen gegangen wäre. Denn nicht nur, daß er des Burschen Nachricht bestätigt fand; um den Toten schwebte ein aberwitziges Grauen. Er sah die Leiche eines etwa fünfunddreißigjährigen Mannes, die mit eingesunkenem Rücken, halb in die Knie gehockt, so auf der Brust lag, daß der idiotisch kleine Kopf tief in den moderweichen Boden eingedrückt war. Die Hände faßten krallend in den Rasen, die Beine waren auseinander geworfen. Es sah aus, als sei der Unbekannte mitten im wahnsinnigen Wirbeltanz, von dem Schwindel des Todes erfaßt, zu Boden geschmettert worden. Man konnte auch meinen, der rätselhafte Mensch sei von einem der Bäume herabgesprungen und habe sich das Genick abgestürzt. Sein Körper war brandmager wie der Leib eines abgetriebenen, verhungerten Hundes.

Offenbar handelte es sich um einen Landstreicher. Aber warum hätte der Mensch vor seinem Tode tanzen, wozu auf einen Baum klettern sollen und das vollkommen nackt? Allein, konnte er nicht doch einem Mörder zum Opfer gefallen sein?

Der alte Zenker war nicht imstande, den Anblick der grotesken Leiche so lange auszuhalten. Er hatte das Gesträuch wieder zusammenfließen lassen und stand in erschrecktem Sinnen da.

„Jetzt hauts wieder, Schaffer," flüsterte der Ochsenjunge ihm zu.

„Was?" fragte Zenker wie betäubt und hörte im selben Augenblick über sich die Fliegen mit wütendem Summen durchs Geblätter prasseln.

„Es haut wieder. Sehn Sie bloß, Schaffer!" sagte der Junge und drängte sich durch die Zweige.

Wahrhaftig! Ein breiter Buchenzweig fuhr wuchtend immer auf die Leiche, ruhte eine Weile und wurde dann langsam von jemand zurückgezogen, der gegenüber im Gesträuch verborgen war.

„Wer is da drüben?"

Der alte Zenker hatte gefaßt fragen wollen, aber es wurde ein rauher Schrei, der fast seinen Hals zerriß. Am Laut seiner Stimme kehrte ihm die ruhige Besinnung zurück. Er sah, hörte und nahm alles überklar wahr. Der Buchenast fiel auf den Toten, als sei er von dem Schrei der unsichtbaren Hand entrissen worden. Etwas Graues wuchs in dem Gebüsch gegenüber in die Höhe. Jeden Moment konnte es sich hervorstürzen gerade auf sie. Da erkannte Zenker an der Art, wie der Tote einseitig an den Boden gedrückt und überhaupt schlenkernd auf die Erde zerstreut lag, in

dem Unbekannten plötzlich den Menschen, der ihm voriges Jahr den Braunen davongeritten hatte.

„Das ist ja der Niemand-Alb!" sagte der Alte und wußte nicht, warum er eine Freude darüber empfand. Er vergaß ganz den Unsichtbaren gegenüber, drückte die Äste vollends zur Seite und war im Begriff, sich der Leiche zu nähern. Kaum aber hatte er einen Schritt aus dem Gebüsch heraus getan, so mußte er stehen bleiben. Denn aus dem Grün drüben tauchte langsam ein wirklich furchtbares Frauengesicht auf: fahlweiß, vor Verzweiflung wie irr, totenkopfmager, mit großen blauen Augen, die wie Stahlbuckeln unter einer hohen Stirn durch zerzaustes, lohblondes Haar funkelten, schön, aber tierwild und verzweifelt zum Entsetzen.

Das war ja das wahnsinnige Mensch, mit dem der Niemand-Narr im vergangenen Frühjahr verschwunden war!

Der alte Wirtschafter spürte, wenn er noch einen Schritt nach vorwärts tat, sprang das tolle Weibsbild wie eine wütende Katze heraus und biß ihm die Gurgel durch. Er trat durch das Gebüsch zurück, winkte dem Jungen, nahm ihn bei der Hand und ging zum Wagen zurück. Der Bursche hatte sich indessen wieder so in die Hand bekommen, daß der alte Zenker ihm die Aufsicht über das Gespann ruhig überlassen konnte. Er durfte die Pferde vom Baume losbinden, auf dem Sitzbrett Platz nehmen und hatte die Erlaubnis, wenn es ihm ungeheuer wurde, auf den Hemsterhuser Weg zu fahren. Der alte Wirtschafter machte sich auf, um den Sintlinger herbeizuholen. Die Mütze in der Rechten, ging er eilig den verrasten, überhangenen Weg hin und hörte schon bald den Ochsenjungen hinter sich singen und laut mit der Peitsche knallen.

Achtes Kapitel

Unter allerlei Gedanken, die regellos wie windzerblasener Maiblumensamen in dem Kopfe des alten Zenker herumstoben, kam er aus dem Walde und durch die Einsattlung auf den Wirtschaftsweg. Als er auf der Hohen Kippe angelangt war, duckte er sich und blickte vorsichtig nach dem Feldbirnbaum hinunter. Da sah er noch immer den Bauern, Johanna und die blinde Helene. Die Frau saß nicht mehr, sondern stand neben dem Sintlinger, der mit erhobenem Arm in die Richtung nach Querhoven wies, das mit nichts zu sehen war als mit dem kümmerlichen Rauche seiner Hütten über dem Föhrenwalde, in den es eingewühlt lag. Indes er das beobachtete, überlegte er, wie es anzustellen sei, dem Bauer allein die Nachrichten von dem unerwünschten Waldfunde zu überbringen, denn ob er auch durch ein Ahnen in die Nähe der frohen Hoffnung kam, das Ende des Niemand-Albes könne für die verzagte Bäuerin zu einer Heimkehr in ihr altes Wesen werden, er getraute sich doch nicht geraden Weges

hinunter zu stürzen, weil er als alter Junggeselle zu sehr die unvermuteten Quersprünge fürchtete, der nun schon jede Frau unterworfen ist. „Wie gut auch," sann er, „daß ich den Jungen nicht geschickt habe. Er hätte den beiden die Nachricht wie mit dem Prügel an den Kopf geschlagen."

Als Zenker wieder hinsah, wendete sich die Bäuerin eben mit Helene zur Heimkehr. Der Sintlinger blieb stehen und fuhr fort, in die waldige Ferne zu starren. Der alte Wirtschafter erhob sich, und sobald Johanna hinter der Hügelwölbung langsam wandelnd zu versinken begann, lief er, so schnell ihn die alten Beine zu tragen vermochten, hinab auf den Bauern zu. Sein Atem wollte nicht mit. Abgehetzt kam er bei dem Sintlinger an, der sich bei dem Gepolter der schweren Stiefel umgedreht hatte, und brachte, durch die ungewohnte Eile überwältigt, die Erzählung von dem toten Narren stoßend und wirr wie in großer Angst vor.

„Wenn es auch nur wahr wäre," sagte der Bauer mit einem Erhellen im Gesicht und wendete sich um.

Als sie die Hohe Kippe hinter sich gebracht hatten, fing der Sintlinger plötzlich an wie wahnsinnig zu laufen. Der Junge, der noch immer von Zeit zu Zeit sang und mit der Peitsche knallte, war aus dem Walde heraus bis an den Hemsterhuser Weg gefahren. Er rief dem Bauer zu, das Weib sei toll geworden und gehe wie wütend um; aber der Sintlinger hörte nicht auf ihn, sondern rannte vorbei. „Auf der Blöße an der Brederoder Grenze ist er!" schrie ihm der Junge nach, hörte jedoch schon nichts mehr als das Schnellen und Klatschen der Zweige, die hinter dem Davoneilenden zusammenschlugen. Zenker folgte mit reißendem Atem in langem Abstande seinem Herrn.

„Ist er schon hier durch?" fragte er mehr mit den Augen als den abgetriebenen Worten zu dem Jungen hinauf und schob sich, fast taumelnd, an dem Gefährt vorüber und traf den Sintlinger auf einem Baumstumpf vor der Strauchumwallung sitzen, hinter der der Tote lag. Als der abgepreschte Alte näher kam, kehrte ihm der Bauer ein erblaßtes, verfinstertes Gesicht zu.

„Nu, hab ich nicht recht gehabt?" fragte flüsternd der Dienstmann, in der Meinung, der Sintlinger habe sich schon von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugt und ruhe von dem ersten Schrecken aus. Aber der Bauer antwortete nicht, sondern stand schweigend auf, bog die Büsche auseinander und trat an die Leiche. Zenker folgte ihm und überprüfte noch einmal den Entseelten.

„Bist du ganz sicher," fragte nach langem Betrachten der Sintlinger, „daß das der Mensch ist, der den Braunen davongeritten hat? Sieh ihn dir genau an!"

Zenker lächelte über die unnötige Frage und antwortete: „Ach, das sehn Sie ja selber, und das müßte jedes Hemsterhuser Kind erkennen."

„Was denn?" fragte der Bauer.

„Nu, daß das der Niemand-Alb und weiter kein anderer ist," erwiderte Zenker.

„Der Niemand-Narr?" fragte der Sintlinger ironisch gedehnt und trat an den Kopf der Leiche.

In diesem Augenblick tauchte aus des Sintlingers Erinnerung das Bild des Albes, das er vom Hoftor aus vor einem Jahr gesehen hatte, als der Halbsinnige am Grenzwege kauerte und die roten Läppchen einscharrte und ausgrub. Es stimmte, genau so grotesk und wirr wie diese Leiche hier lag, hatte der Narr dort unten gehockt. Es war der gleiche lange, dünne Hals, der eigentlich nur aus zwei Sehnensträngen bestand, zwischen denen eine Rinne sich nach dem Rücken zu verlief. Aber, wo war der rotbraune Haarschopf und das „magere Schwänzchen", das er hatte die Halsfurche hinunterfließen sehen, daß den Bauern damals der Gedanke angekommen war, dies sei kein Mensch, sondern ein Tier? Dieser Unbekannte trug einen schwarzbraunen Haarfilz auf dem Kopf, der sich scharf wie eine Perücke von der bläulich-weißen Haut des Halses abhob. Nein, das war nicht die Leiche des Hemsterhuser Albes.

Der Sintlinger ließ sich aber seine Gedanken nicht anmerken, sondern suchte mit den Augen den Rasenplan der Blöße ab und fragte: „Kleider habt ihr nicht gefunden?"

Zenker schüttelte nur mit dem Kopf.

„Vielleicht liegen sie bei dem Weibsbild. Wo ist sie denn?" fragte der Bauer.

„Da drüben hinter dem Hirschholderstrauche. Aber ich rate Ihnen, Bauer, sie hat den Teufel. Nehmen Sie sich in acht!" sagte Zenker und ging hinter dem Sintlinger her, der durch das Gebüsch zurücktrat, um von außen herum an den Platz zu kommen, denn die Blöße war eng und er hätte müssen über die Leiche schreiten. Als sie den kleinen Bogen durch den Wald machten, ertönte von fern Menschengespräch, schnell vorüber gerissen, eine höhere und eine tiefere Stimme. Dem Sintlinger stieß es den Kopf herauf. Er horchte und zuckte ein wenig zusammen.

„Geh mal hin und sieh, wer es ist," sagte er zu dem Wirtschafter. „Und wenn es die Frau hergetrieben hat, halt sie zurück."

Zenker eilte, so schnell er nur konnte, davon. Fern um die Seele des Sintlingers war ein spukhaft zehrendes Verdämmern.

Er wußte, daß eigentlich er seinem Weibe hätte entgegengehen und sie zurückhalten sollen. Trotzdem wurde er wie ein Nachtwandler vom hinsinkenden Mondlicht weitergezogen.

„Jetzt muß es sich erfüllen," sagte er mit eindorrenden Lippen und stand im nächsten Augenblick vor der Irren, die diese wahnwitzige Totenwacht

hielt. Aber nun war alle Wildheit aus ihr geschwunden. Der schlanke, ausgezehrte Leib lag wie schmerzvoll unter den Baum geflossen. Sein Ebenmaß war noch durch die grauen, schmutzstarrenden Lumpen wahrzunehmen, die ihn bedeckten. Der Kopf, von dem fahlgelben Züngeln verwirrter Haare umzuckt, lehnte zurückgesunken, erschöpft am Stamme. Die Augen starrten verzweifelt, wie unter die Stirn genagelt, durchs Geblätter zum Maihimmel, voll von einer ausgebrannten Anklage. Der schöne Mund in totem, übertobtem Schrei offen.

Die Fliegenwolke stob immer von dem Toten sausend auf und wurde summend wieder von ihm angesogen. Und jedesmal, wenn so die Leiche aus ihrer Erstarrung zu erwachen schien und sich mit leisem Stöhnen rührte, verdunkelte ein tierdumpfer Schmerz das Gesicht der Irren, und aus den weiten Augen liefen Tränen in den Mund, der sie gierig, wie einen Labetrunk, verschluckte.

Auf dem Schoß hielt sie eine alte Schildmütze krampfhaft mit beiden Händen gefaßt, wie ihre letzte Kostbarkeit.

Der Sintlinger vergaß vor diesem erschütternden Anblick seine eigene Lebensart; er dachte nicht daran, was diese Irre für ihn bedeutete. Nur ein grenzenloses Mitleid erfüllte ihn. „Du," sagte er mit gütiger Stimme, „du, Weib, wer hat dir denn deinen Mann genommen?"

Die Irre rührte sich nicht.

„Nicht wahr, du hast den Niemand gern gehabt?" fragte er mit noch größerer Liebe.

Obwohl sie offenbar die Worte nicht verstand, wurde sie von den Lauten der Güte wohl wie von körperlichem Kosen berührt. Es strahlte ein Leuchten über ihre Züge. Unter leisem, innigem Wimmern hob sie die Mütze an die Brust und küßte inbrünstig die leere Luft.

Da hörte der Sintlinger die Stimme des alten Knechtes rufen:

„Frau! — Frau! Sind Sie um Gottes willen schön gebeten! — Bleiben Sie hier! — Nicht hingehen!" Die dringenden Rufe taumelten hinter einem rauschenden Laufen drein, das sich rasch näherte.

Auch die Irrsinnige mußte von dem Rufe des Knechtes getroffen worden sein, denn sie hob den Kopf, streckte ihn wie ein sicherndes Tier vor und bemerkte jetzt erst den vor ihr stehenden Bauer. Da ging plötzlich eine rasende Wildheit in der Verrückten auf. Sie ließ sich auf die Arme nieder, ihre Augen funkelten wieder wie blaue Stahlbuckeln, unter leisem Knurren, mit entblößten Zähnen wie eine Bestie ging sie kriechend auf ihn los. Unwillkürlich wich der Sintlinger einen Schritt zurück. Da wurde er von seiner Frau gesehen, die im Heranlaufen in die Nähe des Gebüsches gekommen war. Sie rief schnell seinen Namen: „Andreas!" und er sah sie bleichen Gesichts heranstürmen.

Mit eins wich der seltsame Taumel von ihm, und er sprang auf Johanna zu, um sie im letzten Augenblick zurückzuhalten. Aber sie glitt an ihm vorüber und wand sich durch das Gebüsch vor die Leiche. Nach einem Starren sank sie dort in die Knie, und als er neben sie trat, sah er sie mit gefalteten Händen halblaut in unendlichem Glück gegen die Erde sprechen, wie in erlöstem Gebet:

„. . . . nun hast du mir doch geholfen . . . mein lieber Vater," sagte sie hauchend. „Jetzt weiß ich, daß es gut war, daß du gestorben bist. Ich danke dir. Du hast den Alb aus der Welt gerissen. Nun wird alles gut werden, wie es früher gewesen ist."

Dann ließ sich die Bäuerin von ihrem Manne aufheben und davonführen . . .

Als sie an die Stelle kamen, wo die Irre gekauert hatte, war der Platz leer. Sie sahen sie wie ein graues Gespenst durch den Wald eilen und hinter den Bäumen verschwinden.

Die alte Schildmütze lag im Grase. Johanna wendete sie mit einem Zweige um und um.

„Dieselbe Mütze," murmelte sie, „die er trug, als er sich zu unserem Kinde geschlichen hatte."

„Was sagst du, Johanna?" fragte sie der Bauer.

Da flog sie ihm mit dem jubelnden Schrei an den Hals: „Andreas, der Niemand-Alb ist tot!"

Neuntes Kapitel

Nun stand der Heiligenhof so licht wie in den ersten Tagen der jungen Sintlingerschen Ehe auf seinem Hügel, sah mit blinkenden Fenstern den Wald um Querhoven verdämmern, schaute weit über Hemsterhus hinaus bis ins graue Rauchen der fernen Heide, merkte an Abenden wieder achtsamer auf das leise Wehen der Weiden am Grenzwege und brauste dann oft aus den Kronen der Torlinden ganz unbändig über das Gewoge des unruhig pilgernden Landes umher, weil er die Freude hinausschreien mußte, daß die Finsternisse keine Macht mehr über ihn hatten, die Monden lang bis in seine heimlichsten Winkel geflossen waren. Die Bäuerin schrak nicht mehr wie bisher von einem Stoß gegen die Brust in den Morgen; sie wurde wie in den guten Tagen von früh ab schon in eine sicher-gelinde Hand genommen.

Nichts drohte ihr mehr. Aber ehe das Licht ganz unbestritten über ihr blühen konnte, war ihr und dem Sintlinger noch eine Prüfung vorbehalten.

Denn manchmal streifte doch noch ein leises Erschauern an ihr hin. Wenn sie in dem Sintlingerschen Wohnhause auf den oberen Flur an die Stelle kam, wo der Schatten an ihr vorübergewandert war, geschah

es manchmal, daß sie in dem Bewurf der Mauer die traumhaften Umrisse einer Männergestalt auftauchen und ungewiß vergehen sah. Sie war nicht imstande anzugeben, ob der Mann, dessen verhauchtes Schattenbild sie erblickte, groß oder klein gewesen sei, noch was er sonst für Eigentümlichkeiten an sich gehabt habe. Sie wußte auch unmittelbar darnach nicht genau zu sagen, ob diese Männergestalt in die Wand zurückgesunken oder in das Dunkel des Flures geglitten oder ob es nicht vielmehr nur eine Selbstberückung ihrer eigenen Gedanken gewesen sei. Und indes sie instinktiv ihre Stirn mit der Hand glättete, wie um solche Spinnweben aus den Kehrecken ihres Hirns zu wischen, horchte sie trotzdem mit großen Augen in das Dämmern des langen Flures und der gewundenen Stiegen, als sei es gleichwohl möglich, von einem geheimnisvollen Laut in Schrecken versetzt zu werden. Dann lächelte sie zwar über ihre „Einbildigkeit", entfernte sich aber doch mit gemäßigtem Flüchten aus dem letzten verdunkelnden Kreise, der an diesem Orte ihr Gemüt befiel.

Unter allen merkte scheinbar nur der alte Zenker etwas von dieser Unruhe, welche um die Bäuerin her war, und das deswegen, weil der Alte genötigt war, sich einer Bresthaftigkeit hinzugeben, die ihm eigentlich seit dem Laufen um den toten Alb im Walde anhing. Er ging mit reißendem Atem umher, zwang nur die halbe Arbeit und mußte noch dazu manche Zeit versitzen, weil ihm das „Geprudel", wie er sein Schaffen ingrimmig schimpfte, das Herz kollerig trieb, sich in die Beine schlug und seine Lippen blau anlaufen ließ. Dieses Mißvergnügen mit sich schärfte seine Augen auch für alle Fehler und Nöte seiner Umgebung, und so hatte er es denn von den Winkeln und Ecken her, in die er zum Verschnaufen kroch, gar bald heraus, daß seiner Herrin irgendwas nachlaufe. Und da ihm der tote Alb gleichsam aus dem Grabe heraus einen solch tüchtigen Pack auf den Rücken gehängt hatte, wähnte er, der verkrochene Narr habe vor seinem endgültigen Abschiede auch der Bäuerin irgendeinen Span eingehauen. Darum, aber eigentlich nur, um auf den Strauch zu schlagen, sann er nach, wie hinter das Geheimnis zu kommen sei, das der Sintlingerin manchmal den Mund so zusammenschraubte. Nicht lange und es lief ihm eine Gelegenheit dazu zwischen die Finger. Als er nämlich einst vom Feld heimkehrend in dem Augenblicke von unbezwinglicher Schwäche befallen wurde, da er durch das Tor in den Hof getreten war, setzte er sich auf eine umgekippte Radwer und hustete und riß sich seinen Atem wieder in Ordnung. Während er so mehr gekrümmt kauerte als ruhte, trat die Bäuerin aus der Wohnhaustür und wollte quer über den Hof in den Kuhstall. Er rief sie an, wartete mit erschrockenen Handbewegungen und ging dann, so gut er es eben fertig brachte, geradeaus den gepflasterten Hof bis zum großen Düngerhaufen, wobei er wie betend die Lippen be-

wegte und mit den Fingern der rechten Hand Kreuzzeichen gegen die Erde hin machte, als streue er Salz neben sich. Das tat er, um sie zum Reden zu bringen. Die Bäuerin betrachtete lächelnd die seltsame Manipulation des Alten, und als sie erfuhr, daß er angeblich einen fliegenden Schatten bespreche, um den es nicht geheuer sei, gab sie ihm einen verweisenden Schlag auf die Schulter und sagte, er solle lieber einige Tage ins Bett kriechen und sich nicht rühren, so würden ihm die Raupen von selber aus dem Kopfe laufen. Dann setzte sie ihren Weg fort, ohne sich um den verderblichen Strich zu kehren, den Zenker als die Spur bezeichnet hatte, auf der das Verdunkeln über den Hof gewieselt sei. Aber trotzdem hatte der Alte das leichte Erbleichen gemerkt, das über das Gesicht seiner Herrin gehuscht war, und wußte nun, daß ihn sein Verdacht richtig geleitet hatte. Es vergingen auch keine zwei Tage, so erzählte ihm die Sintlingerin von den seltsamen Umrissen, die auf dem oberen Flur aus der Wand tauchten und wieder versänken. Zenker hörte so ernst und mitgenommen zu und verharrte dann noch lange in kopfschüttelndem, vielsagendem Schweigen, daß Johanna auch die erste furchtbare Berückung nicht verschwieg, von der die jetzigen Schattenbilder wohl nichts als ein Rückstand in ihrer Erinnerung seien, die sich von selbst verlieren würden.

„Ja, ja," antwortete der Alte, „das sei schon möglich, vielmehr wahrscheinlich. Aber, wenn es sich noch einmal zeigen sollte, täte sie gut, darauf zu merken, ob der Mann, der aus der Wand herausfinke, groß oder klein sei. Denn ihm sei in den dreißig Jahren, während denen er auf dem Sintlingerhof zu Hause sei, auch schon mancherlei vorgekommen, worüber man zu Fremden ja schweigen müsse. Aber der Bäuerin gegenüber ‚sich auf das Maul zu treten', halte er durchaus für unnötig, vor allem auch deswegen, weil, wie er sehe, sie auch ein Mensch sei, an den solcherlei Fug habe. Sie brauche dem Herrn ja nichts davon zu vermelden, denn man wisse, daß er es bloß mit dem Lachen kriege, allein er habe es erfahren, der wilde Jakob Sintlinger, der einst der Brindeisnerin übers Hemd geraten sei, treibe noch immer von Zeit zu Zeit sein Gewese. Er tue zwar keinem Menschen mehr etwas zuleide, wenn man ihm seine Wege lasse, und sähe sie ihn den Flur herkommen und die Treppe hinunter nach der Haustür zu verschwinden, so habe es überhaupt weiter nichts zu bedeuten. Dann triebe es ihn bloß in den Brindeisenerhof hinüber, wo er zur Strafe immer noch den Versuch machen müsse, ob es ihm gelinge, irgend jemand in dem andern Fremdhofe zu seiner alten Lebenshitze zu verführen."

Der alte Wirtschafter hätte noch einen Spreukorb Geistergeschichten ausgeschüttet, wenn nicht der Sintlinger in der Nähe aufgetaucht wäre.

So trödelte sich der Graukopf unauffällig davon, und die Bäuerin redete ihrem Andreas von der hartnäckigen „Gautze" des guten Alten.

Der Sintlinger merkte auch offenbar nicht das mindeste davon, daß die beiden wieder einmal in dem Geistertopf kramten, und so hatte Johanna Muße, alles in sich zu schlichten und achtsam die Erzählung des alten Zenker hin und her zu wenden. Da aber all solche Sachen aus Luft in Luft gebacken sind, wie man allgemein glaubt, rührte die Bäuerin mit gelassenem Finger das neue Spukgericht des alten Dienstmannes wohl um und um, machte es damit aber nicht genießbarer und auch nicht unwahrscheinlicher, sondern gewöhnte sich, ohne es zu wollen, nur einen schärferen Blick an, den sie überall, wohin sie ging, kühl vorauflaufen ließ, insbesondere, wenn sie den oberen Flur betreten mußte.

Der Geist des tollen Jakob Sintlinger aber schien die üble Nachrede des alten Wirtschafters übel genommen zu haben. Er war weg, wie man ein Stäubchen aus der Hand bläst, und die Bäuerin begann sich und Zenker heimlich zu verlachen.

Aber vielleicht ist die Besorgnis verderblicher, wenn sie aus dem Bewußtsein tiefer in die Seele, in jene Gebiete unseres Innern gesunken ist, wo die entlassenen Gewalten des Geistes noch lange ein geheimnisvolles Leben führen, möglicherweise auch nie verschwinden. Jedenfalls war Johanna ihre leise Beklemmung nicht los geworden, nachdem sie sie lächelnd beiseite geschoben hatte.

Das sollte sie bald erfahren.

Sie vernahm einmal hinter einer der Türen des oberen Flures gedämpftes Gemurmel von Männerstimmen, die geheimen Rat zu halten schienen. Ihr erster Gedanke war, allerdings nicht ganz ehrlich, wen Andreas wohl bei sich in der Schreibstube haben könne. Sie rief laut den Namen ihres Mannes und trat zugleich auf die Tür zu, hinter der das gedämpfte Raunen erklungen war.

Doch nicht nur, daß ihr der Laut der eigenen Stimme schallos vor die Füße fiel. Als sie den Türdrücker in die Hand nahm, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, klang das Murmeln im nächsten Raume auf und zog so die Frau, die immer noch darauf bestand, sich dem Aberglauben nicht hinzugeben, von Tür zu Tür, stets tiefer in den dämmrigen Flur hin bis an die Bodenstiege heran und, unausgesetzt von dem unterdrückten Geraun eines drohenden Männerrates gelockt, ja benebelt, wurde sie über die steile Treppe hinauf geleitet und stand endlich vor einer Kammertür, an der sie verzweifelt rüttelte. In diesem Augenblicke zerbrach der gespenstische Wirbel, und Johanna trat, um sich zu fassen, an das Dachfenster und sah hinaus. Sie stand an jener Giebelseite des Wohnhauses, die nach dem Brindeisnerhof zu lag, und sie konnte in das andere Gehöft wie in eine offene Kiste schauen. Der alte Anton Brindeisener fuhr eben auf einem zweispännigen Brettwagen durchs Tor und bog dann auf

den Weg, der quer durch den Garten hin ins Feld hinaus führte. Er hielt den Peitschenstecken still zwischen den Knien, und seine Tochter saß blaß, krank und verdrückt neben ihm. Jetzt gingen die Räder unhörbar in dem verrasten Gartenwege, und Johanna vernahm genau die grobe, unwirsche Brummelstimme des Bauern, der, wie er es eben nicht anders konnte, nörgelnd an dem bleichen Mädchen herumzankte. Auf einmal war die Stimme Brindeiseners dieselbe, die die Bäuerin soeben verheimlicht hinter den Türen ihres eigenen Hauses gehört hatte, und sie mußte die ganze Stärke ihres besonnenen Willens zusammennehmen, um nicht Hals über Kopf die Stiegen hinunter zu flüchten.

Dieser Vorgang, über den Johanna nicht Herr zu werden imstande war, bereitete der Erzählung des alten Zenker in ihr ein wenig den Boden, der tolle Jakob Simtlinger müsse zur Strafe für seine wilden Laster immer noch den Versuch machen, jemand aus dem Brindeisenerhofe zu der Hitze seines Lebens zu verführen. Aber es mußte erst noch eine an sich unbedeutende Episode hinzukommen, daß sie dieser Glaube wie eine Tatsache packte.

Sie saß an einem Nachmittage in der Wohnstube allein am offenen Fenster und nähte. Alle waren auf dem Felde über den letzten Fudern Heu her. Die alte Trine aus Brederode spielte mit Helene in dem Obstgarten, dessen Baumkronen sich bis ins halbe Fenster heraufhoben. Ein ganz linder Wind rührte sich fast unmerklich in den Bäumen, und das Licht auf der Diele vor der Bäuerin wankte davon so schwach, als würde die Sonne am Himmel von sanften Händen hin- und hergeschaukelt. Von Zeit zu Zeit klang Helenes Lachen auf, und es hörte sich immer an, als würde eine Handvoll kleiner Silberschellchen in die Sommerluft hinaufgeworfen. Johanna erhob sich glücklich lächelnd, um zu erkunden, mit welchem Spiel die Kinderfrau des Mädchens Freude immer aufs neue entfesselte. Da sah sie die alte Trine die grünen, noch winzigen Fallapfelchen aus dem Grase aufleſen. Das waren Kühlein, und Helene hielt ihre gewölbten Händchen hin, das sollte der Stall sein. Unter allerhand neckischem Gespräch und drolligen Schwierigkeiten sprangen die Kühlein in das Fingerställchen, und sooft ein Kälbchen kam und auch mit hinein wollte, war es so dumm und ungeschickt, daneben zu hopsen auf den Arm oder an die Brust des Kindes, wofür es auf das unbändigste ausgelacht wurde.

So spielten sich die beiden durch den ganzen Garten, immer weiter fort von dem Fenster, und das Lachen des Mädchens klang leiser und leiser. Nun waren sie wohl an der niedrigen Mauer angelangt, die den Garten vom Felde schied. Denn Johanna hörte, wie Trine das alte Weidelied der Hirten sang, und schloß daraus, daß die Apfelkühe jetzt auf der Mauer

ins Feld getrieben würden. Als die Greisin ausgesungen hatte, versuchte Helene das Gesetzlein nachzuahmen, und weil sie zaghaft war, gelang es ihr zuerst nicht zum besten. Aber als sie endlich das einfache Liedchen der Alten beherrschte, schien es plötzlich ein ganz anderer Gesang geworden zu sein. Fast nicht mehr ein Menschensingen. — Johanna ließ die Näharbeit sinken und lauschte in ihrer Freude recht eigen, um herauszubekommen, wie das Lied denn eigentlich klinge. „So wie Frühvögel manchmal ganz hoch in der Luft singen, daß man sie nicht sehen und meinen kann, das Licht mache von selber solche Musik," sagte die Bäuerin zu sich, und immer wenn sie in der Naht fortfahren wollte, setzte das Kind von neuem zu seinem Liedchen ein, daß sie wieder horchen mußte.

Indes die Heiligenhofbäuerin so wie verzaubert saß und auf alles vergaß, was um sie her vorging, kam jemand vorsichtig mit kurzen jagenden Schritten den Hausflur her. Sobald das Lied Helenes verstummte, zogen sich die Schritte zurück, begann das Kind von neuem zu singen, rafften sie sich wieder auf und drangen weiter im Flur gegen die Tür vor. Schon hörte man den Sand auf der Schwelle knirschen, und aufgeregter Atem schnob durch das Schlüsselloch. Mit eins aber flog die Tür auf, daß sie gegen den Uhrkasten krachte, und der kleine Peter Brinderseuer stand auf der Schwelle, verdutzt und frech, aufs leidenschaftlichste ergriffen, rot vor Scham und doch mit ein paar Augen heiß wie Stichflammen.

Er sah im ersten Augenblick die Bäuerin nicht, suchte offenbar auch die Sängerin des Liedes, von dem er angelockt worden war, hielt sich mit beiden Händen am Türpfosten fest und überflackerte so, furchtsam in die Stube geneigt, in einem Nu den ganzen Raum.

Da gewahrte er die Sintlingerin, die, erschrocken über den unvermuteten Einbruch, es zu nichts als zu einem verwunderten Blick brachte. Sie sehen, umschwenken, zurückfahren, daß sein blonder Haarschopf wie ein weißes Fähnchen aufzuckte, und durchs Haus davonrennen, war eins. Als Johanna laufend das Hoftor erreichte, sauste er schon über den Grenzweg. Er lief wie wahnsinnig, wie geschleudert und brach, als er beim Zurückblicken die Sintlingerin unterm Tor sah, in ein gewürgtes Lachen aus, das der Bäuerin häßlich, wie böser Hohn klang. Dieser freche Triumphlaut und der ganze Vorgang griffen Johanna in einer verderblichen Weise ins Gemüt. Sie rief Helene sofort aus dem Garten herein und gab es schonend der alten Trine auf, das Kind wohl in acht zu nehmen. Denn, wenn die Gegend auch nicht von Rangen wimmele, so tue man doch gut, das Lenlein so zu behüten, als spielte Bosheit und Arglist immerfort in ihrer Nähe herum.

Jetzt fraß sich die Tatsache in ihr fester und fester. Der Schatten des oberen Flures sei wirklich nach des alten Zenkers Meinung der Rest des

wilden Geistes, mit dem sich der tolle Sintlinger hinter seinem verfallenen Grabe herumtreibe und bestrebt sei, den Fluch zu vollenden, den sein Leben nicht ganz erfüllen konnte. Ihr war, als sei der Schatten durch die Dachluke in den Brindeisenerhof hinübergeflogen und habe dort den Peter aufgerührt und hergetrieben. Ja, wenn Johanna sich die Augen des Kleinen vorstellte und seine Stimme in sich nachklingen ließ, so war es ihr, als stecke in dem Burschen etwas wie eine ausgewachsene Tücke. Natürlich gehört das Leben auf einem einsamen Hofe und die Anfälligkeit eines genesenden Gemütes dazu, das eben erst bis in seine Grundfesten erschüttert worden war, um das Ineinandergreifen solch spukhafter Möglichkeiten als eine einfache Tatsache zu empfinden. Das, was sie in ihrer Jugend so oft erzählen gehört hatte, daß die Bauern der beiden Fremdhöfe auch nach ihrem Tode noch fortfahren müßten, als Geister in der Luft miteinander zu ringen, glaubte sie nun erfahren zu haben. In stillen Augenblicken hörte die Heiligenhofbäuerin sogar ein gedankenleises Mahlen in den Lüften, und sie sann, wie diesem neuen Drohen des Geschickes zu entgehen sei oder ob nicht wenigstens der Partei der Sintlingerschen Familiengeister nachträglich zu Hilfe geeilt werden könne, um sie im Luftkampf überlegen zu machen. In ihrer guten Seele war nicht der Ansatz zu einer Faser des Bösen, und deswegen geriet sie auf den Gedanken, dadurch den Sintlingerhof von allen Schatten der Vergangenheit zu befreien, daß die verstorbenen Bauern nachträglich gesegnet und ihre Geister damit in ein heilbringendes Licht hinaufgehoben werden müßten.

Zehntes Kapitel

Das ließ sich auf keine andere Weise tun, als daß man dem tollen Jakob und seiner Geisterfippe einen tüchtigen, heiligen Denkstein setzte und damit ihre gefährliche Unruhe für immer unter die Erde drückte.

Als Johanna dem alten Zenker von dieser Absicht sprach, glänzten dem Graukopf sogleich die Augen wie geputzte Laternenscheiben, hinter denen das Licht angesteckt wird, und er war der Meinung, daß damit etwas geschaffen würde, was das Wohl des Hofes schon seit langem gefordert hätte.

Der Sintlinger hatte sich in diesen Wochen auf ganz still abseitigen Wegen gehalten. Ohne sich vor Johanna mit Absicht zu verheimlichen, blieb er doch gern in der Abgeschiedenheit, zu der ihn die gesteigerte Tätigkeit nötigte, seit sich der alte Wirtschafter wegen der Kränklichkeit von jeder energischen Arbeit fernhalten mußte.

Der Bauer schraubte sich zum Platzen scharf in die Zange des Fleißes: überwachte selbst unermüdlich das Einzelne der Rübenpflanzen, trieb das Gespann übers Kartoffelfeld, walzte die zu geile Kornsaat ein und riß

sich mit ungeduldigen Schritten jeden gemächlichen Atemzug aus dem Munde. Bei alledem sah man einen immer tieferen Frieden in seinem Gesicht glänzen, und oft kam es seinem Weibe vor, er sei nicht zu erreichen, obwohl sie Seite an Seite mit ihm hinter dem Tisch saß, durchs Feld ging oder im Hofe schaffte.

Auch als Johanna zu ihm von der Errichtung des Denksteines sprach, fiel er nicht aus der hohen Weite herab, in der er lebte.

„Für wen soll denn der Stein?" fragte er ruhig und sah sie so klar an, daß sie verwirrt wurde.

„Nun, für die Sintlinger alle," antwortete sie errötend.

Er nickte sinnend und setzte gedankenvoll fort: „. . . damit sie unten bleiben, meinst du, nicht? Ja, ich verstehe. So etwa, wie du es mit dem Albe gemacht hast. Hmhm."

Mit diesen Worten gab er zu verstehen, daß ihm trotz seiner Abseitigkeit der Spukhandel zwischen ihr und dem Graukopf nicht verborgen geblieben sei. Und als Johanna zu ihrer Rechtfertigung von den Berückungen zu erzählen begann, ließ sie Andreas zwar einen Teil auspacken, bekam aber ein immer lustigeres Gesicht und faßte sein Weib endlich am Arm.

„Liebe Johanna," sagte er, „die meisten Menschen jagen sich die Mücken mit der Hand. Du schmeißt mit Steinen danach. Wenn's hilft, meinetwegen. Ich bin zwar auch ein Sintlinger. Aber ich denke, so weit hab ichs noch nicht getrieben, daß du dich vor mir fürchten mußt, und schaden kann mir ja so ein Stein auch nicht."

Nach diesen Worten sprang dem Bauer das Lachen aus dem Munde und klang dazu noch so spöttisch, daß die Bäuerin glaubte, ihr sei auf diese lustige Weise endgültig alles aus der Hand geschlagen, und sie wandte sich ab und sah bedrückt ins Weite. Dem Sintlinger aber war es wirklich nur um den Spaß zu tun gewesen. Er strich ihr darum liebevoll an der Wange hin, hob ihr mit dem Kinn das Gesicht und sagte: „Nein, nein, Johanna, mußt einen Scherz verstehen. Deinen Denkstein sollst du schon haben . . . Was willst du noch sagen?"

Doch die Bäuerin hatte keinen Drang, noch etwas zu erwidern. Sie drückte ihm die Hand, und sie trennten sich, ein jedes zu seiner Arbeit.

Der Steinmetz in der Stadt, dem die Herstellung des Sintlingersteines übertragen wurde, nannte sich Bildhauer, weil er in seiner Jugend einen rasch mißlungenen Versuch zu künstlerischer Ausbildung unternommen hatte. Seitdem war er ein verpfuschter Handwerker, der zur Ausführung aller Aufträge die doppelte Zeit brauchte, weil er sich vor Inangriffnahme einer Arbeit erst mit einem wilden Wespenschwarm ausschweifender Einbildungen herumschlagen mußte. Vielleicht stürzte er sich

auch nur aus Eitelkeit in dieses innere Brodeln, um die Not „des echten Künstlers" zu kosten und die Kunden von der Anschlägigkeit seines Kopfes zu überzeugen. Für den Heiligenhof gebar er zunächst Rotunden mit Weltkugeln, sitzende und fliegende Genien auf einer Kuppel, Säulenhallen mit Freitreppen, symbolische Figuren, die bald mit ausgelöschten Fackeln, bald mit Sanduhren hantierten und in allen Stellungen des Nachdenkens und schwermütiger Prophetie gedacht waren. Mit diesem bunten Plänegeräusch drehte er sich hartnäckig vor dem Sintlinger und seinem Weibe, obwohl ihm gleich gesagt worden war, daß es sich nur um ein einfaches Postament mit einem Kreuz handle. Als er endlich sich aus seiner eitlen Beneblung faßte und den Auftrag verstehen konnte, war er tief enttäuscht, kriegte ein graues Gesicht und ging feindselig davon, als halte er diese Arbeit unter seiner Würde. Damit pflegte indes immer seine förderſame Tätigkeit zu beginnen, und es stand zu erwarten, daß nun in kurzem die Hoffnung der Sintlingerin erfüllt werden würde. Der Bauer zog sich immer mehr von dieser Angelegenheit zurück und überließ es seinem Weibe und dem alten Zenker, den „Bildhauer" immer wieder anzufeuern. Es gab auch nichts mehr als diesen mechanischen Antrieb, womit dem Werk genützt werden konnte, nachdem durch den Sintlinger der einfache Wortlaut der Widmung festgestellt und mit nicht großer Mühe der Entschluß bei Johanna durchgesetzt worden war, wegen der üblen Nachrede der Leute von der kirchlichen Weihe des Denkmals abzusehen. Nach der Versicherung des Bildhauers rückte die Arbeit im Galopp vorwärts, und schon gab er die Anweisung, mit der Aushebung der vermessenen Grundgrube zu beginnen.

Allein so nahe vor der Vollendung wälzte sich eine Störung in die Werkstatt des Steinmetzen, für die er nicht verantwortlich war. Sie verzögerte nicht nur die Aufstellung des Denksteines, sie rührte von Ereignissen her, die auch in das Leben des Sintlingers auf die merkwürdigste Weise eingriffen.

In jene Zeit fiel die schreckenvolle Unruhe, von der ganz Deutschland durch ein furchtbares Grubenunglück im Ruhrrevier gepackt wurde.

Die lässige Handhabung der Berieselung des Kohlenstaubes hatte auf der Zeche „Gotthilf" in Gelsenkirchen einen Grubenbrand hervorgerufen, der sich mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet und mit seinen Rauchschwaden einen großen Teil der Stollen der letzten Sohle erfüllt hatte, daß mehr als hundert Bergarbeiter von der Außenwelt abgeschnitten, dem sicheren Tode überliefert schienen. Ganz Deutschland fuhr in lähmendem Schrecken zusammen, dann aber hetzten sich die Zeitungen gegenseitig in immer verzwicktere Nöte schamloser Verdächtigungen, und man hatte es in einigen Tagen fertig gebracht, daß hinter dem blechernen Lärm des

politischen Parteigezänkes das Unglück als ein zwar grausiger, aber doch als ein Zufall fast verschwand, den man eben hinnehmen müsse, wolle man den Mut zum eigenen Weiterleben nicht verlieren.

Anders drang dieses Ereignis auf die bäuerliche Bevölkerung, vor allem auf jene ein, die, wie die Bewohner von Hemsterhus und Umgegend, der Herdstelle des Unglücks so nahe waren. Die Erde, der vertraute, sichere Boden alles Lebens, erschien gar manchem nun als eine trügerisch-tückische Decke, unter der sich unvorstellbare Drohungen zusammenballten, Gewitter der Tiefe hinliefen, wo sich geräuschlos Gräber bereiteten, die jeden Augenblick aufgähnen und an Menschen sich vollschlucken konnten. Und weil diese Erschütterung noch dazu in die Wochen vor der Ernte fiel, in der den Bauer im Anblick des reifenden Getreides immer eine lebhaftere Empfindsamkeit um das Wohl und Wehe seines Lebens packt, belud sich jede dunkle Wolke, die aufstieg, mit größerer Gefahr, schrie jeder Wind unheimlicher, lastete jede stille Hitze unheilvoller als je vorher. Diese Angst, die jeder vor dem anderen verheimlichte und doch nicht verbergen konnte, wurde noch vermehrt, als die Nachricht wie ein Sensenreiter durch die Dörfer stob, daß es bei der Bergung der Opfer der Grubenkatastrophe zu wilden Auftritten nicht nur der Angehörigen, sondern der Belegschaft von anderen Gruben gekommen war, die die Verwaltung der geizvollen Vernachlässigung der Sicherheitsmaßregeln zieh. Die verzweifelten Weiber hatten wie ein schreiender Orkan getobt, Türen und Fenster der Zechenhäuser mit Steinen bombardiert und so auch endlich die Bergleute zu Gewalttaten mit fortgerissen, die anfangs drohend und düster, aber gehalten und besonnen, in der Rettung ihrer armen Genossen Aufmerksamkeit und Kraft erschöpft hatten. Jetzt aber, als man den Schmerzausbruch der Witwen und Waisen durch ein starkes Polizeiaufgebot unnötig zusammengedrückt hatte und beim ersten Überschreiten der Ordnung sogar die Flinten hatte losgehen lassen, war die dumpfe Betäubung der Männer dem hellen Aufruhr gewichen. Auf den Hilferuf der Grubenbesitzer war das Militär der nächsten Garnison herangezogen worden und hatte die aufsässigen Bergleute mit einer Salve auseinandergesprengt, wobei drei Tote und eine größere Anzahl Verwundeter auf dem Platze geblieben waren. Diese Maßregel der Dämpfung schlug in das Gegenteil um. Wie ein Flugfeuer beim Sturm verbreitete sich die Auflehnung über alle Zechen des Ruhrgebietes, als hätten all die schwarzen Tausende nur einen Mund, um Rache zu schwören, einen Arm zum Losschlagen und einen Kopf, auf Vernichtung oder Demütigung ihrer Feinde zu sinnen. Das regellose Marodieren, in das alle Widersetzlichkeit aufsässiger Arbeiter sich bald am Anfange sonst immer verliert, die unbändigen Ausbrüche eigenwilliger Roheit und Zerstörungssucht wurden von einem überlegenen Willen unbeirr-

barer Umsicht und ruhiger Entschlossenheit unterdrückt und schufen sich wie von selbst in den einheitlichen Geist eines wohldisziplinierten Heeres um.

Der Mann, der das Wunder der Zusammenfassung dieser wilden Masse zustande gebracht hatte, gehörte keiner Partei an und war auf kein Programm eingeschworen. Nach der Meinung der einen war er ein Bergmann, der aus dem belgischen Kohlenrevier den bedrängten deutschen Arbeitsgenossen zu Hilfe geeilt war, andere wiesen nach, er sei ein davongelaufener Volksschullehrer aus Schlesien, der wegen Unglauben und Widersetzlichkeit gegen seine Behörde des Amtes verlustig gegangen sei. Überall, wo die Wut der Bergleute zum offenen Kampfe drängte, erschien er und verhalf den vom Zorn Berauschten zur Besinnung ihres Rechtes und zum ruhigen Vertrauen auf ihre Forderungen. Die Bedrückten verwandelten sich unter dem Einfluß seines Wortes in mutige Soldaten der Armut, die Zaghaften lebten von seinem Feuer und die Böswilligen hielt die Reinheit seiner Begeisterung im Zaume.

„Herr de Favre, der ungekrönte König der Bergleute," „der Volksschullehrer Faber, Gegenpapst und Gegenkaiser," das waren so Überschriften aus den Zeitungen, die über das Wirken und die Persönlichkeit des seltenen Mannes berichteten. Und wie alle Menschen, die von der gewohnten Form des Lebens beträchtlich abweichen, wurde er sofort ein Gegenstand der Legende, so daß es den Fernstehenden unmöglich war, sich von ihm eine richtige Vorstellung zu bilden. Es hieß, er sei klein, kalt und dämonisch wie Bonaparte, blaß und unschön wie er, und keiner vermöge der Unergründlichkeit seines Auges und dem stürmischen Feuer seines Willens zu widerstehen. Andere beschrieben ihn als einen Mann von ungewöhnlicher Größe, mager wie ein Trappist, mit einem wallenden Bart und der gütigen Sanftmut eines Franziskaners. Aber es blieb keine Zeit, sich die Gestalt des Mannes einzuprägen, der unaufhaltsam gleich einem geborenen Heerführer und träumerisch entrückt wie ein Gottesstreiter der Rechtlosen aus dem Dunkel aufgetaucht war. Denn die Ereignisse überstürzten sich. Faber oder de Favre hatte in der Nähe von Herne eine Bergarbeiterversammlung unter freiem Himmel zusammengerufen, zu der sich ebensowohl die Führer der sozialdemokratischen Partei als auch ein großes Aufgebot von Gendarmen eingefunden hatte. Viele behaupteten nachträglich, die ungewöhnliche Ansammlung der Sicherheitspolizei sei auf eine anonyme Denunziation der sozialdemokratischen Leitung erfolgt, die mit Mißtrauen den schnell steigenden Einfluß dieses Mannes habe zerstören wollen, der es aus Prinzip ablehnte, ihrer Organisation beizutreten. Die Sozialdemokratie beschuldigte hinwiederum die Polizei als Erfinderin dieses Lügenmärchens, weil sie allen Grund habe, die Schande von sich abzuwälzen, gegen einen „wirren Schwärmer" in brutaler Rechtsverletzung vorgegangen

zu sein. Es ist unmöglich, dieses verborgene Geflecht geheimer Anschläge zu klären. Sicher war der Held dieser Arbeiterbewegung der Sozialdemokratie ebenso unbequem wie der Polizei, den einen wegen der Gleichgültigkeit gegen ihr Parteievangelium, den anderen wegen der Lauterkeit seines Lebens und der Unangreifbarkeit von Grundsätzen, die sie zwar nicht verstand, aber gerade deswegen für besonders umstürzlerisch hielt.

Auf jener Versammlung zu Herne brach nun die Katastrophe über ihn herein. Wie bei allen Explosionen einer Volksmenge wußte nachträglich niemand recht zu sagen, welches die Veranlassung dazu gewesen, und auch über den Verlauf des Tumults herrschten die widersprechendsten Ansichten. Nach der Meinung der Polizei soll sich de Favre oder Faber leidenschaftliche Aufreizungen zum Widerstand gegen die Staatsgesetze haben zuschulden kommen lassen, nach Aussage der sozialdemokratischen Führer habe er sich nur wie immer in seine bekannten erdentrückten Phrasen verstiegen. „Männer, Menschen," so soll er gerufen haben, „ihr alle seid so ewig und göttlich wie der Himmel mit allen Wundern über euch. Ihr besitzt die Macht der Unwiderstehlichkeit wie er, wenn ihr innerlich die wahre Gerechtigkeit einer schuldfreien Seele aufrichtet und sie zu einem geschlossenen Strome vereinigt. Dann werdet ihr die widersacherischen Reichen überwinden, so wahr sich meine Hand an meinem Arm schwenkt. Nichts kann euch widerstehen. Könige sind dann wie der Atem eures Mundes, den ihr von euch blast, und selbst Gott vermögt ihr zu zwingen."

Bei diesen Worten entstand ein rasendes Durcheinanderschreien von „Bravo", „Majestätsbeleidigung", „Gotteslästerung", „Ruhe", „Im Namen des Gesetzes", „Hunde" und ähnlichem. Der Menschenhaufe wurde ein Knäul, der sich selber schoß, stach und prügelte. Und als sich die Wildheit nach einer Weile auf diese Art selber aufgefressen hatte, war Faber wie von der Erde verschluckt. Ein großer Teil seiner Zuhörer machte mit der Polizei gemeinsame Sache und brach unter Verwünschungen zu seiner Verfolgung auf. Im Handumdrehen verkehrte sich die Begeisterung für den rätselhaften Mann in Haß gegen ihn. Gerüchte über allerhand Ehrlosigkeiten, ja verbrecherische Handlungen verdunkelten die Luft um die unbekannte Spur seiner Flucht.

Telephon und Telegraph läuteten durch die ganze Provinz, und die verfolgenden Gendarmen kamen Tag und Nacht nicht von ihren Gäulen. Man hetzte ihn wie einen Mörder und Räuber.

Hemsterhus und alle Ortschaften seiner nahen und weiteren Umgebung gerieten in heftige Unruhe, denn es verbreitete sich das Gerücht, der „Held von Herne" habe auf der Flucht nach der heimatlichen belgischen Grenze den Weg durch die westfälische Ebene genommen und, von den vielen Forsten um Hemsterhus begünstigt, könne es nicht fehlen, daß der „Königs-

und Gottesfeind" mit seinem geringen Anhange nirgends als hier durchkommen müsse. Man stellte sich unter Faber einen bestialischen Menschen vor, dem aus allen Taschen Schieß- und Stichwaffen sahen, der von Lasterhaftigkeit funkelte, in dessen Nähe die Höfe von selbst Feuer fingen. Deshalb war man in allen Dörfern während dieser zwei, drei Tage nach dem Herner Tumult in einer fortwährenden Aufregung der Furcht. Jeder schlecht gekleidete Fremde, den man sonst ruhig die Häuser und Höfe abklopfen ließ, war sofort verdächtig. Die Jugend schrie, die Weiber rannten vors Tor, die Männer tauchten mit einem errafften Prügel im Hintergrunde auf, und wenn der gutmütige Landfahrer oder erschrockene Händler sich ausgewiesen hatte und schleunigst davongegangen war, behauptete man hinterher, es sei doch der Teufelsbergmann, der „zwanzigfache Mörder" gewesen, schnoberte jedes Kornfeld durch, ließ keinen Hohlweg aus und schoß gar auf Sträucher, die in der Ferne wie ein Mann mit krummem Rücken am Graben kauerten oder geduckt durch die Felder zu laufen schienen.

Der Sintlingerhof sah freier in diese allgemeine Aufregung hinein, wenn es auch den Frauenzimmern des Hübels oft genug gruselig durch den Kopf flatterte und den Knechten die Hälse lang zog. Dem Bauern und seinem Weibe schien es kaum an den Stiefelsohlen zu schaben. Sie traten zwar manchmal, besonders in den letzten Tagen, als die ganze Gegend von der Verfolgung des flüchtigen Bergmannes Faber aufgeregt wurde und das Rumoren alle Dörfer rundum aufpleuderte, vor den Hof hinaus, hörten da einen Flintenschuß aufplatzen, dort einen Pfiff vergillen und wo anders einen Zuruf in der Luft wie Gähnen verhauchen. Aber dem Sintlinger lief über den Tumult der allgemeinen Furcht nur ein halb spöttisches, halb betrachtsames Lächeln durchs Gesicht:

„Als ob man die toten Bergleute lebendig schießen könnte, tun die Leute alle, oder als könnte man mit Preschen den Totengräber zwingen, die Leichen wieder warm aus dem Grabe zu scharren, so laufen die Menschen umher. Ach Gott und den armen Schelm, der die Bergleute aufgeredet hat, den sollen sie doch in Ruhe lassen. Der fürchtet sich jetzt selber vor sich am meisten, denn sonst wäre er doch nicht davongelaufen," so redete der Sintlinger, nachdem er eine Weile sich umgeschaut hatte und schritt dann wieder dem Hofe zu, und auch in Johanna verfing sich das Erschrecken nicht tiefer als in der Sorge über die Verzögerung der Aufstellung des Sintlingersteines.

Die Boten, die sich nach dem Fortschritt der Arbeit erkundigen und die Fuhrwerke, die dies und das fertige Stück auf den Heiligenhof führen sollten, kehrten unverrichteter Sache und leer von dem Steinmetzen zurück, weil der aufgeregte Meister nicht zu Hause angetroffen wurde. Die Neuigkeiten und die allgemeine Erregung wirbelten ihn fortwährend in der Um-

gegend umher, und traf man ihn ja einmal im Hause an, so antwortete er nach der Meinung der Knechte nicht anders wie „ein Markt voll Narren".

Trotzdem, wie es möglich geworden war, begriff keiner, knarrte eines Tages der ausgesandte Wagen mit dem fertigen Denkmal auf dem Grenzwege von Hemsterhus her gegen den Sintlingerhügel.

Es war gerade der dritte Tag nach dem Herner großen Tumult und dem spurlosen Entweichen Fabers. Der Sintlinger saß an dem offenen Fenster und las die Zeitung, als eine Magd mit der Meldung hereinkam, der Wagen mit den Steinen stehe drunten am Zufahrtswege, und der Bildhauer lasse fragen, wie es der Bauer halte mit dem Heraufschaffen der schweren Werkstücke, denn auf einmal würden es die Pferde nicht den Hügel heraufbringen.

Andreas las eben die Schilderung des Herner Krawalles und horchte kaum auf die Worte der Magd. „Was?" fragte er zerstreut, als sie ausgeredet hatte und ließ sich dann den Auftrag noch einmal ausrichten, hörte aber ebensowenig darauf, sondern fuhr fort, sogar noch die Rede Fabers zu lesen, die am Ende im Auszuge wiedergegeben war. Als er bis zu den Worten kam, in denen Faber behauptet hatte, daß der Mensch die Macht habe, selbst Gott zu zwingen, brach er in ein lautes Gelächter aus, zerknitterte zornig die Zeitung in seinen Fäusten und rief überlustig: „Der Narr! Der ausgemachte Narr!"

Dann schritt er an der Seite der Magd zur Tür hinaus, den Flur hin über den Hof, als habe er die Absicht, die Anfahrt der Denkmalssteine zu leiten. Am Hoftor stutzte er aber und sagte, der alte Zenker solle die Angelegenheit regeln, kehrte um und verließ durch das Gartenpförtchen den Hof, ohne sich weiter um die Zurufe zu kümmern, mit denen ihn bald darauf sein herbeigeeiltes Weib verfolgte. Als Johanna hinter den Hof lief, sah sie ihn nach dem Buchengrund zu mit ungewöhnlich schnellen Schritten schon weit im Felde untertauchen.

Elftes Kapitel

So blieb es. Auch als der Sintlinger nach Hause zurückgekehrt war, beherrschte ihn eine Versunkenheit und Gefangenheit, die ihn selbst nicht verließ, da ihn Johanna vor das Hoftor hinausführte und ihm den Sintlingerstein neben den Torlinden zeigte, mit seinem sauberen Unterbau, dem gefälligen Kreuze und dem geschmackvollen Eisengitter. Er nickte zustimmend, aber zerstreut, freute sich, daß Johannas Wunsch endlich in Erfüllung gegangen sei und las dann die Widmung auf der vorderen Fläche des Unterbaues: „Dem Andenken der früheren Besitzer des Hofes gewidmet", halblaut leer und gedankenlos, nickte bedeutsam dazu, sah

Helene groß in die Augen und verlor sich von ihrer Seite, von einem Winde entführt, der in seinem Innern aufgesprungen war und sich nicht regieren ließ. Vielleicht hatte ihn der Schreck eines Menschen ergriffen, der, auf einer tot einsamen Insel lebend, plötzlich menschlich-brüderliche Laute neben sich aufklingen hört und im ersten Zusammenfahren zweifelhaft ist, hat der Laut einer fremden oder der eigenen Stimme sein Ohr getroffen. In dieser Gegend der Welt, in der er mit Helene allein zu leben glaubte, vor der den alten Klim das Grausen in den Tod und sein Weib hart an den Rand des Irrwerdens getrieben hatte, dort atmete also dieser verrückte Herner Bergmann und redete Worte, die allem widersprachen, was ihn seine Schicksalsschläge bis jetzt gelehrt hatten. Der Mensch redete diesen Wahnsinn vor Hunderten, wie seine sicherste Wahrheit. Wenn der von dort her so sprechen konnte, war es unmöglich, daß seine eigene Überzeugung vom Wesen Gottes und des Menschen die einzige Berechtigung hatte. Jene Ansicht nämlich, daß das ganze Weltall von unzerbrechlicher Gesetzmäßigkeit, die zugleich Gerechtigkeit sein muß, regiert wird, eine unbedingte Gewalt auch Gott gegenüber besitzt und nicht die geringste göttliche Willkür zuläßt. Dieser Unbekannte wohnte wie der Sintlinger in derselben Weite, fern von allen Lehrmeinungen der anderen Menschen und war imstande, solch offenbaren Wahnsinn auszusprechen wie den, daß die Seele eines Menschen Macht über Gott besitze. Wie? Dann hatte er sein Lenlein so gemacht, wie es jetzt war! Dann war er, der Sintlinger, entweder ein Scheusal, das nicht zu leben verdiente oder ein solch heiliger Mensch, daß er sich vor sich selber fürchten mußte. Das erstere, wenn, wie alle glaubten, Helene wirklich blind war, das andere, wenn sie nach seiner Ansicht schon im diesseitigen Leben tiefer in die außerirdische Macht hineingerückt sei.

Mit diesen Gedanken schlug sich der Sintlinger auf das leidenschaftlichste und wurde es nicht gewahr, daß man das Tor und den Denkstein an anderen Tage mit Girlanden aus Tannenreisig schmückte, daß aus dem Mittagessen eine festliche Mahlzeit geworden war und das Gesinde in feiertäglichen Gewändern umhersaß.

Johanna spürte wohl, daß ihr Andreas in der Seele leidenschaftlich mit jemand haderte, und meinte nach einigem Schwanken, seine unbegreifliche Art sei nichts als die von Güte nicht ganz bezwungene Abneigung gegen das „Steinschmeißen", wie er die Aufstellung des Denksteines genannt hatte. Doch als er während der Mahlzeit sich an ihr Ohr neigte, sie aufforderte, ihn doch einmal genau anzusehen, und dann fragte, ob er wahrhaftig wie ein Narr aussähe, da verließ sie diese Bekümmernis. Sie beruhigte sich damit, daß ihn eben wieder seine Eigenart regiere, die entweder eine Folge seiner früheren Wildheit oder ein Erbteil des Sintlingerschen

Blutes war, und störte ihn weiter nicht in seinem absonderlichen Gehabe. Der Sintlinger streifte noch einige Zeit durch Haus und Gehöft, wobei er oft stehen blieb oder erregt mit jemand Unsichtbarem sprach, und war dann verschwunden. Auch als gegen Abend das Gesinde begann, in seiner Art die Einweihung des Sintlingersteines zu feiern, ließ sich der Bauer nicht sehen. In seinem unbekannten Versteck duldete er es, daß über den ganzen Heiligenhof sogar ein wirklicher Taumel kam, so als ob mit dem Denkmal nicht die verderbliche Macht der tollen Sintlinger gebrochen worden wäre, sondern so, als seien die wilden Fremdbauern zu neuem Regieren aus den Gräbern gelockt worden. Und seltsamerweise war der alte Zenker der Anstifter und Anführer der ausgelassenen Springprozession, die bis tief in die Nacht lärmend umherschwärmte. Aus seinem Beutel war das Faß Bier gekrochen, das wie von ungefähr sich auf dem Sägebock hinter der Scheuer einfand. Auf sein Geheiß hatte sich im Schutze der Dämmerung sein Schwesterssohn aus Querhoven mit der Harmonika durch den Wald in den Hof geschmuggelt. Erst schnellte wie ein Hochzeitspeitschenschlag da und dort ein lautes Gelächter auf. Das Mädchenkichern stachelte überall leise an der Lust. Nicht lange, und es schnippte, pfiff, schäkerte und juchzte überall aus den Pferdeställen, dem Milchkeller, der Siedekammer, unterm Schuppen und im Flur.

Und als gar unvermutet die Harmonika melodisch aufwieherte, überstürzten Knechte und Mägde die Abendarbeit, und bald fegten alle singend und tanzend über den ebenen Wiesenplan hinter den Scheuern.

Vergeblich machte Johanna einigemal den Versuch, das Überbrausen der Vergnügtheit einzudämmen. Doch anstatt sich ihrer Beschwichtigung zu fügen ließ man sie hoch leben, kreiste sie armverschlungen ein und hüpfte nach dem Takt der Harmonika um sie herum, daß die Bäuerin sich schnell dem fesselosen Schäumen entzog und sich auf das Vorbänklein rettete. Dort setzte sie sich und schaute in das Dämmern des Abends hinaus. Der Grenzweg drunten war kaum mehr zu erkennen, und der Brindeisenerhof sah im Schatten nicht wie ein Gebäude, sondern wie eine Schwarzbuschkuschel aus, die unhörbar auf dem Hügel schwankte. Wenn ein Freudenschrei des Sintlingerschen Gesindes an ihn prallte, wachte er mit einem schwachen, mürrischen Wiederklang auf und versank dann aufs neue in das finstere Insichgekehrtsein.

Irgendwer mußte neben dem Wohnhaus im Garten sein. Und Johanna mühte sich, herauszubekommen, wer es sei; aber sie sah nur in dem Schatten sich schwärzere Schatten bewegen, formlos, unhörbar, wie bei Nacht das Wild um eine Waldlisiere spielt. Einmal glaubte sie wohl, das leise Aufkrähen der Stimme Peters zu vernehmen, und hinterher war es, als rumpele gedämpft das Brummen der Stimme des alten Brindeisener

darein. Allein der laute Freudenbetrieb der Dienstleute nahm ihre Aufmerksamkeit dann wieder so gefangen, daß sie, ohne zu wissen, die Melodien mitsummte, die der Harmonikaspieler endlos seilerte. Bald taumelte das Lachen, Singen und Musikwerken in die ährenfahle Nacht hinaus, als wolle es in das Feld auswandern, und dann tauchte der Jubel wieder in der Ferne auf. Und wurde immer herzhafter und ungebundener wieder an den Hof herangesogen. Die Bäuerin überließ sich diesem Hin- und Herschwenken des fröhlichen Getöses, und nach einer Weile erschien es ihr wie eine frohe Verheißung der Zukunft. Dieses Fortsinken des Lachens und Singens ins Feld hinaus war wie eine Ernte des Glücks, als schwankten immerfort hochgeladene Fuder der Freude von draußen aus der Welt in ihren Hof herein.

„Warum könnte nicht wahr sein," sann die Bäuerin, „daß dieser Stein da drüben meine Kummerwand für immer durchgeschlagen hat?"

Als sich Johanna umdrehte, sah sie zum Erstaunen ihren Mann neben sich sitzen und Helene, die er an den Achseln zwischen seinen gespreizten Knien hielt.

„Ach du bist's?" fragte sie endlich erleichtert aufatmend.

Der Sintlinger nickte nur schweigend.

„Warum hast du denn Helene nicht schlafen lassen?" fragte sie nach einer Pause weiter.

Der Sintlinger bog seinen Kopf auf die Seite und fragte: „Hast du's gehört? Sie schießen noch immer."

Johanna bemühte sich, etwas wahrzunehmen, aber es war unmöglich. Allein Helene erklärte: „Ja, es böllere in allen Hübeln und auch Männer könnte man sehen, wenn man sich inwendig ganz ruhig hinsetze."

Die Bäuerin sagte mit schelmischem Spott: „Nein, so was, Lenlein!" und streichelte ihm die Wange.

In diesem Augenblick kreischte aus dem Tanzhaufen hinter der Scheuer eine Magd schrill auf.

Der Sintlinger sagte: „Ich denke, es ist Zeit, Feierabend zu machen. Deswegen komme ich heraus."

Plötzlich rief die Blinde: „Dort!" und streckte die Hand in der Richtung des Waldes aus, der von Querhoven herüberzog. „Was ist denn dort, Kind?" fragte der Sintlinger das Mädchen und nahm es schützend in die Arme.

„Sie ist übermüdet," sprach Johanna, „wir wollen hineingehen," stand auf und nahm Helene bei der Hand. Aber das Kind entzog sich ihr heftig und sagte mit weinerlicher Hartnäckigkeit, daß sie nicht müde sei, sondern sie sehe einen Mann.

Der Bauer berührte beschwichtigend die Hand seiner Frau und sagte dann ernst: „Also einen Mann sieht das Kind."

„Ja," antwortete Helene sehr bestimmt, „dort," und sie zeigte nach derselben Richtung wie vorhin.

Es konnte ja nicht anders sein, daß die Wahrnehmungen Helenes Sinnestäuschungen infolge überreizter Nerven waren. Aber es fügte sich seltsam; als der Sintlinger und die Sintlingerin mit gemachter Aufmerksamkeit zur Beruhigung des Kindes Umschau hielten, kam der alte Zenker, vornübergebeugt und unsicher hinter der Schuppenecke vor. Ein Handwendenlang stutzte er gegen das Torbänklein hin, dann trat er an der Hügelwand gegen den Brindeisenerhof heran und sah angestrengt hinunter.

„Siehst du, Lenlein hat recht. Da ist ja der Mann!" sagte der Sintlinger launig zu seiner Frau. „Aber ich denke, nun ist es wirklich Zeit schlafen, sonst schüttet uns der Alte noch um."

Er reichte Helene in die Arme seines Weibes und erhob sich. In diesem Augenblick schrie Zenker in sinnloser Wut auf: „Wirst du nundergehn! Wirst du wohl gleich, Brindeisenervieh, du!"

Ehe der Bauer hinzuspringen konnte, hatte der Wirtschafter einen großen Stein aufgerafft und den Abhang hinuntergeschleudert.

Da war der Bauer auch schon bei dem Wütenden:

„Bist du des Teufels, Zenker!" rief er und rüttelte ihn am Arme. Der Alte drehte sich herum und glotzte ihn verständnislos an, und als jetzt das Schmerzgeheul einer Knabenstimme schrill aufklang, nickte er sogar zufrieden und lachte übers ganze Gesicht.

„Zenker, du hast den Jungen getroffen, du!" sagte der Bauer lauter und packte ihn fester am Arme, daß er zur Besinnung komme.

Von drüben brüllte jetzt der alte Brindeisener auf, dumpf krachend, als trommle jemand auf eine große leere Holzkiste. Aber man hörte nur einzelne Worte: — „. . . . Teufel . . . . Bande . . . entzweischlagen . . ."

Johanna nahm Helene auf die Arme und eilte in den Hof. Das Harmonikaleiern riß mitten entzwei, und das Gesinde drängte eilig heran. Als sie hörten, um was sich das „Brindeisenergeschimpfe" handele, traten alle, Knechte wie Mägde, auf die Seite des alten Zenkers und erklärten: „dem Rangen", womit sie den kleinen Peter Brindeisener meinten, sei recht geschehen, und wäre ihm auch der Schädel eingeschmissen worden. Denn den ganzen Abend sei er um den Hof „herumgespioniert", und habe man ihn da weggejagt, so hätte in der nächsten Minute sein weißer Haarschopf wo anders auf der Lauer gelegen.

Aber der alte Wirtschafter wehrte nun ihre Anerkennung ab. Der trunkene Wirbel war schon vollkommen aus ihm herausgeblasen. Er sah betreten vor sich nieder und sagte mit bekümmerter Stimme: „'s is nich recht, ihr Leute, s'is nich recht. Nee, nee!"

Der alte Brindeisener hatte sich auch ausgeschüttet. Man hörte ihn

krachend einen Torflügel herumschlagen. Ehe er aber den andern nachdonnern ließ, brüllte er noch einmal mit der ganzen Kraft der Lunge durch die Nacht: „Verfluchtes, verfluchtes Sintlingerpack." Dann schmetterte der andere Flügel ein, und der schwere Sperrbalken rasselte herunter. Das Sintlingergesinde brach in lautes Hohngelächter aus, und der Bauer hatte Mühe, sie zu beschwichtigen und in den Hof zu stopfen.

Der alte Zenker blieb an der Stelle stehen, von wo er den Stein geschleudert hatte. Als der Sintlinger wieder zu ihm trat, faßte er seine Hand und drückte sie übermäßig. „Du hast recht, Bauer," sagte er in dumpfer Bissigkeit, „ganz recht. Mich regierts, ich leugne nichts mehr — ich bin ein alter Esel geworden," und nach dieser Einleitung ließ er sich in eine lange Erzählung ein, deren Sinn darin bestand, daß er durch das Albpreschen „tontal, durchaus verschlagen habe", die „Plautze", die Beine, der Kopf, alles tontal". Und wenn er sich nicht eine Weile auf die Seite mache und sich aussitze und „sattfletsche", dann mache es ihn stille und lege ihn auf den Rücken. Es wäre ja jetzt alles in Ordnung auf dem Hofe, man habe den Sintlingerstein und brauche ihn nicht mehr. Er wolle auf ein paar Wochen zu seiner Schwester nach Querhoven hinüber und sein Neffe könne indessen für ihn auf dem Hofe eintreten. Der Bursche greife die Arbeit so leicht und sicher wie seine Harmonika. Es sei Zenkerblut, und er werde sich keine Unehre machen mit seinem Verwandten.

Der Sintlinger hielt standhaft aus. Als er aber sah, daß der Alte von neuem zur Abhandlung einer anderen Frage ausholte, sagte er, daß man das besser morgen bei Tage besprechen könne, jetzt sei es vernünftig, man gehe schlafen. Damit nahm er den Graukopf bei der Hand und zog ihn dem Hofe zu. Am Torpförtchen aber riß sich der Alte mit dem Bedeuten los, daß er noch etwas zu tun habe. Der Sintlinger verschwand im Hause.

Zwölftes Kapitel

Der Bauer ging nicht gleich zu Bett, sondern schloß die Tür zum Schlafzimmer, setzte sich auf die Wandbank des Wohnzimmers hinter den Tisch und überließ sich seinen Gedanken.

Nicht lange und er hörte den alten Zenker sich zur Ruhe begeben; das Tor knarrte, der Haustürschlüssel kreischte, vorsichtige Schritte kamen den Flur her, polterten gegen die ersten Treppenstufen und verloren sich die Stiege hinauf unter den Boden. Da fiel die Müdigkeit auch den Bauer an, und er begann, seine Kleider abzulegen. Er zog den Rock aus und legte ihn neben sich, knöpfte die Weste auf und drückte sie auf den Rock. Er drückte sie ein-, zweimal fest, als wäre etwas in dem Kleidungsstück, das sich gegen ihn wehre. Ja, endlich preßte er die Hände so leidenschaft-

lich auf die widerspenstigen Sachen, daß er sogar seinen Körper vornüber neigte.

Aber unvermutet mußte er sich aufrichten; denn ein seltsamer Gedanke bedrängte ihn, so seltsam und unsinnig, als habe er ihn nicht aus seinem Kopf, sondern als sei er aus den Kleidern in seine Seele gestiegen.

„'s ist ja Unsinn!" sagte der Sintlinger zu sich und sah sich in der dunklen Stube um.

„'s ist ja lächerlich!" wiederholte er aber schon leiser und mußte trotz der Gegenwehr diesen törichten Einfall wiedersinnen: „Helene hat ja gar nicht den alten Zenker gesehen. — Sie sah ja auf den Querhovener Wald und Zenker kam von der entgegengesetzten Seite hinter der Scheuer vor."

Aber der Sintlinger achtete auf diese Absurdität seines Innern nicht weiter, vollendete das Auskleiden und ging mit einem spöttischen Lächeln ganz erfüllt in die Schlafkammer. Beim Überschreiten der Schwelle sann er sogar höhnisch weiter: Vielleicht will es mir noch weismachen, das Kind habe den fortgelaufenen Faber-Narren gesehen, haha!

Doch mitten in seinen Spott hinein war es, als spräche deutlich eine Stimme: Jawohl! Geh du nur an das Bett Helenes, und wenn du in der Finsternis ihr Gesicht wahrnehmen kannst, dann ist alles wahr.

Zugleich spürte der Bauer das graue Wanken in seinen Kopf ziehen, das dem tiefen Schlaf vorauszugehen pflegt. Deswegen dachte er bei sich, der Traum hauche ihn schon bei offenen Augen an, ließ sich aber doch an das Bett seines Kindes führen, und merkwürdig, als er seine Hand tastend an dem Seitenbrett des Bettes hinschob, zerriß plötzlich das Schlummergewölk traumhafter Anwandlung und machte einer grellen Klarheit, fast Überwachheit Platz.

Noch konnte der Sintlinger überlegen, daß diese Zustände wahrscheinlich die Folge der vielfältigen Aufregungen des Tages und des leidenschaftlichen Kampfes mit den Gedanken des Herner Rebellen seien, aber da beugte er sich auch schon wie gestoßen über das Lager Helenes und richtete seine Blicke unausgesetzt in der Richtung durch die Nacht, von welcher der stille Atem seines Kindes kam. Es blieb finster. Nicht einmal das weiße Kissen, geschweige die Umrisse des kindlichen Kopfes waren wahrzunehmen.

„Na also!" sagte der Sintlinger enttäuscht zu sich. „Da haben wirs. Gehn wir nun schon schlafen."

Aber auf einmal hörte er, daß die Atemzüge Helenes schneller und schneller wurden, unruhig und unregelmäßig. Darauf fing sie an sich zu wälzen und stieß ein gähnendes Seufzen aus. Und dann geschah das für ihn Unbegreifliche.

Plötzlich sah er nämlich die Augen Helenes unter sich, nicht in ihrer

Farbe und der deutlichen Wölbung der Augäpfel. Sie schwebten in dem ungewissen hauchenden Lichte ganz ferner Sterne in der Finsternis, bewegten sich wie suchend hin und her, erloschen, wenn die Lider über sie sanken und standen dann wieder lange still in einem rätselhaft dunstigen Leuchten.

Der Sintlinger wußte nichts von der Eigentümlichkeit mancher Menschenaugen, die Helle, die sie am Tage in sich aufgesogen haben, im Dunkel wieder auszustrahlen, sondern nahm es als den sichtbaren Beweis der geheimnisvollen Sehkraft seines Kindes, die ihm jetzt eben geschenkt wurde, da er im Geheimen sich zweifelvoll mit den Behauptungen des flüchtigen Rebellen geschlagen hatte.

Er fühlte eine fast körperliche Hand an der Schulter, die ihn sanft zurückschob und zur Tür hinaus in die Wohnstube drückte. Ein Schimmernebel von glückvollem Jubel wogte um seinen Kopf. Mit fliegenden Händen zog er sich wieder an, und als er leise die Wohnstube hinging, war es ihm, als öffnete sich die Tür von selbst. Die Haustür tat sich auch geräuschlos auf, und bald stand er draußen unter den Hoftorlinden in der verwaschenen Sternenhelle der Nacht. Eben fuhren die Glockenschläge der Hemsterhuser Turmuhr, schon ermattet, aber klar durch die hohe Luft über ihm und fielen fern zur Erde. Sie schossen rasend schnell herunter und zerschellten wie an Steinen, so daß der Bauer noch sekundenlang ihre Klangscherben nach allen Seiten tönend durch die Luft sausen oder näher spritzen hörte.

Mit wachsten Sinnen befand sich der Sintlinger wie mitten in dem spukhaften Weben eines Traumes. Langsam trat er an den Rand des Hofhübels und sah angestrengt auf den Grenzweg hinunter, um herauszubekommen, wo die Töne eigentlich aufschlugen. Längst war die Glocke verstummt, aber er konnte nicht ablassen, hinunterzustarren. Es war ganz still. Nur sein Blut hörte er leise picken. Aber nein! Das waren ja Schritte! Er trat so hart an den Rand des Abhangs, daß er sich an den Stamm eines Baumes halten mußte, um nicht abzugleiten. Ohne Zweifel! Es kam jemand sprungweise den Grenzweg von Hemsterhus her, immer einige aufgepeitschte Sätze, dann schwere durcheinander taumelnde Schritte höchster Erschöpfung.

„Der Mann, den Helene gesehen hat!" blitzte es dem Sintlinger durch die Seele, und er drängte sein Hirn mit einer solchen Gewalt in die Ohren und in den Blick, daß ihn die Augäpfel von der Anstrengung des Sehens schmerzten. Wie durch ein Wunder konnte er die fahle verschummerte Straße unterscheiden, und bald darauf sah er wirklich den Schatten eines Mannes sich von dem Schatten eines Baumes lösen und unschlüssig einen Moment auf der Mitte des Weges schwanken.

„Holla!" schrie der Sintlinger törichterweise hinunter. Da schoß der

Mensch schnell wie der Schatten eines Nachtvogels nach dem Walde zu davon, und seine springenden Schritte klangen schwächer und schwächer. Rasch überlegte der Sintlinger, ob er den Abhang hinunter ihm nacheile oder den großen Bogen, den der Grenzweg eines Hügelvorsprunges wegen machen mußte, abschneide und über die hohe Kippe renne. Er zog den Fuß zurück, den er instinktiv schon zum Schritte vorgeschoben hatte, und lief in weiten Sätzen den Hügel hinauf.

„Und wenn ich bis zum Teiche laufen soll," sagte der Bauer, und um dem Flüchtling zuvorzukommen, stürzte er sich, als würde er geschleudert, quer über die Wiese hin, wo die Waldstraße mit dem Grenzweg sich vereinigte. Schon war er an der Waldkreuzung und spähte, an seinem Atem reißend, bald nach dem Walde hin, den er als das Taumeln einer finstern Wolke ins Nachtdunkel hineinschwanken sah, bald vigilierten seine Blicke den Grenzweg entlang, der sich aus dem verengten Tälchen wie aus einem riesigen Loche hervorwand.

Nichts zu erlugen!

Alles still wie gefallenes Laub.

Er wartete noch eine Weile und ging dann über den Weg in die Wiese hinein, aber aus keinem anderen Grunde, als um sich niederzusetzen und die Aufregung etwas loszuwerden. Denn mitten in der Wiese war eine Quelle, die einen kleinen Tümpel ins Gras gedrückt hatte, mit dem sie vor dem Weglaufen in der Nähe eines Gesträuchhaufens stand und sich blank und schwarz umsah. Dort wollte sich der Sintlinger ins Gras legen, seine Gedanken ordnen und die Straße drüben im Auge behalten, wenn ja noch jemand käme.

„Das wär mir einer!" sann er im Hingehen. „Will Gott zwingen und läuft durch Tage und Nächte wie unsinnig vor Gendarmen und Bauernknütteln davon." Mit einem verächtlichen Lächeln setzte er sich unter den Strauch, langte einen Zweig in die Hand und begann im Weitersinnen die Blätter davon abzustreifen. Allein es war doch kein rechtes Sinnen, sondern ein traumhaftes Umsichgreifen schwanker Gedankenverbindungen, das in seinem Kopfe hin- und herwogte. Ohne den geringsten Grund brachte er den Herner Rebell, den Mann, den Lenchen gesehen haben wollte und jenen Straßenläufer, dessen Schritte er auf dem Grenzweg gehört hatte, auf eine Person und fühlte sich dabei in einer ahnungsvollen Schicksalsverknüpfung, wie sie nur den Tatsachen eigen ist, die der Traum in unsere Seele stellt, so als liefen alle Wege seines vergangenen Lebens zu diesem Ereignis heran und holten sich aus ihm die Kraft zukünftiger Richtung. Aber mitten in diesem Tiefversinken fiel ihn der Zweifel an, ob er sich nicht überhaupt mit dem Männerlaufen auf dem Grenzwege geirrt habe und ob es nicht töricht sei, den Bemerkungen seines

Kindes soviel Wichtigkeit und vor allem diese Deutung beizulegen. Der Sintlinger ließ den Zweig aus der Hand fahren, daß er klatschend in das Geblätter zurückschnellte, und überlegte sich, daß vielleicht alles, was sein Denken berücke, nur die Folge jener halluzinatorischen Überempfindlichkeit sei, von der er auf allen nächtlichen Streifereien seit jeher geplagt wurde, und beschloß, die aussichtslose Verfolgung eines wahrscheinlich bloß eingebildeten Mannes aufzugeben und nach Hause zu gehen.

Ehe er sich aber erhob, horchte er noch einmal auf das Quellchen vor ihm, das leise pinkte, als klinke jemand vorsichtig eine winzige unterirdische Tür auf, dann schluckte es an verfangenen Wellchen, und manchmal ging gar ein schwaches Blasen von ihm aus, mit dem es durch das Gras raschelte. „Vielleicht hat alles denselben Lebenshauch wie wir Menschen," sann er, „der Stein, die Pflanze, der Boden, das Wasser," ließ sich auf seine Hände nieder und beugte sich horchend ganz nahe an die Quelle heran.

Aber er mußte schreckhaft zurückfahren.

Denn da lag ja ein Mann lang im Grase wie niedergestoßen, den Kopf nahe am Tümpel, aus dem er wohl hatte trinken wollen. In diesem Augenblick mußte ihm die Besinnung geschwunden sein, denn das Gesicht lag schlaff auf die Seite gesunken, die Arme matt in die Halme gestemmt. Er lag regungslos, und sein Atem strich ab und zu leise, aber hörbar durchs Gras.

„Das ist ja der Niemand-Alb," zuckte es als greller Glast durch den Bauer, „was soll das bedeuten! Da ist ja mein Weib, mein Kind, mein Hof, alles verloren, ich selber." Der Sintlinger saß im ersten Anprall einer unbeherrschbaren, sinnlosen Furcht strack aufrecht und vermochte sich nicht zu rühren. Aber schon im nächsten Moment hatte er sich wieder in der Hand.

„Was wollen Sie denn hier?" rief er laut.

Der Fremde rührte sich nicht.

„He! Sie! Stehen Sie auf!" Er packte ihn an der Schulter und rüttelte ihn.

Der Unbekannte stieß ein tiefes, langes Stöhnen aus, kam aber nicht zu sich.

„Das ist ja nur ein Betrunkener!" lachte der Sintlinger endlich spöttisch auf, gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken und rief anfeuernd: „Also hopp! Los, Alter!"

Da ging ein langsames, schweres Zusammenraffen durch den großen Körper des Daliegenden. Taumelnd und unsicher kam er zur Höhe, setzte sich auf und verharrte dann mit zurückgesunkenem Kopfe eine Weile, wie um sich von der Anstrengung des Emporrichtens zu erholen.

Der Sintlinger konnte in dem Sternenlicht die Züge seines Gesichts

nicht recht erkennen. Er sah bloß eine fast zu hohe, mächtige Stirn, wie eine blasse, zerfurchte Knochenwand, eingesunkene Wangen, einen langen, verwühlten Vollbart und darein einen schmerzvoll gepreßten Mund gegraben.

Jetzt hob der Fremde den Kopf aus dem Nacken und starrte nach allen Seiten suchend ins Dunkel.

Er bemerkte jedoch den unter dem Strauche sitzenden Bauer nicht, bewegte müde das Haupt und sagte fast unhörbar im Anklingen an einen ihm unbekannten Dialekt zu sich: „Nein. — — Nein. — — Es war nichts. . . . Ich werde noch ein wenig schlafen. . . . Schlafen, bloß schlafen . . .“ Dann ließ er sich mit einem schmerzvollen Atemzuge wieder zusammensinken.

„Faber . . .“ sagte der Sintlinger ergriffen und unsicher.

Der Fremde bewegte zustimmend den Kopf und sagte:

„Ja, ja . . . ’s ist gut. Ich weiß, daß du da bist. Aber laß mich jetzt. Schlaf du, schlaf. Du hast’s nötig.“

Der Bauer konnte aus diesen rätselhaften Worten weder erkennen, ob der Unbekannte wirklich Faber sei oder irgendein Fremder, den ein geheimer Gram durch die Nacht trieb, noch auch, ob seine Worte an ihn gerichtet waren oder das Selbstgespräch eines Übermüdeten seien.

Ohne diese Möglichkeiten in sich zu einer klaren Einsicht zu schlichten, handelte der Sintlinger nach dem Drange, der ihn bewegte, seit er des Herner Bergmanns unbegreifliche Worte über Gott gelesen hatte und nahm den Wunsch, mit dem seltsamen Manne darüber streiten zu können, für dessen Erfüllung.

Deswegen sagte er nach einer Pause:

„Aber du bist fortgelaufen.“

Der Fremde antwortete aus dem Halbschlaf:

„Das weißt du ja, daß ich dich aus Menschenmitleid habe laufen lassen.“

„Aus Schwäche bist du fortgerannt, aus Feigheit,“ sagte der Sintlinger, der zu ahnen begann, daß der Fremde nach der Art Halbträumender mit sich als einer anderen Person redete.

„Ganz recht, ganz recht,“ entgegnete der Unbekannte, „wegen der Schwachheit der anderen. Denn du bist stark genug, fremdes Unrecht zu tragen. Sei aber jetzt still, schlafe und gräme dich nicht fortwährend.“

Nun war der Sintlinger sicher, daß der Flüchtling vor ihm kein anderer als Faber sein könne.

„Mensch,“ sagte er deshalb, „Mensch, das ist eine Lüge in deinen eigenen Hals hinein. Du hast Angst vor deinem Tode.“

Auf diese Worte schrak der Fremde aus seinem Schlummern auf, sprang mit einem Satz auf die Füße und sah sich hastig atmend um.

„Das kann ich nicht sein," sagte er murmelnd zu sich. Dann sprach er lauter:

„Ist jemand da, so melde er sich."

Seine Stimme hatte sich verwandelt, sie war voll ergreifender Sicherheit.

Der Sintlinger erhob sich etwas betroffen und trat aus dem Schatten des Strauches heraus, einen Schritt ihm entgegen. „Hier bin ich," sagte er dabei.

„So, so," sprach Faber ruhig und maß ihn durch das Dunkel.

„Wer bist du?" — „Ein Bauer."

„Aus der Gegend?" — „Ja, hier herum zu Hause. Und du? — Bist du nicht der Bergmann aus Herne, der die Leute aufredet und dann fortläuft?"

„Und deswegen verfolgst du mich und lauerst mir in der Nacht auf?" antwortete Faber ausweichend mit gütigem Verweisen. „Nicht jeder, der läuft, läuft vor sich. Ich habe keine Angst. Aber mir tun die leid, die mich verfolgen, und ich muß sie davor bewahren, unrecht an mir zu tun."

„Fällt mir gar nicht ein, daß ich dich fangen wollte," erwiderte der Sintlinger, von etwas Abgründigem in den Worten, noch mehr in der Stimme Fabers angeschüttert und doch zugleich durch einen Stolz des Fremden verletzend beiseite geschoben, daß er sich mit seinem alten, schneidigen, fast verächtlichen Aufbäumen dagegen wehrte. Aber Faber überhörte das beleidigende Losfahren des Bauern vollkommen und antwortete ruhig: „Also, wenn du mir nichts antun willst, dann geh und laß mich allein. Ich bin müde von der Jagd nach mir und will einen Augenblick schlafen. — Laß mich! Wenn es Zeit ist, werde ich tun, was notwendig ist. Gute Nacht, Mann!"

Während der letzten Worte hatte sich Faber wieder niedergelassen und auf dem Boden ausgestreckt. Den Nachtgruß rief er dem Bauern schon im Liegen zu. Dann schob er den Arm als Kissen unter den Kopf und kümmerte sich um den Sintlinger nicht mehr.

„Wenn du nicht mehr wolltest, als in der Nacht auf der Wiese zu schlafen, so hattest du doch nicht nötig, tausend Leute aufzurühren!" rief der Heiligenbauer höhnisch.

Der Fremde schwieg.

„Geh! Du!" rief er von neuem grimmig. „Ja, jetzt ist dir der Mund zugewachsen! Wo ist denn deine Gewalt, du Prahler, mit der du Gott zwingen kannst, wenn du in der Not nichts kriegst als — Schneiderbeine!"

Faber erwiderte noch kein Wort auf den Schimpf, und der Bauer geriet immer mehr ins Unrecht. Und je mehr er das empfand, um so heftiger übermannte ihn sein ungebändigtes Temperament. Aber er erreichte mit

seinen Angriffen doch nichts, als daß er selbst immer haltloser und unsicherer wurde, während des anderen Macht wuchs.

Bald befand er sich in einer Art Notwehr, weil er fühlte, wenn der Mann aufstand und davonging, ohne daß er ein entscheidendes Wort zu ihm geredet hatte, dann war er ganz gezwungen, ihm nachzufolgen und zu bleiben, bis er zu ihm gesprochen hatte.

Es kam eine förmliche Angst über den Bauern, daß er nicht mehr Herr seiner klaren Überlegung blieb. Seine Worte fuhren über seine Lippen, als blase er Feuer. Er lüftete schon die Verschnürung geheimster Überzeugungen und gab den Schimmer und die Luft manches versteckten Winkels aus seinem Leben preis.

Faber trat trotzdem mit keiner Gebärde aus seinem Schlafzustand heraus, strömte aber immer fühlbarer ein rätselhaftes hohes Mitgehen aus, das den Sintlinger in immer neues Bekennen führte.

Unter Widerstreben und in Bedrängnis, den „Streifer" dennoch ins Unrecht zu setzen, ließ der Heiligenbauer Hülle um Hülle seines Lebens fallen und näherte sich der tiefsten Umwandlung seines Daseins, dem Geheimnis, das durch sein Kind über ihn gekommen war.

Das aber wollte er sich nicht entreißen lassen, konnte jedoch nicht verhindern, daß er an dieser Erneuerung seiner ganzen Welt heranstreifte, indem er von einem Blick sprach, der hinter alle Wesen zu dringen imstande sei.

Bei diesen Worten schnellte Faber unvermutet wieder in die Höhe und bestärkte den Sintlinger damit in der Annahme, daß er die ganze Zeit über sich nur schlafend gestellt hatte. Das Emporrichten des großen Mannes war so machtvoll, und er sah dann in einer so ungeheuerlichen Art nach ihm hin, daß der Heiligenbauer, sich plötzlich in seinen eigenen Worten nicht mehr zurechtfindend, verstummte.

„Mein Lieber," sagte Faber über ein kleines Sinnen hin leise, „du bist ein großes Stück vorwärts gekommen. Gewiß. Aber hüte dich. Denn du hast eine Natur, daß du am Ende in eine Not und Irre geraten wirst, die größer ist als die, aus der du gekommen bist."

„Warum?" fragte der Sintlinger mit furchtsamer Ironie.

Faber wiegte verneinend sein Prophetenhaupt, und als der Heiligenbauer in ihn drang, es ihm ruhig zu sagen, denn er sei kein Zwirnfaden, den man mit zwei Fingern auseinanderreißen könne, gab ihm der Faber einen Bescheid, den der Sintlinger für vollkommen töricht hielt. Er sagte etwa, es könne nicht fehlen, daß es ihn am Ende in einer furchtbaren Mühle wirbeln werde, weil er überall, wohin ihn das Sinnen führe, sich immer selbst mitnehme, sogar zu seinem Gott hinein.

Besonders die Sätze, mit denen er endete, sprachen allem Hohn, was

der Sintlinger bis jetzt gehört hatte. Faber sagte: „Das Wissen um das Denken hat mehr Seelen zerstört, als Schwerter seit jeher Menschen erschlugen. Wer weiß, ohne es zu denken und fühlt, ohne es fühlen, allein jener denkt und fühlt das ewig Denkens- und Fühlenswürdige. Das Wissen des Denkens gleicht dem Blick, der eine Kugel von außen sieht. Das Denken ohne Bewußtsein erlebt die Bewegungen des Weltalls und das Gefühl, das sich nicht kennt, die Empfindungen Gottes."

Dies schien dem Bauer eine ausbündige Verrücktheit zu sein. Überhaupt endete diese Unterredung in einer so grotesken Weise, daß davon alles Schwere und Tiefgreifende vorher in die Unwahrscheinlichkeit eines bloßen Traumerlebnisses getaucht wurde.

Denn der Laut von Fabers Stimme klang noch in der stillen Nachtluft, da ertönte aus der Ferne des Sintlingerschen Waldes ganz schwach das Traben von Pferdehufen und kam schneller näher.

Dem noch eben so überlegenen Gottbezwinger riß das Geräusch den Kopf herum und stürzte ihn unversehens in die alte Angst. Er begann zu zittern, sein Atem pfiff, vergeblich rang er nach Festigkeit, wie es dem Heiligenbauer schien. Plötzlich streckte er beide Hände wie um Hilfe flehend nach ihm aus und stotterte: „Bauer . . . Bauer . . . Menschenbruder . . . hörst du . . . da kommen sie schon wieder . . . Bauer! . . ."

Vor diesem jammervollen Zusammenbruch bemächtigte sich des Sintlingers die alte beißende Ironie. Er riß seinen Geldbeutel aus der Tasche und drückte ihn dem Flüchtling mit den spöttischen Worten in die Hand: „Ja, ja. Lauf, was du kannst, armer Schelm. Und da nimm noch eine Wegzehrung zu deinem Gott mit."

In diesem Augenblicke prallten die Hufschläge, die er vorhin vernommen hatte, eben laut ins Freie. Faber sprang mit einem Heuschreckensatz auf und lief geduckt dem Walde zu, in dem sich bald leises Knacken eilig weiter wand und erlosch.

Drüben auf der Straße klapperte es eilig stolpernd herbei, stutzte an der Wegkreuzung einen Augenblick und trabte dann schneller weiter.

Das Pferd schnob; der unförmliche Schattenballen seines Leibes wogte vorüber; einigemal zuckte ein schwaches Schimmern vermutlich vom Helme des Gendarmen auf. Dann verloren sich die Hufschläge in dem finstern Tunnel des Tälchens nach Hemsterhus und waren bald hinter dem Vorsprung des Sintlingerhübels im Nachtschweigen untergegangen.

Den Bauern aber fiel plötzlich ein Lachen an über den Herner Rebellen, der wie ein Riese aus der Nacht getaucht war, dann so kläglich davongelaufen war, und über den Gendarmen, der ihn so töricht verfolgt hatte.

(Fortsetzung folgt)

Einkehr

von Thomas Mann

„Sollte es wirklich wahr sein, daß der kosmopolitische Radikalismus auch in Deutschland schon Wurzel gefaßt hat?"
Dostojewski

Zum Beginn einen Vorschlag: Einigen wir uns dahin, all jene Exküsen zu übergehen, die selbstverständlich im höchsten Grade am Platze sind, wenn heutigen Tages jemand Miene macht, von sich selbst zu reden! „Eine Weltwende!" höre ich sagen. „Der rechte Augenblick, in der Tat, für einen mittleren Schriftsteller, unsere Aufmerksamkeit für seine werte literarische Persönlichkeit in Anspruch zu nehmen!" Das nenne ich gesunde Ironie. Auf der anderen Seite jedoch überlege ich, ob eine Weltwende nicht bei Lichte besehen für jedermann recht wohl der Augenblick ist, in sich zu gehen, mit seinem Gewissen Rats zu pflegen und eine Generalrevision der eigenen Grundlagen anzusetzen, — begreiflich wenigstens und entschuldbar erscheint mir ein solches Bedürfnis dort, wo auch in Hoch-Zeiten der äußeren Politik und der „Macht" die innere Politik und die moralischen Angelegenheiten das beherrschende Interesse bleiben. Nur Sympathie freilich, nicht Gleichgültigkeit oder Abneigung, wird zu überzeugen sein, daß es sich um Gewissensdrang handelt, wo die Diagnose auf Selbstverliebtheit und eitle Anmaßung im entferntesten möglich ist. Indem ich mich anschicke, geschmacklos zu sein, muß ich mir ein kleines Publikum von Freunden, mir bekannten und unbekannten, einbilden dürfen: Freunde in dem Sinne, daß ihnen aus dem ernsten und heiteren Anteil, den sie an meinem früheren Treiben und Schreiben genommen, eine gewisse Mitverantwortlichkeit dafür erwächst und bewußt ist, — Freunden also im Sinne jener Gewissens-Solidarität, die einen Künstler mit seinem wahren Publikum verbindet, und die stark genug sein möge, um auch ihnen, wie mir, über das zeitlich Gewagte der folgenden Abschnitte hinweg zu helfen.

Die Sache fängt damit an, daß mein Recht auf „Patriotismus" mit gutem Fug bezweifelt werden könnte, denn ich bin kein sehr richtiger Deutscher. Zu einem Teil romanischen, latein-amerikanischen Blutes, war ich von jung auf — sagen wir: mehr europäisch-intellektuell, als deutsch-poetisch gerichtet, ein Unterschied, nein, ein Gegensatz, über den, wie ich hoffen muß, von vornherein Einverständnis herrscht, so daß ich nicht weiter darauf zu bestehen brauche. Ein deutscher Dichter zu sein, wie etwa Gerhart Hauptmann, wie noch Herbert Eulenberg es ist, habe ich mir nie einzureden versucht, — wobei ich mich beeile, hinzuzufügen, daß hier keinen Augenblick vom Range, sondern ausschließlich vom Wesen die Rede ist. Diejenige Begabung, die sich aus synthetisch-plastischen und analytisch-

kritischen Eigenschaften zusammensetzt und die Kunstform des Romans als die ihr gemäße ergreift, ist überhaupt nicht eigentlich deutsch, der Roman selbst keine recht deutsche Gattung; vorderhand ist es nicht vorstellbar, daß hierzulande – im „unliterarischen Lande" – ein Schriftsteller, ein Prosaist und Romanschreiber im Bewußtsein der Nation zu repräsentativer Stellung aufsteige, wie der Poet, der reine Synthetiker, der Lyriker oder Dramatiker es vermag. Ich sage: vorderhand, denn der Zivilisationsliterat will, daß es anders werde, und er weiß, warum. Es ist sicher, daß ein Vortreten des Romans oder genauer: des Gesellschaftsromans im öffentlichen Interesse der exakte Gradmesser wäre für den Fortschritt jenes Prozesses der Literarisierung, Demokratisierung und „Vermenschlichung" Deutschlands, von dem ich sprach und den anzufeuern die eigentliche Angelegenheit und Sendung des Zivilisationsliteraten ist.

Kommen wir aufs Persönliche zurück! Ich sagte, ich sei kein sehr guter und richtiger Deutscher – und ließ dabei freilich in meinem Falle jene letzte Vorsicht außer acht, die ich im Falle des Zivilisationsliteraten sorgfältig walten ließ. Gegen mich selbst darf ich unbedenklicher vorgehen. Dennoch vergesse ich auch hier nicht ganz, daß es beinahe zur deutschen Humanität gehört, sich undeutsch und selbst antideutsch aufzuführen; daß eine den Nationalsinn zersetzende Neigung zum Kosmopolitischen nach maßgeblichem Urteil vom Wesen der deutschen Nationalität untrennbar ist; daß man seine Deutschheit möglicherweise verlieren muß, um sie zu finden; daß ohne einen Zusatz von Fremdem vielleicht kein höheres Deutschtum möglich ist; daß gerade die exemplarischen Deutschen Europäer waren und jede Einschränkung ins Nichts-als-Deutsche als barbarisch empfunden hätten. Den großen Schiller hat noch Fontane einen Halbfremden genannt, und wenn sein rhetorisches Drama eigentlich im grand siècle zu Hause ist, so fehlt nicht viel, daß Nietzsche das Werk des anderen großen deutschen Theatralikers in die französische Romantik verweist. Was Goethe betrifft, so sind mindestens die „Wahlverwandtschaften" formal genommen kein sehr deutsches Werk, wie denn überhaupt die Prosa dieses Schriftstellers zuweilen französiert, daß es eine Schande ist (eine Erscheinung, die bei dem „Polen" Nietzsche nicht weiter auffallen kann), während Schopenhauer seine Paragraphen zunächst ins Lateinische übersetzt zu haben scheint, um sie dann mit einem Gewinst an erzen-unsterblicher Präzision ins Deutsche zurückzuübersetzen . . . Zu solchen nationalen Unzuverlässigkeiten unserer Großen also hat man sich gewöhnt, gute Miene zu machen und sich einfach entschlossen, dergleichen in den Begriff des höheren Deutschtums aufzunehmen. Unterdessen bin ich nicht so toll, das Europäisieren meines Geschmacks mit meinem Range in Verbindung zu bringen (aber von dem sollte ja überhaupt nicht die Rede sein). Es ist kein Verdienst, wenn es

kein Tadel ist, daß intim und exklusiv Deutsches mir selten genügen wollte, daß ich nicht viel damit anzufangen wußte. Prüfe dich doch, wer gab deiner Jugend mehr: Storm oder Turgenjew? So innig du den Lyriker liebtest, schien Storm, der Novellist, dir nicht monoton? Bist du der Kunst des europäischen Russen nicht unvergleichlich mehr verpflichtet? Sicher, es war mein Blut, das solcher Reize bedurfte. Künstlerisch, literarisch beginnt meine Liebe zum Deutschen genau dort, wo es europäisch möglich und gültig, europäischer Wirkungen fähig, jedem Europäer zugänglich wird. Und die drei Namen, die ich zu nennen habe, wenn ich mich nach den Fundamenten meiner geistig-künstlerischen Bildung frage, diese Namen für ein Dreigestirn ewig verbundener Geister, das mächtig leuchtend am deutschen Himmel hervortritt, — sie bezeichnen nicht intim deutsche, sondern europäische Ereignisse: Schopenhauer, Nietzsche und Wagner.

Das kleine, hochgelegene Vorstadtzimmer schwebt mir vor Augen, worin ich, es sind siebzehn Jahre, Tage lang hingestreckt auf ein sonderbar geformtes Langfauteuil oder Kanapee, „Die Welt als Wille und Vorstellung" las. Einsam-unregelmäßige, welt- und todsüchtige Jugend — wie sie den Zaubertrank dieser Metaphysik schlürfte, deren tiefstes Wesen Erotik ist und in der ich die geistige Quelle der Tristan-Musik erkannte! So liest man nur einmal. Das kommt nicht wieder. Und welch ein Glück, daß ich ein Erlebnis, wie dieses, nicht in mich zu verschließen brauchte, daß eine schöne Möglichkeit, davon zu zeugen, dafür zu danken, sofort sich darbot, dichterische Unterkunft unmittelbar dafür bereit war! Denn zwei Schritte von meinem Kanapee lag aufgeschlagen das unmöglich und unpraktisch anschwellende Manuskript, — Last, Würde, Heimat und Segen jenes seltsamen Jünglingsalters, höchst problematisch, was seine öffentlichen Eigenschaften und Aussichten betraf, — welches eben bis zu dem Punkte gediehen war, daß es galt, Thomas Buddenbrook zu Tode zu bringen. Ihm, der mir mystisch dreifach verwandten Gestalt, dem Vater, Sprößling und Doppelgänger schenkte ich das teure Erlebnis, das hohe Abenteuer, in sein Leben, dicht vor dem Ende, wob ich es erzählend ein, denn mir schien, daß es ihm wohl anstehe, — dem Leidenden, der tapfer standgehalten, dem Moralisten und „Militaristen" nach meinem Herzen, dem späten und komplizierten Bürger, dessen Nerven in seiner Sphäre nicht mehr heimisch sind, dem Mitregenten einer aristokratischen Stadtdemokratie, welcher, modern und fragwürdig geworden, unherkömmlichen Geschmacks und von entwickelt europäisierenden Bedürfnissen, die gesunder, enger und echter gebliebene Umgebung zu befremden und — zu belächeln längst begonnen hat. In Wahrheit, den Fund, den Thomas Buddenbrook vor seinem Ende in einem verstaubten Winkel seines Bücherschrankes machte, — er machte ihn nur scheinbar zufällig, nicht viele Jahre vorher hatte Europa,

das intellektuelle Europa, mit dem der Mittelstadt-Honoratiore nervös sympathisierte, denselben Fund gemacht, der Pessimismus Arthur Schopenhauers herrschte, er war große Mode im intellektuellen Europa: denn dieser deutsche Philosoph war kein „deutscher Philosoph" mehr im herkömmlichen, unzugänglich-abstrusen Sinne — er war wohl freilich sehr deutsch (ist man nicht deutsch schon dadurch, daß man Philosoph ist: in dem Sinne etwa, wie man beinahe Franzose ist, indem man Literat ist?) sehr deutsch: insofern er zum Beispiel durchaus kein Revolutionär, kein Busen-Rhetor und Menschheitsschmeichler, sondern Metaphysiker, Ethiker und politisch, gelinde gesagt, indifferent war . . . Aber er war etwas sehr Überraschendes und Dankenswertes darüber hinaus: ein ganz großer Schriftsteller nämlich, ein Schöngeist und Sprachmeister von umfassendsten literarischen Wirkungsmöglichkeiten, ein europäischer Prosaist, wie es deren vorher unter Deutschen vielleicht zwei, drei und keineswegs unter deutschen Philosophen gegeben hatte... Ja, das war neu, und die Wirkung davon war groß: auf das intellektuelle Europa, welches die Mode durchmachte und „überwand," auf Thomas Buddenbrook, der starb —, und auf mich, der nicht starb und dem ein überdeutsches Geisteserlebnis zu einer der Quellen seines „Patriotismus" wurde.

Es war um dieselbe Zeit, daß meine Passion für das Kunstwerk Richard Wagners auf ihre Höhe kam oder doch ihrem Höhepunkt sich näherte: ich sage „Passion", weil schlichtere Wörter, wie „Liebe" und „Begeisterung", die Sache nicht wahrhaft nennen würden. Die Jahre der größten Hingebungsfähigkeit sind nicht selten zugleich auch diejenigen der größten psychologischen Reizbarkeit, welche in meinem Falle durch eine gewisse kritische Lektüre noch mächtig verschärft wurde: und Hingabe zusammen mit Erkenntnis — eben dies ist Passion. Die innig-schwerste und fruchtbarste Erfahrung meiner Jugend war diese, daß Leidenschaft hellsichtig — oder ihres Namens nicht wert ist. Blinde Liebe, nichts als panegyrisch-apotheosierende Liebe — eine schöne Simpelei! Eine gewisse Art approbierter Wagnerliteratur habe ich nie auch nur lesen können. Jene verschärfend kritische Lektüre aber, von der ich sprach, war diejenige der Schriften Friedrich Nietzsches: insbesondere sofern sie Kritik des Künstlertums oder, was bei Nietzsche dasselbe besagt, Wagnerkritik sind. Denn überall, wo in diesen Schriften vom Künstler und Künstlertum die Rede ist — und es ist auf keine gutmütige Weise davon die Rede — da ist der Name Wagners, sollte er auch im Texte fehlen, unbedenklich einzusetzen: Nietzsche hatte, wenn nicht die Kunst selbst — aber auch dies könnte man behaupten —, so doch das Phänomen „Künstler" durchaus an Wagner erlebt und studiert, wie dann der soviel geringere Nachkömmling das Wagnersche Kunstwerk und in ihm beinahe die Kunst selbst durch das Medium dieser Kritik leidenschaftlich erlebte — und dies in entscheidenden Jahren, so daß all

meine Begriffe von Kunst und Künstlertum auf immer davon bestimmt, oder, wenn nicht bestimmt, so doch gefärbt und beeinflußt wurden — und zwar in einem nichts weniger als herzlich-gläubigen, vielmehr einem nur allzu skeptisch-verschlagenen Sinne.

Erkennende Hingabe, hellsichtige Liebe, — das ist Passion. Ich versichere, daß die Inständigkeit meiner Wagnerleidenschaft nicht die mindeste Einbuße dadurch erlitt, daß sie sich in Psychologie und Kritik brach, einer Kritik und Psychologie, die an Raffinement ihrem zauberischen Gegenstande, wie man weiß, gewachsen ist. Im Gegenteil, ihren feinsten und schärfsten Stachel erhielt sie erst eben hierdurch, sie wurde erst eben hierdurch recht zur Leidenschaft — mit all den Ansprüchen, die eine rechte Passion an die nervöse Spannkraft nur immer stellen kann. Die Kunst Wagners, so poetisch, so „deutsch" sie sich geben möge, ist ja an und für sich eine äußerst moderne, eine nicht eben unschuldige Kunst: sie ist klug und sinnig, sehnsüchtig und abgefeimt, sie weiß betäubende und intellektuell wachhaltende Mittel und Eigenschaften auf eine für den Genießenden ohnehin strapaziöse Weise zu vereinigen. Aber die Beschäftigung mit ihr wird beinahe zum Laster, sie wird moralisch, wird zur rücksichtslos ethischen Hingabe an das Schädliche und Verzehrende, wenn sie nicht gläubig-enthusiastisch, sondern mit einer Analyse verquickt ist, deren gehässigste Erkenntnisse zuletzt eine Form der Verherrlichung und wiederum nur Ausdruck der Leidenschaft sind. Noch im „Ecce homo" findet sich eine Seite über den „Tristan", welche Beweis genug wäre, daß Nietzsches Verhältnis zu Wagner bis in die Paralyse hinein heftigste Liebe geblieben ist.

Der intellektuelle Name für „Liebe" lautet „Interesse", und der ist kein Psycholog, der nicht weiß, daß Interesse einen nichts weniger als matten Affekt bedeutet, — vielmehr einen, der zum Beispiel den der „Bewunderung" an Heftigkeit weit übertrifft. Es ist der eigentliche Schriftstelleraffekt, und Analyse vernichtet ihn nicht nur nicht, sondern er saugt, sehr anti-spinozistisch, beständig Nahrung aus ihr. Es ist also nicht der Panegyrikus, es ist die Kritik und zwar die böse und selbst gehässige Kritik, ja geradezu das Pamphlet, vorausgesetzt, daß es geistreich und Produkt der Leidenschaft ist, — worin passioniertes Interesse sein Genüge findet: die bloße Lobpreisung schmeckt ihm schal, es findet, daß nichts daraus zu lernen ist. Ja, sollte es etwa selbst dahin gelangen, den Gegenstand, die Persönlichkeit, das Problem, für das es brennt, produktiv zu feiern, so wird etwas Wunderliches zustande kommen, welches im Mißverstandenwerden beinahe seine Ehre sucht, ein Erzeugnis hinterhältiger und verschmitzt irreführender Begeisterung, das auf den ersten Blick einem Pasquill zum Verwechseln ähnlich sieht. Ich gab kürzlich ein kleines Beispiel dafür, als ich eine historisierende Schrift, einen Abriß des Lebens Friedrichs

von Preußen, zur Kriegsdiskussion beisteuerte, – ein von den Zeitereignissen eingegebenes, ja abgepreßtes Werkchen, dessen Veröffentlichung mir im ersten Augenblick – der Krieg währte noch nicht lange – von besorgten Freunden dringend widerraten wurde: und zwar nicht seines die Literatur beleidigenden „Patriotismus" wegen, sondern aus gerade entgegengesetzten Gründen . . .

Ich weiß wohl, wohin ich steuere, wenn ich von diesen Dingen rede. Nietzsche und Wagner – sie sind beide große Kritiker des Deutschtums: dieser auf mittelbar-künstlerische, jener auf unmittelbar-schriftstellerische Weise, – wobei, wie es modern ist, die künstlerische Methode an intellektueller Bewußtheit und Un-Einfalt der schriftstellerischen nicht nachsteht. Es hat, wie gesagt, wenn man Nietzsche beiseite nimmt, in Deutschland nie eine Wagnerkritik gegeben, – denn das „unliterarische" Volk ist damit auch das un- und anti-psychologische. Baudelaire und Barrès haben bessere Dinge über Wagner gesagt, als in irgendwelchen deutschen Wagnerbiographien und -Apologien zu finden sind, und in diesem Augenblick ist es ein Schwede, Wilhelm Peterson-Berger, der in seinem Buche „Richard Wagner als Kulturerscheinung" uns Deutschen einige Winke darüber erteilt, in welcher Haltung etwa man gut tut, sich einer so im ungeheuersten Sinne interessanten Erscheinung zu nähern: in demokratisch aufrechter Haltung nämlich, die es gestattet, überhaupt etwas davon zu sehen. Der Schwede spricht da von Wagners Nationalismus, seiner Kunst als einer national deutschen, und bemerkt, daß die deutsche Volksmusik die einzige Richtung sei, die von seiner Synthese nicht umfaßt werde. Zu Charakterisierungszwecken könne er wohl mitunter, wie in den „Meistersingern" und im „Siegfried", den deutschen Volkston anschlagen, aber dieser bilde nicht die Grundlage und den Ausgangspunkt seiner Tondichtung, sei niemals der Ursprung, aus dem sie spontan hervorsprudele, wie bei Schumann, Schubert und Brahms. Es sei notwendig, zwischen Volkskunst und nationaler Kunst zu unterscheiden; der erstere Ausdruck ziele nach innen, der letztere nach außen. Wagners Musik sei mehr national als volkstümlich; sie habe wohl viele Züge, die namentlich der Ausländer als deutsch empfinde, aber sie habe dabei ein unverkennbar kosmopolitisches Cachet. – Nun, es ist leicht, treffend zu sein, wenn man sehr zugespitzt ist. In der Tat ist Wagner als geistige Erscheinung so gewaltig deutsch, daß mir immer schien, man müsse unbedingt sein Werk mit Leidenschaft erlebt haben, um von der tiefen Herrlichkeit sowohl wie von der quälenden Problematik deutschen Wesens irgend etwas – wenn nicht zu verstehen, so doch zu ahnen. Aber außerdem daß dieses Werk eine eruptive Offenbarung deutschen Wesens ist, ist es auch eine schauspielerische Darstellung davon und zwar eine Darstellung, deren Intellektualismus und plakathafte Wirksamkeit bis zum Grotesken, bis zum Parodistischen geht, – eine

Darstellung, die bestimmt scheint, ein neugierig schauderndes Ententepublikum zu dem Ausrufe hinzureißen: „Ah, ça c'est bien allemand par exemple!“

Wagners Deutschtum also, so wahr und mächtig es sei, ist modern gebrochen und zersetzt, dekorativ, analytisch, intellektuell, und seine Faszinationskraft, seine eingeborene Fähigkeit zu kosmopolitischer, zu planetarischer Wirkung stammt daher. Seine Kunst ist die sensationellste Selbstdarstellung und Selbstkritik deutschen Wesens, die sich erdenken läßt, sie ist danach angetan, selbst einem Esel von Ausländer das Deutschtum interessant zu machen, und die leidenschaftliche Beschäftigung mit ihr ist immer zugleich eine leidenschaftliche Beschäftigung mit diesem Deutschtum selbst, das sie kritisch-dekorativ verherrlicht. Sie wäre das an und für sich, aber wie sehr wird sie es erst sein, wenn sie sich von einer Kritik leiten läßt, die, während sie der Kunst Wagners zu gelten scheint, in Wahrheit dem Deutschtum im allgemeinen gilt, wenn auch nicht immer so unmittelbar ausgesprochenerweise wie in jener herrlichen Analyse des Meistersingervorspiels zu Anfang des Achten Hauptstücks von „Jenseits von Gut und Böse“. In Wahrheit, wenn Nietzsche als Wagnerkritiker im Auslande Rivalen hat, als Kritiker des Deutschtums hat er deren nirgends, weder draußen noch daheim: er ist es, der bei weitem das Böseste und Beste darüber gesagt hat, und die Genialität der Beredsamkeit, die ihn ergreift, die ihn trägt, wenn er auf deutsche Dinge, auf das Problem des Deutschtums zu reden kommt, ist Zeugnis seines durchaus leidenschaftlichen Verhältnisses zu diesem Gegenstand. Von Nietzsches Deutschfeindlichkeit zu reden, wie es in Deutschland zuweilen geschieht — das Ausland, dank seinem weitem Abstande, sieht richtiger — ist ebenso plump, wie es wäre, ihn einen Anti-Wagnerianer zu nennen. Er liebte Frankreich aus artistisch-formalen, wenn auch gewiß nicht aus politischen Gründen; aber man zeige mir die Stelle, wo er von Deutschland mit jener Verachtung spricht, die englischer Utilitarismus, englische Unmusikalität ihm erweckten! Auf ihn, wahrhaftig, mögen jene politischen Sittenrichter sich nicht berufen, die sich — heute — anmaßen, ihr Volk literarisch zu züchtigen, es mit der klappernden Terminologie des westlichen Demokratismus zu schulmeistern, aber nie, niemals im Leben, auch heute nicht, ein einziges Wort der erkennenden Liebe fanden, welches ihr Recht erhärtet hätte, über deutsche Dinge auch nur mitzureden . . . Ich wollte sagen: der junge Mensch, den Geschmack und Zeitumstände nötigten, die Kunst Wagners, die Kritik Nietzsches zur Grundlage seiner Kultur zu machen, an ihnen hauptsächlich sich zu bilden, mußte gleichzeitig der eigenen nationalen Sphäre, mußte des Deutschtums als eines überaus merkwürdigen, zu leidenschaftlicher Kritik anreizenden europäischen Elementes ansichtig werden; eine Art von psychologisch orientiertem Patriotismus mußte sich zeitig in ihm ausbilden, der

mit politischem Nationalismus natürlich überhaupt nichts zu schaffen hatte, aber eine gewisse Reizbarkeit des nationalen Selbstbewußtseins, eine gewisse Ungeduld gegen plumpe, der Unwissenheit entspringende Beschimpfungen dennoch hervorbrachte, in dem Sinne etwa, wie ein Kunstfreund, der tief durch das Erlebnis Wagners gegangen, aus höheren geistigen Gründen aber zum Gegner dieser Kunst geworden ist, Ungeduld in sich ausbrechen fühlen wird bei den Schimpfreden rückständig-banausischer Ahnungslosigkeit. „Interesse", um es umgekehrt zu wiederholen, ist der intellektuelle Name eines Affektes, dessen sentimentaler Name — „Liebe" lautet.

Schopenhauer, Nietzsche und Wagner: ein Dreigestirn ewig verbundener Geister. Deutschland, die Welt stand in ihrem Zeichen, bis gestern, bis heute — wenn auch morgen nicht mehr. Tief und unlösbar sind ihre Schöpfer- und Herrscherschicksale verknüpft. Nietzsche nannte Schopenhauer seinen „großen Lehrer"; welch ungeheueres Glück für Wagner das Erlebnis Schopenhauers war, weiß der Erdkreis; die Freundschaft von Triebschen mochte sterben, — sie ist unsterblich, wie die Tragödie unsterblich ist, die nachher kam und die nie und nimmermehr eine Trennung, sondern eine geistesgeschichtliche Umdeutung und Umbetonung dieser „Sternenfreundschaft" war. Die drei sind eins. Der ehrfürchtige Schüler, dem ihre gewaltigen Lebensläufe zur Kultur geworden, möchte wünschen, von allen Dreien auf einmal reden zu können, so schwer scheint es ihm, auseinanderzuhalten, was er dem Einzelnen verdankt. Wenn ich von Schopenhauer den Moralismus — ein populäreres Wort für dieselbe Sache lautet „Pessimismus" — meiner seelischen Grundstimmung habe, jene Stimmung von „Kreuz, Tod und Gruft," die schon in meinen ersten Versuchen hervortrat: so findet sich diese „ethische Luft", um mit Nietzsche zu reden, auch bei Wagner; in ihr steht ganz und gar sein riesenhaftes Werk, und ebenso gut auf seinen Einfluß könnte ich mich berufen. Wenn aber eben diese Grundstimmung mich zum Verfallspsychologen machte, so war es Nietzsche, auf den ich dabei als Meister blickte; denn nicht so sehr der Prophet irgendeines unanschaulichen „Übermenschen" war er mir von Anfang an, wie zur Zeit seiner Modeherrschaft den meisten, als vielmehr der unvergleichlich größte und erfahrenste Psychologe der Dekadenz . . .

Selten, denke ich, wird auf einen Nicht-Musiker und entschiedeneren Nicht-Dramatiker — der Einfluß Wagners so stark und bestimmend gewesen sein, wie ich es von mir zu bekennen habe. Nicht als Musiker, nicht als Dramatiker, auch nicht als „Musikdramatiker" wirkte er auf mich, sondern als Künstler überhaupt, als der moderne Künstler par excellence, wie Nietzsches Kritik mich gewöhnt hatte ihn zu sehen, und im besonderen als der große musikalisch-epische Prosaiker und Symboliker, der er ist. Was ich vom Haushalt der Mittel, von der Wirkung überhaupt — in

Gegensatz zum Effekt, dieser „Wirkung ohne Ursache" —, von epischem Geist, vom Anfangen, Steigern und Enden, vom Stil als einer geheimnisvollen Anpassung des Persönlichen an das Sachliche, von der Symbolbildung, von der organischen Geschlossenheit des Einzel-, der Lebenseinheit des Gesamtwerkes, — was ich von alldem weiß und zu üben und auszubilden in meinen Grenzen versucht habe, ich verdanke es der Hingabe an diese Kunst. Heute noch, wenn unverhofft eine beziehungsvolle Wendung, irgendein abgerissener Klang aus Wagners musikalischem Kosmos mein Ohr trifft, erschrecke ich vor Freude. Aber dem jungen Menschen, für den zu Hause kein Platz war und der in einer Art von freiwilliger Verbannung in ungeliebter Fremde lebte, war diese Kunstwelt buchstäblich die Heimat seiner Seele. Schaufahrt mit Konzert auf dem Pincio . . . und eingesprengt in das banal genießende Gewimmel internationaler Eleganz, stand der ärmliche und halb verwahrloste Junge zu Füßen des Podiums, unter einem dickblauen Himmel, der nie aufhörte ihm auf die Nerven zu fallen, unter Palmen, die er gering schätzte, und empfing, schwach in den Knien vor Begeisterung, die romantischen Botschaften des „Lohengrin"-Vorspiels. Erinnerte er sich solcher Stunden, zwanzig Jahre später, als Krieg wurde zwischen dem Geist des „Lohengrin"-Vorspiels und der internationalen Eleganz? Sind vielleicht solche Erinnerungen mitschuldig an seiner wahllos-unliterarischen Stellungnahme in diesem Kriege? — Wagner-Demonstration auf Piazza Colonna! Maestro Vessella, damals Dirigent des Munizipal-Orchesters (mit Kesselpauken: wenn Kesselpauken auf die Piazza gebracht wurden, so hieß das, daß nicht die dumme Militärkapelle, sondern das Stadtorchester konzertieren und daß Wagner auf dem Programm stehen werde) — Vessella also, Verkündiger der deutschen Musik in Rom, spielt die Totenklage um Siegfried. Jedermann weiß, daß es Skandal geben soll. Der Platz ist gedrängt voll, alle Balkone sind besetzt. Man hört das Fragment zu Ende. Dann beginnt in der ganzen Runde der Kampf zwischen ostentativem Beifall und nationalem Protest. Man schreit „Bis!" und klatscht in die Hände. Man schreit „Basta!" und pfeift. Es sieht aus, als ob die Opposition das Feld behaupten werde; aber Vessella bisstiert. Diesmal wird schonungslos in das Stück hinein demonstriert. Pfiffe und Schreie nach einheimischer Musik zerreißen die piano-Stellen, während beim forte die Zustimmungsrufe der Enthusiasten die Oberhand haben. Aber nie vergesse ich, wie unter Evvivas und Abbassos zum zweiten Male das Nothung-Motiv heraufkam, wie es über dem Straßenkampf der Meinungen seine gewaltigen Rhythmen entfaltete, und wie auf seinem Höhepunkt, zu jener durchdringend schmetternden Dissonanz vor dem zweimaligen c-dur-Schlage, ein Triumphgeheul losbrach und die erschütterte Opposition unwiderstehlich zudeckte, zurücktrieb, auf längere Zeit zu ver-

wirrtem Schweigen brachte . . . Der zwanzigjährige Fremde — fremd hier, wie diese Musik, mit dieser Musik — stand eingekeilt in der Menge auf dem Pflaster. Er schrie nicht mit, da die Kehle ihm zugeschnürt war. Sein Gesicht, nach dem Podium spähend, das wütende Italianissimi stürmen wollten und das von den Musikern mit ihren Instrumenten verteidigt wurde, — sein aufwärts gekehrtes Gesicht lächelte im Gefühl seiner Blässe, und sein Herz pochte in ungestümem Stolz, in jugendlich krankhafter Empfindung . . . Im Stolze worauf? In Liebe wozu? Nur zu einem umstrittenen Kunstgeschmack? — Wohl möglich, daß er an Piazza Colonna dachte, zwanzig Jahre später, im August 1914, und an die nervösen Tränen, die einst beim Siege des Rothung-Motivs, rasch seine Augen überfüllend, ihm über das kalte Gesicht gelaufen waren und die er nicht hatte trocknen können, weil ein fremdes Volksgedränge ihn hinderte, den Arm zu heben . . . Trotzdem, ich täusche mich nicht. Mochte immerhin das inständige Erlebnis dieser Kunst dem Jüngling zur Quelle patriotischer Gefühle werden, — es war ein überdeutsches Geisteserlebnis, es war ein Erlebnis, das ich mit dem intellektuellen Europa gemeinsam hatte, wie Thomas Buddenbrook das seine. Dieser deutsche Musiker war ja kein „deutscher Musiker" mehr im alten, intimen und echten Sinne. Er war wohl freilich sehr deutsch (kann man Musiker sein, ohne deutsch zu sein?) Aber es war nicht das Deutsch-Nationale, Deutsch-Poetische, Deutsch-Romantische an seiner Kunst, was mich bezauberte — oder doch nur, insofern dies alles intellektualisiert und in dekorativer Selbstdarstellung darin erschien —: es waren vielmehr jene allerstärksten europäischen Reize, die davon ausgehen und für die Wagners heutige, fast schon außerdeutsche Stellung Beweis ist. Nein, ich war nicht deutsch genug, um die tiefe psychologisch-artistische Verwandtschaft seiner Wirkungsmittel mit denen Zolas und Ibsens zu übersehen: welche beide vor allem Herren und Meister des Symbols, der tyrannischen Formel waren, gleich ihm, und von denen besonders der westliche Romancier, Naturalist und Romantiker wie er, als sein echter Bruder im Willen und Vermögen zur Massenbetäubung, Massenüberwältigung erscheint . . . Die „Rougon-Macquart" und der „Ring des Nibelungen", — der „Wagnerianer" denkt das nicht zusammen. Trotzdem gehört es zusammen: für die Anschauung, wenn auch nicht für die Liebe. Denn es gibt freilich Fälle, in denen der Verstand auf einem Vergleiche besteht, den der Affekt auf immer von der Hand weisen möchte. Die „Rougon-Macquart" und der „Ring des Nibelungen!" Man stellt mich hoffentlich nicht vor die Wahl. Ich fürchte, daß ich mich „patriotisch" entscheiden würde.

Schopenhauer und Wagner . . . Soll ich auch über den dritten „Stern der schönsten Höhe" ein Wort des Bekenntnisses sagen? Ich erinnere mich wohl des Lächelns oder auch Lachens, das ich zu unterdrücken hatte, als

eines Tages Pariser Literaten, die ich über Nietzsche aushorchte, mir zu verstehen gaben, er sei im Grunde nichts anderes als ein guter Leser der französischen Moralisten und Aphoristiker gewesen. Hätten sie wenigstens Pascal genannt. Aber sie brachten es nicht über Chamfort hinaus ... Das war manches Jahr vor dem Kriege, und der Krieg war nicht nötig, um mich Nietzsches Deutschheit sehen zu lehren. Auch ist es diese wohl kaum, worauf man heute bestehen müßte. Die ungeheuere Männlichkeit seiner Seele, sein Antifeminismus, Antidemokratismus — was wäre deutscher? Was wäre deutscher als seine Verachtung der „Modernen Ideen", der „Ideen des achtzehnten Jahrhunderts", der „Französischen Ideen", auf deren englischem Ursprung er besteht: die Franzosen, sagt er, seien nur ihre Affen, Schauspieler, Soldaten gewesen — und ihre Opfer; „denn an der verdammlichen Anglomanie der ‚modernen Ideen' sei zuletzt die âme française so dünn geworden und abgemagert, daß man sich ihres sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, ihrer tiefen, leidenschaftlichen Kraft, ihrer erfinderischen Vornehmheit heute fast mit Unglauben erinnere." („Jenseits von Gut und Böse" § 253.) Einen Absatz weiter ist von der „rasenden Dummheit und dem lärmenden Maulwerk des demokratischen Bourgeois" die Rede — nicht ohne jenen „tiefen Ekel", mit dem der deutsche Geist selbst sich gegen die anglo-französische Ideenwelt erhoben habe ... „Mit tiefem Ekel" ... Man sieht, wie gut sich Nietzsche über die *renitente* Rolle des deutschen Wesens in der europäischen Geistesgeschichte mit Dostojewski verstand, — er verstand sich ja auch in anderen Stücken mit ihm aufs beste. Vor allem aber: wenn Nietzsches „großer Lehrer", Schopenhauer, nur anti-revolutionär war — aus pessimistischer Ethik, aus Haß auf den unanständigen Optimismus der Jetztzeit- und Fortschrittsdemagogen —, so war er selbst *anti-radikal* in einem bis dahin unerhörten, einem wahrhaft *radikalen* Sinne und Grade, und in dieser Eigenschaft und Willensmeinung kam sein Deutschtum zu einem Elementarausbruch wie in sonst keiner andern. Denn Anti-Radikalismus — ohne Lob und Tadel gesagt — ist die spezifische, die unterscheidende und entscheidende Eigenschaft oder Eigenheit des deutschen Geistes: dies Volk ist das unliterarische eben dadurch, daß es das anti-radikale ist, oder, um das bloß Verneinende, aber wiederum ohne Lob und Tadel, ins Positive, *höchst* Positive zu wenden, — es ist das Volk des Lebens. Der *Lebensbegriff*, dieser deutscheste, goethischste und im höchsten, religiösen Sinn konservative Begriff, ist es, den Nietzsche mit neuem Gefühl durchdrungen, mit einer neuen Schönheit, Kraft und heiligen Unschuld umkleidet, zum obersten Range erhoben, zur geistigen Herrschaft geführt hat. Behauptet Georg Simmel nicht zu Recht, seit Nietzsche sei „das Leben" zum Schlüsselbegriff aller modernen Weltanschauung geworden? Auf

jeden Fall steht Nietzsches ganze Moralkritik im Zeichen dieses Begriffs, und wenn alle emanzipatorische Kühnheit im Verhältnis zur Moral bis dahin immer nur ästhetizistischen Charakter getragen hatte, in Platens Vers: „Vor dem Hochaltar des Schönen neige sich das Gute selbst" völlig beschlossen gewesen war, so war es Nietzsche, der mit unvergleichlich tieferem und leidenschaftlicherem Zynismus zum erstenmal die höchsten moralischen Ideale, die Wahrheit selbst in ihrem Werte für das Leben philosophisch in Frage stellte, indem er die radikalste Psychologie einem anti-radikalen, anti-nihilistischen Willen dienstbar machte. Er hat das „Gute" nicht vor das Tribunal des Schönen, — vor das des Lebens selbst hat er es gezogen . . . oder wäre das ein und dasselbe? Hat er das Schöne vielleicht nur mit einem neuen, heilig-rauschvollen Namen genannt, — mit dem des Lebens? Und war also auch seine Auflehnung gegen die Moral mehr eines Künstlers und Liebenden Auflehnung, als eigentlich philosophischer Natur? Ich habe oft empfunden, daß Nietzsches Philosophie einem großen Dichter auf ganz ähnliche Weise zum Glücksfall und Glücksfund hätte werden können wie die Schopenhauers dem Tristan-Schöpfer: nämlich zur Quelle einer höchsten, erotisch-verschlagensten, zwischen Leben und Geist spielenden Ironie . . . Nietzsche hat seinen Künstler nicht, oder noch nicht, wie Schopenhauer, gefunden. Wenn aber ich auf eine Formel, ein Wort bringen sollte, was ich ihm geistig zu danken habe, — ich fände kein anderes als eben das: die Idee des Lebens, — welche man, wie gesagt, von Goethe empfangen mag, wenn man sie nicht von Nietzsche empfängt, und die bei diesem freilich in einem neuen, moderneren, farbigeren Lichte steht, — eine anti-radikale, anti-nihilistische, anti-literarische, eine höchst konservative, eine deutsche Idee, mit der man in der Tat, bei noch so französierender Prosa, mit noch so viel Schlachtschitzenblut, noch so viel Oberflächen- und Philosophenhaß auf das „Reich" und das Bauern- und Korpsstudententum seines Urhebers — ganz ohne Rettung ein Deutscherer ist.

Und dennoch . . . der Redende darf das „Einerseits" einer Sache mit desto entschiedenerem Nachdruck verfechten, je sicherer er unterdessen im Stillen das „Andererseits" bleibt . . . dennoch ist die Erziehung durch Nietzsche so wenig eine eigentlich und einwandfrei deutsche Erziehung, wie die durch Schopenhauer und Wagner. Ich bitte, an ein Wort, einen Vers Stefan Georges anknüpfen zu dürfen, die Klage, womit er das herrliche Nietzsche-Poem im „Siebenten Ring" beschließt. „Sie hätte singen, nicht reden sollen, diese neue Seele!" ruft er aus — und zitiert damit, wie man weiß oder auch nicht weiß, ein Wort seines Helden selbst, aus der späten Vorrede zur „Geburt der Tragödie", wo jenem Ausruf die Erläuterung hinzugefügt ist: „Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt! . . ." Viel-

leicht . . . das klingt fast kokett geheimnisvoll. Der Entwurf eines „Empedokles"-Dramas ist liegengeblieben, stark hölderlinisch — er stammt von 1870–71, aus der Zeit der dionysischen Schrift. Aber darf man es nun aussprechen, daß jenes schöne Klagewort in Georges Munde für George bezeichnender ist als für den, dem es gilt? Daß der Dichter, der als parnassien begann und dessen Kunst und Persönlichkeit heute eine ganz deutsche Angelegenheit ist, — daß George, indem er ein Augenblicksbedauern, das von der Erinnerung an ein irrtümlich-unzukömmliches und darum gescheitertes, nicht zustandegekommenes Unternehmen eingegeben ward, verallgemeinert und auf die Gesamterscheinung Nietzsches bezieht und anwendet, Nietzsche als Gesamterscheinung verkennt, und — in gewissem Sinne — verkleinert? Denn es bedeutet unzweifelhaft eine Verkennung und Verkleinerung seiner Sendung, es bedeutet ein Augenschließen vor seinen letzten, von ihm nicht gewollten, rein schicksalsmäßigen Wirkungen, auch nur zu wünschen, daß diese „strenge und gequälte Stimme" — man kann es nicht schöner sagen —, daß diese Stimme hätte singen mögen, statt „bloß" zu reden, daß Nietzsche als neuer Hölderlin und deutscher Poet sich hätte erfüllen sollen, statt zu sein, was er war: nämlich ein Schriftsteller von oberstem Weltrang; ein Prosaist von noch viel mondäneren Möglichkeiten, als Schopenhauer, sein großer Lehrer; ein Literat und Feuilletonist höchsten Stils, etwas sehr Ententemäßiges — seien wir geschmacklos aber charakteristisch! — ein europäischer Intellektueller mit einem Wort, dessen Einfluß auf die Entwicklung, den „Fortschritt", ja! geradezu den politischen Fortschritt Deutschlands durch kein „Empedokles"-Fragment, auch nicht durch irgendwelche Lieder des Prinzen Vogelfrei oder selbst Dionysos-Dithyramben gekennzeichnet wird, sondern durch Produktionen, die in Haltung und Geschmack, in ihrer Leichtigkeit und Bösartigkeit, ihrem Raffinement und ihrem Radikalismus dermaßen undeutsch und antideutsch sind wie der ewig bewunderungswürdige Essay: „Was bedeuten asketische Ideale".

Es ist nicht zu bezweifeln: Nietzsche hat, unbeschadet der tiefen Deutschheit seines Geistes, durch seinen Europäismus zur kritizistischen Erziehung, zur Intellektualisierung, Psychologisierung, Literarisierung, Radikalisierung oder, um das politische Wort nicht zu scheuen, zur Demokratisierung Deutschlands stärker beigetragen als irgend jemand. Ich stelle fest, daß unser gesamtes Zivilisationsliteratentum bei ihm schreiben gelernt hat, — worin ein Widerspruch liegt, der letzten Endes keiner ist. Nietzsche, meine Herren Voluntaristen, ist das schlagendste Beispiel dafür, daß in Hinsicht auf die Entwicklung, den schicksalsmäßigen „Fortschritt" alles entscheidende Gewicht auf der Frage liegt, was einer ist (oder was aus einem wird und gemacht wird), nicht auf jener, was einer will und meint. Er war als Mann deutschen Schicksals der gute Bruder seines großen Gegen-

spielers Bismarck, dessen letzte, unwillkürliche, eigentliche Wirkungen ebenfalls in demokratischer Richtung verlaufen. Halten wir fest, daß Wille, Meinung, Tendenz für die Wirkung, den Einfluß gerade der Größten, der eigentlichen Schicksalsmenschen auf die Entwicklung im Großen sehr wenig besagen und entscheiden. Und wenn es mit den Gewaltigen sich so verhält, wieviel mehr mit uns Geringen! Ich wüßte hübsche Beispiele anzuführen für den Widerstreit zwischen Wille und Wirkung, Tendenz und Natur, — einen Widerstreit, der in der Krisis dieser Zeit unter offenbar harten inneren Kämpfen akut wurde, subjektiv wurde und ins Bewußtsein trat, so daß gleichsam über Nacht aus einem antidemokratisch-konservativ-militaristischen Saulus ein entente-christlicher Paulus wurde, der sich den seit vielen Monaten bohrenden Stachel aus dem Fleische gerissen und endlich sich selbst gefunden hatte. „Bekehrung" — das ist nur ein anderes Wort für die Entdeckung seiner selbst...

Nietzsches Lehre also war für Deutschland weniger neu und revolutionierend, sie war für die deutsche Entwicklung weniger wichtig — „wichtig" im guten oder schlimmen Sinne, wie man nun will —, als die Art, in der er lehrte. Mindestens, allermindestens eben so stark wie durch seinen „Militarismus" und sein Macht-Philosophem hat er durch seine äußerst westliche Methode, als europäisierender Prosaist, die deutsche Geistigkeit beeinflußt, und seine „fortschrittliche", zivilisatorische Wirkung besteht in einer ungeheueren Verstärkung, Ermutigung und Schärfung des Schriftstellertums, des literarischen Kritizismus und Radikalismus in Deutschland. Es geschah in seiner Schule, daß man sich gewöhnte, den Begriff des Künstlers mit dem des Erkennenden zusammenfließen zu lassen, so daß die Grenzen von Kunst und Kritik sich verwischten. Er brachte den Bogen neben der Leier als apollinisches Werkzeug in Erinnerung, er lehrte zu treffen und zwar tödlich zu treffen. Er verlieh der deutschen Prosa eine Sensitivität, Kunstleichtigkeit, Schönheit, Schärfe, Musikalität, Akzentuiertheit und Leidenschaft — ganz unerhört bis dahin und von unentrinnbarem Einfluß auf jeden, der nach ihm deutsch zu schreiben sich erkühnte. Nicht seine Persönlichkeit, o nein! aber seine Wirkung ähnelt außerordentlich der des in Paris akklimatisierten Juden Heinrich Heine, den er pries und den er als Schriftsteller sich selbst zur Seite stellte, — ähnelt ihr im Schlimmen so stark wie im Guten. Dies zu analysieren, kann hier nicht meine Aufgabe sein. Es handelt sich um Feststellungen, die man im stillen nachprüfen möge. Was ich aber meine, wenn ich sage, daß die gewaltige Verstärkung des prosaistisch-kritizistischen Elementes in Deutschland, die Nietzsche bewirkt hat, Fortschritt im bedenklichsten, politischsten Sinne, im Sinne der „Vermenschlichung", — Fortschritt in westlich demokratischer Richtung bedeutet, und daß die Erziehung durch ihn nicht gerade das ist, was man eine Erziehung in deutsch-erhaltendem Geiste nennen dürfte, das hoffe ich deutlich gemacht zu haben ...

Die Begegnung

von Paul Kornfeld

An einem der letzten Märztage, eine Stunde vor Sonnenuntergang, ging durch die Straßen der Stadt F. ein junger Mann. Sein Gang war langsam und voll Müdigkeit; er trug den Kopf gesenkt und schien betrübt.

Es war nach manchen in den Winter hineinversprengten Vorfrühlingstagen dieser der erste wirkliche, helle Frühlingstag. Viele Menschen, manche schon in Frühjahrskleidern, sonnten sich im schönen Wetter. Regeres Leben als sonst beherrschte die Stadt.

Jener junge Mann ging unermüdlich seit langem schon planlos durch die Straßen. Den Weg nicht beachtend, wußte er kaum, wo er war, und wußte nicht, ob er im nächsten Augenblick um diese oder jene Ecke biegen, ob er sich, ohne zu wissen, warum er es täte, umdrehen würde, um den Weg, den er eben zurückgelegt hatte, nochmals zurückzulegen. Er war wie eine auf holperigen Boden geworfene Kugel: sie kommt wohl ins Rollen, doch unberechenbar immer wieder aus ihrer Bahn gebracht, rollt sie bald dahin, bald dorthin. — Er sah wohl, wie aus Träumen erwachend, von Zeit zu Zeit auf, doch dann wieder vertiefte sich, als schmerzte ihn, was er um sich sah, der Trübsinn in seinen Zügen zu qualvoller Trauer. Den Mund ein wenig geöffnet, die Brauen hinaufgeschoben, daß sich Falten in die Stirne zeichneten, schaute er mit trostlosem Blick um sich, bis er aufseufzend den Kopf wieder fallen ließ und weiterging. „Warum," fragte er sich, „warum quält mich heute jedes Ding? Aus welcher Quelle strömt diese Trauer? — Ach, dieser Tag! dieser Tag!" dachte er. —

Unerklärlich hatte ihn, als er das Haus verlassen hatte, auf der Straße, beim Anblick der Belebtheit, der erhellten Dinge und Menschen Niedergeschlagenheit befallen, die sich schnell und immer schneller zu bedrückendstem Schmerz steigerte, von dem er selbst nicht wußte, aus welchem Winkel seiner Seele er aufgestiegen war, der allem von ihm Gesehenem, von ihm Gehörtem und jenseits dieser Grenzen allem von seiner Phantasie Geahntem galt. Anders als sonst sah er die Dinge, anders als sonst spiegelten sie sich in ihm, und in anderem Licht, man könnte sagen: in schwarzem Licht, standen sie vor ihm. Er strich über die Schläfen hin, während stöhnend seine Brust sich hob.

„Wie grausam ist doch dieser Tag!" dachte er. „Ah, wie er alles beleuchtet!" — Als wünschte er, allein und befreit von allem ihn Umgebendem zu sein, schloß er für einen Augenblick die Lider, doch nun wieder, als fühlte er sich zu den Dingen hingezogen, hob er, zwar nur zögernd, den Kopf.

„Warum ist dieses Kind so bleich?" dachte er, „und warum spricht jener Mann nicht freundlicher zu seiner Frau? Die Primeln, die diese Frau verkauft, sind längst verblüht. Wer wird sie kaufen! Warum kauft niemand verwelkte Primeln?! Warum? Wenn ichs doch wüßte, warum niemand verwelkte Primeln kauft!"

Er senkte den Kopf und schien, in einen Gedanken verloren, bis zur Verbissenheit ihm hingegeben zu sein. So setzte er seinen Weg fort, bis er Kopf und Schultern energisch abschüttelte, um diese gleichsam von einer Last, jenen von einer Qual zu befreien. Er hob den Kopf, und erleichtert sah er um sich, doch als wäre neue Last und neue Qual auf ihn herniedergesunken, verwölkte sich wieder sein Gesicht mit tiefer Trauer.

„Und dort," dachte er und seufzte auf, „dieser Mann kann nur auf Krücken gehen. Wie paradox! Auf Krücken! Auf zwei Hölzern! — Warum sehe ich dies alles? — Wenn heute Wolken vor der Sonne ständen, wäre ich vielleicht der glücklichste Mensch!" —

Dieser Tag mit seinem Licht war angetan, eine Landschaft zu vergolden. Die Farben mußten in ihr plötzlich zauberhaft erschienen sein; vielleicht durchflatterte sie der erste Schmetterling; gedankenloser Friede und weltentrückte Atmosphäre, in der selbst der zertretene Wurm noch ein Teil der Idylle wäre und Zischen der Schlange noch Gesang.

Maßlose Sehnsucht befiel ihn, sich von dieser Qual zu befreien, in menschenleere Landschaft zu fliehen; denn es schien ihm, als vertrüge nichts Menschliches ein Licht, als wäre alles, aus undeutlichem Halbdunkel hervorgetreten, nun deutlicher geworden, als wäre alles nun aufgedeckt und jedes Gesicht nun demaskiert; und jedes Gesicht ward zur Grimasse. Unter den Menschen, die ihm auf seinem langen Weg begegnet waren, meinte er, dreierlei Menschen zu sehen: Zuerst die Schlechten, ohne Sünder zu sein, die Nützlichen, auf das Wirkliche Bedachten, die Gewinnsüchtigen, die Verräter der Ewigkeit; dann die Unglücklichen — unter ihnen mochten die Sünder sein; und endlich: die Selbstsicheren. — Er seufzte auf und hatte, alles vergessend, nur den einen Wunsch, an der Brust irgendeiner Frau in rückhaltlosen Tränen dem Schmerze seinen Lauf zu lassen und dann, an diese Brust gelehnt, in erlösenden Schlaf hinüberzuweinen. Doch, dachte er, wäre es ihm beschieden, er hätte nicht gewußt, welche dieser drei Wesensarten von Menschen er hätte am meisten beweinen müssen. — Unmerklich verzog sich sein Mund zu wehmütigem Lächeln. Bild um Bild erschien vor seinem Blick, und in grausamer Unersättlichkeit holte die Trauer in ihm von der Ferne all jene Gedanken und Erinnerungen herbei, die sie selbst, die Trauer, noch erhöhen mußten. Unaufhaltsam, wie durch ein offenes Tor, strömte in ihn die Herde der brüllenden Gedanken, sein Herz zerfressend, es zernagend, daß ein Aufschrei des Jammers, Arie der Wehmut, zu seiner Erlösung ihm entsteigen wollte.

Die Sonne war wohl noch lange nicht vom Himmel, doch seitlich schon hinter den Häusern verschwunden, und die Dinge, des früheren, vollen Glanzes zwar entbehrend, waren nun von gleichmäßigem starkem Licht erhellt, das gleichwohl in der Ferne die Dämmerung schon ahnen ließ.

Nun auch körperlich ermüdet, hatte sich jener so betrübte Mensch in einer kleinen Anlage auf eine Bank fallen gelassen, doch saß er nur kurze Augenblicke und schon ließ es ihm keine Ruhe, und er stand auf, um sich mit der Last seines Schmerzes, dem er rettungslos verfallen war, mühsam durch die Straßen, zu keinem Ziel, zu keinem Ende, dahin gehend, dorthin gehend, weiterzuschleppen. Er bog in eine Straße, die nach nicht zu weitem Weg in einen freien Platz einmündete. Es schien, als wäre er, wie er so willenlos und weltverloren, dahinschlich, seine Bewegungen so müde und unbewußt, eher die eines Mechanismus, als eines lebendigen Körpers, es schien, als wäre dieser Körper nichts mehr als eine Eigenschaft, ein zufälliges Attribut irgendeiner großen Trauer. — Wie im Traum, ohne es selbst zu wissen, hob er für einen Augenblick den Kopf, und sein Blick fiel hinten auf den Platz, auf einen Wagen, der, langsam daherrollend, sich der Straße näherte. Er ging auf dem rechten Trottoir, und als er nach einer Weile wieder den Blick erhob, rollte eben jener Wagen in die Straße ein.

Es war einer jener Wagen, die man immer zu benützen pflegt, recht abgebraucht und alt. Auf dem Bock saß mit gekrümmtem Rücken, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Zügel schlaff in der Hand, ein alter Kutscher. Sich um nichts bekümmernd, lächelte er vergnügt vor sich hin; er sah sehr freundlich aus. Die Wangen und seine Nase waren gerötet, ein wenig bläulich, doch, man sah es ihm an, wenn er betrunken war, dann fluchte und raufte er sicher nicht, sondern taumelte nur, der ganzen Welt freundschaftlichst zugetan, hin und her, suchte nach Menschen, die er umarmen könnte, und versicherte jeden, der ihm in den Weg kam, weichherzig und tränenden Auges, seiner Liebe. In diesem Augenblick dachte er vielleicht an seine Enkelkinder. Seitlich hinter des Kutschers rechter Schulter sah man die Spitzen eines Schirmes; da es nicht regnete, konnte es nur ein Sonnenschirm sein. Also saß wohl in der rechten Ecke des Wagens eine Dame.

Das Pferd ging, ohne gelenkt zu sein, brav seinen Weg. Es war wohl gerieben und gewaschen, doch allzu abgenützt; vor diesem Wagen gealtert, zog es ihn in gleichmäßigem Schritt auch heute fort, und wie es so geduldig und pflichteifrig die gewohnte Arbeit tat, in seiner Abgebrauchtheit, in seiner mageren Fülle, in seiner gepflegten Schäbigkeit erinnerte es an einen kleinen Beamten; und zugleich: wie es so langsam und behäbig Fuß um Fuß in die Höhe zog und dann, kaum hörbar, die Hufe wieder aufs Pflaster auffallen ließ, wie es so mitten durch die Straße in freundlichem Licht

gemächlich einherzog, nichts wissend von der ganzen Welt, den Kopf gesenkt, in sich versunken, als wäre es von nichts anderem, als nur von einem Traum beherrscht, wie es, rechts und links kein Ding beachtend, so allem Irdischen abgewandt, so ging und doch nur träumte, daß es ging, da schien es dieser Welt entrückt und einer anderen, friedlicheren angehörig — a, man könnte wohl sagen: dies Pferd war ein Konzeptbeamter aus dem Paradies.

Der junge Mann schlich seines Weges weiter, nun mit zur Seite geneigtem Kopf und erhobenem Blick und sah vollkommen verträumt und geistesabwesend, wahrscheinlich ohne daß das Gesehene in sein Bewußtsein drang, auf diesen Wagen, der allmählich sich ihm näherte. Und als er ganz nahe an ihn herangekommen war, blieb er stehen, wandte sich ein wenig dem Wagen und der Straße zu und drehte sich, wie der Wagen an ihm vorbei- und dann weiterfuhr, immer ihm nach, bis er, nach einer Richtung sehend, aus der er eben gekommen war, da stand, dann aber, um, wie aus Gewohnheit, den unterbrochenen Gang fortzusetzen, langsam wieder die Füße zu heben begann und sich so anschickte, den eben zurückgelegten Weg, nun in umgekehrter Richtung, nochmals zu gehen. In einiger Entfernung vor ihm rollte der Wagen. Er sah den breiten Rücken des Kutschers und die schmalen Schultern der jungen Dame, die er, als sie an ihm vorbeigefahren war, nur mit einem Blick gestreift hatte, unterm Hut die blonden, vom Nacken hinaufgekämmten Haare und, wo der Hals begann, einige zarte Löckchen rechts und links. Nach kurzer Weile blieb der Wagen vor einem Laden stehen. Die junge Dame schloß den Schirm und erhob sich, mit einem ein wenig scheuen Blick auf den Kutscher und das Pferd, als fürchtete sie, dieses könnte nochmals anziehen und sie auf den Sitz zurückfallen lassen. Dann entstieg sie, mit der Hand sich anhaltend und das Trittbrett sehr ins Auge fassend, vorsichtig dem Wagen und ging quer über den Fußsteig mit gesenktem Kopf zur Ladentür. Wenn sie ging, sah man bei jedem Schritt nur die Spitzen ihrer Schuhe, denn sie machte schnelle und nur kleine Schritte, als schämte sie sich, daß sie Füße hat. So sah er aus der Ferne sie vorübergleiten und ging weiter, doch, als er an den Wagen herankam, in dem jetzt in der rechten Ecke nur ein Sonnenschirm lehnte und in der linken auf dem Sitz eine Damenjacke lag, da wurden, so wie die Bewegungen eines ablaufenden Mechanismus allmählich verkümmern, seine Schritte immer kleiner und langsamer, und gerade in der Mitte zwischen Wagen und Tür blieb er endgültig stehen; als letzte seiner Bewegungen, auch die in ihrer Langsamkeit und Müdigkeit ersterbend, wandte er nur noch den Kopf ein wenig nach links, daß er durch das Fenster der Tür in das Innere des Ladens sehen konnte. Dort stand die junge Dame, nur seitlich ihm zugewandt; der Kopf war

über den Ladentisch gebeugt und ganz im Schatten; nur für einen Augenblick erhob sie ihn ins Licht, und da sah er, plötzlich aufleuchtend, irgendein freundliches Chaos: sehr viele blonde Haare, ein helles Gesicht und große Augen — doch im nächsten Augenblick verschwand dies alles wieder im Dunkel des Ladens. Nur undeutlich sah er, was dort vor sich ging, und geraume Zeit mag er unbeweglich dort gestanden sein. Das Pferd hatte den Kopf gesenkt und, wie um sich die Zeit zu vertreiben, ein wenig zu spielen, scharrte es verträumt mit dem rechten Vorderfuß. Der Kutscher schien eingeschlafen zu. Leise tauchte die Dämmerung auf. — In manchen Sekunden vergißt man, wie man alles gewohnt ist, und alles scheint wunderbar: in manchen Sekunden eines stillen Sonntagnachmittags hört plötzlich zauberhaft die Stille auf und man glaubt den Donner alles Geschehens zu hören; in manchen Augenblicken der Bewegung und des Lärms ertönt irgendeine unendliche Stille, tausendmal fühlbarer als all der Lärm. —

Die Dame schien ihre Einkäufe besorgt zu haben und trat vor den Laden, mit ihr die Verkäuferin, und sie wechselten noch einige Worte. Das Mädchen war achtzehn- oder neunzehnjährig, und vor kurzer Zeit noch mußte es ein Kind gewesen sein, denn in dem rundlichen Oval ihres Gesichtes, in ihren Zügen sah man noch Reste dieser Kindlichkeit, doch in anderen Zügen ahnte man, daß sie eine gütige Frau werden würde. So war ihr Gesicht, kaum gegenwärtig, nur ihrer kindlichen Vergangenheit und ihrer gütigen Zukunft strahlender Reflex: und dieser noch nicht angehörig, jener schon entglitten, war sie fast — nichts, irgend etwas Zartes, daß man, sie auch nur einem allzustarken Winde auszusetzen, sich hätte fürchten müssen, und selbst der gefühlloseste Mörder wäre davor zurückgeschreckt, ihr auch nur allzufest das Handgelenk zu drücken. — Nach zarter Wölbung fiel die Bluse in den Gürtel. Sie war aus weißer Seide. Der Rock war blau und fiel gerade und schlank bis zur Erde. Der Hals blieb frei. Ein wenig unter dem Rand der Bluse, neben ihm verlaufend, sah man einen Halbkreis zierlicher Spitzen, in seiner Mitte, sorgfältig gebunden, regelmäßig hingelegt, ein blaues Bändchen durch die Seide schimmern. An einem Kettchen, um den Hals gelegt, hing ein goldenes Kreuz.

Der junge Mann stand so, wie früher, da, regungslos die Gestalt und die Augen unbeweglich. Man hörte des Mädchens Stimme schnell und mit fröhlicher Lebhaftigkeit sprechen, doch dann nickte es schnell der Verkäuferin zu und lenkte seine Schritte zum Wagen hin. Die Verkäuferin sah ihr mit wohlwollendem Lächeln und mit fast liebkosendem Blicke nach. Der Kutscher richtete sich auf und nahm die Zügel zur Hand. Doch mitten auf ihrem Weg stand der junge Mann. Regungslos folgte er ihr mit dem Blick, immer nur, wie sie ging, das Gesicht ein wenig wendend, dieser Blick voller Sehnsucht nach Erlösung und die ganze Gestalt bejammerns-

werte Erscheinung, Hülle nur für einen großen Schmerz, nur diesem Schmerze hingegeben, alles vergessend, und so geschahs ihm, ohne daß er es wollte, vielleicht, ohne daß er es wußte, als sie an ihm vorbeiging, unendlich hell, beinahe ihn streifte, da geschahs ihm: ein träumerisches Lächeln verzog seinen Mund und aufseufzend — „o Gott!" entglitt es unglücklich seiner Brust.

Das Mädchen blieb stehen:

„Bitte? Sagten Sie etwas?"

Der junge Mann sah auf und wurde rot; doch blieb er unbeweglich, und nur die Brust hob sich schwer, Seufzen entrang sich ihr, nur das traurige Lächeln in seinem Gesicht wurde breiter, und langsam und verträumt schüttelte er den Kopf. Ratlos, als wüßte sie nicht, was sie nun tun sollte, blickte sie um sich, blickte wieder ihn an und wurde ihres Irrtums gewahr; auch sie wurde verlegen, Röte überflog ihr Gesicht, „Verzeihung," murmelte sie kaum hörbar, und mit tief gesenktem Kopf eilte sie, zum Wagen hinzukommen. Er wandte, wie früher, während sie ging, den Kopf ihr nach und, als hätte jenes Seufzen ihn noch nicht ganz befreit, als hätte es noch nicht ganz seinen Schmerz ausgedrückt, er mußte nochmals — diesmal etwas lauter, noch immer sehr leise, und doch wie ein Aufschrei, wie ein Hilferuf — er schüttelte verzweifelt den Kopf und „o Gott!" entrang sichs nochmals seiner Brust.

Das Mädchen hatte, sich am Wagen anhaltend, eben schon den einen Fuß aufs Trittbrett gestellt, als es hinter sich zum zweitenmal jene Stimme hörte. Ein kleiner Zorn überflog ihr Gesicht, als glaubte sie, man wollte sie zum Narren halten. Sie setzte den Fuß wieder auf die Erde, und mit eiligen Schritten trat sie auf ihn zu.

„Verzeihen Sie!" sagte sie. „Sie sagten etwas! Wünschen Sie etwas?"

So, wie früher — er wurde rot und, während seine Augen sich schlossen, schüttelte er nur leise den Kopf; doch das Mädchen blieb stehen, und als er die Augen öffnete und sie vor sich sah, kam allmählich Bewegung in seinen Körper: während er den Kopf zurückwarf, seine Brust schwer atmend sich spannte, hob er nur langsam, als wäre er zu müde oder als hätte er deren Gebrauch verlernt, und nur allmählich beide Hände, breitete sie aus und vollführte mit ihnen irgendwelche unbeholfene, verkümmerte Bewegungen, ja, nur Fragmente von Bewegungen, ratlos mit ihnen durch die Luft hin und her, nach allen Richtungen zuckend; wie wenn er vielleicht um sich und über sich auf den Himmel und ringsherum auf alle Dinge und Menschen hätte weisen wollen; doch er sah ein, daß seine Geste ihm mißlang, er gab die Mühe auf und, von dem Mädchen traurig und erstaunt betrachtet, sank er wieder in seine frühere Stellung des vom Un-

glück vollkommen Besiegten in sich ein; seinem Mund entglitt schweres Stöhnen, doch zugleich auch, als hätten sie sich in diesen Seufzer hinverirrt, einige Worte, unverständlich hingehaucht.

„Bitte?" fragte das Mädchen, beugte sich ein wenig vor und horchte.

„Ach wüßten Sie, wie unglücklich ich bin!" begann er, in seiner Haltung erstarrt, leise zu klagen: „Ach, sehen Sie dies alles! Wie schmerzlich ist doch die Welt und wie verrät doch ihr Gesicht, daß sie schmerzlich ist! Wie grausam ist doch dieser Tag, wahrlich, ein unerbittlicher Richter! Warum enthüllt er mir alles und zeigt mir die Züge der Menschen und Dinge so leidend und so häßlich? Wie kann ichs ertragen? Ach, ich fühle, daß ich untergehe in irgendeinem unerhörten Schmerz, dem ich verfallen bin! — Sehen Sie dort jene Dame in Trauer? Wie schmerzerfüllt ist ihr Gesicht! Und dort die zwei Herren? Sie wollen einen Handel abschließen, wahrlich, ein friedliches Geschäft, und doch: wie häßlich sehen sie dabei aus! — Heute ist mein kleiner Bruder einem Hund auf den Schwanz getreten; der Schrei des Hundes gellt mir im Ohr, als wäre er der letzte Schrei eines Ermordeten, den ich ermordet habe! — Ach, all dies Fremde, all dies Andere! Wo wir es wünschen, können wir vielleicht Liebe finden, und das uns Feindliche können wir versöhnen — doch all dies Fremde, all dies Andere, wenn's so beleuchtet ist und so enthüllt, wenn's gar so sehr da ist, gar so sehr, gar so sehr —"

Seine Stimme war noch leiser geworden und verklungen, so, wie in einer Landschaft, weit entfernt, der letzte Schlag einer Glocke vertönt und erstirbt; er brütete vor sich hin, doch dann, wohl mitten aus seiner Kette der Gedanken, begann er wieder zu sprechen.

„Ich erinnere mich noch des Tages, da mein Großvater starb. Es war der erste Tote, den ich sah. Damals wankte mir die Welt. Seitdem rührt mich der Tod dieses oder jenes Menschen weniger. Doch die Welt wankte mir noch oft. — Manchmal können uns auch die kleinsten Dinge zur Verzweiflung bringen, und wenn es mir nicht gelingen will, die Feder in den Federstiel zu stecken, dann glaube ich manchmal, den großen Jammer der ganzen Welt zu spüren. Ich möchte eine Frau sein wollen, weil denen die Tränen so leicht kommen. Meine Schwester weint immer; doch ich glaube, daß all die Gelegenheiten, die sie benützt, um zu weinen, nur Vorwände sind, und sie weint in Wirklichkeit, ohne daß sie es weiß, immer nur um ihren Bräutigam. Ja, sie hatte einen Bräutigam, doch er ist von der Bildfläche verschwunden. Ach Gott, sie ist nicht hübsch, und ich glaube nicht, daß sie heiraten wird; und sie wünscht es sich doch so sehr! — Heute mittags weinte sie, weil alle Speisen, die sie zubereitet hatte, um uns zu zeigen, wie gut sie kochen kann, verdorben waren. Sie war aber auch recht unglücklich darüber. Gestern weinte sie, weil das Mädchen eine

ihrer Lieblingsvasen zerschlagen hat. Dieses Mädchen ist aber auch ein Teufel an Ungeschicklichkeit. —" Er machte, um aufzuatmen, eine Pause, und diese benützte das Mädchen.

„Ja," sagte sie und sah ihn dabei ratlos an, „ja, verzeihen Sie — warum erzählen Sie mir das alles?"

„Ja," rief er erstaunt aus, „fühlen Sie denn nicht mit?"

„O doch. Gewiß!"

„Nun denn!" — In diesem Augenblick zwang sie ein Knäuel vorübergehender Menschen, einige Schritte zu tun, und so kamen sie allmählich ins Gehen. Er hatte den Kopf gesenkt und schien, nun schweigend, seine Gedanken zu verfolgen. Sie ging neben ihm, mit scheuen Schritten, den Blick zu Boden gesenkt und ihn nur hie und da erhebend, um, ein wenig hilflos, um sich zu schauen. An der Ängstlichkeit ihres Gesichtes erkannte man, daß sie vom Zweifel gequält war, was sie nun tun sollte; doch während sie noch, wie es schien, vergebens, es zu erraten, bemüht war, gingen sie weiter, verließen bald diese Straße, und nun durchquerten sie auch jene Anlage, in die sie gekommen waren.

„Haben Sie bemerkt," begann er wieder zu sprechen, „haben Sie bemerkt, daß in jener Straße, in der wir einander begegnet sind, alle Häuser in den Stilarten aller Jahrhunderte, plump und dumm durcheinander gewürfelt, erbaut sind?"

„Ja, ich habe es bemerkt," erwiderte sie und sah ihn dabei ängstlich von der Seite an. Sie wurde unruhig, sie warf ihm scheue Blicke zu, und manchmal versuchte sie, um stehen zu bleiben, ihre Schritte zu hemmen, doch immer, wenn sie es tun wollte und ihn dabei ansah, wurden ihre Züge so voll des Mitleids, ja, der Trauer, als fiele in ihr Gesicht ein Schatten seines schmerzerfüllten Gesichtes, ja, in ihr Inneres ein Schatten seiner Gefühle. So blieb sie nicht stehen, und er ging weiter, unentwegt, ziellos, nun durch eine andere Straße, dann über einen freien Platz, und bald waren sie in den schmalen Gassen des alten Teils der Stadt. Er blieb stehen und wies auf das oberste Stockwerk eines Hauses, auf ein zerbrochenes und mit Zeitungspapier verklebtes Fenster hin.

„Hinter diesem Fenster," sagte er, „hocken Scharen bleicher Kinder. Und in diesem Keller sitzen zwei Männer beieinander und beraten über den Plan eines Mordes. — In einem anderen Haus, in einem anderen Teil der Stadt, sitzt ein altes Ehepaar beisammen, in grimmigem Schweigen, und jeder wartet auf den Tod des anderen. Und irgendwo sagt irgendeiner irgendein Wort, daß ein anderer darunter zusammenbricht. Und ich spüre dieses Wort! Und diese Kinder sind mein! Und mein ist heute der Schmerz aus allen Winkeln dieser Erde!" — Es war, als müßte er zusammenbrechen; doch der Kopf fiel nur tief auf die Brust und er schleppte sich weiter.

Die Gasse war menschenleer, zwischen den hohen Häusern nur trübes, kraftloses Licht, und in der Stille des herannahenden Abends schienen sie von allem Lebendigen weit entfernt zu sein; nicht nur kein Lärm und keine Stimme, sondern wahrhaft große, gewichtige Stille, in der selbst ihre Schritte, langsam und gleichmäßig ertönend, widerhallend von den Mauern, nur erklangen, diese Stille zu betonen; doch sie spürten sie nicht, wie sie jene nicht hörten, und schienen nur erfüllt von der Musik der eigenen Gedanken, Orchester und horchendes Ohr zugleich. Hie und da prüfte sie, selbst allzusehr bekümmert, sein Gesicht, ob der Kummer darin nicht endlich verfliegen wollte.

Jene stille Gasse bald verlassend, betraten sie die Anlage, die, höher als der Fluß, längs seiner Ufer verläuft. Der Abend war nahe, das Licht sanfter, und sie gingen längs des Wassers.

„Mich erschreckt," begann er zu sprechen, „mich erschreckt die Sanftheit dieses Abends. Ich kann nicht glauben, daß sie wirklich ist. Heute war ich in der Hölle! Oder war sie in mir? Ist sie ein Teil des menschlichen Herzens, und sind ihre Flammen nicht rot und gelb und ist ihre Glut nicht heiß und lodern sie am Ende nur in Gestalt der menschlichen Gefühle? Oder sah ich nur die Hölle, da ich die Erde sah? Oder glaubte ich sie nur zu sehen, weil ich Paradiese ahne? O Fräulein, grenzenlos ist — was ist grenzenlos? Ist es die Welt und ich nur ein Spiegel, oder bin ich es und die Welt nur ein Schatten?"

„Der Abend ist wirklich —" sagte sie, „spüren Sie's nicht?"

Er blieb stehen.

„Wir sind zu sehr im Bannkreis unseres eigenen Lebens. Doch öffnen wir uns — bald sind wir durchzuckt von Strahlen tausend fremder Leben, und der Schatten jedes Schicksals fällt in uns!"

Er schwieg und dachte nach, dann sprach er weiter:

„Ich sah einmal in Venedig ein älteres Mädchen, das Blumen verkaufte; seine Kleidung war die eines Mädchens aus dem Volk, doch ihr Gang und Haltung die einer großen Dame und ihr Blick voll unsäglicher Trauer, die ihr Leben, eine Kette der Enttäuschungen, Erniedrigungen und des Kummers, ihren Augen nun für immer eingeprägt haben mochte. Welch nagende Erinnerung! Ich dachte, ihr Gesicht für einen Augenblick erhellen zu können, wenn ich ihr für die zwei Nelken, die ich ihrem Korb entnommen hatte, mehr Geld, als man sonst für zwei Nelken zu zahlen pflegt, schenken würde. Ich wurde belohnt für dieses barbarische Gefühl: sie schien meine Absicht erraten zu haben, ihr Mund verzog sich: „Zu viel!" sagte sie, gab mir zurück, und mit einem Blick der tiefsten und verzweifeltesten Verachtung wandte sie sich von mir. Welches war ihr Schicksal? Welches war ihre Trauer? Wer kann sie lösen? Ewig bleibt dieser

Blick und die Bewegungen ihrer zitternden Hände, und ihr Schicksal steht auf derselben Erde wie meines! Gemeinsame Heimat ist sie uns und mein Nachbar leidet und weint!"

Er hatte sich aufgerichtet und den Kopf erhoben; die müde und erstarrte Qual in ihm war nun tönend und lebendig geworden. — Nachdem er lange sich hatte ahnen lassen, war plötzlich nun der Abend da, schnell wurde alles dunkler und auch die letzten Menschen verschwanden. Das Mädchen war mit ernstem Gesicht dagestanden und hatte ihm zugehört; nur manchmal sah sie, wenn er weggewendet war, schüchtern und ein wenig ängstlich mit verstohlenem Blick auf ihre Uhr.

Immer mehr zum Wort und Aufschrei erwachend, sprach er mit wachsender Leidenschaft weiter:

„Ach, der Schrei jener Frau: ‚Wo ist mein Sohn?', das Wimmern der Geprügelten, ach, das Klagen jenes Greises! Das Bild, als jener Bettler zusammenbrach und, als er starb, jene suchende Bewegung nach einem Menschen und dann den letzten, verzweifelten, schon halb gebrochenen Blick, weil er gerade diesen nicht gefunden hatte!"

Er bedeckte das Gesicht mit seinen zitternden Händen.

„Oh, wären dies alles nur Gedanken! Wären es nur Bilder meiner Phantasie, wir müßten sie beweinen! Doch es sind Wirklichkeiten in der Menschen einzigem Leben, in dem sie die Welt, in dem sie Gott erfahren, in dem sie das Glück, auf dieser Erde da zu sein, erfahren sollen! Zu schmerzerfüllt ist ihre Laufbahn und selbst der Augenblick der Trennung noch ein Schmerz!

Es gibt Menschen, die einander lieben und verfeindet sind. Warum erscheint nicht ein unsichtbares Gespenst, um das versöhnende Wort zu sagen, daß jeder glauben müßte, der andere hätte es gesagt? Doch sie schleppen sich, schleppen sich weiter! Wahrlich, wir glauben an Wunder, denn wir denken sie und erwarten sie stündlich, doch hier stehe ich und schreie: warum erscheinen sie nicht? Wahrlich, wir glauben an Gesetze, denn wir sehen sie, doch hier stehe ich und schreie: welcher blutrünstige Gott hat sie geschrieben? Hilft ein Gebet, so will ich beten für alle Menschen, die auf dieser selben Erde sind! Hier stehe ich und bin bereit, zu beten —!"

Von den Wellen hingetrieben, schlug von Zeit zu Zeit ein Kahn an den jenseitigen Uferrand; ein leiser Ton, gleichsam nur der Schatten eines Tones, hallte herüber. Es war dunkel. Er stand nun da, die Arme gebreitet und den Kopf zurückgeworfen; er hatte schnell und lebhaft gesprochen und — man sah es ihm an — er hatte gern gesprochen. Was zu seiner Qual in ihn geströmt war, schien ihm nun auch zu seiner Erlösung zu entströmen. Das Mädchen war dem anderen Ufer zugewandt, an dem nur ungewiß die Umrisse mancher Äste zu erkennen waren. Die

Züge ihres Gesichtes schienen sich vertieft zu haben, ihr Blick, nirgendwohin sehend, war ernst und nachdenklich, dieser Blick, der immer nach derselben Richtung sah, ja, auf denselben Punkt in der Luft, geradezu ein wenig neugierig, als hätte sich dort, wohin sie sah, eine Tür geöffnet, hinter der sich ihr neue, fremdartige und unerhörte Dinge zeigten.

Nachdem er eine Weile so gestanden war, atmete er tief und befreit auf und ließ die Arme sinken; und wieder nach einer Weile der Stille wandte er sich langsam ihr zu. Er sah sie traurig an:

„Und Sie, ach armes Fräulein, Sie stehen hier — und haben Sie mir denn wirklich zugehört?"

„O doch. Gewiß!"

Er glitt mit seinem Blick ihre Gestalt entlang, versuchte in ihr Gesicht zu sehen, und wehmütig und freundlich lächelte er ihr zu. Er schien erleichtert; sich ans Geländer lehnend, sah er in die Nacht.

„So stehen wir da und wissen manches," sagte er, „und können doch den Tod nicht bannen und nicht die Tränen hemmen und dem Leid nicht sagen: geh von hier! und der Welt nicht sagen: Welt, sei anders! und können nur offen sein, daß wir von allem wissen, und bereit sein, daß alles in uns strömen kann. So stehe die Seele da, daß sie empfange, was des Weges kommt! Ja, so sei es! Ja, so sei es!"

Er lehnte den Oberkörper zurück und streckte sich, doch dann stützte er sich nochmals aufs Gitter und, ins Wasser sehend, sprach er wie aus dem Traum:

„Ach, es wird noch Stunden geben — o Gott! — o Fräulein!

Als ich einmal liebte, saß ich stundenlang beim Fenster und tausend Bilder der Geliebten glitten an mir vorbei; ich sah sie in dieser und jener Haltung, dies und jenes tuend, dies und jenes sagend; immer unendlich liebenswert, doch als ich erwachte, da durchzuckte es mich, daß außerhalb meines Kopfes dies alles noch eine andere Wirklichkeit hat! Daß ihr Körper wirklich ist und atmet! Daß nun ihr Mund irgendwie geformt ist, um ein Wort zu sagen, ihre Hand irgendwie gestellt, um etwas zu tun, daß jene Linie ihrer Hand, dieser Ton der Stimme, der mir in meiner Phantasie durch Mark und Bein gegangen war, daß jenes Löckchen in ihrem Nacken wirklich ist, und daß manches, das ich träumte, wirklich, wirklich in Erfüllung gehen kann, nicht nur wieder im Traum, nein, in tatsächlicher Wirklichkeit — als mich dies alles durchzuckte! O Fräulein, es ist doch ein großer Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit — ! — Als meine Mutter starb und ich, an ihrem Bette stehend, auf sie niedersah, da verwandelten sich vor meinem Blick die Kissen und Decken in einen Garten mit blühenden Hyazinthenbeeten und kleinen Bäumchen, auf denen die Vögel saßen und sangen; und darüber der

blaue Himmel; und als ich den Blick erhob, da erweiterte sich vor mir dieser kleine Garten zu einer unendlichen Landschaft. —" Seine Stimme verhallte; er schwieg und sah ins Wasser; doch plötzlich warf er leidenschaftlich den Kopf zurück, dehnte und streckte alle Glieder und strich mit beiden Händen über die Stirne, dann weiter über den Kopf bis in den Nacken und breitete dann, während tiefes Stöhnen sich seiner Brust entrang, die Arme aus. So blieb er eine Weile, plötzlich sah er um sich, er zuckte zusammen und hastig schloß er, fröstelnd, den Rock.

„Es ist kalt geworden," sagte er.

„Ja," erwiderte sie, „es ist kühl."

„Und, o Gott!" rief er in lebhaftem Schrecken, „Sie haben keine Jacke! Gehen Sie nach Hause! Schnell gehen Sie nach Hause!"

„Ja, ich werde gehen."

Und beide schwiegen, als wartete jeder auf des anderen Worte.

„Vielleicht sind wir nur da," sagte er, „um im Gefühl eines solchen Erdbebens unseres Inneren Mittelpunkt der Welt zu werden, Brennpunkt und Mündung aller Schicksale. Wahrlich: heute glaubte ich es zu sein! heute habe ich es gefühlt! — doch gehen Sie nach Hause, Sie werden sich erkälten!"

Er reichte ihr die Hand und sie erfaßte sie. Sie versuchten, einander anzusehen. Sein Kopf war leicht geneigt und dankbar sah er sie an.

„Und heute abends," sagte er lächelnd, „heute abends werde ich vielleicht ein Gedicht an Sie richten."

Sie nickte ihm zu.

„Ja," sagte sie „tun Sie das! und dann ist alles wieder gut!"

Noch einmal drückten sie einander die Hände und nickten schnell einander zu; dann wandte sie sich und ging. Er blieb auf seinem Platz und sah ihr nach, doch allmählich drehte auch er sich um und mit gesenktem Kopf ging er davon. Sie blieb stehen, wandte sich und verfolgte seine Schritte, doch dann ging sie weiter; er hemmte nochmals seinen Gang, blickte zurück und sah ihr nach, dann setzte auch er seinen Weg fort, und sie gingen ihres Weges weiter, nach Hause, dem unendlichen Ozean ihrer Zukunft entgegen, ihrem Dasein in einer Welt, in der das Irdische — heute begriffen sie es — nur ein Schatten, deren Begrenzung jeder Art nichts sein konnte, als ein trügerischer Schein, und deren wahres Wesen die Unendlichkeit des menschlichen Gefühles war, und wäre diese Unendlichkeit auch nur eingefangen in einer einzigen Abendstunde. —

Briefe eines Landsturmleutnants an Frauen

Phantasien von Robert Michel

Die Unbekannte

Heute, am zweiten Sonntag des März, habe ich das Paket geöffnet, das einen Brief von Ihnen enthielt, in welchem Sie von dem unbekannten Empfänger eine Zeile erbitten.

Nachdem ich Ihren Brief geöffnet hatte, setzte ich mich abseits auf ein ruhiges Plätzchen und blieb da wohl stundenlang sitzen, immer wieder diese Schriftzüge betrachtend, und sann und grübelte über mein ganzes Leben wie noch nie.

Ich bin seit einigen Wochen in der Front, also seit vielen Tagen getrennt von allem, was mir lieb war. Mir aber war seit je auf dieser Welt nichts so lieb und teuer wie der Umgang mit Frauen. Ein Leben ohne Frauen ist für mich überhaupt kein Leben mehr. Ich stehe jetzt im dreiundvierzigsten Jahr meines Lebens, aber nie noch war ich so lange Zeit wie diesmal ohne innige Beziehung zu einer geliebten Frau. Dabei kommen beinahe vierzig Jahre in Betracht, denn die erste heftige Liebe erfaßte mich schon in meiner frühesten Jugend, als ich das erste Jahr in die Schule ging. Ich verliebte mich damals in eine Klassenkameradin, das Kind eines reichen Bauers aus einem Nachbardorf, aus Techobusitz. Noch nie mag ein kleiner Bub so gern in die Schule gegangen sein wie damals ich. Ich war der beste Schüler in der Klasse, denn ich hätte es nicht ertragen, daß ein andrer in den Augen meiner kleinen Geliebten als besser erscheine; ganz besonders aber deshalb lernte ich alles so genau, damit ich richtig „einsagen" könne, wenn sie aufgerufen wurde oder wenn sie an der großen Schultafel eine Aufgabe zu lösen hatte. In das Einmaleins, in das Abc, in die zehn Gebote Gottes, in all das Wissen, das ich in den ersten Schuljahren erworben hatte, war das teure Bild dieses Mädchens verwoben. Noch heute, wenn ich etwa auf dem Papier zwei Zahlen zusammenrechne, sehe ich manchmal wie von ungefähr das feine blauschimmernde Geäder an ihren Schläfen oder ihre schönen braunen Augen mit den langen Wimpern. Volle fünf Jahre liebte und umwarb ich dieses Mädchen; als Gespiele war ich an ihrer Seite wohlgelitten, aber für meine Liebesbeteuerungen hatte sie kein Verständnis. Als ich schon aufs Gymnasium kommen sollte, wurden die Werbungen so ungestüm — ich verlangte von ihr, sie müsse mich zum Abschied selbst küssen, nicht bloß sich so den Kuß rauben lassen wie immer bisher — daß sie einmal den Schutz des Lehrers gegen mich anrufen mußte. Wenn ich mich im reifen Mannesalter dieser ersten Zuneigung erinnerte, erkannte ich rückschauend, daß schon

in der Liebe des kleinen Jungen dieselbe Innigkeit und Kraft war, dieselbe Leidenschaft und Demut, dieselbe Treue und Beharrlichkeit wie später in der Liebe des Mannes, der aus ihm herangewachsen war. Da war ich dann immer voll Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber, daß es mich schon in so frühen Jahren mit diesem schönsten Geschenk des Daseins bedacht hatte, mit der großen Liebe, die die meisten erst als erwachsene Männer und vielleicht nur ein einziges Mal kennen lernen.

Während ich in der ersten Klasse eines Gymnasiums in Prag war und unermüdlich Gedichte und Briefe an meine kleine Geliebte in Techobusitz schrieb, die ich ihr in den nächsten Ferien bringen wollte, wurde mein Vater in einen Ort an der Sazava versetzt. Ich war traurig und machte Pläne, wie ich nach Jahren, bis ich es zu etwas gebracht hätte, meine Braut aus der Ferne heimholen würde. Die Aussicht auf die baldigen Ferien vermochte mich kaum zu trösten. Als ich aber dann nach Hause kam in diese mir neue Umgebung von Kacov, in die schöne mannigfaltige Landschaft an der Sazava, begann meine Traurigkeit zu weichen. Ich hatte bisher das Leben an einem Fluß nicht gekannt; die Sazava aber ist ein ganz besonderer Fluß: sie hat Stellen, die tief und ruhig sind wie Teiche, da kann man schwimmen und von hohen Felsen hineinspringen; dann hat sie Schnellen, wo das Wasser über Gestein hinrauscht, und breitgedehnte seichte Stellen, die man durchwaten kann; sie hat Sandbänke und Ufer mit Weidengebüschen; sie hat Mühlen und Stauwehre, durch deren mittlere Schleusen die Flöße dahinschießen; und unterhalb der Mühlen sind Vorrichtungen für den Aalfang; bei der Überfuhr bekam man auch Boote zu leihen; Fische hatte die Sazava in Überfluß und auch Krebse; die Ufer sind so mannigfaltig wie das Flußbett und sein Wasser, und weiterhin gibt es Wiesen und Felder, aber auch Felsen und steile Hänge und vor allem endlose Wälder. Für einen Knaben, der sich gerne im Freien tummelt und Unternehmungslust hat, ist dort das wahre Paradies. Dazu hatte ich noch einen Freund gefunden, mit dem ich mich gut verstand. Sehnte ich mich da noch nach dem kleinen Mädchen aus Techobusitz? — Ich weiß es nicht mehr.

Eines Tages war nun im Städtchen Jahrmarkt. Einige Gassen waren von Rindern und Kälbern so dicht verstellt wie angefüllte Viehställe. Auf einem großen Platz standen Pferde zum Verkauf und wurden, bald dies, bald jenes, im Trabe den Kauflustigen vorgeführt. Der Ringplatz war von oben her anzusehen wie ein welliger Teich; die Wellen waren die Leinendächer der Verkaufsbuden, die da zu Hunderten aufgeschlagen waren. Am unteren Ende blähten sich große Dächer höher empor, dort war das Ringelspiel, der Zirkus, die Menagerie und die Schießbude. Ich ging da von frühem Morgen an herum mit begierigen Augen und prüfte, was ich

alles erstehen würde; in der Tasche hielt ich die Geldmünzen in der Hand, die ich für den Jahrmarkt von der Mutter geschenkt bekommen hatte. Eben wollte ich als erstes eine Mundharmonika kaufen und hatte der Verkäuferin schon das Geld gegeben, als ganz nahe mir gegenüber plötzlich ein kleines Mädchen stand, bei dessen Anblick mir alsbald die ganze Umwelt rings in Nichts versank. Ich fühlte mich so wunderbar glücklich, als hätte ich nach der langen Trennung meine kleine Geliebte aus Techobusitz wiedergefunden; und doch kam mir diese gar nicht in den Sinn; denn die, die vor mir stand, sah ganz anders aus. Sie hatte große blaue Augen und zwei lange braune Zöpfe, die sie nach vorne über die Schultern gelegt hatte, wohl um im Gedränge nicht hängen zu bleiben. Eine Weile lang schaute sie mich verwundert an, dann lächelte sie und wandte sich rasch zum Gehen. Da sah ich, daß sie ganz schlank und leicht war und mehr schwebte als ging. Ich blieb wie angewurzelt stehen, denn ich war nicht fähig, etwas zu denken oder zu tun. Schließlich schrie mich die Verkäuferin an und schob mir die Mundharmonika in die Brusttasche. Da kam ich endlich zur Besinnung und begann gleich zu laufen, um das Mädchen einzuholen. Ich stürmte durch das Gedränge in der Richtung, wohin sie gegangen war, aber sie schien einen andern Weg eingeschlagen zu haben, denn sie war nicht mehr zu finden. Ich durchforschte alle Seitengassen und arbeitete mich zu wiederholten Malen durch das Gewühl zwischen den Verkaufsbuden, aber alles blieb vergeblich. Ich irrte noch suchend bis zum Mittagläuten umher; beim Mittagessen brachte ich keinen Bissen durch die Gurgel. Meine Mutter verlangte, ich solle mich ins Bett legen, aber ich entschlüpfte ihr und suchte von neuem. Da kam ich auch bis zum Hause meines Freundes, den ich noch nie in seinem Heime aufgesucht hatte, obwohl ich ihn fast täglich bis zum Eingang zu begleiten pflegte. Hier erlebte ich nun eine Überraschung, bei der mir die Sinne zu schwinden drohten; vor dem Hause auf einer Bank saß mein Freund und neben ihm die, die ich so sehnsüchtig suchte. Aus diesen Augenblicken glückseliger Verstörtheit weiß ich nur, daß ich bald erfuhr, dieser liebliche Engel sei die Schwester meines Freundes; ich wäre ihm vor Freude und Rührung am liebsten um den Hals gefallen.

Von diesem Tage an war ich sehr viel bei meinem Freund, in der Wohnung seiner Eltern oder im Garten. Ich wußte es einzurichten, daß wir nur mehr selten außerhalb des Städtchens ins Freie gingen; bald hatte ich am Wetter etwas auszusetzen, bald war ich der Meinung, daß bei dem nahenden Herbst das Wasser der Sazava schon zu kalt wäre, als daß man wie früher so oft etwas dort unternehmen könnte. So genoß ich das Glück, täglich einige Zeit in der Nähe meiner neuen Geliebten zu sein. Freilich verstand ich es nicht, diese gute Gelegenheit voll zu meinen Gunsten

auszunützen; oder besser gesagt, ich wagte es nicht, denn die Leidenschaft meiner Hinneigung war durch so viel Demut gebändigt, daß ich es vermied, diesem zarten Wesen zu nahe zu kommen. Mir pochte das Herz vor Bangen, wenn es durch Zufall geschah, daß ich sie berührte; ich entschloß mich nie, meine Worte geradezu an sie zu richten, und ich machte mich ihr nur in der Weise verständlich, daß ich, sobald ich ihr etwas in Worten mitteilen wollte, mich an ihren Bruder oder auch an ihre Mutter wandte. Genau genommen war aber überhaupt alles, was ich in ihrer Gegenwart sprach, nur für sie bestimmt. Im allgemeinen hätte es zwischen uns der Worte überhaupt nicht bedurft, denn uns gab die gegenseitige Gegenwart allein so viel Glück, daß durch erklärende Worte schwerlich eine Steigerung möglich gewesen wäre. Das junge Mädchen wußte mir meine Zurückhaltung zu danken; es schenkte mir in seiner kindlichen Art, meine Liebe zu erwidern, so viel Zärtlichkeit, wie ich sie späterhin auch von reifen liebenden Frauen kaum jemals in solcher Fülle erfahren habe. Wie sie auf meine Worte horchte, wie sie mich ansah, wie sie die Dinge berührte, die noch warm waren von meiner Hand, wie sie meinen Namen aussprach, in allem drückte sich die zärtlichste Hingabe aus.

Noch drei weitere Sommerferien konnte ich in Kacov, also in der Nähe meiner Geliebten verleben. In diesen späteren Zeiten sprachen wir schon unvermittelt zueinander, und manchmal kam es auch dazu, daß unsre Hände, unsre Wangen, unsre Lippen in inniger Vereinigung aneinander glühten; aber im allgemeinen blieben auch da unsre Liebesbezeugungen von einer geradezu überirdischen Zartheit. Dann starb mein Vater, und meine Mutter siedelte nach Prag über, um mir die Fortsetzung des Gymnasialstudiums zu ermöglichen. Während dieser folgenden Jahre kam ich nie mehr nach Kacov und konnte meine Geliebte nie sehen. Über ihr Befinden erfuhr ich hin und wieder von ihrem Bruder, der nun auch in Prag studierte; auf einen brieflichen Verkehr hatten wir uns nicht geeinigt.

Die Jahre gingen rasch dahin; ich lernte fleißig, denn ich hatte im Sinne, bald etwas zu werden, um die Schwester meines Freundes als Frau heimzuführen. Auch die Ferien, in denen doch die Trennung von der Geliebten am schwersten war, verbrachte ich gut, denn ich ging da immer zu einem Onkel in der Nähe von Prag, der Förster war, so daß ich mich mit der Jagd für vieles schadlos hielt. Nach glücklich überstandener Matura ermöglichte mir die Mutter eine kleine Ferienreise, und natürlich richtete ich es so ein, daß ich auch das Städtchen Kacov besuchte, um meine Geliebte wiederzusehen. Mir bangte eigentlich vor dieser Begegnung nach so langen Jahren, denn im Grunde liebte ich noch immer jenes zarte Kind mit dem Engelsgesicht und den langen Zöpfen; der Gedanke, daß mir nun ein erwachsenes, junges Mädchen entgegentreten würde,

bereitete mir Unbehagen. Ich war nahe daran umzukehren, um nie wieder nach Kacov zu kommen und mir die Erinnerung an meine schöne kleine Geliebte nicht zu zerstören.

Im Hause meines Freundes empfing mich die Mutter mit viel Freundlichkeit, als ob ich noch immer der kleine Knabe gewesen wäre, der so oft bei ihnen gespielt hatte. Sie erzählte mir nun auch, die Tochter werde bald heiraten; sie hätte sich zwar lange gesträubt, aber endlich hätte sie eingesehen, daß sie das Glück nicht so unklug von sich weisen dürfe. Der Postmeister sei es, der um sie angehalten hätte, zwar ein Witwer und schon in reiferen Jahren, aber der wohlhabendste Mann im Ort. Dann zeigte sie mir geschäftig die Photographie des Paares. Da stand ein behäbiger älterer Herr in langem, schwarzem Rock und neben ihm, viel kleiner und etwas gebrechlich, ein junges Mädchen, das ich nie erkannt hätte. Mochte der Photograph das seine beigetragen haben, daß alles, was in mir noch die Erinnerung an das einstige holde, kleine Kind wachgerufen hätte, verwischt und verdeckt war, gleichviel, ich hatte kein Verlangen, mich von der Wirklichkeit nochmals belehren zu lassen. Ich begann mich zu verabschieden. Man hielt mich zurück, ich müsse doch wenigstens die Rückkehr der Tochter abwarten, sie komme am Nachmittag, sie sei nach Kolin gefahren zur Schneiderin, die an ihrer Ausstattung arbeite; ich wartete aber nicht, und am Nachmittag hatte ich Kacov schon den Rücken gekehrt.

Der Abschluß dieses Liebeserlebnisses hatte mich wohl tief traurig gemacht, aber gleichzeitig fühlte ich mich trotz des Verlustes reich beschenkt. An diesem Tag war aus dem Knaben ein junger Mann geworden. So einen Tag muß jede Frucht erleben, wenn ihre Schale die letzte Färbung von den Sonnenstrahlen angenommen hat und die Süße der Reife von allen Seiten bis in die Mitte der Frucht, bis an die Kerne oder bis an die Mitte des Kernes hindurchgedrungen ist. Freilich entspricht dieser Vergleich nicht ganz, denn für die Frucht bedeutet dieser Tag beiläufig das Ende; ein leiser Windhauch kann sie nun loslösen, und sie schmettert dann nieder zu Boden. Mir aber war es, als könnte ich mich wie ein flügge gewordener Vogel zum erstenmal aus dem Nest in die Welt hineinfallen lassen. Dem kleinen Mädchen gegenüber, das meine Geliebte gewesen war, fühlte ich mich tief dankbar, denn nun wurde es mir erst bewußt, daß ich kraft dieser Liebe an vielen Gefahren schadlos vorbeigekommen war. Diese Dankbarkeit ist bis heute nicht versiegt, und dies weiß ich gewiß: wenn es Gott gefiele, die Schutzengel der Menschen irdische Gestalten annehmen zu lassen, mein Schutzengel würde nicht anders aussehen als meine kleine Geliebte aus Kacov.

Bald darauf erlebte ich die Liebe, bei der ich zum erstenmal eine reife Frau in meine Arme schließen durfte. Es war ein Erlebnis voll Dumpf-

heit und Dunkelheit, und wenn ich die Erinnerung an damals wachrufen will, so muß ich vorerst die Augen für eine Zeit zuhalten, denn damals war mir, als schlüge ich Wurzeln ins dunkle Erdreich, in unergründliche Tiefen. Dagegen kann ich mich der darauffolgenden Liebe nur dann mit voller Klarheit erinnern, wenn ich an einem sonnigen Tage die Augen zum Himmel erhebe; denn diese Liebe hatte mir das Gefühl gegeben, als wüchse ich in Tausenden von Ästen immer höher und breiter ins Licht empor und immer neue Blüten sprängen an meiner Krone auf.

Ich kann Ihnen nicht von allen meinen Beziehungen zu Frauen ausführlich erzählen, dazu brauchte ich eine lange, lange Zeit; denn mein ganzes weiteres Leben war den Frauen gewidmet, und jene wenigen Tage, in denen ich nicht so begnadet war, lieben zu können, die betrachte ich als fürs Leben verloren. Die Zahl der Frauen, die ich geliebt habe, ist ziemlich groß, obwohl ich einigen von ihnen durch Jahre Treue wahrte und bei einer dieser Frauen sogar mehrere Jahre brauchte, bis ich ihre Gegenliebe errang. Die Zahl der von mir geliebten Frauen war aber deshalb verhältnismäßig groß, weil ich auch mehrmals jene Liebe erlebte, die wie eine jähe Flamme auflodert und alsbald erlischt. So eine Liebe ist wie ein kurzlebiges Insekt, das in einem Rausch von Daseinsfreude und Brunst durch den Sonnenschein eines einzigen Tages hintaumelt zum Tod. Indessen muß ich sagen, daß ich in der Liebe die Treue und die Beharrlichkeit am meisten schätzte und daß ich in meinem Herzen nie eine Liebe aufblühen fühlte ohne den innigen Wunsch, sie möge unvergänglich sein. Daß ich diese höchste Stufe der Liebe, die Liebe, die nie endet, nicht zu erreichen vermochte, mag in einem Mangel meiner Veranlagung den Grund haben. Jedoch kann ich mir nicht zum Vorwurf machen, daß ich nicht alle von der Natur mir geschenkten Gaben geflissentlich dazu ausgenützt hätte, in der Liebe die für mich möglichste Vollkommenheit zu erlangen. Ja, ich tat da wohl mehr, als einem Manne gemeinhin erlaubt ist, denn mein ganzes Leben war eigentlich wie ein einziges großes Opfer, das den Frauen dargebracht wurde. Schon in der Schule lernte ich nur für meine Geliebte, und alle meine Arbeiten im weiteren Leben galten immer nur den Frauen. Für meinen Beruf wandte ich dann nur soviel Kraft auf, als notwendig war, mir eine verhältnismäßig gutbezahlte Stellung zu sichern, die mir aber Freiheit genug ließ, mich meinen Wünschen entsprechend den Frauen zu widmen. Ich vermesse mich sogar, dieses zu behaupten: meine allgemeine Begabung war von so hoher Art, daß ich bei voller Ausnützung meiner Anlagen in einer bestimmten berufsmäßigen Betätigung oder für ein besonderes Lebenswerk sicher dahin gelangt wäre, zu den Besten unseres Landes gezählt zu werden. Aber ich bereute es noch nie, mein Dasein solcherweise den Frauen geweiht zu haben, denn auf keine

andre Art hätte ich einen so unermeßlichen Reichtum an Glück dem Leben abgewinnen können.

Es tut mir wohl, mich einmal einer Frau gegenüber so offen über das alles aussprechen zu können. Ich will ja vor Ihnen nicht mit meinen Erlebnissen prahlen — ich bin kein Eroberer, und nichts ist mir verhaßter als die Siegessicherheit eines Mannes den Frauen gegenüber; ich hasse auch jede Selbstgefälligkeit, und deshalb ist mir alle Koketterie herzlich zuwider; trotz meines vorgerückten Alters und trotz meiner vielen Beziehungen zu Frauen bin ich ihnen gegenüber eigentlich noch immer schüchtern — nein, zu prahlen ist nicht meine Absicht, sondern ich muß deshalb so ausführlich schreiben, weil Sie den Unbekannten nicht verstehen würden und somit schon dieser erste Brief erfolglos wäre, dieser erste einer Reihe von Briefen, die meine Rettung aus einem äußerst bedrückenden Zustand ermöglichen sollen.

Sie werden es vielleicht nicht begreifen können, daß ein Mann, der sich an so viele Frauen verschenkt hat, nicht alle Unbefangenheit eingebüßt haben soll und daß die Beziehungen zu Frauen ihm nicht zu einem wohlfeilen Spiel geworden sind. Da muß ich Ihnen sagen, ich habe die Unversiegbarkeit meiner Liebe wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß ich es nie vermochte vor einer Frau ohne Demut und ohne Ehrfurcht zu sein. Wo diese gefehlt hätten, wandte ich mich lieber gleich ab. Selbst als ich es einmal versuchte zu erfahren, wie es sei, wenn man eine Umarmung käuflich erwirbt, hatte mich die Demut nicht verlassen. Ich suchte auch in dieser Dirne die Frau, die ich lieben könnte, und küßte sie so innig und berührte sie mit solcher Zartheit, daß sie zu weinen begann und ihre Hände so scheue, unbeholfene Bewegungen machten, als wäre plötzlich die Keuschheit neu in ihr erwacht.

Nach dem, was Sie nun von mir wissen, werden Sie es begreifen, daß ein Dasein ohne eine geliebte Frau für mich unerträglich werden muß. Sie wundern sich wohl, wie das gekommen ist, daß gerade ich ins Feld ziehen mußte, ohne daheim ein Herz zu wissen, das für mich bangte. Nun, dieses ungeheure Ereignis des Krieges wird im ersten Ansturm gewiß auf viele Seelen so schwer gefallen sein, daß alle zarten Gefühle in ihnen erdrückt wurden. Ich hatte damals wohl geliebt, aber gerade dieses Mal war es eine Liebe, die nicht tief verwurzelt war und die dem gewaltsamen Anprall durch das allgemeine schwere Schicksal nicht standhielt. Ich kam dann in eine kleine Garnison, richtete ab, versah den anstrengenden Dienst eines, der sich und andere sozusagen beim Donner der Kanonen für den Krieg vorbereitet, und ehe der Winter zu Ende ging, rückte ich ins Feld ab. Erst draußen in den stillen Stunden des Schützengrabens, in der steten innigen Nähe zur Natur, angesichts des unausgesetzt gegenwärtigen

Todes kam die Sehnsucht nach der Liebe, nach Frauen, wurde immer brennender und drohte mich schließlich vollständig aufzuzehren. In den letzten Tagen war es mit mir so weit gekommen, daß ich mir lieber eine Kugel in den Kopf wünschte, als noch weiter ohne Frauen leben zu müssen. Ich weiß wirklich nicht, ob ich es als ein Verhängnis betrachten soll, daß ich so ohne Liebe im Herzen von der Heimat ausziehen mußte; es scheint mir eher, daß eine so lange Trennung von einer geliebten Frau für mich wohl einen noch fürchterlicheren Zustand gezeitigt hätte; das wäre für mich, der ich gewohnt war, jedes Hindernis, das mich von der Geliebten trennte, mit allen Kräften zu überwinden, die Hölle gewesen.

Als ich nun heute so lange Ihren Brief in den Händen hielt und die Schriftzüge betrachtete, die mir immer vertrauter und immer teurer wurden, und eine Sehnsucht in mir aufkeimte nach der Hand, nach der Frau selbst, die diese Buchstaben geschrieben hatte, da reifte in mir der Plan, der für mich eine Rettung noch ermöglichen könnte. Ihr Bild wurde mir immer deutlicher, und manchmal war es mir schon, als säßen Sie neben mir und eiferten mich an, meinen Eingebungen zu folgen. So entschloß ich mich, aus dem dumpfen und düstern Zustand Hilfe und Rettung bei den Frauen zu suchen, bei den Frauen, die doch stets die Sonne meines Daseins waren. Wohl denen, die als Krieger geboren sind und als echte Soldaten aus Kampfbegier den Feind angehen. Unter den Millionen aber, die der Kaiser braucht, können nicht alle geborene Krieger sein, und wenn nun einer aus Feigheit, aus Angst, aus Schwäche mutig wird oder andern unsoldatischen Eigenschaften zum Trotz tapfer losschlägt, auch der ist ein Held; die Hauptsache ist, daß jeder einzelne seinen Einsatz in die Wagschale wirft, auf daß sie sich zum Siege senke; wie er dies zuwege bringt, darüber rechte man nicht. Deshalb brauche auch ich mich nicht zu schämen, daß ich, um mich vor der Verzweiflung zu retten, um mich weiterhin für den Kampf tauglich zu erhalten, nach dem einzigen Mittel greife, das mir frommt. Da ich ohne Frauen nicht bestehen kann, werde ich mich an sie um Hilfe wenden, und ich weiß, sie werden mir sie nicht versagen.

Ich erinnere mich aus früheren Jahren eines unscheinbaren jungen Menschen, dem die Fähigkeit eigen war, wenn er in einem dunklen Zimmer in einem Kreis andrer saß, die alle gleichen Willens waren, Geister von Verstorbenen und auch von weit entfernten Lebenden heranzulocken und sie zum Sprechen zu bringen. Manchmal kam es sogar vor, daß einer aus dem Kreise im gleichen Raume in einer zweiten Erscheinung auftrat, sich also sozusagen in zwei Gestalten teilte. Sie nannten die undeutliche Gestalt, die sich von der uns gewohnten Erscheinung des Betreffenden ablöste, seinen Astralleib. Wie sollte da ich, der ich durch ein Leben lang alle meine Kräfte in der Liebe zu Frauen geübt hatte, wie sollte ich es in meiner Not

nicht bewirken können, die Frau, der sich meine Liebe zuwendet, in irgendeiner Gestalt heranzuziehen. Wenn ich mit meinem glühenden Glauben und mit ganzer Inbrunst eine Frau herbeisehnen werde, wird sie sich da versagen?

Bereits jetzt, während ich schreibe, ja selbst schon früher, als ich noch Ihre Schriftzüge betrachtete, wobei mir Ihr Bild immer deutlicher und teurer wurde, hatte ich manchmal das Gefühl, als müßten Sie plötzlich an meiner Seite erscheinen. Ja, ich muß gestehen, daß ich von Bangen erfüllt bin vor dem Augenblick, wo ich aufhören werde zu schreiben, von einem Bangen, wie es mich immer vor der ersten innigen Vereinigung mit einer geliebten Frau befällt. Ich traue mich kaum mehr links oder rechts zu blicken, denn ich fühle es an meinen kühlen Wangen immer wieder so warm, als nahe sich ein liebes Antlitz in Zärtlichkeit. Da muß ich dann vor Freude und Seligkeit die Augen schließen . . .

Im Regen

Gestern marschierten wir vom Mittag bis in die Nacht hinein, immer im Regen, immer im Regen. Ich liebe die Märsche in diesem Kriege; es sind festliche glückliche Stunden, wenn man aufrecht dahinschreiten darf unter freiem Himmel, von dem herab keine Schrapnellkugeln hageln, auf ruhigem Erdboden, der nicht von Granaten erzittert, der nur manchmal mitzuschwingen scheint, wenn der Tritt der Kompanie gleichmäßig wird. Um wieviel schöner werden noch solche Märsche, wenn sie von einer Stellung wegführen, in der man allzulange gesteckt hatte, immer in der Erde vergraben, daß einem manchmal schon war, als müßte man von Würmern angenagt werden. Und nun darf man gehen, gehen, gehen — bergan, bergab, auf langen, geraden Straßen, durch Wälder, an Häusern vorbei und — o — Erlebnissen entgegen, Erlebnissen, die bestimmt ungeheuerlich sein werden und die in tausendfachen Verzerrungen vorausgeahnt werden können. Besser ist es natürlich, wenn man sich mit den Gedanken an die Zukunft nicht beschäftigt, sondern sich dem Genusse des Marsches hingibt. Es ist alles so neu und schön um einen herum. Wenn auch manchmal die Landschaft dürftig ist, die Augen verstehen sich darauf, ihre unauffällige Schönheit zu entdecken. Sie können sich gar nicht denken, gnädige Frau, wie gut zwei Augen zu schauen vermögen, die einige Stunden zuvor in Gefahr waren, ihr Licht für immer zu verlieren. Da ist vielleicht eine Kugel von der Seite gekommen und auf einen Finger breit vor den Pupillen vorbeigeflogen. Hätte es das Verhängnis gewollt, hätte man einen Augenblick früher um dieses Nichts den Kopf vorgeschoben, da wäre zuerst das linke Auge herausgeschlagen worden, dann wäre die Kugel an die Nasenwurzel gekommen, die wie eine Flankenwehr für das andre Auge dastand, aber die Kugel hätte das Nasenbein glatt durchgebrochen und auch

das andre Auge wäre hingewesen. Nie wieder hätten diese Augen einen Tag gesehen und auch nicht den Mondschein, nicht einmal von den vielen, vielen Sternen den kleinsten hätten sie jemals wieder erblickt. Sie können sich, gnädige Frau, kaum vorstellen, wie dankbar solche Augen sein können, die einer ähnlichen Gefahr entkommen sind. Wie sie, von einem heiligen Durst befallen, Licht und Farbe trinken! Das sind die Augen allein; da ist aber doch noch der ganze große Menschenleib, der sich dessen freut, daß er unverletzt ist. Wie fröhlich die Beine ausschreiten können, die einige Stunden vorher in Gefahr waren zerschmettert zu werden. Da ist vielleicht eine Granate sehr nahe von einem eingefallen; noch etwas näher, so wären wohl beide Beine weggerissen worden. Gottlob, es ist nicht geschehen. Und nun dürfen die zwei gesunden Beine ausschreiten, in diesem wundervollen Rhythmus: eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei — wie ein fröhlicher Grundbaß ist dies zu der beseligenden Melodie des Herzschlages. Es ist einem in der Tat manchmal so, als hörte man auch von den Hüftgelenken her und aus den schwingenden Knien und Fußknöcheln einen leisen Ton. Diese zwei Beine tragen den Leib mit vielen wunderlich zarten, unermüdlich arbeitenden Eingeweiden, den Leib mit dem Blutgeäder, das noch reicher verzweigt ist als das Wassernetz eines Weltteiles, und mit so kostbaren lebendigen Dingen, wie das Herz, die Lunge und der Magen es sind; alles ist wohlig warm und sicher eingebettet, so wie es schon seit dem fernen Anfang im Mutterleib heranwuchs. Vor kurzem war dieser Leib den Höllengefahren eines Infanteriesturmes ausgesetzt, aber er ist heil geblieben, und deshalb ist er tief glücklich bis in jedes letzte Fäserchen hinein.

Gestern war es allerdings ein wenig anders, denn es regnete ohne Unterlaß. Auch den Regen liebe ich, aber er ist ein Freund, den ich nicht gerne allzulange in meiner Gegenwart habe. Oft ist es ganz schön, die Regentropfen auf das Gesicht und auf die Hände aufschlagen zu spüren, ja ich möchte geradezu behaupten, daß das Gehen im Regen, dieses ständige Hindurchdringen durch die fallenden Tropfen, mehr Lust bereiten kann als das Gehen in ruhiger sonniger Luft, deren Ausweichen man kaum spürt. Aber gestern regnete es doch zu lange. Anfangs marschierte ich eingehüllt in meinen wasserdichten Wetterkragen, und die Kapuze hatte ich über den Kopf gestülpt; denn ich dachte doch daran, daß es der Gesundheit zuträglicher wäre, wenn ich nicht ganz durchnäßt würde. Allmählich wurde es aber so schwül und unbehaglich in dieser Vermummung, daß ich mir Luft zu machen begann. Zuerst warf ich die Kapuze zurück, schob die Kappe in den Nacken und ließ die erfrischenden Tropfen gegen mein Gesicht schlagen. Das tat so wohl, daß ich bald darauf den Wetterkragen abnahm, ihn dem Diener gab und selber schutzlos weiterging; auch die Kappe trug ich nun in der Hand, daß das Wasser von den Haaren bald wie von

einem Strohdach ohne Dachrinne herunterrann. Sogleich begann der Regen seinen Angriff gegen meinen ganzen Leib. Wie brave Infanteristen, die durch ein dichtes Netz von Stacheldraht dringen, eroberten die Tropfen die Vorderseite meiner Bluse und Hose Faden um Faden, brachen allmählich an die Wäsche durch und kamen schließlich bis an die warme Haut. Rückwärts schlugen sie den umgekehrten Weg ein; sie ließen die Oberfläche der Uniform lange Zeit noch trocken, dafür liefen sie vom Haar herab, hinter den Kragen hinein, fanden den Hohlweg zwischen den Schultern, und im Gürtel von der Schnürung des Säbelriemens aufgehalten, begannen sie von da aus, sich weiter hinsaugend, nach oben und unten alles zu durchnässen.

Bald war die Kleidung an mir so, als wäre ich eben aus einem Bad gestiegen, für das ich vergessen hatte, mich zu entkleiden. Da geschah es plötzlich, daß ich Sie, verehrte gnädige Frau, an meiner Seite wußte. Wir hielten uns an den Händen und stapften fröhlich nebeneinander einher, wie damals auf dem Lido, als wir am Tage Ihrer allzufrühen Abreise noch einmal ins Meer geschwommen waren und nun durch das seichte Wasser, von salziger Nässe triefend, Hand in Hand auf den trockenen Sand hinausgingen. Sie erinnern sich wohl auch noch dieser schönen Augenblicke und wissen wohl auch jetzt noch, was wir uns geschmackvollerweise nicht in Worten mitteilten, daß uns damals bestimmt eine Liebesstunde entgegengereift wäre, wenn die Umstände dafür günstiger gewesen wären. Statt dieses Ufers mit Menschen, Badehütten und Häusern hätte dort eine stille Au sein müssen. Da hätten wir kaum so lange gewartet, bis unsre Leiber trocken gewesen wären, wir hätten nur unsre nassen Hüllen weggeworfen, und die Tropfen, die noch an unsrer Haut hängengeblieben wären, die hätten wir zwischen uns zerdrückt, und alle Feuchtigkeit wäre von der Glut unsrer Leiber und von dem sommerlichen Windhauch aufgezehrt worden.

Als wir nun gestern wieder so Hand in Hand gingen — Sie hatten dasselbe Badekleid an wie damals auf dem Lido — da glaubte ich nun, daß mir an diesem Tage das Glück beschieden sein sollte, das mir damals versagt gewesen war. Es wäre wohl so gekommen, wenn der Marsch nicht so endlos gedauert hätte. Sie wichen wohl nicht mehr von meiner Seite, aber auch Sie schienen durch die Anstrengungen des Marsches zu ermüden. So hätten wir in Wirklichkeit wahrscheinlich eher einem Paar ähnlich gesehen, das aus dem Paradies vertrieben wird, als einem Liebespaar, das der höchsten Seligkeit entgegengeht. Als dann in der Nacht in einem elenden, zur Hälfte niedergebrannten polnischen Dorf halt gemacht wurde, da waren Sie mir mit einemmal entschwunden. Ich hatte mich noch um meine Leute zu bekümmern, aß aus der Feldküche, die mitgefahren war,

eine Schale voll heißer Bohnen und suchte mein Nachtlager auf. Ich war mit einigen andern in einer kleinen Bauernstube einquartiert, in der nichts war als der gemauerte Herd und auf dem Boden oftbenutztes, altes Stroh und Heu. Ich warf alles Nasse von mir ab, rollte mich in die trockene Decke, die mir der Diener gebracht hatte, und schlief bald ein. Sie aber waren nicht wiedergekommen.

Dafür waren Sie gleich frühmorgens da, als ich erwachte, und von da an blieben Sie den ganzen Tag über neben mir, so nah und gut, daß ich häufig ganz deutlich die Wärme Ihrer Hand oder Ihres Atems spürte.

Früh wurde noch ein Stück weitermarschiert, und dann wurde ein tiefer Schützengraben ausgehoben, in dem ich jetzt am Abend beim Licht meiner Taschenlaterne diese Zeilen an Sie schreibe. Ich war von Ihrer Gegenwart immer so tief beglückt, und nur die eine Sorge bedrückte mich, daß diese Beglückung durch Sie nicht den ganzen Tag über standhalten würde. Denn eigentümlicherweise wollten Sie nie völlig in dieser kriegerischen Umgebung da sein. Immer war es eher das Meer am Lido; aber das Ufer war frei von Menschen, und weiterhin war eine südliche Landschaft mit dichtem Gras und dunklen Bäumen, und querdurch lief dieser Schützengraben, in dem ich jetzt schreibe.

Höhlen und Löcher

Mein Bataillon wurde für einige Zeit aus der Front zurückgezogen, und nun sind wir den ersten Tag in einem Bereiche, wo man sich nicht mehr in die Erde zu verkriechen braucht, um sich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. Ich darf sogar mit zwei Kameraden zusammen eine kleine Bauernstube bewohnen. An dem Häuschen vorbei führt die breite Straße, die den ganzen Tag über fast ununterbrochen belebt ist von fahrenden Trains, reitenden Soldaten, hochbeladenen Flüchtlingswagen, getriebenem Vieh, lärmenden Autos und von dem ganzen übrigen bunten Um und Auf einer Etappenstraße nahe der Front. Ich habe fast diesen ganzen Rasttag damit zugebracht, an dem kleinen Fenster unsrer Stube zu stehen und dieses Leben auf der Kriegsstraße zu beobachten. Ich weiß, liebe Eugenie, daß Sie viele Städte des Orients kennen; nun, da will ich Ihnen sagen, daß sich dieses Getriebe auf einer Kriegsstraße vielfach mit dem Leben eines orientalischen Basars vergleichen ließe. Im Kino und auf zahlreichen Photographien werden Sie — wenn auch gewiß nur bescheidene und nicht immer ganz echte — Ausschnitte aus diesem Kriegsleben hinter der Front zu sehen bekommen haben und somit immerhin einen Begriff davon besitzen, obwohl nur einen kärglichen. Natürlich will auch ich mich nicht vermessen, Ihnen eine erschöpfende Schilderung einer Straße hinter der Front geben zu wollen; darum handelt es sich mir übrigens gar

nicht. Immerhin mußte ich Sie auf dieses Milieu hinweisen, da ich nur auf diese Art vollkommen von Ihnen verstanden werden kann, wenn ich zum eigentlichen Zwecke meines Briefes komme.

Auf mich macht von allem, was man so hinter der Front zu sehen bekommt, der Tram den lebhaftesten Eindruck. Nicht die Traintruppe mit ihren vorschriftsmäßigen grauen Wagen und den hechtgrauen Trainsoldaten, sondern jene Tramkolonnen, die aus Landesfuhrwerken zusammengestellt sind. Da sieht man die verschiedenartigsten Vehikel, aus allen Gebieten unsres Vaterlandes, gezogen von schweren Pinzgauern, von hohen Ackergäulen, von graziösen leichten Ungarpferden, von scheuen zotteligen Konikis. Die Kutscher sind meist sehr urwüchsige Gesellen, alte verwitterte Kerle oder auch knabenhafte Jungen, und alle tragen noch vom Winter her dicke Mäntel und Mützen von Pelz. Ihre Wagen haben sie mit Plachen oder mit geflochtenen Matten überdacht. Diese gewölbten Dächer sind nur vorne offen, und der Innenraum des Wagens ist dergestalt auch bei Tag fast ganz dunkel. Wenn so eine Wagenkolonne auf dem Lagerplatz in Reihen geordnet dasteht und die Wagen ihre schwarzen Öffnungen alle nach derselben Richtung gekehrt haben, übt das eine sonderbare Wirkung. Stellen Sie sich noch vor, daß an die Wagen oder abseits unter Bäumen die Pferde, allen Geschirrs ledig, angebunden sind, oder noch besser, stellen Sie sich vor, daß da am Abend Lagerfeuer brennen, mit ganzen Kränzen kupferroter Gesichter um ihre Helle, und diese Feuer werfen im Aufflackern einen gespenstischen Schein bis in die dunklen Öffnungen der Wagen. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß gerade diese dunklen Löcher der Wagen auf mich einen ganz besonderen Eindruck machen. Um das hinlänglich verständlich zu machen muß ich Ihnen sagen, daß ich schon als kleiner Bub jedes dunkle Loch wie die Pforte zu den wunderbarsten Geheimnissen zu betrachten gewohnt war. Ich konnte stundenlang mit Herzklopfen bei einem kleinen Erdloch sitzen und warten, was sich da zeigen würde. Was war das dann für ein herrliches Erlebnis, wenn eine Grille, eine Maus, eine Eidechse oder eine Hummel hervorkam. Ich erinnere mich noch der vielen Unternehmungen mit andern Knaben, wenn wir vor Erdlöchern Feuer anmachten, um ein Wespennest auszuräuchern, oder Erdgänge mit Wasser überschwemmten, um auf ein Wiesel Jagd zu machen. Dann gab es Löcher in Baumstämmen, in denen allerlei böse Insekten hausen konnten, oder es war ein Vogelnest darin; die Jungen piepsten wohl nach den Alten oder nach Futter, aber das Holz und die Rinde dämpften diese Klagelaute, so daß sie ein Menschenohr nicht vernahm, aber die Eltern draußen hörten sie gewiß, und schließlich konnte sich einer der alten Vögel vor Ungeduld nicht mehr zurückhalten und huschte blitzartig hinein. Fuchs, Kaninchen, Maus, Eidechse, Specht, Meise, Hornisse, Wespe, Hummel,

Grille, Hamster, Eichkätzchen, Eule, Fledermaus, Mauerschwalbe, Turmfalke, das alles waren Tiere, die ich oft sah und die mir vertraut waren wie ein Sperling oder ein Schmetterling; aber weil sie in Höhlen wohnten und durch dunkle geheimnisvolle Pforten aus- und eingingen, waren sie mir nicht weniger wunderbar als Drachen und andre Fabeltiere, die ich nur aus den Büchern kannte. O, und später lernte ich die Höhlen des Karstes kennen, die manchmal von ganz unzugänglichen Hängen dunkel ins Land blicken wie verträumte Augen; oder sie sind tief am Fuße eines Berges und aus ihrem Mund quillt Wasser hervor und verwehrt einem den Eintritt in die unterirdischen Grotten, durch die es fließt und die wahrscheinlich herrlicher sind als alle Räume, die jemals von Menschenhand ausgebaut worden sind. Es ist ja selbstverständlich, daß Höhlen mit Eingängen, durch die ein Mensch eintreten oder auch nur kriechend hindurchdringen kann, meine Phantasie noch gewaltiger packten als all die kleineren Erdlöcher, die nur manchen Tieren zugänglich sind. Das dunkle Loch eines Trainwagens nun, durch das ein Mensch sehr leicht hindurchschlüpfen kann, mutet mich in der Tat so an, als wäre es ein Höhleneingang, der zufällig auf vier Räder aufgeladen wurde.

Jetzt wird es schon dunkel. Jenseits der Straße auf dem sanftansteigenden Feld hat eine Trainkolonne ihr Lager aufgeschlagen und die schwarzen Löcher sind gerade hierher gerichtet. Die Pferde stehen unter einem Scheunendach und daneben lodern schon die Lagerfeuer; die Leute gehen noch viel hin und her zwischen den Pferden, den Wagen und den Feuern, aber in einer Weile werden sie gewiß alle um die Feuer hocken, und bei den Pferden und bei den Wagen werden nur einsame Posten auf und ab gehen. Immer wieder beschäftigt ein bestimmter Wagen ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Es ist jener, der am weitesten entfernt von der Scheune und den Lagerfeuern steht. Dorthin ist, seitdem ich alles beobachte, kein Mensch gegangen, als wären im Kreis um diesen Wagen unsichtbare Schranken aufgerichtet. Nun, dieser Wagen birgt das große Geheimnis; vielmehr, es ist wohl wunderbar, aber für mich kein Geheimnis, und ich will zu Ihnen in einfachen Worten darüber sprechen, denn ich sehe alles so klar, was dort vor sich geht, wie als ob es im Bereiche des Scheines der Kerze wäre, bei deren Licht ich schreibe. Obwohl dieser Wagen von außen nicht anders aussieht als die übrigen, in denen wahrscheinlich Kisten mit Konserven, Zwieback und Zucker unter den Plachen geschützt liegen — also keine Umschweife mehr; in jenem besonderen Wagen sind Sie, liebe Eugenie, leibhaftig Sie. Der Aufenthalt dort ist durchaus nicht unbequem, denn über das Stroh sind gute weiche Teppiche gebreitet, und in einer Ecke hängt eine Ampel mit einem milden Licht, das man von draußen nicht bemerkt. Selbstverständlich haben Sie ein orientalisches Kostüm an, eine

weite Pluderhose von hellblauer Seide, ein dunkelrotes mit Gold gesticktes Leibchen, auf Ihrer goldenen Haarkrone tragen Sie einen kleinen roten Fes, verziert mit Goldmünzen, und viel Schmuck am Hals, an den Armen und selbst an den Füßen, die nackt sind.

Ich weiß, daß Sie es mir bis daher gerne erlaubt haben, über das alles zu schreiben, denn Sie haben immer ein wenig Neigung zu Abenteuerlichem, und Ihre Situation in dem Trainwagen gefällt Ihnen also ganz gut. Aber, verehrte Eugenie, ich kann da, bei aller Zartheit, deren ich mich Ihnen gegenüber so gerne befleiße, dahier kann ich nicht halt machen. Dieses eine Mal müssen Sie Nachsicht üben. Sie sind doch auch nicht darüber böse, daß vor Ihrem Haus in Wien eine Reihe von Kastanienbäumen steht, daß die Sonne weit im Marchfeld aufgeht und hinter den Hügeln des Wiener Waldes untergeht, daß ein Spatz keine Taube ist — man kann über Dinge, die ganz wahrhaftig wirklich sind, im Grunde genommen nie böse sein, man kann ihretwegen vielleicht unglücklich sein, leiden, aber böse sein kann man nur über Gefälschtes, Verlogenes im Leben. Und daran, was nun folgen wird, sobald die Nacht so dunkel geworden ist, wie die Löcher der Trainwagen schon bei Tag waren, daran wird alles so gut wahr und wirklich sein, wie es wahr ist, daß ich in dieser Stunde nichts andres sehe, nichts andres fühle, nichts andres ersehne als Sie, nur Sie, geliebte Eugenie, Sie! Ich verstehe es jetzt erst so recht, warum mir schon als kleinem Knaben das Herz vor Erwartung so gepocht hat, wenn ich in eine dunkle Höhle hineinschaute.

Aus der Apotheke in Krakau

Erschrecken Sie nicht, verehrtes Fräulein, wenn Sie diesen Brief erhalten, mit einer Schrift, die Sie bestimmt nicht kennen, und in einer Sprache, von der ich nicht weiß, ob Sie sie verstehen. Sie wissen nicht einmal meinen Namen, und ich weiß den Ihrigen nicht; aber der Brief dürfte doch in Ihre Hände gelangen, ich werde ihn einfach an die Kassierin der Apotheke in der St.-Johannesgasse adressieren.

Nun erlauben Sie mir, daß ich Sie daran erinnere, von wann Sie mich kennen, und ich hoffe, es wird mir bestimmt gelingen. Ich bin der Offizier, der zu Ende des Monats Februar fast eine Woche hindurch täglich einigemal in Ihre Apotheke kam, um Sie zu sehen. Sie werden sich gewiß noch erinnern, wie Sie darüber erheitert waren, welch große Vorräte an allerlei Toiletteartikeln ich im Laufe dieser Tage in Ihrer Apotheke eingekauft habe und wie ich täglich ein neues Rezept brachte, das dem Apotheker langwierige Arbeiten verursachte. Wenn der alte Herr mich freundlich aufforderte, die Medizin etwa in einer halben Stunde abzuholen, so wehrte ich ab und tat, als hätte ich es sehr eilig, in den Besitz des

betreffenden Heilmittels zu kommen. Aber ich hätte doch seine alten zitternden Hände gesegnet, wenn sie ihre Arbeit bei den Pulvern, Salben, Fläschchen, Tiegeln und Wagen noch langsamer verrichtet hätten, denn in dieser Zeit durfte ich nahe von Ihnen sein, in Ihre blauen Augen blicken und Ihr zartgeformtes Antlitz zwischen den braunen Scheiteln betrachten, das mich so über alle Maßen bezauberte. Wie wünschte ich da jedesmal, daß unsre zärtliche Zwiesprache mit den Blicken nie enden möchte, und mit welcher Ungeduld sehnte ich mich gleichzeitig danach, bis ich an Ihr kleines Pult treten könnte, um zu zahlen. O, diese Seligkeit, wenn unsre Hände einander begegneten. Wie leicht ist es in dieser Welt zu leben, wenn es möglich ist, sich schon bei einer flüchtigen leisen Berührung der Hände so mit ganzer Seele hinzuschenken! Hatten wir es noch notwendig, uns auch mit Worten zu verständigen, uns irgendwo draußen zu treffen, um noch inniger beisammen zu sein? Ich weiß es nicht. Indessen das eine weiß ich, daß für mich ein Hemmnis bestand, welches mich einigermaßen davor zurückgehalten hätte, Sie außerhalb der Apotheke sehen zu wollen: ich hatte wohl Ihr madonnenhaftes Angesicht geliebt und wäre nie müde geworden, die Anmut Ihrer Hände zu bewundern, in deren Bewegungen sich die Verfeinerung der ganzen polnischen Volksrasse aussprach. Aber es war wie ein Verhängnis, daß ich Sie nie in Ihrer ganzen Gestalt sah. Anfangs sehnte ich mich danach, aber später bangte mir schon davor; denn je länger ich Ihr Antlitz kannte und die Art Ihrer Hände, desto anspruchsvoller wurden meine Erwartungen in bezug auf alles übrige. Freilich konnte ich es nicht für möglich halten, daß diese undurchsichtige Holzwand des Pultes häßliche Hüften verbergen könnte oder schlechtgeratene Beine. Wären Sie aufgestanden und es hätte sich gezeigt, daß dieser Kopf und dieser Nacken von einem Körper getragen werde, der dessen nicht würdig ist, ich hätte mich vor einem heftigen Zornausbruch nicht zurückhalten können. Sie erinnern sich sicher noch, daß ich beim Zahlen jedesmal eine größere Note hinlegte, um durch das Geldwechseln die glücklichen Augenblicke zu verlängern und häufiger die scheinbar zufällige Berührung unsrer Hände zu genießen. Als ich nun am letzten Tag einen Hundertkronenschein entfaltete, machten Sie eine Bewegung, als wollten Sie sich erheben, um Kleingeld holen zu gehen. Mir war das Herz vor Erwartung stehengeblieben; da war aber schon der alte Herr herangetreten und wechselte aus seiner eigenen Brieftasche die Geldnote.

Ich bin jetzt in der Front, weit draußen in Polen. Als heute meine Leute einen neuen Schützengraben aushoben, kam aus der frischaufgewühlten Erde ein sonderbarer Geruch. Ich sog diesen fremdartigen vermischten Duft des Erdreiches gierig ein und konnte seiner nicht satt werden. Er mahnte mich an ein fernes Glück, aber ich konnte es nicht enträtseln, was

für ein Glück es war. Ich suchte mir diesen Geruch zu erklären, dachte der Reihe nach die verschiedenartigsten Düfte durch, vergegenwärtigte mir den Wohlgeruch von Frühjahrsblumen und wiederum jenen von Blüten, die erst in der Sommerhitze aufgehen, und schließlich von solchen, die den Duft erst dann schenken, wenn es ganz dunkel ist. Ich dachte an den Geruch von bestimmten Schubladen, von alten Schränken, an die süßliche Atmosphäre einer Zuckerbäckerei, dann an den schweren Duft der Sakristeien. Ich suchte nach der Spur in meiner Erinnerung durch zahllose Räume, ja selbst durch ganze Landschaften hin, und sogar an einzelne Menschen dachte ich angestrengt, ob ich durch eine seltsame Verknüpfung nicht an sie durch diesen sonderbaren Erdgeruch erinnert würde. Ich war schon ganz berauscht von dem ständigen Einsaugen der erdigen Luft, an deren Krume ich Nase und Mund ganz nahe hinhielt. Da löste sich mit einemmal das Rätsel: dieser Duft war verwandt mit jenem hundertfach zusammengesetzten einer Apotheke, aber nicht so sehr einer beliebigen Apotheke, als gerade jener in der Johannesgasse in Krakau. Daß fast gleichzeitig Ihr schönes Antlitz und Ihre ausdrucksvollen Hände mir gegenwärtig wurden, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.

Nun lebe ich schon einen ganzen Tag lang in diesem frisch ausgehobenen Schützengraben und freue mich, daß dieser eigenartige Erdgeruch sich nicht verflüchtigt.

Jetzt am Abend wird der Duft der aufgewühlten Erde noch eindringlicher und dabei berauschender. Manchmal schwindeln mir ein wenig die Sinne, und dann glaube ich schon, daß Sie plötzlich in ganzer, leibhaftiger Gestalt neben mir erscheinen werden.

Ich denke mich mit der ganzen Kraft meiner Seele dorthin, wo Sie sind, in die Apotheke in der Johannesgasse. O wundervoller Augenblick, den ich jetzt erlebte; Sie erhoben sich hinter Ihrem Pult und traten hervor. Ich wage kaum Sie anzuschauen und warte ganz demütig, ob Sie sich weiter bewegen werden. Auch andrer Umstände wegen lege ich mir diese Zurückhaltung auf: ich will nicht, daß der alte Herr, der doch in der Apotheke anwesend ist, etwas merke, und ich habe überdies den besten Vorsatz, Ihnen auch durch die Gassen nur in bescheidener Entfernung zu folgen, und erst draußen, wo es einsam ist, wo nur da und dort versteckt ein Befestigungswerk liegt, will ich mich Ihnen nahen und ganz leise Ihre Hand berühren.

Nun gehen Sie leichten Schrittes vor mir einher, zuerst quer über den Ringplatz und an der Marienkirche vorbei. Gerade verkündet vom Turm herab, in sein Horn schmetternd, der Wächter, daß sich wieder eine Stunde vollendet hat. Ich schaue unwillkürlich empor, und mein Blick streift noch höher, bis zu der goldenen Krone, die im Mondschein so märchenhaft leicht und ruhig um die schlanke Turmspitze steht. Als ich die Augen senke, ist

noch für eine Weile der goldige Schein der Krone in meinem Blicke haftengeblieben, und ich sehe sie anmutig über Ihrem Kopfe schweben. Mich macht es so glücklich, solcherart auf Ihren Spuren zu gehen, und ich bringe es gar nicht zuwege, mir zurechtzulegen, welche Richtung wir einschlagen müßten, um den kürzesten Weg einzuhalten, der uns in meinen Schützengraben führen würde. Ich wundere mich gar nicht, als Sie, bei den Planten angelangt, links abbiegen und Ihren Weg durch diesen schönen Garten nehmen wollen, der an Stelle der einstigen Wälle die innere Stadt einschließt. Es ist mir ganz recht, daß Sie es nicht eilig haben, diese prachtvolle Stadt zu verlassen, die ich selbst auch so bewundere und liebe.

Nach einer weiten Biegung der Planten gehen Sie nun auf den Wawel los. Die alte Königsburg taucht in der Ferne hinter den noch unbelaubten Bäumen vor uns auf, und sie sitzt auf dem weitläufigen Felsenblock wie ein edles Kronengebilde auf einem würdigen Haupt. Bewundernd heben Sie beide Arme in die Höhe, und für mich, der ich hinter Ihnen gehe, macht es in der Perspektive den Eindruck, als wollten Sie das vornehme Bauwerk in Ihre Hände nehmen und hochheben, damit ich es noch besser betrachten kann. Mit jedem Schritte aber wächst der Wawel, und bald führen Sie mich die Wallstraße hinan, dann durch die Burgtore, und unterhalb der Domstiege gleiten wir über eine Treppe in die kühle Einsamkeit des Königsgräbergewölbes. Ich weiß nicht, was es bedeuten soll, daß Sie mich da zwischen den silbernen, erzenen und marmornen Sarkophagen herumführen, in denen Menschen liegen, die schon seit Jahrhunderten tot sind. Wollen Sie, daß ich dann das lebendige Leben um so leidenschaftlicher umarmen kann? Oder wollen Sie sich plötzlich als ein unfaßbarer Geist verflüchtigen? Dies würde mich nicht überraschen, denn in manchen Augenblicken vergesse ich schon, daß Sie eine Frau sind, und bin geneigt, zu glauben, daß da die Seele dieser ehrwürdigen Stadt vor mir schwebt.

Gottlob, nun sind wir wieder draußen, und ich erkenne zu meiner Freude, daß Sie noch immer das schöne menschliche Wesen sind, das Sie immer waren. Sie leiten mich nun durch alte Gassen quer durch die innere Stadt, und einmal wenden Sie das Gesicht ein wenig zurück, und da kommt es mir plötzlich so vor, als sähen Sie der Grete Wiesenthal ähnlich. Was soll das bedeuten? Ich habe die Wiesenthal nie auf der Straße gesehen, aber sie mag denselben Gang und dieselbe Gestalt haben wie Sie jetzt vor mir. Auf der Bühne ist sie als Tänzerin verpflichtet, Flügel zu haben, und vielleicht hat sie auch, wenn sie durch die Gassen von Wien geht, unsichtbare Flügel, daß sie so leicht und schwebend ist wie Sie in diesen Augenblicken. Sei dem, wie immer, ich kann es aber nicht dulden, daß Sie in eine andere Gestalt hinübergleiten. Ich muß Sie ganz nachdrücklich bitten, das Mädchen aus der Apotheke zu bleiben, das Sie immer

waren. Ich bin ein treuer Mensch und mag diese Wandlung nicht angehen lassen. Mir ist es selbst in Träumen zuwider, wenn sich eine Person plötzlich oder allmählich in eine andre verändern will: wie sollte ich da in der Wirklichkeit so eine Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit dulden können.

Endlich bequemen Sie sich dazu, einen Weg ins Freie zu suchen. Wir kommen aus den Häusern hinaus und geraten in eine lange, dunkle Allee; zu unsrer Rechten ist noch dunkler der Park Jordan, aber zu unsrer Linken öffnet sich frei das weite ebene Feld der Blonie, und weiterhin dehnt sich die Horizontlinie am nächtlichen Himmel so märchenhaft schön, als läge dort ein nacktes, junges Mädchen; fest und wohlgewölbt wie eine jugendliche Mädchenbrust erhebt sich der Kosciuszkohügel. Mit wenigen raschen Schritten habe ich Sie eingeholt und schlinge einen Arm um Ihren schlanken Leib. Unser beider Gang ist nicht mehr schwebend, er wird frühlingsschwer.

Eingefroren

Wir betrachten uns gegenseitig seit Jahren als Freunde, und unsre Freundschaft war nicht — wie es in ähnlichen Fällen zwischen Mann und Frau meistens zu sein pflegt — eine verkrüppelte Liebe. Wenigstens ich von meiner Seite kann dies bestimmt behaupten und irre mich da gewiß nicht, weil ich doch in Dingen der Liebe ein sehr verfeinertes Empfinden habe. Und daß bei Deiner Sicherheit in Gefühlssachen ein Zweifel bestanden hätte, ob unsre Freundschaft klar sei oder ob sich darin etwas Verkapptes verstecke, darüber ist in Anbetracht Deines Verhaltens in all den Jahren mir gegenüber gar nicht zu reden. Nun bringen aber meine Erlebnisse des heutigen Tages alles ins Wanken. Bei meinem Erwachen — wenn man dieses Fürchterliche, was ich heute als erstes erlebt habe, so nennen will — hat sich die Freundschaft von Deiner Seite prächtig bewährt, aber seither habe ich oft und oft mit Schrecken und mit Freude erkannt, daß sich unsre Freundschaft an diesem Tage eigentümlich verwandelt hat. Sei nicht böse, liebe Dora, wenn es mir gegönnt sein wird, aus dem Krieg zurückzukehren, so wird es für uns vielleicht wieder ganz selbstverständlich sein, daß wir Freunde sind. Indessen kann ich doch nicht anders als dieses Erlebnis vom heutigen Morgen, so ungeheuerlich es auch war, willkommen heißen, weil es mir Dich geschenkt hat, Dich als Geliebte für diese wundervollen Abendstunden.

Ich möchte Dir das Entsetzliche, das heute unser Bataillon am Morgen erlebt hat, ausführlich schildern, aber leider fällt mir das Schreiben sehr schwer, wie Du wohl auch an meiner Schrift bemerkst, denn die Froststarre von heute früh hat sie ganz ungelenk gemacht. Unser Bataillon hat am gestrigen Tag einen Gewaltmarsch gemacht, der gewiß notwendig, dabei aber maßlos anstrengend war. Von einem Alarm vor Sonnenaufgang an bis tief in die Dunkelheit waren wir fast ohne Unterbrechung marschiert

und hatten, zu Tode erschöpft, spät in der Nacht endlich unser Marschziel erreicht. Eine derartige allgemeine Erschöpfung hatte ich in diesem Kriege vorher noch nie erlebt. Unter den vielen Soldaten gibt es einige, die die ärgsten Strapazen gewöhnlich so gut überstehen, daß sie für ihre schwächeren Kameraden ein gutes, ja erfrischendes Beispiel abgeben. Gestern sah man aber keinen Unterschied; nach diesem Gewaltmarsch waren tatsächlich alle am Ende ihrer Kräfte; übrigens waren viele des Bataillons unterwegs zurückgeblieben und sollten erst am nächsten Tag aufgesammelt werden.

Wir hielten nun am Eingang des Ortes, in dem genächtigt werden sollte. Unser Bataillonskommandant gab rasch noch die Anordnungen für die Sicherung während der Nacht — ich zweifle indessen, daß diesmal jemand unsern Schlaf bewacht hat, daß es im ganzen Bataillon auch nur einen einzigen Mann gegeben hat, dessen Pflichtgefühl eine derartige Erschöpfung hätte besiegen können — und überließ die Unterbringung der einzelnen Kompanien ihren Kommandanten. Diese hatten aber nicht mehr die rechte Gelegenheit, noch Befehle zu erteilen, denn kaum, daß wir halt gemacht hatten, legte sich ein Mann nach dem andern in den Straßengraben, und ein jeder wurde alsbald vom Schlafe überwältigt. Keiner von ihnen war mehr zu wecken. Nur ganz wenige schleppten sich zu den Fahrküchen und nahmen sich von dem Essen, das bestimmt war, am Marschziel an die Mannschaft ausgeteilt zu werden. Ich selber war auch so schlaff, daß ich vor Müdigkeit die Eßschale, die mir der Diener angefüllt brachte, nicht anrührte. Ich hatte mich zwischen den Leuten meines Zuges in den Graben geworfen und hatte keinen andern Wunsch als zu ruhen. Ich weiß nur noch, daß die Luft angenehm lau war, daß ich oben am Himmel große schwarze Wolken über uns hinjagen sah, und schon kam der Schlaf.

Dann brach der Morgen an. Aber denke Dir, liebe Dora, was mittlerweile geschehen war; diese jagenden Wolken hatten Regen gebracht, viel Regen, so daß der Straßengraben, in dem wir lagen und welcher dergestalt von Menschenleibern verstaut war, sich allmählich mit Wasser füllte. Jetzt wirst du auch den Grad unsrer Erschöpfung ermessen können, wenn ich Dir sage, daß von diesen Hunderten von Männern ein jeder trotz Regen und Nässe weiterschlief und von nichts wußte; außer daß vielleicht da und dort einer halb erwachte, weil er Wasser zu schlucken bekam und in Gefahr war zu ertrinken; da nahm er wohl seine Kräfte soweit zusammen, daß er den Kopf höher bettete; aber sich aus der Nässe zu erheben und die andern zu wecken, dazu reichte bei keinem einzigen die Energie. Nun kam indessen erst das Schlimmste; als der Wind alle Regenwolken verjagt hatte, kühlte sich diese sternklare Aprilnacht bis zum Froste ab.

Bei Sonnenaufgang begann also das Erwachen. Ein langgezogener Schmerzensschrei, der wie aus dem Gewölbe einer Folterkammer erklang,

weckte einige und auch mich; bald darauf war das ganze Bataillon wach. Nun stelle Dir vor, wie die Armsten sich aus dem Wassergraben, in den sie eingefroren waren, herausarbeiteten. Das war ein Klagen, ein Fluchen, ein Wimmern. Ich hab noch nie so viele Männer weinen gesehen wie an diesem Morgen; einer aber lachte ein unaufhörliches und unerträgliches irrsinniges Lachen. Die wenigen, die jenseits des Grabens auf dem Felde geschlafen hatten, kamen, obwohl auch sie von der Nässe und Kälte halb erstarrt waren, den eingefrorenen Kameraden zu Hilfe. Manche verletzten sich an den scharfen Kanten der aufgebrochenen Eiskrusten, und man sah viel rotes Blut. Einige waren nicht imstande, sich aufrechtzuerhalten und wurden von den Kameraden an einen nahen Zaun gelehnt. Es war im ganzen ein klägliches, ein niederträchtiges Bild, das da die aufgehende Sonne beleuchtete.

Daß ich diese schweren Augenblicke in guter Haltung zu bestehen vermochte, habe ich allein Dir zu verdanken, liebe Dora. Ich war noch nicht fähig, etwas zu denken, als ich Dich schon neben mir sah, hilfreich damit beschäftigt, mich aus der ekelhaften Verkrustung herauszulösen. Du sprachst kein Wort, aber Deine Augen waren sehr beredt, und Dein gütiger Blick wärmte mich bis in mein ausgekühltes Herz hinein, das vor Traurigkeit und Schwere mir aus der Brust zu fallen drohte; Deine Hände waren voll Zärtlichkeit, und du scheutest Dich auch nicht, mit Deinem ganzen Leib meinen armen kalten Körper und die erstarrten Glieder zu erwärmen. Als ich dann soweit war, daß ich mich um meine Mannschaft bekümmern konnte, warst Du meinen Augen entschwunden. Trotzdem aber fühlte ich noch den ganzen Tag über Deine gute Gegenwart.

Daß in das Grauen eines solchen Erwachens auch noch die russische Artillerie zu schießen begann, ist eigentlich nur ein nebensächliches Beiwerk. Wir entzogen uns diesem Feuer durch einen eiligen Flankenmarsch in das benachbarte Dorf, wo wir den ganzen Tag über als Reserve hielten. Es blieb uns also wenigstens erspart, aus einem solchen Zustand heraus gleich in den Kampf einzugreifen; ja, es war uns gegönnt, uns unter Dach an wärmenden Herden zu trocknen und neue Kraft zum Leben zu holen. Diesem günstigen Umstande werden es viele zu danken haben, wenn ihnen von der fürchterlichen Nacht nicht fürs ganze Leben ein Schaden an der Gesundheit zurückgeblieben sein wird.

Jetzt ist es Abend, und wir sitzen in warmen Stuben und freuen uns, daß die Nacht von gestern überstanden ist. Es ist eigentümlich, wie dankbar nach den schrecklichsten Erlebnissen im Kriege man für eine Stunde ist, in der einem nichts abgeht. Es ist jetzt geradezu eine Atmosphäre von Glück und Zufriedenheit in unserm Lager. Freilich bekamen nach Sonnenuntergang viele den Glanz von Fieber in die Augen, da die überstandene Nacht für sie doch nicht ganz ohne Folgen geblieben ist. Auch ich fühle

meine Augen und mein Blut glühen; aber bei mir ist es keine Verkühlung, mein Fieber kommt zutiefst aus dem Herzen, in dem es ganz heiß ist von Liebe und von Sehnsucht nach Dir, teure Dora. Ich kann es nur mit der größten Freude feststellen, daß Du selbst darüber nicht böse bist, denn Du bist wieder neben mir, wie heute früh beim Erwachen; und wie am Morgen jede Deiner Berührungen nur Güte und Hilfsbereitschaft war, so ist jetzt eine jede nur Liebe und Zärtlichkeit. Ich erinnere mich fast mit Staunen, wie oft im Leben ich zum freundschaftlichen Gruß Deine gute Hand gedrückt habe, ohne jemals nur das leiseste von dem zu fühlen, was mir heute jede kleinste Berührung mit Dir in tausend Gluten schenkt. Das Schreiben ist mühselig und ich gebe es lieber auf. Aber das Glück, Dich zu besitzen, das halte ich ganz fest — im Herd brennt das Feuer und wärmt so köstlich, und der Abend wird noch lange dauern, unser Abend, geliebte Dora.

Im Walde

Es wird schon dunkel. Wir sind in einem uralten Wald, wo das haarige Moos vom Boden über die rissigen Stämme in die Kronen hinaufkriecht und ungeheure Flechten von oben herabhängen wie Bärte. Meine Leute heben den Schützengraben aus; der Feind ist ganz nah. Eigentlich müßte ich heute einen Brief an Frau Katharina von O. schreiben, aber ich kann nur flüchtig schreiben, so zeichne ich die Erinnerung an sie, wie sie mich heute beschäftigt, nur auf diesem Zettel für mich auf. Ich muß heute immer wieder jenes Tages gedenken, als wir in dem Döblinger Haus vom Tanz weg in den ersten Stock in ihr Zimmer liefen. Was war das damals für ein heftiger Ausbruch von uns beiden, als hätte uns der Himmel plötzlich wie zwei Wolken mit ungebärdigen Kräften geladen! All unser Tun war von einer Gewalt und Plötzlichkeit wie die Zwiesprache von Gewitterwolken. Seitdem ich heute diesen Wald betreten habe, kommen meine Gedanken von jenem Abend nicht los. Mir erbeben jedesmal die Knie, wenn ich mir vergegenwärtige, wie wir über die Stiege emporeilten; Katharina schloß gedämpft die Türe, und während noch ihre eine Hand den Riegel vorschob, brachte es die andere in einem Nichts an Zeit fertig, daß bis zum Gürtel hin jede Hülle abfiel. Ich vergrub mein Gesicht an ihr in leidenschaftlichen Küssen, bis uns plötzlich etwas zur Besinnung brachte. Unten hatte die Musik aufgehört zu spielen, und Katharina trieb mich nun mit abwehrenden und flehenden Bewegungen wieder davon. Heute weiß ich nicht einmal mehr, ob es damals in ihrem Zimmer licht oder dunkel gewesen ist; ich sehe diesen Raum in der Erinnerung bald grell erleuchtet, bald tief dunkel. Vielleicht war es finster und die Erinnerung an die Glut der Augenblicke läßt mich das Zimmer erleuchtet sehen; oder es war ganz hell, aber die Leidenschaft, mit der ich mich ihres

Leibes bemächtigen wollte, hat mir die Augen verschlossen und macht mich manchmal glauben, daß es damals dort dunkel gewesen ist. Hier unten im Walde ist es ganz windstill, aber oben fegt der Sturm durch die Kronen, und ich höre immer wieder die Melodie jenes Walzers heraus, der uns in jener Nacht solcherart die Sinne benommen hatte. Heute drängt in mir alles dahin, das zu erleben, was unfehlbar gekommen wäre, wenn die Musik ein wenig länger gespielt hätte. Warum auch sollten sich meine Wünsche heute nicht erfüllen können; dieser Wald ermöglicht mir eine so leibhaftige Vorstellung von Katharina, daß ich nur die Hände ausstrecken brauchte, um sie völlig zu ergreifen. Nur werde ich durch ein teuflisches Spiel von diesem ersehnten Versuche zurückgeschreckt; mit einer unerklärlichen Hartnäckigkeit trübt sich die Vorstellung ihres schönen nackten Oberleibes dahin, daß ich vom Ansatz ihres Halses an über die Mitte der Brust hin eine erschreckende schwarze Behaarung sehe; auch ihren schönen ernsten Mund, der so selten lacht, kann ich mir in manchen Augenblicken nicht anders vorstellen als verunstaltet von langen Bartflechten, die an den Mundwinkeln von der Oberlippe herabhängen. Aber ich vertraue auf meine Liebe zu dieser Frau, die damals, behindert von der Glut allzu heftiger Leidenschaft, sich nicht zu entfalten vermocht hatte, die aber heute immer klarer und kräftiger aufblüht. Die wird es bewirken, daß es mir vergönnt sein wird, Katharina so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit ist. Bald wird es ganz dunkel sein, und ich werde nicht mehr diese verwirrenden Flechten an den Ästen, diese kriechenden Moose an den Stämmen und auf dem Waldboden sehen, dann werde ich nur auf die Musik horchen, die der Wind oben in den Kronen spielt, und werde in voller Schönheit unsern Walzer von damals heraushören.

Jungfrauen

Wir im Schützengraben spüren das Frühjahr viel zeitiger nahen als die Menschen daheim. Hier entgehen einem auch die ersten leisesten Ankündigungen nicht, da man doch fast immer im Freien ist. Mitten im Winter beginnt manchmal eine sonnige Stunde vom Frühling zu sprechen, oder ein lauer Regen oder ein warmer Windhauch. Schon in solchen Augenblicken zur Winterszeit überkam einen hier jene Frühjahrsfreude, die der Städter erst etwa an schönen Märztagen zum erstenmal im Jahre kennen lernt. Sie können sich also vielleicht vorstellen, wie sich diese Freude bei uns noch vervielfachen muß, wenn die Zeit des Blühens wirklich hereingebrochen ist. So kann niemand das Frühjahr empfinden wie der Soldat im Felde, auch der Landmann nicht und der Jäger nicht. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir immer in der Erde eingegraben sind und demzufolge unser Leben jenem der Bäume ähnlich werden muß: auch wir sind sozusagen im Boden verwurzelt, und unsere Sehnsucht drängt in die Höhe

zu Licht und Sonne. Und wer noch auf Gottes weiter Welt sieht ständig von so nahe die Erdkrume und alles, was daraus hervorsprießt? Wir sind doch stets bis zu den Augen eingegraben, und so kommt es vor, daß wir oft tagelang etwa einige Grasbüschel von solcher Nähe sehen, daß sie uns groß erscheinen wie ein ausgewachsener Wald. Auf diese Art lernen wir die Natur auch vom Standpunkte der Insekten und anderer kleinen Tiere, die nicht fliegen, kennen. So ist es verständlich, daß unsere Freude am Frühjahr so vielfältig sein kann, als wäre sie die Freude des Baumes, der in Blüten ausbricht, zugleich mit der Freude des Insekts, das eben vom Scheine der Sonne zum Leben erweckt wurde, der Freude der Feldmaus, die von der Frühjahrswärme aus ihrem winterlichen Erdgang gelockt wurde, ja, als wäre sie die Freude aller Kreaturen zusammen einschließlich der des Menschen, und zwar eines Menschen, dessen Kräfte durch tägliche Proben gestählt wurden und dessen Sehnsucht so unermeßlich groß werden kann.

Einem solchen Menschen dürfen Sie nun nicht böse sein, liebe Elisabeth, wenn er Ihnen einen Brief schreibt, der Sie vielleicht bis auf den Grund Ihrer Seele erschrecken wird. Gerade heute ist so ein Frühlingstag, der einen zutiefst aufwühlt, daß man sich keinen Rat mehr weiß. Die Luft ist warm und weich wie junger Flaum, und niedrige Wolken wälzen sich über den Himmel wie kleine Kinder, die sich balgen; und immer wieder dringt der Sonnenschein durch, dann kommen neue Wolken und ein Wind, so duftend und lau, als wäre er an Tausenden von jungen, nackten Leibern erwärmt. Ich schwöre es Ihnen, ich kann nicht anders, Elisabeth, ich muß Ihnen diesen Brief schreiben.

Ich weiß gar nicht mehr, wann wir uns das letztemal gesehen haben; das heißt, ich erinnere mich sehr genau, wie es war, als ich Sie das letztemal getroffen hatte, aber ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre es war. Um ganz aufrichtig zu sein: ich will mich nicht genau des Jahres entsinnen, weil ich vielleicht darüber erschrecken könnte, wie jung Sie noch sind. Nehmen wir an, es war vor fünf Jahren. Damals waren Sie noch die kleine dreizehnjährige Liesel. Sie wurden noch als ein Kind behandelt, und man glaubte sich den Scherz erlauben zu können, Sie damit zu necken, daß Sie mich lieb hätten. Man tat da nicht recht daran, aber das weiß nur ich und vielleicht Sie selbst. Es war wie ein harmloser Spaß, als man mich am letzten Tage bat, Sie von Ihrer Villa in der Hinterbrühl hinauf zum Hotel Radetzky zu begleiten, wo Sie eine Freundin besuchen sollten. Sie erzählten mir unterwegs sehr lebhaft über Verschiedenes aus Ihrem Leben und ganz besonders ausführlich darüber, wie gerne Sie im Bache herumwateten, ohne vorher Schuhe und Strümpfe abzulegen. Dann bogen wir von dem Wiesenbach ab und gingen links bergwärts, wo der zartgeschwungene Weg sich in den Hügel einkerbt zwischen schütter gestellten Föhren. Wir hörten auf zu sprechen und gingen immer rascher,

obwohl der Weg bergauf führte; und weil der Tag sehr warm war, erhitzten wir uns dabei einigermaßen. Plötzlich blieben wir beide stehen — das weiß ich nicht mehr sicher, ob Sie als erste stehengeblieben waren oder ob ich diese Unterbrechung verschuldet hatte — Ihre Wangen glühten, und Sie blickten mich so fest und dabei so sonderbar erwartungsvoll an, daß ich alle Mühe hatte nicht zu vergessen, ich hätte ein dreizehnjähriges Kind vor mir. Vielleicht war es unrecht, daß ich mich dann zu Ihnen neigte und mit meinen Lippen Ihr blondes Haar berührte. Mag es unrecht gewesen sein, aber die Erinnerung daran war immer sehr schön und noch mehr die an die nächsten Augenblicke: wie Sie die Augenlider senkten, wie Sie mir die Hand gaben und ganz fest die meine drückten, und wie Sie dann mit der Scham kämpfend noch einmal die feuchten Augen zu mir aufhoben, daß ich gerade noch sehen konnte, um wie vieles tiefer und schöner sie bei diesem Erlebnis geworden waren; schließlich hatten Sie sich rasch abgewandt und ich sah noch fliegende kurze Röcke und schlanke laufende Kinderbeine, und schon waren Sie verschwunden.

Der heutige Frühlingstag, an dem ich den ersten blühenden Baum in diesem Jahre zu sehen bekommen habe, hat mir so vieles zugetragen an Jugend und Schönheit, daß ich davon ganz berauscht bin; meine eigene Kindheit zog an mir vorüber, und aus dem späteren Leben erinnerte ich mich zahlreicher Erlebnisse, die nicht weniger wunderbar waren als ein Baum, der blüht. Am häufigsten aber muß ich Ihrer gedenken und jenes Tages, da ich Ihr Haar geküßt habe. Dann beschäftigt mich immer die Vorstellung, wie Sie wohl gegenwärtig ausschauen mögen. Ich lasse Sie sozusagen in wenigen Augenblicken heranreifen aus dem Kind zu einem erwachsenen jungen Mädchen; von dieser Vorstellung bin ich dann wie trunken und möchte vor Sehnsucht so laut aufschreien, daß es der Frühjahrswind bis an Ihr Ohr trüge. Ich suche meine Gedanken abzulenken, aber sie kreisen immer nur um Sie. Da will ich mich mit der Tatsache trösten, daß doch Hunderttausende junger Männer in diesem Kriege an so einem Frühlingstag ähnlich leiden müssen wie ich. Das gewährt aber keinen Trost; vielmehr wünsche ich dann für uns alle, die so weit von Frauen leben, daß jeden einzelnen die nächste Frühlingsnacht mit der Gegenwart eines so holden jungen Dinges beschenken möchte, wie Sie es sind. Ganz tolle Sachen gehen mir da durch den Kopf. Ich denke mir, Ihr alle, die Ihr noch nicht vom Manne berührt seid, Ihr müßtet einmal alle zusammen in so einer Frühlingsnacht zu uns hinauskommen, die wir uns so nach Euch sehnen. Wahrlich, es wäre nicht unwürdig für Euch, in dieser Weise zu Frauen zu werden, in dieser Luft, die nicht nur erfüllt ist von Blütenduft, sondern auch von einem Dunst wie aus Blut und Eisen. Am schönsten wäre es, wenn Ihr in der Dunkelheit herangeritten kämt wie ein Sturmwind.

***

Rabbi Susja

Sein Leben in Geschichten von Martin Buber

Rabbi Susja, oder wie er im Volksmund heißt „der Rebbe Reb Sische", der Zaddik von Annopol am San, der 1800 starb, ist eine der repräsentativen Gestalten der unter dem Namen des Chassidismus bekannten religiösen Bewegung. Die Erzählungen von ihm sind noch heute im ostjüdischen Volke lebendig.

Das Gleichnis vom Ofenheizer

In jungen Jahren schloß sich Susja der Gemeinde des großen Maggids, des Rabbi Baer von Mesritsch, an. Doch saß er nicht bei den andern Schülern, sondern wanderte im Wald, lag in dessen Verstecken und sang Gott seine Loblieder zu, bis die Leute auf ihn das Wort der Sprüche Salomos anwandten: „Und du wirst beständig umirren in der Liebe zu ihr." Sein jüngerer Bruder aber, der Knabe Elimelech, war der Gemeinde noch fremd und lernte eifrig in den Büchern. Er verwunderte sich über Susja und fragte ihn einst: „Bruder, was ist dein Gebaren doch sonderbar, und alle im Lehrhaus sagen, daß es sonderbar ist!" Darauf antwortete ihm Susja mit einem Lächeln: „Mein Bruder, ich will dir eine Geschichte erzählen." Und dies ist die Geschichte:

Ein armer Holzhacker hatte ein großes Verlangen, das Angesicht seines Königs zu sehen. Darum verließ er sein Dorf und ging Tag für Tag, bis er in die Königsstadt kam. Nach mancherlei vergeblichen Mühen gelang es ihm, Ofenheizer im Palast des Königs zu werden. Da verwandte er nun allen Fleiß und Verstand auf sein Handwerk, holte selber das schönste harzduftende Holz aus dem Walde, spaltete es in ebenmäßige Scheite und füllte mit ihnen in kundigem Aufbau zu wohlbedachten Stunden die Kamine. Den König erfreute die gute lebendige Wärme, derengleichen er vorher nicht verspürt hatte, und er fragte ihr nach. Als man ihm von dem Ofenheizer und seiner Arbeit berichtete, ließ er ihm kundtun, er dürfe sich einen Wunsch ausbitten. Der arme Mann bat, er möchte zuweilen das Angesicht des Königs sehen. Das wurde ihm gewährt; in einen Gang, der aus dem Holzspeicher führte, wurde ein kleines Fenster gebrochen, dadurch man in den königlichen Wohnsaal blicken konnte; da durfte der Ofenheizer stehen und sein Verlangen sättigen.

Einmal ereignete es sich, daß der Königssohn an der Tafel seines Vaters ein Wort sprach, das diesem mißfiel, und er wurde zur Strafe für die Dauer eines Jahres aus den Gemächern des Königs verwiesen. Eine Zeit verbrachte er in der bittern Einsamkeit, dann wieder irrte er trübselig in den Gängen des Schlosses umher. So kam er an das Fensterchen des Ofenheizers; da wurde sein Herz noch stärker als zuvor von der Sehnsucht erfaßt, den Vater wiederzusehn, und er bat den Mann, ihn durchblicken zu lassen.

„Mein Bruder," sprach Susja zu Elimelech, als er in seiner Erzählung so weit gediehen war, „dies sind die Worte des Ofenheizers, da er sich mit dem Königssohn unterredete: ‚Du bist heimisch in den Gemächern des Herrn und nährst dich an seinem Tische; dir tut nichts not als dein Wort in Weisheit zu hüten. Ich aber habe nicht Weisheit noch Lehre, darum muß ich meinen Dienst tun, um das Angesicht des Herrn schauen zu dürfen.'"

Das Wort

Rabbi Israel von Rishin erzählte:

„Alle Schüler meines Ahnen, des großen Maggids, sprachen die Lehre in seinem Namen, nur Rabbi Susja nicht. Das kam daher, weil Rabbi Susja niemals eine Rede des Meisters zu Ende angehört hat. Denn zu Anfang der Rede, wenn der Maggid den Satz der heiligen Schrift vortrug, den er auslegen wollte, und mit den Worten der Schrift ‚Und Gott sprach' oder ‚Und Gott redete' begann, ergriff die Verzückung Rabbi Susja, und er schrie und bewegte sich so wild, daß er die Tafelrunde verstörte und man ihn hinausführen mußte. Da stand er dann im Flur oder in der Holzkammer, schlug an die Wände und schrie: ‚Und Gott sprach!' Er wurde erst still, wenn mein Ahn auszulegen begann. So ist es gekommen, daß er die Reden des Maggids nicht kannte. Aber die Wahrheit ist, das sage ich euch — aber die Wahrheit ist, das sage ich euch: Wenn einer in Wahrheit redet und einer in Wahrheit aufnimmt, dann ist es genug an einem Worte, das sage ich euch, dann ist es genug an einem Worte — mit einem Worte kann man die Welt erheben, mit einem Worte kann man die Welt entsühnen."

Das Leiden

Rabbi Schmelke und sein Bruder kamen einst zu ihrem Lehrer, dem heiligen Maggid von Mesritsch, und redeten zu ihm: „Unsere Weisen haben ein Wort gesprochen, das uns keine Ruhe läßt, weil wir es nicht fassen können. Das ist das Wort: ‚Der Mensch soll Gott für das Übel lobpreisend danken wie für das Gute und soll es in gleicher Freude empfangen.' Ratet uns, Rabbi, wie wir es fassen." Der Maggid antwortete: „Geht in das Lehrhaus, da werdet ihr einen Mann finden, der eine Pfeife raucht; das ist der Mann Susja. Er wird euch die Deutung sagen." Sie gingen ins Lehrhaus und legten Rabbi Susja ihre Frage vor. Er lachte: „Da habt ihr euch den Rechten ausgesucht! Ihr müßt euch schon an einen andern wenden und nicht an einen wie ich, dem zeitlebens kein Übel widerfuhr." Sie aber wußten: es war Rabbi Susjas Leben vom Tage seiner Geburt an bis zu diesem Tage aus Not und Pein ohne anderen Einschlag gewoben. Da verstanden sie, was es heißt, Leid in Liebe empfangen.

Auf der Wanderschaft

Susja und Elimelech zogen drei Jahre lang über Land, um des Loses der Gottesherrlichkeit teilhaftig zu werden, die im Exil umherirrt. Einmal übernachteten sie in einer Herberge, wo eine Hochzeit gefeiert wurde. Die Festgäste waren rohe Gesellen und hatten zudem über das Maß getrunken. Sie sannen eben auf einen neuen Spaß, und die armen Wanderer kamen ihnen gerade recht. Kaum hatten die beiden sich in einem Winkel niedergelegt, Rabbi Elimelech an der Wand und Rabbi Susja neben ihm, da kamen schon die Kerle herbei, packten den zunächstliegenden Susja, schlugen und peinigten ihn; endlich warfen sie ihn wieder hin und begannen zu tanzen. Elimelech hatte es verdrossen, unbehelligt auf seinem Sack und Bündel zu liegen, und er neidete dem Bruder die Schläge. Darum sagte er zu ihm: „Lieber Bruder, laß mich doch an deiner Stelle liegen und lege du dich in die Ecke"; und sie tauschten ihre Plätze. Als die Gesellen den Tanz beendet hatten, wollten sie den früheren Spaß wieder aufnehmen und legten schon Hand an Rabbi Elimelech; aber einer von ihnen rief: „Das ist nicht nach Recht und Ordnung; dem andern muß auch sein Teil an unseren Ehrengaben werden." So zogen sie denn Susja aus der Ecke hervor, versetzten ihm eine neue Tracht Prügel und schrien: „Auch du sollst ein Andenken an die Hochzeit bekommen!"

Danach sprach Susja lachend zu Elimelech: „Sieh, lieber Bruder, wem Schläge beschert sind, den finden sie, wo immer er sich hintut."

Der Empfänger

Ein Mann in Susjas Stadt sah, daß er sehr arm war, und legte ihm jeden Tag im Bethaus einen Gulden in den Gebetsriemenbeutel, damit er sein und der Seinen Leben zu fristen vermöchte. Seither wuchs der Wohlstand des Mannes von Mal zu Mal. Je mehr er besaß, um so mehr gab er an Susja, und je mehr er ihm gab, um so mehr besaß er.

Einmal besann er sich aber, daß Susja ein Jünger des großen Maggids, des Rabbi Baer von Mesritsch war, und es geriet ihm in den Sinn: wenn schon die Gabe an den Schüler so vielfältig gelohnt werde, welch ein Reichtum würde über ihn kommen, wenn er den Meister selbst beschenkte. So fuhr er nach Mesritsch und erwirkte von Rabbi Baer mit vielen Bitten, daß er eine ansehnliche Gabe von ihm annahm. Von diesem Augenblick an schwand sein Wohlstand mehr und mehr, bis aller Gewinn der gesegneten Zeit dahin war. Da kam er in seiner Betrübnis zu Rabbi Susja, erzählte ihm alles und befragte ihn, was dies sei: habe doch er selbst ihm gesagt, daß der Meister unmeßbar größer sei als er.

Susja antwortete ihm: „Sieh, solange du gabst und nicht hinsahst, wem du gibst, sondern Susja war dir recht oder ein anderer, so lange gab

auch Gott dir und sah nicht hin. Als du aber begannst, dir edle und auserlesene Empfänger zu suchen, tat Gott desgleichen."

Susja und der böse Wirt

Rabbi Susja kam einst in eine Herberge und sah auf dem Angesicht des Wirts die Sünden vieler Jahre wie ein Netzwerk aus versteckten Furchen. Eine Weile blieb er still und unbewegt. Als er aber allein in der Stube war, die man ihm angewiesen hatte, fiel mitten im Singen der Psalmen der Schauer des Mitlebens auf ihn, und er schrie auf: „Susja, Susja, du Arger, was hast du getan? Ist doch keine Lüge, die dich nicht verlockt hätte, und kein Frevel, den du nicht gekostet hättest. Susja, Törichter, Verwirrter, wohin nun mit dir?" Und er nannte die Sünden des Wirts mit Ort und Zeit einer jeden als seine eigenen und schluchzte. Der Wirt war dem seltsamen Mann nachgeschlichen; er stand vor der Tür und hörte seine Rede. Erst faßte ihn eine dumpfe Bestürzung, dann aber leuchteten Reue und Gnade in ihm auf, und er erwachte zu Gott.

Susja und die Vögel

Einmal zog Rabbi Susja über Land und sammelte Geld, um Gefangene auszulösen. So kam er in eine Herberge zu einer Zeit, da der Wirt nicht daheim war. Als er seiner Gewohnheit nach durch die Zimmer wanderte, sah er in einem einen großen Käfig mit allerlei Vögeln stehen, und Susja sah, daß die eingefangenen danach bangten, wieder im Raum der Welt zu fliegen und freie Vögel zu sein. So entbrannte sein Erbarmen über sie und er sprach zu sich: „Da rennst du dir die Füße ab, Susja, um Gefangene zu lösen, und was kann es für eine Lösung Gefangener geben, die größer wäre als diese, Vögel aus ihrem Kerker zu entlassen?" Alsdann öffnete er den Käfig, und die Vögel flogen in die Freiheit. Als der Wirt heimkam und den leeren Käfig sah, fragte er die Hausleute in großem Zorn, wer ihm dies angetan habe. Sie antworteten: „Da treibt sich ein Mann herum, dessen Aussehen ist wie eines Narren, und kein anderer als er kann diese Missetat begangen haben." Der Wirt schrie Susja an: „Du Narr, wie hat sich dein Herz erfrecht, mir meine Vögel zu rauben und das viele Geld zunichte zu machen, das ich für sie gezahlt habe!" Susja entgegnete ihm: „Du hast es in den Psalmen oft gelesen und gesagt: ‚Und sein Erbarmen über all seine Kreatur'." Darauf schlug ihn der Wirt, bis seine Hand müde war, und warf ihn endlich zur Tür hinaus. Und Susja ging fröhlich seines Wegs.

Von der Demut

Rabbi Susja und sein Bruder Rabbi Elimelech unterredeten sich einst von der Demut. Elimelech sagte: „Der Mensch soll erst die Größe des Schöpfers betrachten, dann wird er zu der rechten Demut kommen."

Susja aber sprach: „Nicht so, sondern damit beginne der Mensch, wahrhaft demütig zu sein, dann wird die Erkenntnis des großen Herrn über ihn geraten." Sie fragten ihren Lehrer, den Maggid, bei wem das Recht sei. Er entschied: „Dieses und dieses, beide sind Worte des lebendigen Gottes. Aber die innere Gnade ist dessen, der mit sich beginnt und nicht mit dem Schöpfer."

Adam und die Sünde

Susja fragte einmal seinen Bruder, den weisen Rabbi Elimelech: „Bruderleben, es steht doch in den heiligen Büchern geschrieben, daß die Seelen aller Menschen in Adam beschlossen waren. Da waren ja auch wir dabei, als er den Apfel aß. Ich kann es nicht begreifen, daß ich ihn habe essen lassen — daß du ihn hast essen lassen." Elimelech antwortete: „Wir mußten, wie alle mußten. Denn hätte er nicht gegessen, ewig wäre das Gift der Schlange in ihm geblieben, ewig hätte er gesonnen: Ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott — Ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott."

Susja und seine Frau

Susjas Frau war ein zänkisches Weib und lag ihm beständig in den Ohren, er solle sich von ihr scheiden lassen, und sein Herz war schwer von ihrer Rede. Eines Nachts rief er sie an und sprach zu ihr: „Hendel (das war ihr Name), sieh her!" Und er zeigte ihr, daß sein Kissen ganz feucht war. Dann sprach er weiter zu ihr: „Es steht geschrieben in der Gemara: ‚Wer sein erstes Weib vertreibt, der Altar selber vergießt Tränen über ihn.' Von diesen Tränen ist das Kissen durchnäßt. Und nun, was willst du noch? Willst du noch den Scheidebrief?" Von diesem Augenblick an wurde sie still. Und als sie still geworden war, wurde sie froh. Und als sie froh geworden war, wurde sie gut.

Die Tage

Rabbi Susja pflegte jeden Morgen beim Aufstehen, ehe er ein Wort zu Gott oder den Menschen sprach, auszurufen: Ganz Israel einen guten Morgen!

Tagsüber schrieb er alles, was er tat, auf einen Zettel, am Abend vor dem Schlafengehen holte er ihn hervor, las und weinte.

Der Gesang

Rabbi Susja hörte einmal im Bethaus am Vorabend des Versöhnungstages einen Vorsänger die Worte „Und es ist vergeben" auf wunderbare Weise singen. Da rief er Gott an: „Herr der Welt, hätte Israel nicht gesündigt, wie wäre vor dir solch ein Gesang erklungen?"

Susjas Andacht

Susja war einmal bei dem alten Rabbi von Reschis zu Besuch. Der hörte nach Mitternacht ein Geräusch aus der Kammer des Gastes, trat an die Tür und lauschte. Da hörte er, wie Susja in der Stube auf- und niederlief und redete: „Herr der Welt, sieh, ich liebe dich, aber was vermag ich zu tun, ich kann ja nichts!" Danach lief er weiter auf und nieder und redete das Gleiche, bis er sich plötzlich bedachte und rief: „Hei, ich kann ja pfeifen, da will ich dir was vorpfeifen." Als er aber zu pfeifen begann, erschrak der alte Rabbi von Reschis.

Am Scheideweg

Auf einer seiner Wanderungen begab es sich, daß Rabbi Susja an einen Scheideweg kam, und er wußte nicht, welche der beiden Straßen er gehen sollte. Da hob er die Augen auf und sah, daß die Herrlichkeit Gottes ihm voranging.

Die Polnischen haben keine Lebensart

Rabbi Natan Adler erzählte:

Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart. So oft meine Seele sich zum Himmel erhebt, immer ist Rabbi Susja schon da. Ich habe einmal durchgefastet, um ans Tor des Himmels zu kommen, wenn es noch verschlossen ist. Da stehe ich nun vor dem Tor, und wie es geöffnet wird, gehe ich als erster hinein. Wen, meint ihr, erblicke ich drin? Den Rabbi Susja. Wie er hereingekommen ist, weiß ich nicht, aber er war schon da. Er hatte nicht gewartet, bis man ihn einließ. Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart.

Susja, das Feuer und die Erde

Susja legte einmal seine Hand ins Feuer; als es sie versengte und sie zurückzuckte, verwunderte er sich und sagte: „Ei wie grob ist Susjas Leib, daß er sich vor dem Feuer fürchtet."

Ein andermal sprach er zur Erde: „Erde, Erde, du bist besser als ich und doch trete ich dich mit meinen Füßen. Aber bald werde ich unter dir liegen und dir untertan sein."

Das Ende

Rabbi Susja wurde sehr alt. Sieben Jahre bis zu seinem Tode lag er auf dem Krankenbett, denn er hatte, so ist von ihm geschrieben, das Leiden auf sich genommen, um Israel zu entsühnen.

Auf seinem Grabstein stehen die Worte: „Der Gott in Liebe diente, der sich der Leiden freute, der viele der Schuld entwandte."

***

Rundschau

Bemerkungen zu einigen hilfreichen Büchern

von Samuel Saenger

Viele edle Menschen sehe ich zwischen Melancholie und Zynismus, zwischen hoffnungsloser Denkbemühung und allerhand automatischen Betätigungen schwanken.

Das ist nicht der Weg, das europäische Chaos zu erhellen und zu überwinden, das von Klageweibern umheult und von eitel heroisierenden Narren umsungen ist.

Trotz aller Zusammenbrüche der letzten Wochen glaube ich, daß es einen Weg zu Hoffnung und Wahrheit gibt und daß auch wir Reflexionsmenschen, — gerade wir Reflexionsmenschen ihn können finden helfen. Selbst ein paar bescheidene Bemerkungen zu einigen guten und hilfreichen, das heißt zu Billigung und Ablehnung, zu Bestätigung und Revision zwingenden Büchern gehören auf diesen Weg. Was das Schwert selbst schafft oder umschafft, zerreißt, zerstört, zerstampft, oder neu bindet und verknüpft, geht über Form und Rahmen nicht hinaus. Geist, Willen, Wahrheitsmut und Haß gegen denkfaule Routine sollen ihnen den neuem Inhalt und die neue Zukunft geben.

Vor den Büchern über England, die der Krieg geboren hat, kann ich nur warnen, selbst wenn sie so gelehrte Herren wie Eduard Meyer, den berühmten Berliner Historiker des Altertums, zu Verfassern haben. Eine Kampfschrift ist, zumal in dem Aufruhr gegenseitiger Beschimpfungen, durch die in Kriegszeiten sich die daheim gebliebenen Affekte Luft machen, ein rechtmäßiges Erzeugnis, es trägt seine Herkunft aus der Gefühlssphäre und seine Bestimmung an der Stirne: in diese Reihe gehört zum Beispiel des Grafen Reventlow ‚Vampirbuch'. Heute ist der Punkt erreicht, an dem selbst ihre starken Wirkungen verpuffen und die Leser mit ungesättigten Haßaffekten selten geworden sind. Aber jene Verquickung von Willen zur Objektivität, der in Jahren strenger Zucht erworben wurde, und Willen zur Subjektivität, der an sich im Strudel der Leidenschaften

nur zu begreiflich ist, entmutigt durch seine unerträgliche Halbheit und Zwitterhaftigkeit. Deshalb ist die ‚subjektiv-objektive' Produktion der Gelehrten ein so großes Ärgernis.

Anders steht es mit einer Gruppe von Büchern, die viel geordnetes Wissen darbieten, wie des Heidelberger Geographen ‚Englands Weltherrschaft und der Krieg' (B. G. Teubner, Leipzig). Was da in den beiden Schlußkapiteln über Ziele und Wesen der englischen Politik, über die Methoden englischer Weltherrschaft und deren Zukunft gesagt und vor allem, wie das ‚sittliche Urteil' darüber begründet wird, ist Beiwerk ohne Originalität; fruchtbar dagegen wird das Urteil, wo der Geograph von den Naturbedingungen des Inselvolks spricht und Lage und Küstenbeschaffenheit, Bodengestaltung, Klima, Minerallagerstätten, Pflanzen- und Tierwelt beschreibt und sehr übersichtlich das zusammenstellt, was systematisches Lesen und Lernen über die Entwicklung von Staat und Volk zur Weltherrschaft und heutigen Wirtschaftsverfassung in Erfahrung gebracht hat. Solche Bücher klären auf, und Aufklärung beruhigt. Eine Einzelheit sei hervorgehoben. Walther Rathenau hatte in seinen ‚Reflexionen' auf die Stagnation der englischen Industrie hingewiesen, auf ihre sichtbar und fühlbar werdende Rückständigkeit, gemessen an der modernen Forderung und Praxis, die industrielle Technik mit Wissenschaft zu durchtränken, und er hatte den Engländern den Rat gegeben, von der Industrie abzulassen und ihre Kraft auf Handel und Schiffahrt zu konzentrieren. Da er selber ein ebenso hervorragender Industrieller wie Psychologe ist, der die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge mit seltener Intuition überschaut, so muß er wohl angenommen haben, die Insulaner von heute, noch vor sechzig Jahren die ersten Erfinder, Techniker und Industrieorganisatoren der Welt, hätten entweder Willen und Fähigkeit zu dieser Modernisierung verloren, oder verkehrsgeographische und völkerpsychologische Ursachen trieben sie fast automatisch dem Handel und der Schiffahrt zu. Hettner, der im übrigen Rathenaus Urteilskompetenz durchaus anerkennt, bestreitet, daß die wirkliche Entwicklung diesen Weg gehen kann oder gehen wird. Die Wirtschaftsgeschichte der kontinentalen Länder, zumal der großen, scheint ihm recht zu geben: vor dem Kriege schrumpfte auch Englands Monopol als Frachtführer der Welt ein, große kontinentale Schiffahrtslinien wurden eingerichtet und gediehen schnell und üppig, sie befreiten den Festlandshandel zusehends von englischer Vormundschaft, in Hamburg, Bremen, Amsterdam, Antwerpen, Havre und sonst bildeten sich selbständige Märkte für Kolonialwaren aus, und der Einfluß dieser Handelsstädte breitete sich über die kontinentalen Gebiete aus, die früher englisches Hinterland waren. Ich habe früher einmal zu zeigen versucht, in welchem Umfang sich in allen Werktätigkeiten, seelischen wie körperlichen, die Emanzipation von

England nach Siebenzig kundgab, trotz extensivem Triumph des Angelsächsischen: an dieser wichtigen Einzelheit tritt das sehr eindringlich hervor. Wie sich in diesem wesentlichen Lebenskreis Herrschaft und Hörigkeit nach dem Kriege zwischen England und dem Kontinent verteilen wird, und in welcher Mischung von Spannung oder Geeintheit, von Neben-, Mit- oder Gegeneinander die Festlandstaaten aus der Zerrüttung hervorgehen werden, wage ich eben nicht vorauszusagen . . .

Doch ich eile zu Büchern, die weit über den Tag Geltung behalten. Herr G. von Schulze-Gaevernitz hat sein Werk ‚Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts' (Duncker und Humblot, Leipzig) unverändert herausgeben lassen. An die Substanz dieser Arbeit, die unter der bescheidenen Flagge eines handelspolitischen Problems nichts weniger darbietet als die Geschichte und Analyse des englischen Geistes, des englischen Imperiums, der englischen Art, alle Diesseitigkeiten und Jenseitigkeiten des Lebens zu ordnen und zu begreifen, — an sie haben die zehn trüben Jahre gedankenlosen Zutrauens und grausamer Zerrüttung nicht gerührt, die seit der ersten Veröffentlichung des Buches ins große dunkle Geheimnis gerollt sind. Einen schöneren Lohn für sachergebenes Denken und Forschen wüßte ich mir nicht. Wenn der Verfasser heute das Buch neuen Lesern zugänglich macht, so liegt darin, scheint mir, das Bekenntnis, daß der weltgeschichtliche Konflikt, in den wir zu England geraten sind, und seine Folgen für die Weltkultur sich nicht besser als durch die Tatsachen und Deutungen erklären lassen, die sich da beisammen fanden und durchdrangen. Der Anspruch ist, in allem Wesentlichen, gerechtfertigt, wenn man unter ‚Erklärung' nur das psychologische Plausibelmachen geschichtlicher Vorgänge versteht. Das eben macht diese Arbeit so wertvoll und dadurch überschattet sie den größeren Teil der historischen Literatur von Ranke bis Erich Marcks, daß sie statt der Geschichte der politischen Aktionen, der Wandlungen in Verfassung und Wirtschaft und der Registratur sichtbarer und statistisch belegbarer Wachstumserscheinungen zeigt, wie die gegebenen sachlichen und persönlichen Faktoren gerade diesen Typus eines modernen Herrenmenschen, gerade diese Form von Wirtschaftsgeist und diese Ausgabe von Idealität geschaffen haben, mit allem Fragmentarischen und Fragwürdigen, mit allen Mängeln und Auflösungstendenzen, die am vorläufigen Ende jeder Volks- und Staatengeschichte stehen.

Auch Herr von Schulze-Gaevernitz ist dem blöden Vorwurf nicht entgangen, ‚anglophil' zu sein, weil er für das Objekt seiner Erkenntnis Sympathie empfand, weil er für den englischen Menschen schließlich noch mehr Interesse hatte als für die Institutionen, die er geschaffen hatte und in denen er lebte, weil er durch alle Sachlichkeiten der äußeren Zeichen-

und Scheinwelt hindurch zu dem seelischen Format des Menschen, hier des modernen englischen, sich durchzutasten suchte. Diese Anwürfe haben, besonders seit Kriegsausbruch, uns alle bespritzt, die wir dieses Format zu erfühlen trachteten, weil literarischer Mob zwischen Sympathie, die allem Menschlichen gebührt und bei vertrautem Umgang Schwächen wie Stärken umfaßt, und gedankenlosem Snobismus von Modenarren und plutokratischem Scheinwesen nicht zu unterscheiden vermag. Am Schluß seiner Studien stellt der Verfasser eine sichtbare Wertminderung dieses starken Typus fest, eine Schwächung der Arbeitsenergien, eine Verflachung seiner Geistigkeit, eine Erschlaffung seiner puritanischen Zucht, eine Materialisierung in Geschmack und Lebensgewohnheiten, ein Hinabgleiten in die Rentneridealität, die trotz der Prophetien und Gewissensmahnungen von Carlyle und Ruskin sich bis weit in die Mittelklassen eingefressen hat, aber er hat auch, so bedrohlich ihm das für das Verhältnis zu Deutschland erschien, auf die Kräfte der Verjüngung in dem neubritischen Imperialismus gewiesen, — auf jene Kräfte, die wir zum Teil eben am Werke sehen. Noch läßt sich nicht sagen, wie weit sie reichen werden. In ihnen — das soll man gerade jetzt laut sagen — in ihnen steckt aber nicht nur Gewinnhunger niederster Art. Ihr Weltherrentum, das in diesem tragischen Augenblick unter dem Ansturm einer der geistigsten Menschenrassen der Geschichte seine letzte und gefährlichste Probe durchmacht, läßt eine der stärksten Menschenrassen der Geschichte erst fahren, wenn sich aus dem Arsenal ihrer Mittel die diabolischesten erschöpft haben. Geschichtlich besehen, das erfährt der Leser selten so aus erster Hand wie hier, hat England den Absolutismus seiner Macht gegen Spanien, Holland und besonders gegen das Genie Frankreichs durch den stärkeren Charakter aufgerichtet. Es siegte über seine Mitbewerber, nicht weil es den stärkeren Staat, sondern weil es den stärkeren Einzelmenschen besaß. Das ist das Leitmotiv der englischen Geschichte, ob es sich um die Baumwollindustrie in Lancashire oder die Kirchenreformation im siebzehnten Jahrhundert oder den Kampf gegen Napoleon oder den Umbau seiner Verfassung seit 1832 oder die Gründung von Rhodesien oder sonst was handle. Für ein früheres Kapitel dieser Entwicklung hat Napoleon, der die ‚Freiheit der Meere' auf dem Landwege nach Indien zu erobern strebte, aus Rußland das Motto geschrieben: ‚Es ist alles wie ein Stück in der Komödie, und die Engländer machen die Änderungen in der Szenerie.' Engländer als die Regisseure der Weltgeschichte. 1812 wie 1914ff. das gleiche Lied.

In Entstehung und Wesensart des kapitalistischen Geistes öffnet jedes reife Buch über England großartige und — schauderhafte Einblicke. Herr von Schulze-Gaevernitz sagt das Wesentliche sachlich, Sombart im ‚Bourgeois' pointierter und mit weiterem Blick über Arten und Unterarten.

Das ist überall die Naturgeschichte von des Menschen Not und Ichsucht, und wie sie sich mit seinem Bautrieb verbinden und gleichzeitig mit der Zivilisation alle Kultformen der Seelenverhärtung ins Leben rufen. Auch England hat edle Menschen genug, denen in der schauderhaften Atmosphäre der Atem vergeht, wo die Kunst zur Magd des Luxus wird, wo reine Wissenschaft und Philosophie ein abseitiges und akademisches verkümmertes Leben führen, ohne das Dasein zu ergreifen und zu gestalten, wo die Lustqualitäten von Poesie und Musik unter die des Kegelspieles gestellt werden (J. Bentham), — man braucht nicht gerade an Carlyle oder John Stuart Mill zu denken. Aber wahr ist: hier ist der reine Wirtschaftsmensch, der homo oeconomicus, in seiner Nacktheit zuerst gezüchtet worden, hier ist die Wirtschaftswissenschaft, als Lehre von den Erwerbszwecken und Erwerbsmitteln, zuerst systematisch ausgebaut und gepflegt worden, und hier zuerst hält das plutokratische Element die Gesellschaftspyramide so fest umklammert, den ursprünglichen Aristokratismus der Verfassung so durchtränkt, daß seine krebsfräßigen Merkmale, von keiner Demokratie bisher bezwungen, Tat und Gesinnung von Millionen vergifteten. Kapitalistischer Geist ist freilich überall derselbe, sein Gifthauch hat aller Orten die Bourgeoisien und auch die Massen — ja auch die sozialistisch organisierten Massen in Bewegung gesetzt und dem Abgrund zugetrieben, aus dem kein Weg hinauszuführen scheint. In der Gemeinschaft des Volksganzen aber, das darf ich aus lebendigster Erfahrung hier bekennen, besitzt der kapitalistische Geist in England Primat und Priorität.

Über die zukünftigen Wege der imperialistischen Wirtschaftspolitik hat von Schulze-Gaevernitz alle Möglichkeiten zusammengetragen, er hat den Willen zur ökonomischen Autarkie oder Eigenversorgung (self-sufficiency) geprüft und die Wirtschaftsbedürfnisse und den Wirtschaftsehrgeiz der Dominions scharf zergliedert. Die Bewegung ist seither in Fluß geblieben, der Krieg stellt dem Schutzzoll den Sieg in Aussicht; das Wie der Gestaltung steckt noch im Nebel. Schon 1906, als das Buch erschien und der Liberalismus in seiner neuzeitlichen radikalen Zusammensetzung die Regierung übernahm, durfte man Frieden und internationalen Ausgleich nicht einfach mit Freihandel identifizieren, mit Schutzzoll oder einer seiner Maskierungen (fair trade) nicht ohne weiteres die Idee von Krieg und Übergang zum Militarismus (allgemeine Wehrpflicht) verknüpfen; aber es war mit Händen zu greifen, daß rein politische Motive, Fragen also der internationalen Politik, die Seele des neubritischen Imperialismus erfüllten und dem ökonomischen Interesse durchaus übergeordnet waren. Das heißt: die Parteigegensätze machten an seiner Schwelle halt, sie hatten wesentlich die gleiche Außenpolitik. Die Nuancen würden, das fühlte man voraus, im kritischen Augenblick verschwinden. Bestimmend für sie beide war der

Zwang, den lockeren Zusammenhalt der Reichsglieder bundesstaatlich — die schiefe Analogie des deutschen Vorbilds spielt bekanntlich selbst in Joseph Chamberlains Agitationsreden eine entscheidende Rolle — zu ordnen, um zwischen den kompakten Weltreichen Rußland und Vereinigte Staaten und gegen die deutsche Rivalität in Industrie, Schiffahrt, Handel, Flottenbau, Kolonialehrgeiz der Zukunft sicher zu sein. Man verzeihe mir die Bemerkung, daß ich in einer Sonderschrift sofort auf diese politisch uns unbequemen Zusammenhänge hinwies: aber man belächelte die pessimistische Prognose, und mancher Botschafter unserer öffentlichen Meinung an der Themse hat um dieses Lächeln bis in den Augenblicken der Entzauberung die Girlande seines Witzes und seiner guten Laune geflochten. Auch diese Schmockhaftigkeiten büßen wir jetzt . . . Ich wollte sagen, daß in dem Werke, von dem ich hier spreche, diese Dinge über bloße sachverständige Nüchternheit hinaus verhandelt werden. Auch in diesem Betracht ist es noch heute hilfreich, weil unveraltet.

In welchem Umfang dieses Urteil gültig ist, offenbaren ein paar Bemerkungen über das Verhältnis von England zur großen Tochterrepublik, ein Verhältnis gegenseitiger Ergänzung, so stark, so tief verankert im Interesse und in der Idealität beider Nationen, daß ein Konflikt auch vor der Bindung durch Schiedgerichtsvertrag undenkbar erschien. Kanada ist nach Süden tatsächlich wehrlos, auf dem guten Willen des südlichen Nachbars beruht seine Sicherheit. Der Aufschwung der westlichen Prärie datiert von der Aufhebung der englischen Getreidezölle, der amerikanische Farmer hat seither an der Offenhaltung des englischen Marktes ein großes Interesse. Bei einem Krieg Englands gegen eine dritte Seemacht würde die erfolgreiche Behandlung des Getreides als Kriegskonterbande von Amerika schwer empfunden werden — das wurde 1906 geschrieben: die Liste von Artikeln, die Kriegskonterbande sind und an deren unbehinderter Ausfuhr die Wirtschaft der Vereinigten Staaten ein allergrößtes Interesse hat, umfaßt heute, weiß Gott, ganze Kilometer. Herr von Schulze-Gaevernitz übersah das Finanz- und Industrieinteresse innerhalb der modernen Staaten, — deren fluchbeladenes ökonomisches Ethos. Unvergleichlich wichtig waren darum der Imperialismus, insbesondere die ostasiatischen Interessen der Union, damit legte sie Pfänder in die Hand der zurzeit noch überlegenen britischen Seemacht. 1906! Doch entscheidend für die Beziehungen der beiden Nationen sind diese Rechenexempel nicht, seelisch bindender ist schon seit Jahren das Reigen beider Snobismen und Plutokratien von Herzen zu Herzen, vor allem aber die Sprach- und Kulturgemeinsamkeit, der Besitz der gleichen höchsten Wertvorstellungen, die ideelle Basis dauernder politischer Verbündetheit. Gegenseitige Zugeständnisse werden nicht als Opfer an Macht und Ehre betrachtet, ungeschrieben lebt in Engländern und

Amerikanern eine Bündnisauffassung wie etwa zwischen Deutschösterreichern und Reichsdeutschen, so daß nicht wundernehmen kann, daß schon der ältere Chamberlain in der Vorstellung vom allverbindenden Angelsachsentum schwelgte, wonach „der Union Jack und das Sternenbanner zur Verteidigung einer gemeinsamen Sache flattern könnten, die durch Humanität und Gerechtigkeit geweiht ist". So sind wir bei den Götternamen angelangt, die Gruppen von Menschen binden, indem sie gegen andere Gewaltmauern errichten.

Ein paar Jahre später wurde auf und für dieses Verhältnis die Vorstellung der höheren Nationalität (higher nationality) geprägt, ein engerer angelsächsischer Kosmopolitismus, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Auf der Jahresversammlung der amerikanischen Juristen (The American Bar Association) in Montreal (1913) war diese höhere Nationalität Haldanes, des damaligen Lordkanzlers, Vortragsthema. Er gab ihm die ganze Weihe der philosophischen Betrachtungskunst, die er in der Werkstatt Hegels, Fichtes und seines Göttinger Lehrers Lotze erlernt hatte. Ich verdanke den Hinweis auf diese gedankenreiche Rede: 'Higher Nationality. A Study in Law and Ethics' (London, John Murray) Hermann Oncken, der sie im ersten Bande seiner historisch-politischen Aufsätze analysiert. Ihr Studium ist zeitgemäßer als das ganzer Bibliotheken von Kriegsschriften. Der Besitz und das gemeinsame Erbteil an geistigen und seelischen Überlieferungen, an Idealen, an obersten Sittlichkeits- und Rechtsvorstellungen, ja die gemeinsame Art der Bildung von Rechtsbegriffen und Rechtsgewohnheiten heben die Vereinigten Staaten, Kanada und Großbritannien aus dem Nebeneinander der übrigen Völker und Staaten heraus und stempeln diese Gruppe, mit ihrer Identität des Geistes und ihrem Gemeinwillen, zu einer einzigartigen. In der Rechtsbildung tritt diese Identität am schärfsten hervor. Vor dem Riß haben bedeutende deutsche Juristen und Verwaltungsbeamte (wie Adickes) gerade die besondere Art der englischen Rechtsbildung, haben sie die Recht erst schaffende Funktion und Mission des englischen Richters (judge-made) nicht barbarisch gescholten, den Mangel am Sinn für Systematisierung und Kodifizierung nicht als unheilbares Symptom geistiger Minderwertigkeit bemakelt, sie fanden neben dem Sonderbaren und Unmodernen auch nachahmenswerte Vorzüge, die dem kontinentalen Schuljuristen abgingen: heute —. Gleichwie. Die Tatsachen sind ewig wie ihr Geist, ihr Sinn, ihre Idee; und es kommen die Tage, wo die Geschlechter daran arbeiten werden, den Schutt wegzuräumen, der das Licht verdunkelt.. Haldane zeigte, wie die kosmopolitische Gemeinschaft der führenden Geister zwischen Nationen solchen Gemeingeistes und solchen Gemeinwillens zustande kommt, und daß die politische Annäherung und Bindung durch Verträge ihr Niederschlag sein müsse. Zum Schluß verweist er auf das

Bündnisverhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn und versucht, in einer viel bemerkten Abschweifung, die politische Zweckhaftigkeit der Verbandsmächte ethisch zu bemänteln, nach den Anleihen aus Fichtes „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", ein Hinabgleiten aus dem reinen Äther des christlich-humanen Ethos in die zeitübliche politische Tartüfferie. Doch hier liegt mir nur daran, den Ort anzugeben, den Amerika in der Staatengemeinschaft seelisch wie politisch a priori einnehmen mußte. Man wird nun Woodrow Wilsons Gebundenheit in der Freiheit besser verstehen.

In Ferdinand Tönnies' Studie „Der englische Staat und der deutsche Staat" (bei Karl Curtius, Berlin) wird man mit Freude und Zustimmung den ungebrochenen Willen bewundern, mit seinen alten Waffen das politische Halbwissen, die Phrasengläubigkeit, den Ersatz begründeter Überzeugungen durch vages Meinen zu bekämpfen. Seine alten Waffen waren: die von überlegener Kritik durchleuchtete Kenntnis des geschichtlichen Lebens in seinen primitivsten und seinen entwickeltsten Formen, aber sein Ethos, das einen von Hause aus messerscharfen Verstand in Zucht nahm, hat ihn vor Mißbrauch durch Fechterkunststücke ebenso bewahrt wie vor der unschöpferischen Anhäufung von Bücherwissen, die so oft den Weg zu den strahlenden akademischen Ehren ebnet. Den Stempel dieser edlen Haltung trug gleich die erste größere Arbeit, die seinen wissenschaftlichen Ruf begründete und zu einem internationalen machte, das Buch über ‚Gemeinschaft und Gesellschaft'. Ein bohrendes, in letzte Tiefen bohrendes Werk, das von Eile und Denkbequemlichkeit beflügelte Leser eher verscheuchte und viele Jahre brauchte, um eine zweite Auflage zu erreichen. Die originalen Gedankengänge wurden später durch den ‚Hobbes' und die ‚Sitte' weiter ausgebaut, die Grundlagen blieben unverändert. Von dem Versuch, die gesellschaftliche Begriffsbildung zu belauschen und ihr Gesetz zu bestimmen, will ich hier nicht reden, nur das letzte Ergebnis sei angedeutet. Sie berühren sich übrigens mit dem Wesentlichsten der Ansicht, die Walther Rathenau in seiner ‚Mechanik des Geistes' und seinen anderen Arbeiten vorträgt.

Es ist eine der wertvollsten soziologischen Schriften der neueren Literatur.

In der bürgerlichen Gesellschaft war das Bewußtsein der naturhaften Zusammenhänge völlig geschwunden. Mechanische und verstandesmäßige Mittel waren an ihre Stelle getreten; soziale Klammer wurde das allgemeine Tauschmittel, das Geld, the cash nexus between man and man, wie Carlyle höhnt. Die vertragsrechtlichen Verknüpfungen reichten nicht aus, um den sozialen Gefühlen jene naturgeborene Farbe, jenes unerklärliche Mysterium der Sympathie und Gefühlswärme zu erhalten, die in der

Mutterzelle des sozialen Organismus, der Familie, ihre Wohnstätte hatten; mit Hegel faßt Tönnies die bürgerliche Gesellschaft in ihrer entwickelten kapitalistischen Form als die Verneinung der familienhaften Vergesellschaftung auf, und als Verneinung dieser Verneinung, nach Überwindung der künstlichen Zweckhaftigkeiten und ihrer sozialen Organisationen, kehrt der Staat in die Idee der Familie zurück. Das ist: der Staat will seinem tiefsten Sinne nach Gemeinschaft statt Gesellschaft, er will Gemeinschaft über Gesellschaft in sich darstellen.

In der Studie, die wir anzeigen, kommt Tönnies auf seine Grundanschauungen zurück, auf das große ethische Ziel des Staatslebens, das ein Vaterland nicht voraussetzt, sondern in sittlicher Arbeit erst schaffen und verwirklichen soll. Dadurch wird Geschichte die Entwicklung zur Freiheit (im Sinne Fichtes), dadurch allein kann dereinst ein Zustand erreicht werden, in dem das Individuum im dichten, dicken, dunklen Netz der Gebundenheiten sich souverän fühlen kann. Die Souveränität, die wir anstreben, ist daher keines der Rechte, die mit uns geboren, sondern eine Aufgabe, die uns auferlegt und die zu erfüllen die Autonomie des Gewissens uns gegeben ist. Wieder denkt man an den Grundrhythmus des Fichteschen Standpunktes. Das Mittel dazu, das aber vor aller Politik der Gegenwart als höchstes Ziel ‚an sich' empfunden wird, ist die völlige Identität von Staat und Volk, wie sie nach Gierke das Wesen der modernen deutschen Staatsidee ausmacht . .

Das soziologische Schema wird nun bei Tönnies durch die Erfahrungen und Erlebnisse der letzten Jahre neu belebt und bluterfüllt. Es ist interessant zu sehen, wie Tönnies die westliche Staatsstruktur und den ganzen Aufbau der westlichen Demokratien von dem Wesen dieser modernen deutschen Staatsidee aus zergliedert und kritisiert. Wenn dieser zu radikaler Denkarbeit gereifte und zu radikaler Überzeugung gelangte Gelehrte sich scheut, die schon banal gewordene Gegenüberstellung von Obrigkeitsstaat und Volksstaat nicht durchaus zu unsern Ungunsten auszulegen, so heißt das nur, daß er den Weg zu unserer politischen und sozialen Freiheit auf andern als den ausgeleierten westlichen Wegen sucht. Daß er sie ideal fände und sich bei der Unfertigkeit beruhige, die aus allen Poren ihrer Organisationen schwitzt, ist eine Ansicht, die niemand ihm unterschieben wird.

Aber ich möchte von dem konkreten Inhalt der Studie ein anschaulicheres Bild geben, — kritische Vorbehalte werden freilich nicht fehlen dürfen. So ziemlich alles, was uns heute bewegt, das Recht der Verfassung und Verwaltung in seinen tausendfachen Spiegelungen, Verästelungen und Belangen, wird dargestellt, Theorie und Praxis in beiden Staaten wird fortwährend verglichen und immer an der letzten Sehnsucht des zivilisierten Menschen gemessen und begutachtet. Bei dem Parlamentsrecht (über das

eine grauenhafte Unkenntnis herrscht) verweilt Tönnies sehr ausführlich, er bestimmt das Maß der wirklichen — nicht der vorgeblichen „Souveränität" des englischen Volkes und begutachtet nach ihrem Vorbild unsere deutschen Verhältnisse im Reich und in den Gliedstaaten. Die persönliche, die bürgerliche, die politische und die gesellschaftliche Freiheit, die dem Individuum tatsächlich und in seiner Einbildung zusteht, werden beklopft und begutachtet. Und das Resultat? Ich wiederhole, abgekürzt, die Leitsätze, in denen der Soziologe seine Anschauungen niederlegt. Der englische Staat ist ein wesentlich unzeitliches Gebilde; er trägt die wesentlichen Charakterzüge, die er im späteren Mittelalter angenommen hat, auch nachdem der Krone der größere Teil an Macht von dem Parlament entrissen war. Edmund Burke, der große Publizist, stellte fest: die englische Verfassung ist nie ganz alt und nie ganz jung, sie ist immer im Werden, immer im Fluß, gerade weil im Anfang nicht das geschriebene Wort, sondern der lebendige Brauch stand. Tönnies scheint eher die Mängel dieses Zustandes zu empfinden: ich hatte in meinem Erlebnis eher die Vorzüge im Auge, das ist oft mehr als Forschung und das Recht des Begriffs. An den Bedürfnissen der nach Systematisierung strebenden Modernität gemessen, zählt er auf, was zu einer geordneten Verwaltung, einem geschulten Beamtentum, einem ausgebildeten Verwaltungsrechte fehlt: ein reiches Verzeichnis. Die vollziehende Gewalt ist von der gesetzgebenden nicht scharf geschieden. Montesquieus berühmte Konstruktion von den drei Gewalten, der ausübenden, der gesetzgebenden und der richterlichen, war schief; vielleicht wurde sie gerade darum für Frankreich und die Vereinigten Staaten folgenreich. Das Übergewicht des Privatrechtes und der ordentlichen Gerichte bedeutet eine große Macht der Reichen gegenüber den ausgleichenden Wirkungen der Gesetze und oft einen in die Ausführung der Gesetze übertragenen Parteikampf. Tönnies gründet diese wichtigen Sätze auf die Forschungen und Überzeugungen der ersten englischen Verfassungsrechtler und Publizisten, auch der radikalen Schule.

Trotz der Ausdehnung des politischen Rechtes auf die arbeitende Menge sind die gesellschaftlichen Grundlagen in England ausgeprägt aristokratisch, und sie sind es, die dort mehr als in andern modernen Staaten die Verfassung bestimmen. Das Parlament wird zwischen dem regierenden Ausschuß und der Wählermasse immer mehr ausgeschaltet. Das führt zu einer ausgesprochenen Oligarchie, zur Kabinettsregierung oder, wie man es neuerdings genannt hat, zum Kabinettscäsarismus. Seit der Beschränkung des Vetorechtes der Lords hat sich die oligarchische Gewalt des Kabinetts noch gesteigert, wie der radikale Publizist J. A. Hobson (1909) vorausgesehen hat: „Es gibt Umstände, unter denen dieser Stand der Dinge leicht auch zum Cäsarismus werden könnte, wo ein magnetischer Parteiführer entweder die Phantasie der großen Menge gefangen nähme oder

unter mitstrebenden Politikern sich den ersten Rang zu sichern wüßte." Die englische Parlamentsgeschichte ist nun reich an solchen magnetischen Persönlichkeiten. Die Namen Pitt, Peel, Disraeli, Gladstone fallen aus neuester Geschichte auch dem Laien sofort ein, aber ihre Macht war hauptsächlich in der Suggestion begründet, die ihre Persönlichkeit auf Parlament und Partei ausstrahlte, während heute ein Lloyd George seine Herrschaft mit den demagogischen Mitteln der öffentlichen Meinung, der Presse, der Straße, der Volksversammlung, bis zum Terrorismus und zur Ausschaltung der landesüblichen persönlichen Freiheit steigern kann. Die demoralisierenden Umstände der Wahlmache und des Snobismus der Mittelklassen (die übrigens Disraeli aus tiefstem Herzensgrunde mißachtete) haben diesem Verfall des englischen Parlamentarismus vorgearbeitet, soweit von ihm schon die Rede sein darf. Hier wäre freilich ein sehr reichhaltiges Kapitel über die Entstehung der kapitalistischen Gesinnung, die Verdrängung der feudalen Aristokratie durch halbwüchsige plutokratische Zwitter, die an der Spitze der englischen Gesellschaftspyramide heute glitzern, und die monopolistische Herrschaftsstellung in Finanz und Handel einzuschalten, um die Talmiseiten der englischen Demokratie auf letzte Ursachen zurückzuführen. Von Carlyle und Ruskin bis zu William Morris, von Marx und Engels bis zu Held und Schulze-Gaevernitz sind die wissenschaftlichen und polemischen Dokumente für diesen Nachweis gehäuft. Die sogenannte Englandlegende braucht nicht erst heute erdrosselt zu werden: sie war als Streusand für deutsche Philister von Einsichtigen längst erkannt.

Der Ruhm Englands, ein freies Land zu sein, beruht nach Tönnies darauf, daß es aristokratisch und nicht monarchisch regiert wurde. Noch ehe die industrielle Revolution die Bürgerherrlichkeit errichtete und die großen Reformen in Verfassung und Verwaltung, in Staat und Gemeinde seit 1832 Bourgeoisie, Mittelstand und obere Arbeiterschaft zu Mitbestimmern der Staatszwecke gemacht haben, waren die politischen und persönlichen Freiheiten des Engländers begründet, eine Leistung, die aristokratischer Voraussicht und dem eingeborenen starken Freiheitsdrang des englischen Volkes zu danken ist. Wie es kam, daß der Bauernstand in England ausgemerzt, die Maschinen- und Verkehrswirtschaft eingerichtet und das moneyed interest allmächtig wurden, wird in der Studie nur gestreift; darauf führe ich zurück, daß in den Leitsätzen nicht genügend heraustritt, warum die soziale Gesetzgebung in England zuerst einen prachtvollen Aufstieg nahm, um später zu stocken und gegen die deutsche Initiative in den letzten vierzig Jahren sehr merklich zurücktrat. Eine enge Auffassung des liberalen Gedankens hat in England auch die Entwicklung des Unterrichtswesens gehemmt. Es zeigt sich, besonders an dem Erlebnis des Krieges, daß die Mittel, durch welche das britische Weltreich errichtet wurde, weder geistig

noch machtpolitisch ausreichen, es zu erhalten und siegreich aus der Katastrophe herauszuführen. Schon hat es Wesentlichstes vom alten Format geopfert, der Individualismus der früheren Tage ist dahin, der Staat hält den suveränen Bürger so fest umklammert, daß er nach seinen bisherigen Denkgewohnheiten sich wie ein automatisch reguliertes Uhrwerk vorkommen muß. Es wird sich zeigen, wie er sich den revolutionierenden Wirkungen des Krieges anpassen wird, und ob er sich dazu verstehen kann, in dem Staat den definitiven Verwalter höchster sittlicher Zwecke zu verehren. Mir scheint es lächerlich, aus dem Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht schon jetzt letzte Schlüsse zu ziehen.

Über das Wesen des deutschen Staates können die Formeln kurzer Leitsätze Entscheidendes nicht aussagen. Es wird — sehr mit Recht — hervorgehoben, daß die Monarchie, die sich auf Heer und Beamtentum stützt, gegen Aristokratie und plutokratische Entwicklung ein starkes Gegengewicht bildet und schon um ihrer Erhaltung willen zur Rücksicht auf Volksbedürfnisse angewiesen ist. Das ist deutschen Lesern bekannt. Aber woher kommt es, daß dieses Wissen um die Ursachen und Folgen andersartiger Entwicklungen ein weit verbreitetes Gefühl des Unbehagens nicht verdunkeln können? Es wühlte und wirkte auch im gebildeten und besitzenden Publikum, das für politischen Radikalismus im allgemeinen sehr wenig begabt ist. Die Antwort darf heute nicht anders lauten als vor der Katastrophe. Es war der Mangel an Elastizität in diesem System; es war der Polizeigeist und das Bürokratische an der Bürokratie, ihre schwerfällige unproduktive Umhüllung, der Panzer der Pedanterie, was die Freude an ihrer Bildung und ihrer Gewissenszucht nicht aufkommen ließ. Es war der Mangel an Vertrauen zwischen Behörden und Behüteten. Es waren die verstopften Kanäle, durch die die frischen Säfte starker Begabungen von unten her in die oberen Ämter nicht eindringen konnten. Es war der Mangel an Rücksicht auf die ganz neuen Wirtschafts- und Produktionsweisen, die radikale gesellschaftliche Umwälzungen hervorriefen und mit den Methoden des alten Polizeigeistes nicht mehr zweckgemäß reglementiert werden konnten. Das sieht natürlich auch ein Mann wie Tönnies, und er besteht auf der radikalen Reform des preußischen Abgeordnetenhauses und meint, daß das Referendum, das heißt die unmittelbare Volksabstimmung über Gesetzesentwürfe, die die Zukunft binden, sich den deutschen Verfassungen leicht einfügen ließe, während sie mit dem englischen System der Parteiregierung unverträglich sei. Damit berühren wir Fragen des Tages. Doch die zu lösen ist der unter Zentnerlasten stöhnende Tag nicht reif, nicht reif . . .

Bemerkungen zum Roman

von Alfred Döblin

An der Epik, der niederen und besseren, arbeiten seit einiger Zeit Schädlinge. Ich will mit der Tür ins Haus fallen.

Man hält seine Stuben nicht sauber; die Spannung ruiniert den Roman, die Verfasser geben nach und sitzen bereits auf einem dürren Ast. Die Verfasser vergessen zusehends mehr, daß sie Epik produzieren sollen, sie drängen immer mehr auf das Drama, auf Konfliktschürzung und Lösung in der oder jener Richtung, Schauspiel, Tragödie, Komödien. Es hat sich in den Roman etwas eingezwängt, was sicher nicht von Deutschen hergeholt ist, sicher von den Franzosen: die Sucht nach Zusammendrängung, klipp und klarer Problemstellung, eine abstrakte Strenge, Balkenversteifung, entschlossene Abdachung und Beendung. Es scheint auf eine Romanform, — die es gar nicht gibt und so nicht geben darf, — abgesehen, mit Grundriß, Gerüst, Architektur.

Schein, falsche Vorspiegelung. Man gibt da Handlungen, Menschen und Vorgänge vom Ei ab, am liebsten möglichst wenig Menschen, abgedunkelt als Hintergrund, Staffage, Füllsel andere Menschen, dann ein bißchen Milieu, Szenerie, soweit nötig; es ist nur Anhängsel; auf dies, auf glatte, enge, fortschreitende Handlung hin wird alles vereinfacht. Sogleich soll dies Spiel entlarvt werden: es wird betrogen, man hat verkappte Dramatiker vor sich, man hat erzählte Dramen auf dem Papier. Keine neue Kunstform, überhaupt keine Kunstform, — was für ein stolzes Wort, — sondern eine Unfähigkeit und ein plagiatorisches Wesen. Der Roman hat mit Handlung nichts zu tun; man weiß, daß im Beginn nicht einmal das Drama damit etwas zu tun hatte, und es ist fraglich, ob das Drama gut tat, sich so fest zu legen. Vereinfachen, zurechtschlagen und -schneiden auf Handlung ist nicht Sache des Epikers. Im Roman heißt es schichten, häufen, wälzen, schieben; im Drama, dem jetzigen, auf die Handlung hin verarmten, handlungsverbohrten: „voran!" Vorwärts ist niemals die Parole des Romans.

Die Vereinfachung des Romans auf jene fortschreitende eine Handlung hin hängt mit der zunehmenden, raffiniert gezüchteten Leseunfähigkeit des Publikums zusammen. Zeit ist genug da, aber sie werden völlig ruiniert durch die Zeitungen. Ungeduld ist das Maß aller ihrer Dinge, Spannung das A und Z des Buches. Anderthalb Stunden Folter, man spuckt aus, das Buch hat seine Pflicht getan. Was nicht spannt, ist langweilig; das ist die unverhüllte, naive Schamlosigkeit: Defekte als Vorzüge demonstrieren, Forderungen daran knüpfen. In die gleiche Kerbe wie die Zeitung schlägt der Film. Es ist das völlige Debakel des Romans. Mögen sich

die besseren Autoren nicht bluffen lassen. Das Publikum ist frech, der gewöhnliche Verleger gehört zum Publikum.

Im Drama war ehemals die große pathetische Szene Zentrum und Hauptgegenstand; sonst ein Drum und Dran, auch etwas wie Handlung in Vorrede, Nachrede, Zwischenrede. Dann mußte man den und jenen Helden, besonders auch die und jene Heldin näher beschnüffeln, sie sich „menschlich näher bringen". Das Hauptgewicht war bald auf etwas Intellektuelles, bequem Verständliches, nachbarlich Interessierendes gelegt, auf den Ablauf des Heldenlebens. Psychologie knallte das Pathos nieder. Mit „Entwicklung" wurde der Brei verdünnt und schmackhaft serviert. Bestialisch hat der Begriff Handlung, Entwicklung aufgefressen, was sich stolz, von Gnaden der Kunst auf Bühne und im Roman blähte.

An der Erschütterung, der Freude, dem Lachen, dem inneren Ausgleich ist es ihnen nicht genug. Sagen wir, was geschieht: das schlechte Publikum geht ihnen aus dem Wege. Nun ist die zweite Maske herunter. Man läßt sich nicht zunahe kommen, man haßt die plumpe Vertraulichkeit, man wird sich nicht operieren lassen, man wird sich nicht in den Eingeweiden wühlen lassen, wehrlos, von wem es auch sei, man hat seine Gasmaske, man verlangt Spannung. Das genügt. Statt Gebete Worte, statt Erschütterung geistige Beschäftigung, statt Dichtung Handlung. Das übrige wird konzediert, wird geschenkt, ist ein übriges.

Es ist schon verkehrt anzunehmen und unter dieser Annahme zu arbeiten und zu lesen: der Mensch sei Gegenstand des Dramas oder des Romans. Sie haben beide weder mit den Menschen noch der Wichtigkeit eines einzelnen Helden oder seiner Probleme etwas zu tun. Das alles überlasse man dem Pädagogen, Pfarrer, Psychologen, Psychiater; gedichtete Psychologie ist ein Unfug. Es handelt sich um buntes oder einfarbiges, freudiges, trauriges, tiefes, flaches Lebensereignis; mache man wie mans will. Aber der Mensch und seine Dinge sind sehr bequem erreichbar, man bleibt im Hause dabei, Problem, Konflikt liegt am Boden herum, mit ein bißchen Konstruktion ist nachgeholfen: für hat man sich um die Dichtung herumgeschlichen.

Vorbilder sind vielmehr Homer und Cervantes, ferner Dante. Dostojewski darf nicht ungenannt bleiben. Sie zeigen, daß Moment um Moment sich aus sich rechtfertigt, wie jeder Augenblick unseres Lebens eine vollkommene Realität ist, rund, erfüllt. „Hier stehe ich, hier sterbe ich," spricht jede Seite. Wenn ein Roman nicht wie ein Regenwurm in zehn Stücke geschnitten werden kann und jeder Teil bewegt sich selbst, dann taugt er nicht.

Die Buckligen in der Kapelle des Heiligen Remacle bei Charles de Coster sind epische Dichtungen. Ulenspiegels Späße und Abenteuer

sind an der Quelle geschöpft. Von der ungeheuren „Hölle" Dantes kann man nicht sprechen, im Einzelnen und im Ganzen, nur verstummen. Rogoschin im „Idiot" des Dostojewski, die Szene der Banknoten im Ofen, die Aussprache der Dirne und des Fräuleins, der Diebstahlsversuch des verkommenen Generals: bodenständiges Wachstum. Was soll man vom Donquijote erwähnen, vom Windmühlenkampf, von seinem dicken Begleiter? Odysseus im Kampf mit den Freiern, seine Begegnung mit dem Schweinehirten, Göttergespräche auf dem Olymp, die sogenannten Beschreibungen der Ilias, — wer vermöchte noch so zu beschreiben? — die Rüstungen, Schiffe, Heeresordnungen, Zusammenstöße. Darüber hinaus weisen mit „fortschreitender Handlung:" das ist die Statue des Michel Angelo als Kerzenhalter, Gebrauchsgegenstand benutzt.

Zehn Novellen machen keinen Roman. Nichts im Roman darf sich zur Novelle auswachsen: es gibt trotz alledem Zusammenhänge. Man muß balancieren zwischen der Ariensammlung der alten Oper und der unendlichen Melodie Wagners.

Der Roman kann sich schwer als Kunstäußerung behaupten; das macht der scheinbare fließende Übergang vom ausführlichen, romanhaften Zeitungsbericht zum Roman. Das ist richtig. Das Leben dichtet unübertrefflich, Kunst hinzuzufügen ist da meist überflüssig. Diese Nähe zur alltäglichen Mitteilung diskreditiert den Roman, macht ihn für manche zur niedrigsten Kunstgattung. Das soll den Epiker nicht genieren. Er verachte überhaupt die Kunst. Er mache aus der scheinbaren Ungunst seiner Position einen Vorteil: er steht dem lebendigen Leben am nächsten kraft seines Materials, des Wortes. Zehn Schritte halte er sich Kunst vom Leibe. Die einfache erzählende, darstellende Rede ist eine Gottesgabe, die er sich nicht rauben lassen darf. Der Stil soll über der Darstellung nicht einmal wie nasser Flor liegen. Stil ist nichts als der Hammer, mit dem das Dargestellte aufs sachlichste herausgearbeitet wird. Es ist schon ein Fehler, wenn Stil bemerkt wird.

Ungeheuer das Stoffgebiet des Epikers. Man merkt davon wenig in der Epik. Der Durchschnittserzähler bleibt auf der Ebene des Schriftstellers, hat in der Regel nichts vom Leben durchgefühlt, dann fehlt Gestaltungskraft. Er übernimmt ohne weiteres das mannweibliche Verhältnis als das ihm zugefallene Stoffgebiet. Der Roman hat natürlich mit Liebe so wenig zu tun wie die Malerei mit dem Weib oder dem Mann. Durch das Festlegen hier ist der Tagesroman gänzlich steriliſiert. Es gibt auch Knochen, Muskeln, Lungen, Nieren, nicht nur Geschlechts-

organe. Der Tagesroman wird sich nicht eher erholen, als der Grundsatz zum Durchbruch kommt: mulier taceat, zu deutsch: die Liebe hat ein Ende. Der geschmähte Räuberroman, Karl May, die Schundliteratur ist besser. Sie quillt stärker, breiter, auch aus stärkeren, reicheren und reineren Instinkten.

Italienische Streichinstrumente

von Julius Levin

In einer Studie „Von alten und neuen Geigen" (1916, Verlag von Rascher & Cie. in Zürich und Leipzig) entwickelt Konrad Falke eine Anzahl zum Teil richtiger, zum Teil unrichtiger Ansichten über den schon lange zur Erörterung stehenden Gegenstand des Tons alter und neuer Geigen und über die Ursachen für die immer noch festzustellenden Unterschiede in der Güte des von so vielen alten und so wenig neueren Geigenbauern erzielten Ergebnisses. Es ist hier nicht der Ort, auf die von Falke aufgestellten Behauptungen und gelieferten wirklichen oder, leider häufig, nur scheinbaren Beweise einzugehen. Zwei Verdienste hat die kleine Schrift unbedingt, nämlich die Angelegenheit dem Nachdenken wieder näher zu bringen und wertvolle Winke für das Verhalten bei der Erwerbung eines Streichinstruments zu geben. Mein folgender Aufsatz, der vor Erscheinen der Falkeschen Studie geschrieben ist, enthält das Ergebnis eigener Beobachtungen und hat keinerlei polemischen Zweck.

Die Zeichen mehren sich, daß man an den Untergang der italienischen Streichinstrumente denkt. Vor wenigen Jahrzehnten wäre ein solcher Gedanke frevelhaft erschienen. Man rechnete damals nur mit unbeschränkter Dauerbarkeit.

Heute ist das anders.

Man strebt von verschiedenen Seiten an, für die italienischen Streichinstrumente Ersatz zu schaffen, und man hat recht damit. Zwar wird es noch sehr lange sehr viele gute geben, aber ewig dauern können sie nicht, und da es ein sehr schweres Problem zu lösen gilt, kann man nicht früh genug anfangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Italien kannte das Geheimnis, das es gilt aufzuhellen. Und deshalb darf man von vornherein annehmen, daß eine Betrachtung des italienischen Geigenbaues gewiß nicht das zur Klärung der Frage Unzweckmäßigste ist.

Gerade, da mit dem siebzehnten Jahrhundert die Kraft seiner bildenden

Kunst nachläßt, beginnt Italien seine unumschränkte Herrschaft auf dem Gebiet der Musik zu erklären. Es schafft nicht bloß die Musik, es bringt auch die rein materiellen Mittel, Musik zu machen, zu einer solchen Vollendung, daß man noch heute, dreihundertfünfzig Jahre nach dem eigentlichen Beginne des italienischen Streichinstrumentenbaus, sich nichts in seiner Art Vollendeteres, Absoluteres vorstellen kann als ein seines Namens würdiges italienisches Streichinstrument.

Gewiß findet man auch viele mäßige italienische Geigen, Bratschen, Celli und Kontrabässe. Aber es gibt ihnen gegenüber keinen Zweifel für den Kenner. Dieser weiß, daß Minderwertigkeit nicht dem italienischen Geigenbau als solchem zur Last fällt, sondern dem einzelnen Arbeiter, der in den betreffenden Fällen die Kunst vergaß oder vergessen mußte, denn der Wettbewerb war auch zu den Zeiten der italienischen Kunstblüte unerbittlich. Und man half sich wie man konnte; damals wie heute. Die Meister aber, denen es gelang, den Lohn ihrer Arbeit mit der aufgewandten Mühe in ein annehmbares Verhältnis zu bringen, setzten ihre Ehre darein, Persönliches in höchster Vollendung zu geben.

Wenn man von Streichinstrumenten spricht, so denkt man vor allem an die Geige.

Sie ist das verbreitetste und beliebteste aller Bogeninstrumente geworden, die wahre Trägerin der Melodie, der Säule des musischen Gebäudes. Die Konstruktion der Geige ist eine der höchsten Großtaten der Menschheit. Und sie lehrt uns nicht bloß das menschliche Genie verehren, sondern sie beweist aufs beste, daß es niemals versagt, sobald etwas wirklich Nötiges zu geschehen hat. Die Geige ist das Instrument gewesen, für das zuerst unverbrüchliche Regeln aufgestellt worden sind. Für die Bratsche ist noch kein Kanon gefunden, für das Cello ein ungefährer, für den Kontrabaß hat noch so ziemlich alles zu geschehen.

Gewiß sind auch viele vortreffliche Bratschen und Kontrabässe von den italienischen Meistern gebaut worden. Ja, es steht fest, daß die besten dieser Instrumente fast ausschließlich von Italienern herrühren. Aber niemand wird sich darüber wundern, Bratschen und Kontrabässe von den verschiedensten Längen und Breiten zu finden, während er sich schon darüber aufhalten würde, fände er eine Geige, die viel mehr oder weniger als 35,5 Zentimeter lang wäre, oder ein Cello, das wesentlich über oder unter 75 Zentimeter Länge hätte.

Es wäre eine Doktorfrage, ob die Geige und das Cello ihre Länge und damit ihren von dieser abgeleiteten Kanon der, sich ihnen mit Vorliebe zuwendenden, Virtuosität verdanken, oder ob eine gewisse Bestimmtheit des Baus und die ersten ihm natürlicherweise zu verdankenden guten Resultate die Virtuosität angezogen haben. Man darf annehmen, die erste

gelungene Geige, das erste Cello, das wohl bloßer Empirie seine hervorstechendsten Vorzüge verdankte, seien den Wünschen gewisser, der Virtuosität zustrebender Persönlichkeiten so entgegengekommen, daß die Verfertiger es als eine lohnende Aufgabe ansahen, sich in den Besitz der technischen Regeln zu setzen, unter deren Obhut das künstlerische Talent oder Genie zu wahrer, in Bewußtheit zu erreichender Vollendung fortzuschreiten wagen durfte. Tatsache ist, daß Italien das wahre Ursprungsland der Streichinstrumentenvirtuosität, wie wohl jeder anderen gewesen ist, und daß italienische Geigen- und Cellovirtuosen, besonders jene, außerordentlich häufig und lange Zeit in der ganzen damaligen Kulturwelt gesucht waren. Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die Entwicklung – hier ist das ominöse Wort einmal am Platze – oder gar die Entwicklungen einander in die Hände gearbeitet haben. Denn zu derselben Zeit, wo der Instrumentenbau, besonders derjenige der Geigen und Celli, den höchsten Aufschwung nimmt, beginnen die großen Streichkünstler und Komponisten, deren Werke gerade heute wieder Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit werden, ihren Siegeszug durch die musikalische Welt, und mit der Entwicklung der Virtuosität geht parallel diejenige des Geigenbaus selbst, den ich hier nicht als mehr oder minder äquivalenten Ausdruck für Streichinstrumentenbau heranziehen, sondern als ein Ding sui generis verstehe, aus dessen Geschichte, wie aus einem verklärenden Spiegel, der Menschheit ein herrliches Bild ihres Geistes zurückgeworfen wird.

Wenn freilich die Geige so wundervoll ausgebildet worden ist, so lag dies vielleicht nicht nur an ihrem Wechselverhältnis mit der Virtuosität. Die Geige konnte an der Natur entwickelt werden, denn sie entsprach einem wirklichen von der Natur selbst geschaffenen Vokaltypus, der, selbst zur Melodieführung geboren, als das eigentliche, wahre, untrügliche Vorbild für die Stimmbildung der Geige, wenn ich so sagen darf, herangezogen werden konnte: nämlich der Frauenstimme.

Das Genie eines Mannes hat es fertig gebracht, aus dem Vorhandenen einen bestimmten Frauenstimmentypus instrumental wieder zu schaffen, der vielleicht seinerzeit als der schönste seiner Art erschien, nämlich den Kontraalt. Paolo Maggini, das Haupt der Brescianer und der von dieser abhängigen Schulen, ist als derjenige zu betrachten, der als der erste im Geigenbau nicht etwas rein empirisch zu Behandelndes sah, der sich nicht damit begnügte, etwas Gutes aufs Geratewohl hin zu schaffen, sondern ein bestimmtes, im eigenen Unterbewußtsein schlummerndes Klangideal mit Bewußtheit in dem neu zu schaffenden Organismus sich zu verwirklichen zwang. Mögen vor Maggini noch so viele gute Geigen, Bratschen, Celli und Bässe geschaffen worden sein, was übrigens durchaus nicht der Fall ist, mag ein mißverstandener Lokalpatriotismus Gaspard da Salò als „Er-

finder" der Geige feiern: fest steht die Tatsache, daß es einen Typus eines Gaspard da Salò-Instrumentes nicht gibt, sondern nur eine Anzahl Instrumente, die man ihm zuteilt, ohne dafür mehr Gründe anführen zu können, als geschäftigen Geschichtenmachern und geschichtemachenden Geschäftsleuten jederzeit für ihre Mythenbildung zur Verfügung standen. Es gibt aber einen Typus einer Magginigeige, der noch lange fortzeugend wirksam bleibt, im Geigenbau selbst und in der reproduktiven Kunst. Noch heute gibt es Geiger, ich nenne nur Henri Marteau, die den „Maggini" jedem anderen Instrument vorziehen. Ich habe selbst zeitweise solche Regungen und berufe mich auch auf de Bériot.

Die „große" Magginigeige repräsentiert das tiefe, soweit wie es ohne der Tragkraft der Stimme zu schaden möglich ist, vom Nasalen fast befreite Altorgan. Charakteristisch ist, daß die „große" Magginigeige größer ist als das normale, 35,5 Zentimeter im Klangkörper lange Instrument. Sein Ton ist tief, dunkel und, wie angedeutet, noch ausreichend nasal, besonders beim Hören in der Nähe. Sein Reichtum an Ober- und Untertönen aber ist über alle Maßen imposant, und sein Klangvolumen stellt sich beim Hören von weiter Entfernung als dem von den meisten anderen Geigenbauern erreichten weit überlegen heraus. Das kleine, normal lange Magginiinstrument ist auch in der reinen Kammermusik, die ich mir zunächst im kleinsten Kreise denke, durchaus brauchbar. Die Nasalität ist auf ein Minimum beschränkt, jedoch glaube ich bemerkt zu haben, daß sein Volumen im großen Saale zu wünschen übrig läßt. Das Prinzip Magginis ist die vollentwickelte, die ganze Oberfläche umfassende Wölbung nach außen hin. Die ihm vorschwebende Masse des inneren Luftraums ist demnach, selbst in normal langen Instrumenten, wesentlich größer als der bei anderen Meistern übliche. Die im ganzen gleiche Verteilung des Luftgehalts in die oberen und unteren Backen beeinträchtigt leicht den Klang der höheren Saiten, entwickelt aber denjenigen der tiefen zu einer wohl sonst nicht erreichten Macht und einem geradezu überwältigenden Reichtume des Lüsters in allerdings dunklen, aber Maggini ganz und gar eigentümlichen Farben.

Die Schwärmerei dieses edlen Meisters für den großen Luftinhalt des Instruments ist noch ein natürliches Erbe.

Die Zeit vor Maggini war im Innersten überzeugt, die Masse müßte es bringen. Mit sogenannter reiner Empirie wirtschaftend, die unkontrolliert stets und in allen Betätigungen des menschlichen Geistes zur Unsauberkeit führen muß, war sie soweit gekommen, in achtbarer Tischlerei, zeitweise sogar in feiner Einlegearbeit, Stücke herzustellen, die zwar im Aussehen voneinander verschieden sind, dafür aber alle so ziemlich gleich schlecht klingen, wenigstens für unseren Geschmack. Bedenkt man den

Erfolg, den Maggini und die von ihm abzweigenden Schulen hatten, so darf man annehmen, daß die vormagginischen Instrumente auch der damaligen Zeit nicht mehr genügten und der große Brescianer Meister als Befreier angesehen wurde, als welcher er auch heute noch jedem Kenner der Materie erscheinen muß.

Seine Handarbeit ist von höchster Meisterschaft und Freiheit, ohne jede künstelnde Finselei. Ein Instrument Magginis mit seinen feierlichen Verhältnissen, seiner vollendeten Darstellung eines genialen leitenden Gedankens, der sich unter der Fülle der Wölbungen ausleben zu wollen scheint, seinem meist braunen, ins Rötliche oder Gelbliche spielenden Lacke, der in verhaltener Eleganz Wärme und Würde in reichster Weise ausstrahlt, gleicht jenen wundervollen Wesen, mit denen Masaccio seine Fresken belebte, es hat in plastischer Beziehung etwas Donatelleskes. Der Ton Magginis ist so recht derjenige, welcher der Melodie seiner Zeit entspricht, jenen getragenen wunderbaren Weisen, als deren noch heute großer Meister derselbe Monteverdi gilt, dem man auch die Erfindung des Streichinstrumententremolos zuschreibt, jenes Effekts, dessen seither wohl kein für Orchester schreibender Komponist hat entraten können. Und gerade jener Monteverdi ist es gewesen, der als einer der ersten die Überlegenheit einer neueren Geigenbauerschule, der cremonesischen, erkannte und verfocht, wie aus den Briefen Galileis an sein Patenkind, den Laienbruder Fulgentius Micanzio, hervorgeht.

Der Fehler der Magginigeige, das im kleineren Raume besonders bemerkbare Nasale, muß schon den Zeitgenossen des großen Meisters störend aufgefallen sein. Ohne dies hätte nicht die cremonesische Schule von Anfang an ihr Augenmerk darauf gerichtet, Instrumente zu bauen, die sich in offenkundigen, das heißt schon dem Auge bemerkbaren Gegensatz zu denjenigen Magginis stellen. Haben diese letzteren die fast vom Rande aus gleichmäßig aufsteigende Wölbung, die ihnen ein allzu großes Luftvolumen verschafft, so beginnt die cremonesische Schule sofort mit einer gemischten Wölbung. Und in der Form entscheidet sich die cremonesische Schule für die durchaus verschiedene Ausbildung der Brust und des Leibes der Geige sowohl in Länge wie in Breite. Lag dieser Veränderung nur der ahnende Rückschluß zugrunde, daß sie den Magginiton mannigfaltiger und gleichmäßiger glänzend zu machen imstande wäre, oder beruhte sie auf der vielleicht im geheimen gemachten Erfahrung, daß die Schwingungsebene einer über den Steg gezogenen Saite die Form des inneren Umrisses der klassischen Geige hat?

Tatsache ist, daß jene Umformung, zugleich mit der in geschwungener Linie von Rande aus aufsteigenden Wölbung, das mit sich brachte, was Maggini nicht erreicht hatte: die Klärung des Tones, die Aufhellung,

den Sopran charakter. Ihn zu suchen stellte sich infolge der Verweltlichung der Musik als unumgängliche Notwendigkeit heraus. Gemeint ist der natürliche, nicht der Kastratensopran.

Das Verdienst, diese Entwicklung angebahnt und mit ihr eines der schönsten Ergebnisse gezeitigt zu haben, kommt zweifellos der Familie Amati zu, deren Vertreter bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückreichen, die jedoch erst im siebzehnten mit Antonius und Hieronymus herrschend zu werden beginnt und ein Modell schafft, das die schönste Vorbereitung für dasjenige des großen Nicolaus darstellt. Die Amati schufen das Instrument, das dem „Mezzo" entspricht, dem zu ihrer Zeit natürlichsten, melodieführenden Organe. Das Zarte, unbedingt Noble einer solchen Stimme ist in den Instrumenten der Amati wunderbar getroffen, und selbst der ihren Geigen anhaftende Mangel an Volumen, bei bewundernswerter Tragkraft, ist auch das Charakteristikum der meisten „Mezzi". Damit soll nicht die Tatsache verschwiegen werden, daß Nicolaus Amati, das, nach Maggini, zeitlich genommen, größte geigenbauerische Genie, in seinen normal großen, 35,5 Zentimeter im Klangkörper messenden, Geigen auch ein nur von wenigen anderen Meistern übertroffenes Tonvolumen zu erzielen verstanden hat. Bei aller Verschiedenheit der Form untereinander haben die Instrumente der Amati doch einen nicht bloß deutlich weiblichen, sondern vielleicht sogar weibischen Charakter, sind aber handwerklich von höchster Feinheit und ausgesprochener Grazie in den Einzelheiten. Der berühmteste deutsche Geigenbauer, Jakobus Stainer, ein Schüler Nicolaus Amatis, hat diese äußere Form noch weiter ins Weibische getrieben und ihr oft genug Opfer gebracht auf Kosten der Klangfülle, in der seine Instrumente selbst hinter mittelstarken Amatis meist wesentlich zurückstehen.

Neben der Familie Amati ist zweifellos die bedeutendste die Familie Guarnieri, deren zeitlich erster Vertreter, Andreas, sofort eine entschieden höhere Tonfülle suchte, als sie durchschnittlich bei den Amati zu finden war, dabei aber den Rückfall in das Maggini-Timbre wohl zu vermeiden wußte. Selbst die aufs stärkste gewölbten Geigen des Petrus, des Enkels des Andreas, geben den einmal errungenen Vorteil des Mezzocharakters nicht auf.

Es ist, wie wenn der Geigenbau jener Zeit mit der höchsten Eifersucht gern über dem Mezzocharakter wie über einem nicht zu entreißenden Kleinod wachte. Selbst die von Brescia nach allen Seiten ausstrahlenden Schulen begeben sich größtenteils unter den Einfluß, der Cremona zum Wallfahrtsorte aller für die Befreiung des Timbres begeisterten Musiker gemacht hatte.

Und dabei ist die höchste Staffel, die der Genialität zu erreichen möglich ist, noch nicht erklommen. Wir haben meinetwegen Giotto und Ma-

saccio, wir haben Tizian, wir haben Signorelli und Perugino. Und schon meldet sich das höchste aller Genies, weil es das ätherischeste von allen ist, der Raffael des Geigenbaus, Antonius Stradivarius, der Schüler eben jenes Nicolaus Amati, den man in seiner Art sehr wohl mit Perugino vergleichen kann.

Antonius Stradivarius zwang der Geige das höchste, glanzvollste Timbre auf, das die Natur hervorzubringen imstande ist, dasjenige des hohen Soprans, dessen Bedeutung sich in der Entwicklung dem Meister zeitgenössischer Musik immer deutlicher abzeichnet, je weiter man sich dem achtzehnten Jahrhundert nähert. Die italienische Oper blüht in Italien und in der ganzen Kulturwelt, und wenn sie auch, wie in Frankreich, lebhafte Gegnerschaft erweckt, so beweist gerade diese Reaktion gegen sie ihre eigene Macht. Und der zwar italianisierende Kritiker Raguenet (1660 bis 1727), der aber der französischen Oper volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, behauptet: „Die Geigen der Italiener seien zweimal so stark im Ton als die französischen Instrumente." Und Raguenet ist gerade Zeitgenosse der großen Tätigkeit des mächtigen Antonius Stradivarius, dessen Glanzzeit mit dem Jahre 1706 beginnt.

Schon vor diesem Zeitpunkte hatte Antonius Stradivarius zwei Modelle eigener Art geschaffen, von denen das erste demjenigen Amatis nahesteht und diesem ähnlichen Klangcharakter besitzt, während in dem anderen der Meister durch Verlängerung des Schallkastens dem Tone höheren Glanz zu verleihen suchte. Das Resultat befriedigte ihn offenbar nicht. Er kehrte zur normalen Länge des Schallkastens zurück, verbreiterte ihn und suchte durch möglichst harmonische Ausbildung der Wölbungen, die seine Instrumente niedriger erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind, Fülle und strahlende Schönheit zu erzielen. So gelang es ihm, jene Wunder an Feinheit, Stärke, Melodik, Ausdauer und Modulationsfähigkeit zu schaffen, die die Welt bewundert hat, sobald sie erschienen, und die heute noch die Bewunderung aller erregen, wie sie bewundert werden werden, bis der letzte Span ihres Holzes sich in seine Urbestandteile aufgelöst haben wird. Bis in die Zeit des höchsten Greisenalters schuf und gestaltete der Meister um, in jedem neuen Instrumente gab er eine neue Variation des unsterblichen Themas, nur vergleichbar mit Beethoven, dessen Verinnerlichung des Themas durch die Variation Wagner so prachtvoll dargetan hat. Innerlich und äußerlich stattete Stradivarius seine Werke mit dem höchsten Reichtum aus. Die Einfachheit und Meisterschaft seiner in ihrer Zartheit und Männlichkeit unerreichbaren Handarbeit steht in ihrer Art einzig da, und seine Lacke in ihrer abgründigen Klarheit und seidigem Glanze sind ein nie ermüdender Genuß für das Auge aller, die verstehen, wie Stradivarius gesucht und gewußt hat, jedes Instrument dessen Indi-

vidualität entsprechend einzukleiden. Die unnachahmliche Harmonie seiner Linien aber ist es gerade gewesen, was die täppische Nachahmung reizte. Und, wie die Raffaelimitation auf der Malerei wie ein Alp gelastet hat, bis sie unter dem Formalismus ihren letzten Seufzer aushauchte, so ist der Geigenbau schließlich an der Stradivariusimitation zugrunde gegangen, an dem blöden, gedankenlosen Nachäffen der Formen des Meisters, die ebenso außerhalb der Natur jedes anderen Menschen liegen müssen, sobald das Stadium der Anregung vorüber ist und dasjenige des Selbstarbeitens beginnt, wie sie, und keine anderen, in der Natur des Stradivarius lagen, sobald er begriffen hatte, daß eben diese Formen, und keine anderen, ihn, aber auch nur ihn, zur Erreichung des ihm vorschwebenden Tonideals führen könnten, während die Nachäffer überhaupt kein Tonideal haben, sondern dasjenige des bloßen Trucs, welch letzterer von Vuilleaume, dem größten Handarbeiter im Geigenbau, auf den Thron gesetzt worden ist. Aber weder Raffael noch Stradivarius sind für ihre Gefolgschaft verantwortlich zu machen, über die sie wahrscheinlich gelächelt haben würden.

Michelangelo findet im Geigenbau sein Widerspiel in dem bis heute rätselhaft gebliebenen Joseph Guarnerius del Gesù.

Die Arbeiten dieses ungeheuren Geistes, der sich in offenbar bewußten Gegensatz zu Stradivarius zu stellen das Bedürfnis empfand, verdienen das mittlerweile etwas anrüchig gewordene Beiwort „kolossal" im vollsten Maße. Joseph Guarnerius ging einem Tonideale nach, das vom Magginischen soviel hatte, wie das Formideal Michelangelos von demjenigen des Donatello. Wie Michelangelo gewissermaßen die in Donatello verhaltene Schnellkraft freimachte, so löste Joseph Guarnerius die verhaltene Volumgewalt des Magginitones aus ihrer Dunkelheit aus und führte sie in den Glanz und die Glorie hinein. Die Geige des Joseph Guarnerius hat in jeder Lage den Toncharakter, der an die ideale entsprechende Stimme erinnert, in der Tiefe denjenigen des Kontraalts, im Medium denjenigen des Mezzo und in der Höhe denjenigen des hohen Soprans. Aber alle diese so verschiedenen Tonfarben sind kunstvollst durch eine Nuance verbunden, die die heterogensten Pigmente mit gelassener Kraft der Einheit zuführt.

Dieser riesenhaften inneren Arbeit Joseph Guarnerius' entspricht die äußere, die alle irgendwie entbehrlichen Einzelheiten mit suveräner Verachtung beiseite schiebt, oft in zyklopischen Ausmessungen sich ergeht und mit der Symmetrie herumspringt wie Polyphem, der Felsen ausreißt, um ferne Schiffe zu zertrümmern. Wie niemand michelangeleske Formen verständnislos nachmachen darf, ohne ins Bodenlose zu fallen, so darf niemand Joseph Guarnerius nachahmen, ohne das schon dem Vorbilde zeitweise anhaftende Groteske ins bemitleidenswert Lächerliche zu verkehren.

Aber nichts könnte dem augenblicklich noch in völlige Lethargie versunkenen Geigenbau nützlicher sein als die verständnisvolle, alle äußere Formnachäffung von vornherein ausschließende Erfassung der konstruktiven Ideen Josephs del Gesù, der tonlich das geschaffen hat, was jene seltensten Stimmen in sich vereinigen, an die der Franzose den berühmten Namen der „Falcon" geknüpft hat.

Noch einen Typus brachte der Geigenbau hervor, ehe er sich ins Grab legte, denjenigen des G. B. Guadagnini, der den Ton des Stradivarius verschärfte und vergröberte. Ein nicht eben großer Typus, aber doch ein Typus.

Nur dieser interessiert uns hier, denn sonst könnten wir noch viele andere, vielleicht hundert Geigenbauer aufführen, deren Individualität nicht abzuleugnen ist, die aber im Geigenbau selbst keinen Markstein bedeuten.

Was an allen ihren Werken Interesse, manchmal sogar Bewunderung erregt, ist das Sachliche, die auf die Hervorbringung des Tons und seiner auf Reichtum der Register beruhenden Tragfähigkeit gerichtete Intelligenz, an deren Stelle ein im Grunde verständnisloser Ästhetismus die äußerliche Erscheinung in die erste Reihe gerückt hat. Alle Meister, auch die kleinsten, vergaßen nicht, daß die Geige im Grunde nichts weiter ist als eine mit Saiten bezogene Maschine, die Musik macht. Daß man diese Maschine ästhetisch so wenig vernachlässigt wie etwa ein Ingenieur eine Lokomotive oder ein Automobil versteht sich von selbst. Aber der Ingenieur würde sich lächerlich machen, der zuerst die Ästhetik der Lokomotive feststellt und im Laufe der Ereignisse auch daran denkt, wieviel Kilometer in der Stunde das Ding eigentlich zurücklegen soll.

An diese Kleinigkeit — mutatis mutandis — gedacht zu haben, ist das Verdienst der neuesten Zeit, die, wenn mich nicht alles täuscht, zur Wiedereroberung der italienischen Kunst gelangen wird, wenn sie sich von dem mechanischen Grundgedanken leiten läßt und die Poesie bis zum Augenblicke beurlaubt, wo etwas Greifbares erreicht ist.

Puppen

von Kasimir Edschmid

Puppen sind liebenswertere Geschöpfe als Menschen, stillere Gesellschaft. Wer viel in diesen zu tun hat, greift gern auf jene zurück. Sie allein haben ein rundes, stabiles Weltgefühl. Sie haben keine Liebe und keinen Haß. Ihnen eignet keine Leidenschaft. Nie liegt Intrige

in ihrer Gebärde. Sie scheinen ohne Würde, fast gering an Pathos, es geht nichts Bewegendes von ihnen aus. Sie haben endgültige Neutralität zum Leben, denn schließlich haben sie nichts Weibliches: es ist keine Gefühlswelle um sie. Ihre Aura ist nicht parfümiert von Haut, Eros oder Geist. Sie sind geschlechtslos, also ganz ruhig, ganz stille, nicht Aufnahme, nicht Hingeben. Sie sind der ideale Genosse.

Sie sind da und es liegt kein Zweck in ihrem Dasein. Sie sind der ewige Zuhörer, der nichts versteht. Ihre Existenz ist ohne Zweifel, aber auch ohne Kausalität. Sie beruhigen durch ein Vorhandensein, das man jeden Augenblick ignoriert. Sie sind verwendbar ohne eigene Prätention. Leichter als die Unerträglichkeit sich auf Dauer in Wort, Gesicht, Gehabe wiederholender Menschen füllen sie die Pausen, wo man ihrer bedarf, um zurückzutreten in die Stunden ihrer Überflüssigkeit.

Sie müssen die Gefährten der großen Einsamen sein, große Zuhörer nächtlicher Monologe, parierende Partner leidenschaftlicher Evolution, bald aufglühend mit der inbrünstigen Ekstase, bald undurchdringbarer Wall vor der schrankenlosen Flut des Zorns nach dem Unerreichbaren, große Gegenspieler ohne Miene, ohne Wort, aber immer das Bild des Menschlichen gegenüber dem Mensch. Oft scheinen sie mehr als dieser, oft weniger, wie es die Stunde verlangt. Nie aber sind sie Ersatz, vielmehr im Grunde sind sie die übergeordnete Idee, an der sich der Ansturm bricht. Steigend und fallend wohl mit den Gefühlen, sind sie am Ende das Starre, die Überlegenheit, die resigniert oder klärt. Denn sie geben nichts Eigenes zurück. Kein äußerer Reiz verwirrt, kein Wort saust zurück auf das gefallene Wort. So bleiben sie stets die Sieger. Ihr Gesicht ist wie der große Horizont, wie das ideale Gesicht der Gottheit: regungslos. Vielleicht alles wissend, vielleicht nichts. Aber immer voll Ruhe, aber immer voll Überlegenheit, und darum klärend und menschliche Erregung zurückführend weise auf die Einfachheit der Dinge. So haben sie dennoch Pathos.

Aber es ist eine Pathetik des Schlichten, die Würde des regungslos Souveränen. Sie sind der große Spiegel, der alles genau zurückspielt, aber es widergibt objektiver, der Ferne näher gerückt und fremder geworden in der Strahlung. Ihre Passivität, die dennoch voll Wirkung ist, ist ihr unerhörter Reiz. Ihr konsequentes Schweigen wird aktiv. Ihre Ruhe wird Bewegung. Schließlich im einfachsten Kreislauf der Empfindung sind sie alles und sind nichts. Sie sind sich selbst und sind ihr Gegenteil, Duellant und Partner, beides in einer Figur. Sie sitzen gegossen aus nüchterner Luft und stoßen dennoch Erregung in die Atmosphäre, sie sagen viel aus und bedeuten nichts, handeln ohne Aktivität und sind in sich ihr eigner Widerspruch.

Sofort aus Symbolen absoluter Ruhe werden sie die des Gegenteils. Sie werden sogleich fließende Gefühlswelle ohne Grenze und Halt. Im Augenblick, wo gegen die Überlegenheit ihres Ausdrucks, der Alleswissen aussagt oder glatte Ignoranz, sich der zweifelnde Gedanke einbohrt, teilt sich ihr Dasein. Sie werden doppelt, in einer Form das Letzte tragend und das Banalste. Sie werden das Symbol des Widerspruchs, der unenträtselt ein Lächeln vor sich hält. Der Erkenntnis aber, die hinter diesem Lächeln zwischen den Abgründen die Einheit sucht, bleibt nichts als das beide: der Glaube und die Skepsis. Sie sieht unvereinbar in einem das Handeln und das Verneinen, Gott und den Teufel.

Dies alles liegt eingeschlossen in der zuerst nur von außen phänomenalen Ruhe der Puppen. Sie sind wie Frauen, die in der festesten Umarmung im Geist schon wieder entgleiten. Ihre Ruhe ist unumstößlich. Ihr Zwiespalt ohne Lösung. Ihr Reiz also unerhört und ohne Ende.

Wird der Begriff der Puppe zu zeitgenössisch künstlerischer Realität, so bleibt seit langem nur der Name der Pritzel. Allein die Einschränkung hat sofort recht, die ihren Gestalten diesen Namen wieder entzieht. Denn ihre Figuren, sehr künstlerische Träger der süßen Schönheit eines sexuell aristokratischen Marasmus oder der Bitterkeit und Schwüle einer barocken Katholischkeit, sind nicht Gegenstand genug, sind nicht in der handlichen Maschinerie belebt. Ihr Leben ist erst unter Glas: menschliche Orchideen der Vitrine. Sie haben das gleiche künstlerische Organ wie Bilder und Altäre, wie Plastiken, die sie eigentlich sind. Ihnen fehlt die derbere Vitalität der Glieder. Sie haben nicht das Spielerische, ihren wesentlichsten Akkord. Sie nicht nicht genug die Maus, nach der wir kokettierend haschen, bis sie, umwendend, uns selbst überwältigt. Ihnen fehlt der Doppelsinn ihrer eigentlichen Existenz.

Arbeiten nun der Pinner dagegen tragen ihn schon im äußeren Gehalt. Sie sind nicht schön wie die Figuren der anderen, nicht kostbar, nicht reich, nicht erlesen, nicht mit vibrierender Fingerspitze gebaut. Sie sind fast karg in ihrer einfachen Form. Sie sind primitiv. Sie sind so einfach, daß sie (Expression geworden) die unerhörte Schlichtheit elementarer Weltsymbole wiedergeben können.

Sie sind Puppen in jedem Sinn. Sie sind gegliederte Körper, ganz aus Stoff und ganz zum Spiel. Ihre Gelenke sind gebrochen und voll Möglichkeiten zu jedem Arrangement. Sie haben eine Vitalität des Wechsels, der sich aus den Gliedern ergibt, sie haben, wie sie gelegt sind, die Gabe des Sturzes aus Musssetschem Weltschmerz in die Diwanpose überlegener Frivolität. Aber dies genügt noch nicht. Hier kommt die andere Seele: der Kopf, eine einfache stoffliche Fläche, mit den primitiven Rhythmen der Gesichtsfalten übermalt. Er erst gibt der Situation den Untersinn,

seine Stimmung reißt immer aus der der Glieder heraus. Gleichgültigkeit macht er zu tieferem Denken. Die Leidenschaft im Cancan des Körpers dämpft er gefühllos zur beängstigenden Stille überlegener Ironie. Hier ist das Lächeln wieder, das vor dem Zwiespalt der Dinge schwebt.

Diese Puppen haben Schönheit in einfachem künstlerischen Sinn und bedürfen doch unserer ordnenden Hand, des Zwanges zum Spiel, um ihre Existenz zu erhalten, ihre Position und ihre Rolle. Ihnen, unseren Geschöpfen, spielen wir vor, Akteure unserer Leidenschaft, aber wir zwingen sie nicht, denn an ihrem Lächeln zerschellt unsere Welt. Sie sind etwas Zweigespaltenes, etwas außer uns und etwas in uns, was der Sinn ihres Namens schon bedeutet, der nichts anderes aussagt als das Spiegelbild eines Menschen in der Pupille des Schauenden.

Aus dieser Dualität hinausführen können wir nicht. Das Innen und Außen zu vermischen ist uns nicht gegeben. Hier haben wir deutlich den Sinn und die Sinnlosigkeit des Seins. Hier müssen wir feig sein oder zerbrechen oder jenen Ausdruck uns angewöhnen, den manchmal Frauen, Puppen immer haben: wir müssen jenes Lächeln lächeln, das besitzt, was schon entgleitet. Dem sind wir ganz verfallen.

Es sei denn, daß wir ein Letztes täten und von diesen wohlerzogenen Gliedern die Seide rissen und zerstörten ihre Existenz. Aber auch dieser Gewaltakt brächte uns nicht weiter, denn wir zerstörten den Sinn der Idee nicht, wenn wir ihre Gegenstände zerbrächen. Auch scheint es mutiger, diese Symbole unserer Zerrissenheit (die wir uns selten einzugestehen wagen) zu ertragen wie sie zu verneinen, gerechter, dem ungeheueren Lächeln ins Gesicht schauend, es zu dulden wie den Kopf zu wenden und menschlicher vor allem, statt zu hassen oder zu fliehen, sich in die dunkle Ungewißheit kühn hinein zu lieben.

Politische Chronik / von Junius

In allen kriegführenden Ländern ohne Ausnahme ist die Publizistik heute verurteilt, reine Chronik zu sein: Kalendarium der Zeitereignisse, wie das Fatum sie diktiert. Sie sind zwangsläufig geworden. Die Urteilsfunktion ist nicht nur künstlich zurückgedrängt durch Zwangszensur und den Druck der öffentlichen Meinung, sie ist durch die Gewöhnung an ihre Ohnmacht abgestumpft und möchte verzichten.

Wer daher auf die stumpfe und stumme Masse von Begutachtungen zurückblickt, die sich seit dem deutschen Friedensangebot vom 12. Dezember

in Zeitungen und Zeitschriften an die Ereignisse gehängt haben, wird die Resignation verstehen. Verwirrung und Ohnmacht. Am 21. Dezember forderte Präsident Wilson die kriegführenden Mächte auf, ihre Friedensbedingungen zu nennen: dauernde Friedenssicherung sei das einzige Ziel der Vereinigten Staaten. Am 12. Januar überreichten die zehn verbündeten Gegenmächte ihre Note; die Mittelmächte lasen den glatten Vernichtungswillen heraus und erklärten, sie würden sich auf die erneute Kriegserklärung einrichten: die Sammlung aller letzten Energien war aber schon vorangegangen, der Zivildienst hat sie symbolisiert. Am 23. Januar 1917 verliest Wilson im Senat seine Botschaft. Willige und Gläubige erhoben sie sofort zum Progamm einer neuen politischen Weltordnung. Die andern standen zweifelnd, mißtrauisch oder gar höhnend beiseite, neben den Lorbeer wurde die Distel gelegt. Bei uns waren Zweifler und Gläubige vielleicht — wer will das feststellen — gleich starke Gruppen. Der ‚Friede ohne Sieg' und die ‚Freiheit der Meere' wurde von den einen zu unsren Gunsten gedeutet, Bemerkungen über die Lösung der Nationalitätenfrage dagegen als europafremd beiseite gestellt. Die andern sahen auch in diesem Dokument, wie in allem, was der Präsident seit Kriegsanfang getan oder unterlassen hatte, einen Knebel für uns, einen Schachzug zugunsten unserer Feinde, eine halb berechnete, halb unterbewußte Anglophilie, damit England Zeit gewinne und der Wirksamkeit des rücksichtslosen U-Bootes der günstige Augenblick genommen werde. Die Aufnahme der Botschaft bei den Gegnern war eher frostig. Das ist nun alles ohne Belang. Seither Erklärung der Seesperre, des rücksichtslosen Unterwasserkrieges, Abbruch der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten. Protestnoten fast aller bisher noch neutralen Staaten mit Einschluß des willensohnmächtigen China. Ein Lichtpunkt: die Schweiz und die kleinen europäischen Seemächte lehnen Wilsons Aufforderung ab, die Beziehungen zu den Mittelmächten gleichfalls abzubrechen, wobei die Schweden und die Schweizer an des Präsidenten Neutralitätsübung eine leise aber deutliche Kritik üben. Das ist die reine Chronik: Kalendarium. Spätere (glücklichere?) Geschlechter werden dieses Skelett beleben. Sie werden Wissende sein.

Von dem, was hier über Wilsons Wesen, über die besondere Beschaffenheit seiner Idealität und seiner Politik gesagt wurde, nehme ich kein Wort zurück. Nicht aus Eigensinn oder Rechthaberei, sondern *weil* gerade die uns unbequeme Auslegung seiner Neutralitätspflichten unsrer Charakteristik recht gab. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege im Jahre 1898 waren die Vereinigten Staaten bewußt aus der weltpolitischen Isolierung getreten, die Fesseln der Monroelehre waren gesprengt, sie mußten ihren Ort unter den Großmächten suchen und konnten ihn nur dort finden, wo England

stand. Über den Zwang der Verhältnisse, die sein Land banden – es war derselbe Wirtschaftsimperialismus, der die Europäerstaaten aufwühlte, in die Weite und . . . das Chaos peitschte – hat sich Wilson rechnerisch keine klare Vorstellung gemacht. Er glaubte frei zu sein, ehrlich neutral, un- und überparteiisch. Er sah die fatale Verschwisterung von Imperialismus und Militarismus. Er wollte die Welt von der Versklavung durch sie befreien, er wollte Amerika vor der drohenden Militarisierung nach europäischem Muster bewahren, wie England bis zu diesem Kriege glaubte die Kontinentalisierung seiner Wehrverfassung vermeiden zu können; er lebte im Wahn, es sei möglich, seine Heimat vor der Ansteckung durch europäische Methoden, vor Europäisierung im bösen Sinn des Wortes zu behüten, heute noch, in diesem Stadium imperialistischer Entfaltung der Wirtschaftskräfte. Möglich wodurch? Durch Berufung auf sittliche Gebote und das Vernunftgesetz. Nun steht er vor dem Zusammenbruch seines Glaubens. Ich weiß nicht, ob und wann er einsehen wird, daß dieser fatale Zusammenhang der Dinge nicht den bösen Deutschen, sondern dem Gesetz der großkapitalistischen Gesellschaft geschuldet wird, daß Friede nicht eher sein kann, als bis sie innerlich überwunden sein wird. (Das gilt für uns alle.) Amerikanische Industrie und Finanz waren unauflöslich mit der Sache der Verbandsmächte verbunden, folglich konnte die Regierung der Vereinigten Staaten objektiv sein wollen, aber nicht sein. Dagegen hat sich Wilson zweiundeinhalbes Jahr mit Händen und Füßen gesträubt, wie er sich so lange gegen das ‚Bereitschaftsprogramm', die berühmte preparedness derer um Roosevelt tapfer gewehrt hat. Vergebens. Nun hat er den Abbruch der Beziehungen und den Militarismus, der Krieg kann kommen. Aber seine Rolle ist nicht ausgespielt. Woodrow Wilson wird schwerlich, mit einem Recht auf einen Sitz am Verhandlungstisch, die greisenhaften Vorstellungen der europäischen Staatsmänner sein Gehirn vergewaltigen lassen, er kann ihnen unbequem werden und der Anfänger einer neuen Rechtsordnung auch dort – gerade dort Dienste leisten. Doch das ist schon nicht mehr ‚reine' Chronik und ich schließe.

Im Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte" fällt mir eine Untersuchung über des Fürsten Bülow auswärtige Politik von Johannes Haller auf, gerade weil die persönlichen Wünsche des Verfassers alldeutsche Färbung zu tragen scheinen. Ich kenne wenige Kritiken, die den Rechenschaftsbericht des Fürsten, seine an dieser Stelle oft angezogene (und ausgezogene) Deutsche Politik, auf höflichere Weise zerpflücken. Ausgangspunkt ist der berühmte Satz: als ‚Deutschland nach Lösung seiner alten kontinental-politischen Aufgaben, nach der Sicherstellung seiner europäischen Machtstellung' die weltpolitische Bahn zu beschreiten begann . . . Es ist,

sagt Haller, nur eine falsche Silbe, die die ganze Rechnung anfechtbar macht (sagen wir: fälscht): das Wörtlein: nach. Nicht nach, sondern vor Lösung unsrer kontinental-politischen Aufgaben, bevor unsre europäische Machtstellung gesichert war, haben wir uns an die Weltpolitik gemacht. „In der unfertigen Lage, bei so wenig befestigter Stellung in Europa fingen wir an, uns um eine Weltstellung zu bewerben. Das war kühn, aber es war entschieden nicht der Weg, den man normal nennen würde; es kann sich nur fragen, ob man diesen Weg zu beschreiten gezwungen war, ob es nicht einen andern gab. Und den gab es vielleicht doch. Wenn das Bündnis mit England um die Wende des Jahrhunderts die Möglichkeit bot, durch Niederwerfung Rußlands uns für ein Menschenalter Sicherheit im Osten . . . Raum zu kolonisatorischer Ausbreitung zu verschaffen, dazu die Mittel, die orientalische Frage nach unseren Interessen zu lösen, dann war es am Ende auch kein Unglück, daß das, was man Weltpolitik nennt, vertagt wurde." Man denkt an Lagarde, an Karl Jentsch. Lassen wir das Stundenglas weiter abrollen, man wird sich dieser Dinge erinnern.

Das Hantieren mit geschichtlichen Analogien ist schmerzlich. Eine üble Schulangewohnheit. Geschichtliche Ereignisse sind Einmaligkeiten, nur mit größter Vorsicht lassen sich Anklänge in Tendenz und Verlauf für den Tag verwerten. Aber es gibt doch historische Vorgänge, die den Charakter eines Gegenspielers, sein Unveränderliches nackt machen. So wird jetzt gefragt, was England veranlaßte, schon im zehnten Jahr den ewigen Krieg mit Napoleons Frankreich abzubrechen, und man antwortet mit der Erklärung, durch die der damalige Ministerpräsident Addington den Frieden von Amiens (1802) seinen Landsleuten plausibel machte: für England beginnt ‚die Pflicht zu Verhandlungen, wenn alle Hoffnungen auf kontinentale Hilfe dahin sind.' Vor der elementaren Wucht dieses Bekenntnisses verstummt jedes Wort. Im übrigen: ob es nicht doch übertrieben ist, Napoleons gesamte Politik aus seiner zweiundzwanzigjährigen Kampfstellung gegen England herzuleiten? Man redet und schreibt diese Analogie jetzt zu Tode. Ist wahr, was sie meint, dann ist die gesamte europäische Politik seit hundert Jahren eine ungeheuerliche Masse Vernunftlosigkeit gewesen.

„Neuorientierung", preußische Wahlreform, Parlamentarisierung . . Ein Spiel mit Worten und eitlen Hoffnungen, wenn die große deutsche Linke nicht geboren wird und die Zerstückelung des Volkswillens in ein Dutzend Parteien und Fraktiönchen nicht zum Teufel gejagt werden kann. Und zwischen Links und Rechts steht das Zentrum, dessen zwei (und mehr) Seelen jede scharfe Profilierung des Parlaments verhindern. Durch Deklamationen sind harte Realitäten nicht wegzuwälzen.

***

Anmerkungen

Werner Siemens

Zu dem Tage, an dem vor hundert Jahren Werner Siemens geboren wurde, sind zwei dicke Bände mit einer Lebensbeschreibung und Briefen erschienen, die man getrost nicht nur dem Ingenieur, sondern auch dem Laien zu lesen raten darf. Hier spricht ein Mann, ein Typus, ein Zeitalter, ein Erdkreis schnörkellos und unbefangen, beharrlich und nicht immer kurzweilig, komplex und gar nicht problematisch sein Letztes aus. Und während der Krieg ebendiese Dinge erschüttert, wird ihr Anblick für viele wohl zum ersten Mal von der Erinnerung erfaßt. Denn das gehörte zum Kennzeichen der letzten Jahrzehnte, daß der Nehmende vom Gebenden, der Meinende vom Seienden, der Betroffene von dem Aufbau alles Heils und Unheils nichts begriff, daß das Bewußtsein nur noch zwischen den Fassaden wandelte, bis nun gespenstisch aus dem Pulverdampf und Schuttgeröll die Skelette zutagetreten.

Wer war Siemens? „Schöpfer von Weltfirmen: Siemens und Halske, Siemens und Schuckert, Siemens Brothers und so weiter; Arbeitsgebiet: Telegraph, Telephon, Dynamomaschine, Bogenlampe, Seekabel und was sonst noch zum Siegeslauf deutscher Elektrotechnik gehörte; gesellschaftliche Geltung: wohlhabend, geadelt, hochgeehrt, des ewigen Denkmals im deutschen Herzen und auf deutschen Plätzen sicher." So ungefähr wußte man Bescheid, und ungefähr so paßte es auch auf Krupp oder Rathenau. Wie wenig hallte die deutsche Wirtschaft von ihren Persönlichkeiten wieder. Wie roh begnügte sie sich mit deren Dasein und Ertrag. Wie planlos züchtete sie sich die Vormacht der Plutokraten und der Bürokraten.

Siemens wurzelt in Familie und Familiensinn. Er ist der älteste und stärkste von acht wirtschaftlich tätigen Brüdern und bleibt sein Leben lang ihr Freund und Führer. (Einen Hauptreiz bildet bei der Mehrzahl der Briefe das Doppelverhältnis zum Empfänger, der zugleich als Bruder und Mitarbeiter Vertrauen genießt.) Solche Sippe, zur rechten Stunde an den Rand eines wirtschaftlichen Urwaldes gestellt, hätte ein Volk das Roden lehren können. Solche Geistigkeit, der bismärckischen zeitlich zugeordnet, wäre stark genug gewesen, das manchesterliche Heidentum zum wirtschaftlichen Gemeinsinn friedlich zu bekehren. Und überdies bekennt sich noch der greise Siemens zu einem guten Namen und Begriff, den einst sein Lehrer Sponholz dem Knaben als Leitstern über die Laufbahn hängt: Fugger. Und obendrein hat vor dem Eintritt in „das freie Spiel der Kräfte" den jungen Siemens von Berufes wegen der Staat in seinen Fängen: aus diesem Artillerieleutnant konnte jene Art von Wirtschaftsgeneralen heranwachsen, die der heutige Krieg bei Gott noch mehr benötigt als jede Art von Industriekapitänen. Der Staat ließ ihn laufen. Er fuhr wie die andern starken Männer seiner Zeit auf eigenem Kurs, fröhlich aus Unternehmungslust, beweglich aus der Fülle der Einfälle, ein Meister der planmäßigen Geschäftigkeit, ein Steuermann ohne Eigennutz. Und dennoch wird seine Fahrt sub specie aeternitatis zum Zeitalter der wirtschaftlichen Kaperei zählen, während dessen man wohl oder übel privat-

kapitalistisch wirtschaften mußte, wenn man überhaupt wirtschaften wollte.

Dem Herausgeber der Briefe und Verfasser der Lebensbeschreibung, Conrad Matschoß, Professor technischer Geschichte, aus früheren Werken wenigstens den Ingenieuren rühmlich bekannt, gebührt Dank für die sorgfältige Auslese und Gliederung des Stoffes, der in einer überwältigenden Menge vorlag und nur dem treuen Sucher sein Gesicht zeigte.

W. v. Moellendorff

Der Maler von Meran

Wer von uns vermöchte anzugeben, was an seinem Leben auch wirklich sein ist: was an seinem Wesen nicht ererbt oder verpflanzt, was an seinem Schicksal nicht bedingt oder gelenkt worden ist? Wer vermöchte sich selber zu sehen: ohne Götter und Völker, ohne sein eigenes Geschlecht, ohne die Zeit, in die er geboren worden? Was er gewahrte, wäre kaum mehr als ein ungewisses Licht im Nebel, und nur in der Liebe oder wohl vor dem Tode dämmerte ihm eine tiefere Ahnung. Wo aber ist unser innerstes, unser „Sternen-Ich" — dies schöne Wort eines nordischen Dichters möge das schwer Sagbare, das wir meinen, andeuten helfen —, wo wohnt es, wo stellt es sich uns dar? Aus den Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer haben wir gelernt, nach den Bedingungen und Umständen den Charakter und das Geschick zu ermessen; besonders bei Künstlern hat eine neue Betrachtung mit Vorliebe hier verweilt, und wir kennen jene Methoden zur Genüge, die sich damit nicht zufrieden geben, sondern durch die verborgensten Gründe dem Genius nachzustellen keine Scheu tragen. Uns, die wir an den reinen, ob auch schwer erkennlichen Weg der Seele zu glauben nicht ablassen, will die Lebensgeschichte eines Hamburger Malers, Friedrich Wasmann, die jetzt mit einer schönen Einleitung von Bernt Grönvold und zahlreichen Bildreproduktionen im Inselverlag erschienen ist, als ein solcher, kaum von außen her berührter, wie von ewig her eingeschlagener Weg dünken, an dem der Wanderer selbst das kleinste Verdienst hat, so sehr ist er ein demütiger Erfüller des göttlichen Ansinnens gewesen.

Dem dänischen Maler Bernt Grönvold ist es zu danken, daß wir überhaupt um dieses Leben wissen. Auf einem Gang durch die Straßen Merans erblickte er in einem Schaufenster Zeichenblätter einer unbekannten Hand, die ihn so sehr anzogen, daß er dem Manne nachging, der sie gemacht hatte, und so zu einem reichen künstlerischen, aber noch reicheren menschlichen Erbgut kam. Denn wichtiger als das inzwischen gleichfalls nach Gebühr anerkannte Werk Wasmanns ist diese Lebensgeschichte, die denn auch von der Kunst und vom Malen nur so weniges enthält, daß man schon daraus ersehen kann, welch einen geringen Wert der Verfasser diesem seinem bürgerlichen Tun gegenüber seinem wahren Leben zuerkannt hat. Hier, in diesen Gemälden und Zeichnungen, Bildnissen und Landschaften, zeigt sich freilich eine Bestimmtheit durch zeitgenössische Kunstanschauungen, und leicht erkennt auch der ungeübte Betrachter den Einfluß der nazarenischen Maler auf sie. Aber es unterscheidet diese Werke von den Kartons etwa Overbecks oder Cornelius', zu denen Wasmann stets als zu höheren Geistern aufgesehen, ein lebenskräftigerer, naturhafterer Charakter, wenngleich ihre Kunstfertigkeit eine weitaus mindere bleibt. Die römischen und tirolischen Landschaften treten aus dem stilisierenden Zeitalter mit einer mächtigen Lebendigkeit und schönen Treue hervor, auch die Bilder Joseph Anton Kochs hierin noch überbietend, ahnungslos, wie nur das Wahrhaftige sein kann, und so ganz zum erstenmal. Dies Wort aber ist's: zum erstenmal, das für alles im Leben Wasmanns gilt. Was er beginnt, tut er zum erstenmal, das heißt: ohne Vorurteil, ohne Nachahmung, aus

keinem anderen als aus einem inneren oder höchstens einem sachlichen Grunde. Als er selbst und nur als er selbst ging dieser deutsche Mann lauter durch die Welt, achtzig stille Jahre.

Wenn wir dieses lange Leben überschauen, so müssen wir es von dem Ereignis aus betrachten, von dem aus der Schreiber selbst es überblickt hat: von der Bekehrung Wasmanns zum katholischen Glauben. Hierin wird alles früher Erlebte in liebevoller Rückbetrachtung bezogen, von hier aus alles Spätere angeschaut und eingeordnet. Keine andere Frage hat für Wasmann auch nur annähernd eine ähnliche Bedeutung wie die nach dem religiösen Bekenntnis, und in keiner andern kann er sich soweit von seiner natürlichen Milde und Herzensgüte entfernen wie in dieser. Wohl verweilt er gerne bei der Erzählung seiner Knabenzeit im Hause seines Oheims, eines lutherischen Pastors, aber dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, wie auch dies, wie alles aus der Kindheit und der Jugend als eine unbewußte Vorbereitung der künftigen Erleuchtung gedeutet wird. Ein weltliches Herz besaß der Jüngling wohl, jedoch vor allem in dem Sinne, daß er die Natur liebte. Als er sich entschloß, Maler zu werden — nicht aus Leidenschaft für die Kunst, sondern weil man es ihm riet und es ihm am besten dünkte, — da ergreift ihn die Freiheit des neuen Lebens, er kann nicht im Postwagen das Ende der Reise abwarten, er muß zu Fuß wandern durch die Lüneburger Heide, er muß den Brocken ersteigen, der ihn von ferne magisch anzieht, und in der Erinnerung noch findet der alte Mann für diese Tage die Worte, die den Berg malen und die Landschaft und seine eigene Gestalt. Es sei hier angemerkt, daß diese Lebensbeschreibung in einer ganz erlesenen, wohlabgewogenen, klaren, von innen her leuchtenden Prosa gehalten ist.

„Was mir später in der Majestät der Alpennatur vor Augen trat, sah ich hier in kleinen Anfängen," sagt er über die Fernsicht vom Brockengipfel. „Es war Heimat und die erste Liebe, welche von innen heraus alles verschönt." Aber seine wahre Heimat fand er erst spät: Tirol. Von München als junger Maler hereinwandernd, ward er vom Gebirg und von den Menschen dieses Landes auf das nachhaltigste ergriffen. Noch war das Land von Fremden kaum gekannt. Bozen und Meran, wo Wasmann eine Zeit Aufenthalt nahm, waren stille Landstädte, darin sich niemand länger verweilte, als es die Reise im Postwagen vorschrieb. Die unberührte Hoheit und Mächtigkeit der Landschaft, die reine Frömmigkeit der Menschen, auf denen noch der Abglanz des Freiheitsjahres nachleuchtete, erfüllten das Herz des blonden norddeutschen Jünglings mit tiefer Sehnsucht, und als er dann nach Italien weiter zog, stand ihm schon in der Seele die Rückkehr fest, die Heimkehr in sein Land, darin er nicht das irdische Licht, wohl aber das himmlische zum erstenmal bewußt erblickt hat.

So schön er dann auch von Italien zu erzählen weiß, so bleibt hier dennoch nur weniges, was des Erfahrens wert wäre. Brennt er doch selbst danach, nur erst zum Eigentlichen zu kommen, und so erleben wir denn mit ihm die entscheidenden Erschütterungen, die eines Tages, ganz im Unscheinbaren, die vollzogene Handlung des Übertritts in die alte Kirche zur Ruhe brachte. Damit nun war das sonst kaum je stark bewegte Wesen Wasmanns völlig und aus der Tiefe mit sich selbst versöhnt. Ein Trost, der unerschöpflich ist, war ihm erschlossen, all sein Werk hinfort verklärt: die Kunst nicht nur, die er nicht um ein geringes mehr achtet als ein Handwerk, wie er sie denn auch nicht anders ausgeübt hat, auch das einfache Leben hier, sei es in München, sei es in Hamburg, wo er sich die Gattin wählt, und dann in Tirol, dahin er wieder reist, aber nun für immer. So fest wurzelt der Glaube in ihm, daß er kaum viel dazu tun muß, seine in

strengem Luthertum erzogene Frau und selbst deren Mutter in die katholische Kirche einkehren zu sehen. Er hat Kinder; umgeben von Liebe, rechtschaffen und fromm lebt er in Meran, Jahr um Jahr. Seinen Unterhalt erwirbt er sich durchs Malen: einen anderen Zweck sieht er nicht darin. Die Leute lassen sich von ihm abkonterfeien, ganz gewiß aber lassen sie ihre Toten malen, und wer sollte das sonst tun als Meister Wasmann? Den „Totenmaler von Meran" nennen sie ihn darum. Diese Arbeit ist ihm recht, nach Ehren fragt er nicht, Ruhm galt ihm nie etwas. Wie einen der alten Steinmetzen und Bildner, die an den Kathedralen ihre Heiligengestalten gefertigt hatten, ausschließlich Gott, nicht sich zur Ehre, müssen wir uns den alten Mann auch denken, seinem schlichten Handwerk nachgehend. In den Gassen und Lauben der schönen Stadt sehen wir ihn flüchtig kommen und gehen, oder in der Wirtsstube sitzen, plaudern, trinken, zeichnen, oder in der Kirche inmitten der Seinen an dem Platze, den sein Namensschild anzeigt, andächtig lauschen, singen, knien. Aber manchmal, da erwachts in ihm von früh her, da muß er wieder hinauf auf die Berghäupter, den Ranzen umgetan, den Stock in der Faust, mit starken Schuhen, hinansteigen die höchsten schneeigen Flächen, der Sonne entgegen, die über den fernen Gletschern heraufkommt, erhabener Gefühle, vergessener Jugendtage, uralten Lebens das Herz voll, das ihm bewahrt bleibt, rein und fromm, bis an die Todesstunde.

Wer die Gnade hat, der hat auch das Leben und vielleicht nur er. Erst betritt die Seele die himmlische Stadt, ehe sie sich auf Erden zu wohnen anschickt. Wessen Seele das nicht weiß, der wird hier niemals eine wahre Heimat haben.

Felix Braun

Paul Wiegler

Vor mehr als zehn Jahren tauchte er als junger Schriftsteller auf. Er kam aus Frankreich und brachte Laforgue und Barrès mit, den Melancholiker des grotesken Spleens und den pathetischen Ideologen.

Er liebte sie mit einer Hingabe, die in einer tiefen Weichheit und reinen, ehrgeizlosen Liebe zum Geistigen verankert war. Mit diesen Eigenschaften war er der geborene Philologe, man konnte ihm eine glänzende Zukunft als Übersetzer, Forscher und Erklärer, oder mit einem Wort als Kritiker zuschreiben. Er besaß eine Belesenheit und eine Kenntnis der französischen Jahrhunderte, der kein Romanist vom Fach standgehalten hätte.

Schon damals wertete er Daten als geistige Fakta, als kurioses, leidenschaftliches, tragisches, anekdotisches Material zum Aufbau der seelischen Strukturen, und er griff in ein Jahrhundert hinein, um die entferntesten Momente nebeneinander zu stellen und das Theater menschlicher Zustände und Regungen zu öffnen. Er ließ Figuren tanzen — aber der Fäden in seiner Hand waren zu viele, die Figuren nahmen sich das Licht, sie wechselten zu rapid: er schrieb einen dunkeln, häufenden Stil, den nur verstanden hätte, wer seine Kenntnisse besaß und in einem Wort einen bestimmten Vorfall, in einer Zeile eine bestimmte Biographie erkannte. Laforgue und Barrès waren bei aller Zusammendrängung Lateiner, Wiegler wurde nur noch gotischer und krauser, der starke Künstler in ihm ließ sich bloß ahnen.

Er mag viele und weitschauende Pläne in sich getragen haben, aber er verstummte, zehn Jahre vergingen, nun hat er wieder ein erstes Buch geschrieben: „Figuren" (Weiße Bücher, Leipzig).

In einem Vorwort spricht er von dieser Pause, er deutet sie mit einem Worte an: „Widerwärtigkeiten." Sie setzen wohl eine seelische Struktur voraus, die sie Ein-

fluß gewinnen ließ. Man schränkt einen Menschen nach der Seite der Energie ein, man setzt ihn nicht herunter, wenn man ihn weich nennt. Es läßt sich ein tragischer und schwerer Kampf um die Kraft des Formens vermuten. Er wurde tapfer zu Ende gekämpft und der Ideologe sagt selbst, daß ein Mensch aus ihm geworden ist, nichts als ein Mensch, der auf den eigenen „Wahn des Hirns" befremdet zurückschaut, dem nur noch leise, einfache Dinge, ein Kind, ein Abend über der Stadt, wertvoll scheinen.

Ich glaube nun zwar, daß ein Verzicht auf die steile, zerklüftete Welt der abstrakten Gedanken nicht in jeder Hinsicht ein Fortschritt ist; ich glaube, daß ein Durchbruch in die sanften Ebenen des Menschlichen mehr ein Erlebnis der Güte als der Kunst ist, und ich finde in diesen neuen „Figuren" ein Zuviel an Beruhigung, ein Zuwenig an Bewegtheit; aber ich finde auch, daß um diesen Preis ein Profil gewonnen, eine Sicherheit erlangt, eine künstlerische Ader geöffnet ist.

Vor allem ist eines vermieden worden: die Entwicklung hat sich nicht der Realistik zugewendet, sondern die Linie der Seele behauptet, und wenn Wiegler den Roman veröffentlicht, den er im Vorwort verspricht, wird man vermutlich ein Buch der Phantasie, voll leiser Melancholie und leiser Fröhlichkeit, ein Buch des unheftig Dichterischen lesen; die Gestalten werden schicksalhaft sein.

Die „Figuren" geben sich als Vorbereitung darauf. Sie sind alle historisch, wie wir alle historisch sind: wir sind dagewesen. Jener Böhme unter ihnen hat nur eine Sängerin töten wollen und ist gerade noch wirklich genug, um seinen Namen übers Kapitel zu setzen; aber jener Höllenmaschinenschmuggler tritt so sehr hinter der Beschreibung der sinnlosen Katastrophe zurück, daß er nicht einmal zur Überschrift nötig ist. Casanova, der Groß-Kophta, Disraeli, Napoleon, Barnum, Booth, Marquis des achtzehnten Jahrhunderts, Anarchisten des neunzehnten, Chateaubriand, Byron, — das ist das bunte Durcheinander eines Buches, das doch nicht bunt und führungslos wirkt. Warum? Weil sie durch ein Gemeinsames zusammengehalten werden, ihre Verlorenheit in Zeit und abermals Zeit.

Seltsame Technik, die nichts so sehr vermeidet, als diktatorisch, balzachaft aus Umständen und Verhältnissen die Charaktere aufzubauen. Unpersönlich, schemenhaft leben sie in der Spanne zwischen Geburt und Tod, als lohne es sich nicht, viel von ihren Erregungen zu sagen. Weder ihr Abenteuerliches noch ihr Herrisches werden gegeben — Menschen, weil sie Figuren sind. Aber auch nicht die Hand, in der die Fäden liegen, wird sichtbar; hier ist ein Schriftsteller, der sich nicht zum Vertreter ihres Gottes macht. Das ungenannte, das selbstverständliche Sterben der Erscheinungen ist hier künstlerische Manier geworden.

Otto Flake

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

BINDING DEPT. JUL 7 - 961

AP
30
N5
1917
Bd.1
Heft 1-3

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY